F. L. Juler.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus

und seine Zeit.

Zweiter Band.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus

und seine Zeit,

nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt

von

Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg,

Doctor der Theologie, des Kirchenrechtes und der Philosophie, der letztern ordentlichem, öffentl. Professor an der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg.

Zweiter Band,

welcher Paulus' Leben von der Anstellung in Heidelberg (13. December 1810) bis zum Tode (10. August 1851) enthält.

Stuttgart.

Verlags-Magazin.

1853.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Vorwort.

Die wichtigen, der vorliegenden Biographie zu Grunde liegenden Quellen wurden schon in der Vorrede zum ersten Bande *) aufgezählt. Die meisten und bedeutendsten, aus dem Paulus'schen Nachlasse vorhandenen, bisher ungedruckten Originalbriefe der ersten Celebritäten dieses Jahrhunderts beziehen sich auf den in dem vorliegenden zweiten Bande dargestellten Zeitraum, mit welchem das ganze Werk zum Abschlusse gebracht wird. Daher mußte eben dieser Band an solchen Mittheilungen besonders reich werden. Die Beziehungen unseres Paulus zu Göthe, Jean Paul, Johann Heinrich Voß, August Wilhelm und Friedrich von Schlegel wurden ihrer Wichtigkeit wegen in besondern Abschnitten behandelt. In gleicher Weise wurde auch seine Stellung zu seinen Collegen und Freunden in Heidelberg und den auswärtigen Collegen und Freunden in getrennten Abtheilungen behandelt und überall an der geeigneten Stelle eine Reihe von Briefen der ersten literarischen Größen unserer Zeit eingeschalten. Außer einer großen Anzahl von ungedruckten Briefen des berühmten Gelehrten, dessen Leben in diesen Blättern dargestellt wird, finden sich in diesem zweiten Bande schriftliche Aufzeichnungen, Diktate und Gespräche desselben, welche seine Ansichten über die wichtigsten politischen, religiösen, wissenschaftlichen, sittlichen und ästhetischen Fragen der neuesten Zeit enthalten. In der Vorrede zum ersten Bande hat der Verfasser dieses Werkes seinen Dank denjenigen verehrten Männern, von welchen er wichtige Urkunden zur Benutzung erhielt, ausgesprochen. **) Noch erwähnt derselbe dankbar den um die Bearbeitung der Kirchengeschichte des Mittelalters hoch verdienten Neffen unseres Paulus, C. U. Hahn, Doktor der Theologie und Diakonus zu Bönnigheim im Königreiche Württemberg,

*) S. VIII.—XII.
**) S. XI. u. XII.

sowie den vieljährigen Freund des Verstorbenen, den in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Abgeordneten, Dr. Kolb in Speier. Von beiden verdienstvollen Gelehrten hat er bedeutende und anziehende Briefe von Paulus aus späterer Zeit erhalten und benutzt. Dem Freunde der Wissenschaft werden die Beigaben des chronologischen Verzeichnisses der sämmtlichen, von Paulus verfaßten Werke und des alphabetischen Personen- und Sachregisters für beide Bände gewiß nicht unwillkommen sein. Mögen die vielen Freunde und Verehrer des Verewigten mit derselben Theilnahme auch den zweiten Band aufnehmen, welche in so erfreulicher Weise dem ersten zugewendet wurde!

Heidelberg, am 20. September 1853.

K. A. v. Reichlin-Meldegg.

Inhalt.

§. 1.

Allgemeine Zustände. Baden. Carl Friedrich. Heidelberg. v. Reizenstein.

Als Würzburg 1806 an Toskana übergegangen war, wurde Paulus von der baierischen Regierung als Staatsdiener übernommen, und wirkte in diesem Lande als Kreis- und Schulrath in Bamberg, Nürnberg und Ansbach zur höchsten Zufriedenheit der ihm vorgesetzten Behörden im Laufe von vier Jahren (1807—1811.) So trefflich sich derselbe auch mit seinem klaren und scharfen Verstande in die ihm neue Wirksamkeit schickte, so war sie doch weder seinen ursprünglichen Studien, noch seiner inneren Neigung gemäß. Der Widerwille gegen den praktischen Beruf war die Ursache, daß er den, durch die Vermittlung seines warmen Freundes und Verehrers, Freiherrn Sigmund von Reizenstein, des damaligen badischen Staatsministers, ihm zu Theil gewordenen Ruf nach Heidelberg mit Freuden annahm. Die Ernennungsurkunde ist vom 13. Dezember 1810 und von Reizenstein's unmittelbarem Amtsnachfolger, dem Freiherrn von Andlaw, unterzeichnet.

Die ihm ausgeworfene Besoldung lief erst vom 23. April 1811. So konnte Paulus, dem bei seiner eigenen und seiner Frau schwächlichen Gesundheit das Reisen im Winter bedenklich schien, noch in seinem Wirkungskreise zu Ansbach bis im Frühjahre 1811 bleiben, in welcher Zeit er mit seiner Frau, seinem Sohne Wilhelm und seiner Tochter Sophie nach Heidelberg übersiedelte.

Er wählte gerade den rechten Zeitpunkt zu dieser Veränderung seiner bisherigen Thätigkeit; denn in Baiern hatten sich in jener Zeit die Verhältnisse so gestaltet, daß selbst seinem vieljährigen Freunde und Collegen Niethammer, dem Oberconsistorialrathe in München, ein Umtausch seiner einflußreichen Stelle in der baierischen Residenz wünschenswerth erschien. Schon am 11. Januar 1811 schrieb Niethammer an

Paulus: „Ich freue mich in Ihre Seele, und danke Gott, wie für meine eigene Erlösung, nach der ich seufze, für Ihre Erlösung" ...... „An den Glückswunsch unmittelbar schließt sich ein tiefgerührter Dank für den neuen Beweis Ihrer seit 20 Jahren in so mannigfaltigen Lagen erprobten Freundschaft für mich. Sie können nicht einmal wissen, was für ein neues Verdienst Sie sich um mich erwerben, indem Sie ein Ihnen entbehrlich gewordenes Glück [1]) mir zu meiner Erlösung zuwenden wollen. Ich greife mit beiden Händen nach Ihrem Anerbieten, und bitte Sie, für mich in dieser Sache zu thun, was Sie nur können. Wie sehr ich dieser Hülfe bedürftig bin, will ich Ihnen mit Wenigem erzählen. Jacobs Weggehen von hier mußte ich als das Signal ansehen, daß die Sache verloren ist, für die ich seit vier Jahren — Gott weiß es, mit welcher Anstrengung! gearbeitet und gekämpft, getragen und geduldet habe. Nicht der Verlust von Jacobs an und für sich (obgleich er mir für meine Person und für meine Zwecke der empfindlichste ist, der mich hier getroffen hat) ist es, was mich mit einemmal so ganz muthlos macht, sondern die Maxime, die sich dabei geoffenbart hat, und die ich seitdem in allen Schritten (konsequenter, als man sonst zu sein pflegt) befolgt sehe. Meine Hoffnung, durch Herstellung einer eigentlichen Universität in diesem Lande für einen sicheren Anker des Schiffleins zu sorgen, das ich steure (in welcher Beziehung ohne Zweifel das Morgenblatt mich einmal als Steuerrath aufgeführt hat) ist fast ganz verschwunden. Derselbe Beamte, der Landshut mit einer jährlichen Revenüe von einigen 10,000 fl. zu einer Handwerksoffizin organisirt und secirt hat, wird dem armen Erlangen wahrscheinlich noch viel übler mitspielen. Nur mit Noth und List habe ich erreicht, daß der akademische Senat nicht gleich im ersten Rescript dem Kreiskommissariat subordinirt wurde. Ex ungue leonem! Wie mir's mit meinen übrigen Mühen und Sorgen um die Studienanstalten geht, darüber bedarf es bei Ihnen keiner neuen Litaneien, so wenig, als über die Stimmung, die in Absicht der norddeutschen Fremden [2]) hier noch fortdauernd

---

[1]) Paulus hatte einen Ruf nach Greifswald erhalten, und wollte, da er die Stelle in Heidelberg vorzog, nun nach jener nordischen Stadt seinen alten Freund, Niethammer, empfehlen.

[2]) Ungeachtet Niethammer, wie Paulus, ein geborener Württemberger war, (geb. 1766 zu Beilstein in Württemberg) war er doch schon seit 1793 Professor der Philosophie in Jena, wo er bis 1804 blieb. In dieser Hinsicht zählte er sich in München zu den norddeutschen Fremden. Seit 1804 ord. Professor der Theologie und baierischer Consistorialrath in Würzburg, war

wirkt, und sich in Chikanen und Rechtsverletzungen gegen Jacobs zuletzt noch in einem solchen Grade gezeigt hat, daß ihm Aretin noch persönlichen Arrest anthun lassen konnte, und der Unschuldige nur durch einen unmittelbaren Machtspruch des Königs die Freiheit, aus dem Lande zu gehen, nachdem er seinen förmlichen Abschied mehrere Wochen vorher erhalten hatte, erlangen konnte, und gleichwohl eine Caution von 1000 Thalern zurücklassen mußte" . . . [3]) „Abgesehen also von allem Andern, was mir meine Lage, die sonst so hohen Werth für mich haben könnte, verbittert und unerträglich macht, bestimmt mich schon dieser Vorfall allein, mich von hier wegzubegeben. Ich habe deßwegen um eine theologische Professur in Erlangen förmlich angehalten. Da nun Erlangen von mir nur in Ermangelung eines Bessern ergriffen wird, und ich bei Weitem lieber das ganze Land, als nur die Residenzstadt, räume, so werden Sie nach diesen Aufschlüssen um so weniger zweifeln, daß es mir angenehm ist, wenn Sie einen Ruf für mich nach Greifswald bewirken können. Sie sehen jetzt erst die ganze Größe der Wohlthat, die in Ihrem freundschaftlichen Anerbieten für mich liegt, und ich kann Sie nicht dringend genug bitten, eindringlichst für mich zu sprechen." Niethammer blieb ungeachtet dieser Klagen, da sich die Ansichten der Regierung inzwischen geändert hatten, in dem Studienrathe zu München. Er schrieb unter dem 14. Mai 1811 an Paulus in Heidelberg: „Damals (im Januar) standen die Sachen sowohl hier, als in Greifswald, ganz anders. Hier war unsere Sache contra Aretinum noch in einer bedenklichen Lage.

---

er nach dem Uebergange dieser Universität an Toskana seit 1807 Centralschul- und Studienrath zu München.

[3]) Die ganze Geschichte des Abzuges des gelehrten und durch seinen Charakter liebenswürdigen Friedrich Jacobs, mit dem auch unser Paulus in freundschaftlicher Correspondenz stand, ist in den „Personalien, gesammelt von Friedr. Jacobs," Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung, 1840, S. 98—125 erzählt. Sie macht Jacobs die größte Ehre. - Man haßte in München damals von einer gewissen Seite her die Fremden, die Protestanten und die Feinde Napoleons. Jacobs wurde zu gleicher Zeit als angeblicher Freund der österreichischen Sache und als Protestant verfolgt. Die Altbaiern rühmten sich zudem, Napoleonisten zu sein. Unter den Angeklagten befanden sich außer dem Präsidenten der Akademie, Jacobi, und ihrem Generalsekretär, Schlichtegroll, auch Jacobs, der Hofrath Breyer, Geheimerrath Feuerbach und Kirchenrath Niethammer. (Jacobs Personalien, S. 109.) Den 2. Dezember 1809 verließ Jacobs München, und kam am 7. d. M. in Gotha an, wo er in seinen neuen Wirkungskreis als Oberbibliothekar eintrat.

Damals wurde hier der Dolch noch erst geschliffen, der uns den Garaus machen sollte, und der sich so wunderbar umgekehrt hat. Seitdem ist ein ganz anderer Zustand eingetreten, der auch meine Lage bedeutend verbessert hat, indem gewissen Leuten der Zentnerstein vom Herzen gefallen war, unter dessen Druck sie sich beugten, als sie auf mich zu drücken beliebten. Damals war dagegen dort noch Ruhe und Friede, wo jetzt Besorgnisse aller Art drohen." Niethammer erhielt den Ruf nach Greifswald wirklich, und zeigte dieses in einer Bittschrift, seine Stellung in München betreffend, der hohen Regierung an. Hierüber schreibt er an Paulus 14. Mai 1811: „Diese Bittschrift hatte mich in den Vortheil gesetzt, daß der Minister selbst mich rufen ließ, um von mir die Gründe meiner Unzufriedenheit zu hören, und mich auffoderte, zu erklären, was ich denn verlangte, um mich zufrieden zu stellen. Beides legte ich in zwei verschiedenen Promemorias dem Minister vor; in dem einen Promemoria stand W.....s Entfernung aus der Studiensection oben an...." „An W.....s Stelle tritt der Kreisschulrath Hauptmann in die Studiensection ein. Dies ist ein großes Glück mehr, weil ich bei diesem Collegen gewiß sein kann, nicht nur keine Einmischung einer unlautern Persönlichkeit zu erfahren, sondern auch den schändlichen Zusammenhang vernichtet zu sehen, den der als Oberkirchenrath abtretende College mit allen Unzufriedenen zu unterhalten wußte."

Paulus nahm die höchste Achtung und Zufriedenheit aller wahrhaft Gutgesinnten mit sich in seinen neuen Berufskreis. In mehreren öffentlichen Urkunden [4]) hatten diese Gefühle sein König Maximilian I. und die damaligen Minister ausgesprochen. Sein Freund Niethammer schrieb ihm in dem angeführten Briefe: „Für mich werde ich nie anders, als mit Schmerz daran denken können, daß ich an Ihnen den einzigen wahren Mitarbeiter in dem Weinberge des Herrn verloren habe. So Vieles, was seit vier Jahren besser geworden ist, ist es nur durch Ihre Vorbereitungen geworden. Was Sie zuletzt noch zur Vollziehung vorgearbeitet haben, will ich gewiß mit aller Sorgfalt pflegen, damit insbesondere in Nürnberg, das sich Ihre Zuneigung zu gewinnen gewußt hat, Ihr Andenken im Segen bleibe."

Am 12. November 1811 schickte Niethammer sogar seinen eigenen Sohn zum Studium an die Universität Heidelberg. Er schrieb an diesem Tage von Heilbronn aus an seinen alten Freund: „Es ist allerdings

---

[4]) Man sehe Bd. I, S. 427 und 428.

schmerzlich für mich, Heidelberg so nahe zu sein, und Sie doch nicht zu sehen. Aber der Himmel selbst hat das veto aus den wassersüchtigen Wolken heraus so nachdrücklich ausgesprochen, daß ich nicht dagegen aufkommen kann. Ich verzichte also auf die Reise, und schicke von hier aus meinen Sohn allein ...." „Wie wir jetzt unser Wesen in Baiern treiben, darüber hätte ich Ihnen — zum Jammer und vielleicht zum Aerger der kleinen, herzigen Frau — eine Menge erzählt, wenn ich Sie erreicht hätte; zum Schreiben aber ist ein solcher Katzenjammer nicht. Im Allgemeinen kann ich aber doch soviel rühmen, daß seit der Zeit, da ich die katholische Kirche in Baiern mit dem berühmten Schullicht habe beseeligen helfen, die Schulen daselbst einige Aussicht mehr haben, daß es bei Ihnen Tag werden werde."

So gehörte nun Paulus seit dem Mai 1811 einem neuen Lande und einem neuen Wirkungskreise an.

Das Großherzogthum Baden, in welches derselbe als Lehrer eintrat, und in welchem er sein thatenreiches Leben bis zu seinem Abschlusse fortführen sollte, ist einer der schönsten und gesegnetsten Theile unseres Deutschlandes. Im warmen Süden dieses Landes gelegen, westlich vom Rheine, der es von Frankreich und Rheinbaiern trennt, südlich von diesem Strome, vom Bodensee und der Schweiz, östlich von Würtemberg, Baiern und Hohenzollern, nördlich vom Main, Baiern und dem Großherzogthum Hessen eingeschlossen, dehnt sich Baden in der ganzen Länge seiner Gränzen beinahe 340 Stunden aus, und umfaßt mehr, als 272 Quadratmeilen Flächeninhalt. Ein schöner, gewerbthätiger und geistig regsamer Menschenstamm von nahe an 1,300,000 Einwohnern bewohnt seinen an allen Segnungen der Natur reichen Boden.

Noch lebte Badens unsterblicher Regent, Carl Friedrich, als Paulus, der neue Universitätslehrer in Heidelberg, den badischen Boden betrat. Seit mehr, als einem halben Jahrhunderte, regierte jener das Land, zu dessen Wohlstand und Gedeihen er den Grund legte, das er von seinen kleinen Anfängen bis zu seinem späteren bedeutenden Umfange wachsen sah.

Carl Friedrich, den 22. November 1728 zu Karlsruhe geboren, war noch nicht vier Jahre alt, als sein Vater, Friedrich, der Erbprinz der kleinen baden-durlachischen, evangelisch-protestantischen Markgrafschaft, in blühender Jugend starb. In dem alten Schlosse Karlsburg zu Durlach von seiner Großmutter Magdalene Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Oranien, bis ins fünfzehnte Jahr erzogen, durch Reisen

bis zum 18. Jahre gebildet, trat er die Regierung der baden-durlachischen Markgrafschaft 1746 selbstständig an. Damals zählte das Land, das später zu einer mehr, als 10mal, so großen Bevölkerung erwuchs, nicht mehr, als 90,000 Einwohner. Die treffliche Erziehung der Großmutter, die durch das Studium der Werke berühmter Physiokraten genährte Begeisterung für Bürgerwohl und Bürgerglück durch Hebung der Landwirthschaft und Gewerbthätigkeit, die Verbindung mit seiner ihm 1751 angetrauten, edeln Lebensgefährtin, Caroline Louise von Hessen-Darmstadt, waren Veredlungs- und Stärkungsmittel seiner ausgezeichneten Natur. Schon im Jahre 1750 erschien eine heilsame, nachdrücklich ausgeführte Verordnung gegen nächtliche Einbrüche und Diebereien. Eine bessere Hofgerichtsordnung wurde gegeben. Eine gute Communordnung traf 1760 für bessere Besetzung der Stellen der Ortsvorgesetzten die geeigneten Maaßregeln, die Brandassekuration und Dienerwittwenkasse wurden gegründet, die Landwirthschaft nicht nur durch Gesetze, sondern durch praktisches Eingreifen [5]) gehoben, endlich 1767 die Folter abgeschafft. Nach der Schulkandidatenordnung von 1757 ward das Unterrichtswesen verbessert und ein neuer besserer Schulschematismus im ganzen Lande 1769 eingeführt. Das Gymnasium in der Residenz und die Mittelschulen in den Landstädten wurden verbessert, die Hofbibliothek erweitert, die Finanzen gehoben und Baden eine würdige Stellung im deutschen Reiche gesichert. In den altbadischen Ländern wuchs während der jugendlichen Regierung Carl Friedrichs der Wohlstand, daß die Basler von den Bauern des Oberlandes sprichwörtlich sagten: „Wenn der Markgräfler zehn Jahre lang Frieden behält, so fährt er mit einem silbernen Pfluge ins Feld.“ [6]) Seit dem Tode August Georgs (gest. 21. Okt. 1771) regierte Carl Friedrich nun auch über die mit seinen Landen vereinigte baden-badensche Markgrafschaft der katholischen Linie seines Hauses. In seiner Anrede zu Rastadt bei der Huldigung des dortigen Ministeriums und der Ersten des Hofes sprach er die denk-

---

[5]) v. Drais, Gemälde aus dem Leben Carl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden. Zur Säkularfeier der Geburt des unvergeßlichen Fürsten. Mannheim, Schwan- und Götzische Hofbuchhandlung, 1829, S. 22—26.

[6]) Badische Landesgeschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Josef Bader. Mit sieben Karten. Freiburg im Breisgau, Herdersche Kunst- und Buchhandlung, 1834, S. 568.

würdigen Worte: „Es muß ein unumstößlicher Grundsatz bei unsern spätesten Nachkommen bleiben, daß das Glück des Regenten von der Wohlfarth des Landes unzertrennlich sei." 7)

Am 23. Juli des Jahres 1783 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und die Freizügigkeit den Unterthanen gewährt. In seinem berühmten Antwortschreiben von 1783, das er an die dankenden Einwohner Badens richtete, sagte der edle Fürst: „Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, gesitteten, christlichen Volk noch immer mehr heranwachsen machen! Das ist mein Verlangen, das sind meine Wünsche!" Die vereinigten Markgrafschaften waren 1790 auf eine Einwohnerzahl von 201,293 gestiegen. Die 1771 erhaltenen Theile der baden-badenschen Markgrafschaft zeigten sich in politischer, finanzieller, intellectueller und religiöser Hinsicht ungleich verwahrloster, als das kleine ursprüngliche Stammland Carl Friedrichs. Durch seine unausgesetzten Bemühungen hob sich bald der beiden Markgrafschaften Wohlstand so merklich, daß sie längst beim Ausbruche der französischen Revolution zu einem schönen, untheilbaren Ganzen verwachsen waren. Während der harten Schläge, welche das deutsche Vaterland durch die französische Revolution trafen, benahm sich Badens Fürst auf eine, eines deutschen Regenten würdige Weise. Als im Juni 1796 der Uebergang der republikanischen Franzosenarmee am Oberrheine erfolgte, floh Carl Friedrich mit der Fürstenfamilie ins Ansbachische, wo er nach einer glaubwürdigen Nachricht die ersten schimpflichen Friedensbedingungen mit den Worten zurückwies: „Ich bin ein deutscher, freier Fürst, und will in dieser Ehre sterben." Der Friede von Campo Formio 1797 enthielt im Wesentlichen den deutschen Reichsfrieden. Längere Bedenklichkeiten hätten Baden den Todesstoß gegeben. Der Markgraf stimmte unbedingt bei. In Folge des Lüneviller-Friedens und des zu Regensburg zu Stande gebrachten Reichsdeputationsrecesses vom 25. Februar 1803 wurde Baden die Kurwürde mit bedeutenden neuen Ländererwerbungen verliehen. Das wichtigste neue Besitzthum war die diesseitige Rheinpfalz mit den Hauptstädten Mannheim und Heidelberg. Der neue Kurstaat enthielt außerdem die angränzenden Reste der säkularisirten Bisthümer von Speier, Straßburg, Basel und Constanz, die zwischen dem Badischen gelegenen Nassauischen und Hessendarmstädtischen Reichsstädte und eine Menge reicher Abteien. Baden, der kleinste Kurstaat Deutschlands, war

7) v. Drais a. a. O. S. 41.

im Vergleiche zur frühern Markgrafschaft ungefähr um das Doppelte größer geworden. Vom Februar bis Mai 1803 erschienen die von einer weisen Regierung den geistigen Fortschritt des Volkes und sein materielles Wohlsein bezweckenden 13 Organisationsedikte. Das bei einem Gränzlande immer doppelt nothwendige, umsichtige Benehmen Badens verschaffte ihm, als einem Mitgliede des durch den allmächtigen Protektor, Napoleon Buonaparte, geleiteten Rheinbundes, durch den Preßburger Frieden (1805) den neuen großen Zuwachs des Breisgaus und der Ortenau. Da schon in diesem Frieden die Kurfürsten von Baiern und Württemberg den Königstitel sich beigelegt hatten, und damit Souveräne geworden waren, so führte auch Carl Friedrich seit dem 10. Januar 1806 den Titel: „Des heiligen römischen Reiches souveräner Kurfürst." Des französischen Kaisers adoptirte Tochter, Stephanie Louise Adrienne, wurde schon am 8. April 1806 mit dem Erbprinzen Carl, des Kurfürsten Enkel, vermählt. Nach der Bundesakte von 1806 erhielt Carl Friedrich den Titel Großherzog. Zu seinem Lande kamen das Fürstenthum Heitersheim, kleine württembergische Bezirke, zwei Deutschordenscommenden und die Hoheitsrechte über die mediatisirten Fürstenthümer, Fürstenberg, Leiningen und mehrere andere Herrschaften. So verdoppelte sich abermals der ursprüngliche Kurstaat. Franz II. legte am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder. Der deutsche Reichskörper hatte geendet. Eine neue Zeit war herangebrochen. Carl Friedrich regierte als Großherzog und Mitglied des Rheinbundes sein so bedeutend vermehrtes Land. Die Aufgabe war schwierig, gegen einen so mächtigen Verbündeten, der in der Verwandtschaft einen Grund mehr zur Einmischung in die Landesangelegenheiten finden konnte, die Selbstständigkeit des Landes zu wahren. Seit dem Frühjahre 1808 nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Sein Enkel Carl führte die Geschäfte im Namen des alternden Fürsten.

Paulus war kaum einige Wochen als Lehrer im Lande, als Carl Friedrich, einer der besten und verständigsten, deutschen Fürsten, am 10. Juni 1811 die Augen für immer schloß!

Ein Lieblingskind dieses mit Wärme die Wissenschaft und Kunst fördernden Regenten war die seit dem Reichsdeputationsreceß von 1803 an Baden übergegangene Universität zu Heidelberg.

Die älteste Hauptstadt der Kurpfalz, über 500 Jahre lang bis zum Jahre 1720 Residenz der Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein, liegt am linken Ufer des Neckars, an der Mündung des Neckarthales in das Rhein=

thal. Das an seinem Ausgange breiter werdende Thal wird nördlich vom Neckar durch den Heiligenberg, südlich vom Geisberge begränzt, auf welchem die weltberühmten Ruinen des Schlosses und über diesen der hoch emporragende Königsstuhl die an den Bergabhang sich anschmiegende Stadt weit überragen. Wenige Ansichten von reizenden Gegenden werden denen Heidelbergs, vom Geisberge sowohl, als vom Heiligenberge aus, zu vergleichen sein.

Diese mit den größten Wundern der Natur reich gesegnete Stadt von etwa 14,000 Einwohnern ist nach Wien, (gestiftet 1365) die älteste und, wenn man Prag (gestiftet 1348) als deutsche Hochschule betrachten will, die dem Alter nach dritte Universität Deutschlands.

Den Gedanken zur Stiftung der Universität Heidelberg faßte Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz im Jahre 1385. Die Lage der Stadt und der Wunsch des Fürsten, den schön gelegenen Ort durch neue Nahrungsquellen zu heben, bestimmten ihn dazu. Nach damaliger Sitte bestätigte Urban VI., der römische Bischof, diese Stiftung (1386). Die Stiftungs- oder Bestätigungsbulle des Papstes bemerkt, daß Heidelberg für eine Universität alle äußern Erfordernisse besitze, eine bequeme Lage, gesunde Luft, Reichthum an Nahrungsmitteln und eine Fülle von allen zum menschlichen Leben gehörenden Dingen [8]) habe. Unter dem ersten Rector, Marsilius von Inghen, waren schon im Stiftungsjahre der Universität 525 Studenten. Diese, nach dem Vorbilde der Pariser-Akademie eingerichtet, zerfiel schon damals in 4 Facultäten, deren Studirende in besondern Häusern oder Collegien (Bursen) wohnten, wo sie unter der Aufsicht der Lehrer zusammen lebten. Während wechselvoller Schicksale, welche oft die Existenz der Hochschule bedrohten, zeichnete sich diese beinahe immer durch berühmte Lehrer und Schriftsteller aus, deren Namen nicht nur in der Erinnerung dankbarer Schüler, sondern in dem Buche der Gelehrtengeschichte für alle Zeiten fortleben. Die Namen Marsilius von Inghen, Dionysius Reuchlin, Joh. Wessel, Wimpfelin, Spengel, Sebastian Münster, Simon Grynäus, Peter Lotichius, Jakob Micyllus, Friedrich Sylburg, Xylander, Melissus, Ursinus, Olevianus, Janus Gru-

---

[8]) In villa Heydelberg, heißt es in der Stiftungsbulle Urbans VI., tamquam insigniori et magis ad hoc accomoda et idonea, in qua aëris riget temperies, victualium ubertas, caeterarumque rerum ad usum humanum pertinentium copia reperitur.

terus, Godofredus, M. Freher, Samuel Pufendorf, Heidegger, Hottinger, Johann Ludwig Fabricius, Ezechiel Sparrenheim und viele Andere glänzten in den Jahrbüchern der Universität vom Ende des vierzehnten bis ins siebenzehnte Jahrhundert. Als die große Kirchen- und Glaubensverbesserung im sechszehnten Jahrhunderte mit ihren wohlthätigen Folgen auch die Bewohner der Pfalz ergriff, da wehte bald der mächtige Geist derselben auch in den Lehrern ihrer Hochschule. Sie kämpften mit Muth und Kraft für Licht und geistige Freiheit. Vom Geiste der neuen Lehre ergriffen, sagte der edle Kurfürst, Otto Heinrich, in der Reformation vom Jahre 1558: „Da besonders die facultas theologica nicht dermaßen, wie sich bei der hellen Lehre des heiligen Evangelii wohl gebühret, geordnet und versehen ist, so finde ich mich genöthigt, kraft des mir obliegenden hohen kurfürstlichen Amtes solche Gebrechen abzustellen.“ Im westphälischen Frieden (1648) erhielt das Prinzip der freien Vernunftforschung in den heiligen Büchern, das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, das seit Jahrhunderten zu den Marterkammern der Inquisition seine muthigen Bekenner geführt hatte, nicht nur, wie früher durch den Passauer-Vertrag (1552) und den Augsburger-Religionsfrieden (1555) neben dem Autoritätsprinzip des alten Glaubens staatsrechtliche Duldung, sondern von jetzt an gleiche Berechtigung. Kurfürst Karl Ludwig, aus dem Reiche seiner Väter durch den dreißigjährigen Krieg verjagt, wurde durch den westphälischen Frieden in sein altes Besitzthum eingesetzt. Nach dem Patente vom 1. Sept. 1652 aber ward von ihm die Hochschule aufs Neue gegründet und ausgestattet. Selbst an Spinoza erging ein Ruf.

Als die Pfalz den Verwüstungskrieg Ludwigs XIV. bestanden hatte (1688—1693), zeigte sich der Kurfürst, Johann Wilhelm, für Erweckung und Erhaltung ihres Glanzes aufs Neue thätig. Im achtzehnten Jahrhunderte war die Universität, seither ein kräftiger Stützpunkt des deutschen Protestantismus, durch die Bemühungen der Jesuiten in merklichem Abnehmen. Den letztern hatte es die Stadt zu verdanken, daß der Kurfürst, Carl Philipp, die in der h. Geistkirche 1705 aufgebaute Scheidewand, welche den Chor der Katholiken vom Langhause der Reformirten trennte, am 4. September 1719 mit Gewalt niederreißen ließ, den Katholiken allein übergab, und, vom Reichskammergericht zur Herstellung des verletzten Eigenthumsrechtes verurtheilt, die Residenz der Kurfürsten der Pfalz 1720 nach Mannheim verlegte. Auch unter Carl Theodor, dem letzten Kurfürsten, dauerten die Einflüsse der geschäftigen Jesuiten-

freunde fort. Die mächtige Revolution Frankreichs vollendete den Jammer, der über die Hochschule hereingebrochen war. Durch die Abtretung des linken Rheinufers an dieses Land, durch die Zerstücklung der Pfalz verlor die Universität ihre meisten Einkünfte. In Folge des Lüneviller-Friedens kam die diesseitige Pfalz an Baden, ohne daß der Deputationshauptschluß vom Jahre 1803 für die Fortdauer der Universität eine hinreichende Garantie gab. „Doch die beste Gewährleistung," sagt eine der ersten Zierden der Hochschule Heidelbergs [9]) „für das Heil der Universität lag in dem Geiste des Hauses, welchem Heidelberg zur Entschädigung angewiesen wurde, in dem Charakter des Markgrafen, damals Kurfürsten, Carl Friedrichs von Baden, des neuen würdigen Fürsten des Landes. Auch diesmal hatte der Genius der Universität mit alter Treue gewacht. Ein Haus kam zur Regierung, welches sich von jeher durch ächt christliche Frömmigkeit, durch Eifer für die Wissenschaften ausgezeichnet hatte, ein Fürst, welcher selbst ein tiefer Kenner der Wissenschaften, desto einsichtsvoller und kräftiger für die Heiligthümer derselben Sorge trug. Karl Friedrich wurde der zweite Stifter derselben durch eine neue Ausstattung, neue Gesetze, durch die Ergänzung der bei der Universität angestellten Lehrer."

Vermittelst des 13. Organisationsediktes vom 9. Mai 1813 ward von dem unvergeßlichen Fürsten die Universität Heidelberg neu begründet und hergestellt. Eine aus Katholiken, Lutheranern und Reformirten gemischte Section sollte die theologische Facultät mit neun Lehrstühlen bilden. Der Einfluß des Confessionsunterschiedes für die Besetzung der Lehrstühle in den übrigen Facultäten wurde aufgehoben. Die juristische Facultät sollte aus 5, die medicinische aus 6 ordentlichen Professoren bestehen. Neben der philosophischen Facultät ward noch eine staatswirthschaftliche. Jene sollte 6 bis 7, diese 3 bis 4 ordentliche Lehrer haben. Karl Friedrich war Rector der Hochschule. Der Prorector hatte „die Direction der ganzen Anstalt" an des Regenten Stelle, und war „so lange er im Amte stand, unter allen in Heidelberg angestellten Dienern, welchen höhern Personalrang sie auch hatten, der erste." Die Oberaufsicht erhielt das Geheimerathscollegium in Karlsruhe, in welchem zwei Geheimeräthe, der Staatsminister Freiherr von Edelsheim und der geheime

---

[9]) Carl Salomo Zachariä, für die Erhaltung der Universität Heidelberg. Im Namen der Lehrer der Universität ausgearbeitet, Heidelberg, Mohr und Winter, 1817, S. 7 u. 8.

Referendär Hofer, als Universitätsreferenten bestimmt waren. Die Dotation wurde anfangs auf 40,000, später auf 50,000 fl. gestellt, wovon 32,000 fl. für die Lehrer verwendet wurden. Seine, der Wissenschaft immerdar zugewendeten Gesinnungen sprach Carl Friedrich bei der Huldigung der Pfalz in Mannheim den Universitätsabgeordneten wiederholt am 7. Juni 1803 aus. Als das vorderösterreichische Breisgau Baden als neu angefallener Landestheil mit der Universität Freiburg huldigte, ging vermöge einer zweckmäßigen Verfügung die katholisch-theologische Facultät von Heidelberg nach der vorderösterreichischen Hauptstadt über. Die Sammlungen und Anstalten wurden in Heidelberg vermehrt, das philologische Seminar 1807 gestiftet und im nämlichen Jahre die Carl Friedrichsstiftung zur Belohnung für diejenigen Studirenden, welche die von den vier Facultäten alljährlich verkündeten Preisfragen lösen, gegründet. Eine aus vaterländischem Golde geschlagene Denkmünze von 10 Dukaten Werth ward zum Preise bestimmt. Aber was nützen alle Einrichtungen und Gesetze, was helfen alle Plane an Universitäten ohne diejenigen, welche nach diesen Einrichtungen wirken sollen? Alle, auch die besten Plane taugen bei schlechten Lehrern nichts. Dies sah Carl Friedrich vor Allem ein. Auswärtige bedeutende Lehrkräfte gewinnen und die schon vorhandenen achten und pflegen, war ein Hauptziel seiner auf Heidelberg gerichteten Bestrebungen. Dazu bedurfte er eines Mannes, der in seinen Geist einging und, wie er, von dem uneigennützigen Streben für des Landes geistiges und leibliches Wohl beseelt, in den Universitäten die Perlen des Landes, die Stütz- und Entwicklungspunkte der geistigen Freiheit, die höchsten Erziehungsinstitute der Menschheit erblickte. Dieser von Carl Friedrich mit dem Auge des Menschenkenners aufgefundene Mann war der Freiherr Sigmund von Reizenstein.

Seit dem Jahre der Wiedergeburt unserer Ruperto-Carola war der Name Reizenstein unzertrennlich mit der Universität verbunden. Alle, das Wohl der Hochschule bezweckenden Maaßregeln, alle Berufungen der Gelehrten, welche einen dauernden Glanz der Anstalt verliehen, gingen von ihm aus. Paulus kam durch seine einflußreiche und thatkräftige Unterstützung nach Heidelberg. Bis zu seinem Tode blieb er, selbst in der einsiedlerischen Zurückgezogenheit der letzten Jahre seines Lebens, für seine ihm so theure Hochschule am Neckar wirksam mit segensreichem Erfolge. Eine nähere Betrachtung seines für Baden im Allgemeinen und die Hochschule Heidelberg insbesondere unberechenbar nützlichen Wirkens und vielbewegten Lebens mag um so mehr hier die geeignete Stelle finden, als

über diesen merkwürdigen Mann nie etwas öffentlich bekannt gemacht worden ist, und sein Leben in so vielen Momenten mit dem unseres Paulus zusammenhängt.

Sigmund Carl Johann, aus dem altadeligen Geschlechte der Freiherren von Reizenstein, wurde am 3. Februar 1766 zu Nemmersdorf bei Baireuth geboren. Er verlebte seine erste Jugend in seinem Geburtsorte auf dem Lande, und erhielt zu seiner ersten Ausbildung nach der Sitte des Adels einen besonderen Hofmeister; übertraf diesen aber bald an gründlichem Wissen, indem sein feuriger, vorwärtsstrebender Geist sich durch Selbststudium da ausbildete, wo die Nachhülfe des Lehrers zu schwach war.

Mit 15 Jahren bezog er die Universität Göttingen und später auch Erlangen, wo er neben den klassischen Studien der allgemeinen Vorbildung sich besonders mit den Rechts- und Staatswissenschaften beschäftigte. Nach seiner Rückkunft bestand er seine Staatsprüfung 1784 in so glänzender Weise, daß er durch Decret des Markgrafen Alexander von Baireuth, kaum 18 Jahre alt, am 29. Mai jenes Jahres als Sekretär des damals in diesem kleinen Ländchen dirigirenden Ministers, Freiherrn von Seckendorf, angestellt wurde. Im Jahre 1789 ging er in badische Dienste über, indem er am 18. März jenes Jahres, mit der ehrendsten Anerkennung „seines," wie es in der Entlassungsurkunde heißt, „bisherigen Diensteifers, Fleißes, Application und sonstig rechtschaffenen und wohlanständigen Betragens, so wie dem vollkommensten Beifall und Zufriedenheit, auf sein Verlangen entlassen" und am 6. April als adeliger Hofrath mit Sitz und Stimme in dem Hofraths- und Hofgerichtscollegium zu Karlsruhe angestellt wurde. Am 13. Dezember 1790 ernannte ihn sein neuer Landesherr, der damalige Markgraf Carl Friedrich, zum wirklichen Kammerherren bei seinem Hofe. Schon im folgenden Jahre aber (26. September 1791) wurde ihm durch die Ernennung zum Mitgliede auf der Referentenbank des neu errichteten Revisionsgerichtes, dessen Präsident der Freiherr v. Edelsheim war, ein höherer Wirkungskreis zu Theil. Kein größeres Vertrauen aber konnte Carl Friedrich, dessen scharfblickendes Regentenauge überall den Tüchtigsten und Brauchbarsten fand, dem damals erst 26jährigen v. Reizenstein erweisen, als durch seine Ernennung zum Landvogte in der Landgrafschaft Sausenberg und Herrschaft Röteln, welche am 13. August 1792 erfolgte. Die Stelle eines Landvogts war in den markgräflichen Diensten eine der wichtigsten, zumal in der entlegeneren Landgrafschaft Sausen-

berg und Herrschaft Röteln. Sie entsprach der jetzigen Kreisregierung, hatte aber eine weit weniger beschränkte Competenz, als diese.

Der neue Landvogt, der mit allem Eifer der jugendlichen Kraft und juristischen Gewandtheit und Tüchtigkeit die neue, mit so vieler Gewalt versehene Stelle übernahm, ließ sich zu Lörrach, der Residenz der Grafschaft Sausenberg, nieder, von wo bald viele, das Wohl dieser badischen Provinz bezweckende Anordnungen ausgingen. In der Zeit seines Aufenthaltes als dortiger Landvogt (um's Jahr 1793) vermählte er sich mit einer Base, Fräulein v. Reizenstein aus Baireuth, mit welcher er in glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe bis 1830 lebte. Wie sehr ihn der Verlust seiner treuen Gattin darniederbeugte, geht aus einem Briefe an seinen Freund, den Geheimenrath Kopp in Mannheim, vom 16. Jan. 1830 hervor.

„Ich kann keine Worte finden," schreibt Reizenstein diesem seinem gelehrten und liebenswürdigen Freunde, der ihn zur Zerstreuung nach Mannheim einlud, „um Ihnen den Eindruck zu schildern, den Ihr so recht aus dem innersten Herzen geflossener Brief auf mich gemacht hat. Wäre meine gräßliche Wunde für irgend einen Balsam empfänglich, so würde ich diese tröstenden Zeilen hineingeflößt haben; könnte ich noch mit einem festen Faden an diesem Leben hangen, so müßte er an dem Gedanken an solche Freunde hangen, wie Euer Hochwohlgeboren und Ihre edle Frau Gemahlin. Allein — doch Sie ersparen mir wohl die Scene des gestrigen Tages zu wiederholen — ein solches Unglück, binnen zwei Stunden zuerst einen recht innig geliebten Schwager und dann vollends eine Frau, wie die meinige war, zu verlieren, hat sich wohl in recht langer, langer Zeit nirgends ereignet. Und noch dazu so ganz unvorbereitet. Es war, wie ein Blitzstrahl, der aus heiterem Himmel auf mich herniederfuhr. Sie werden sich nicht wundern, daß ich noch ganz betrübt bin und noch so herumwanke, ohne noch recht an das entsetzliche Ereigniß glauben zu können. Ihren ganzen Brief habe ich mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit gelesen und ebenso Ihr so sehr gütiges Anerbieten. Ich muß Ihnen aber nur bekennen, daß eine Zerstreuung, von welcher Art sie auch sein möchte, wirklich nicht wohlthätig auf mich einwirken würde. Es thut mir — glaube ich — am besten, mich ganz einsam meinem Schmerz zu überlassen und ihm durch stetes Nachdenken an die letzt verflossenen Tage immer neue Nahrung zufließen zu lassen. Strenge Einsamkeit, liebster Freund, suche ich für jetzt und Trost blos in dem Gedanken, den lieben Vorausgegangenen bald nachzugehen. Ich werde mir deßhalb gewiß kein Leid anthun. Dazu

denke ich nicht unvernünftig genug, und überhaupt kennen Sie meine feste Ueberzeugung von den Dingen jenseits. Ich glaube an keine Auferstehung der Leiber, also auch nicht, daß wir uns körperlich wieder finden werden; allein eben so fest steht auch mein Glaube an eine ewige Fortdauer der Seele, an einen, wenn wir hienieden nicht ganz tief unter die Moralität herabsinken, stets besser werdenden Zustand derselben, sei auch ihre Hülle, welche sie wolle, und deßhalb kann ich auf die wahrhaft tröstende, wenn auch Illusion nicht verzichten, daß Seelen, die sich hier anzogen, sich auch wieder in dem nächstfolgenden Leben anziehen können. Sie werden sich demnach auch nicht wundern, daß ich jetzt meiner irdischen Laufbahn, die von jeher reichlich mit so viel Dornen, als Rosen, bepflanzt war, müde bin, und daß ich den Boten, der mich in das Land jenseits abrufen wird, recht gerne werde ankommen sehen" ...... „Mit nochmaligem tausend Dank und der Bitte um Ihr allseitiges Mitleiden mit einem schwer zu beschreibenden Zustand verharre ich in innigster Hochschätzung und Ergebenheit

Ganz und für immer der Ihrige

Reizenstein."

Wir haben diesen schönen Brief mitgetheilt, weil er uns einen tiefen Blick in das edle Herz und den klaren Verstand des Mannes eröffnet, der über seinen diplomatischen Sendungen nie die Tiefe des Gemüthes, welches bei ihm in so hohem Maße entwickelt war, einbüßte.

Bald nach Reizensteins Vermählung wendete sich das Auge des geübten Menschenkenners, Carl Friedrich, in einer Zeit auf ihn, wo es einer besonderen diplomatischen Gewandtheit und Tüchtigkeit zu Landesunterhandlungen bedurfte, als die Folgen der französischen Revolution nun selbst die Existenz Deutschlands, am meisten die seiner kleineren Staaten in Frage stellten.

Durch Dekret vom 21. August 1798 wurde Reizenstein mit dem Charakter eines fürstlichen Geheimenraths zum Gesandten bei der französischen Republik ernannt. In Paris blieb er fünf Jahre auf seinem Gesandtschaftsposten (von 1798—1803.) Einem Konsul, wie Napoleon Buonaparte, gegenüber, der bald als Kaiser ganz Europa, mit Ausnahme Englands und Rußlands, beherrschte, und in allen seinen Verhandlungen an die unbedingte Sprache des Herrscherwillens gewohnt war, hatte Reizenstein keine kleine Aufgabe, die Interessen eines kleinen Gränzlandes, das immer zuerst die Folgen einer Mißachtung der französischen Befehle zu tragen hatte, in würdiger, die Selbstständigkeit und Ehre des badischen Staates vertretender Weise zu wahren. Meisterhaft erfüllte

er in den fünf Jahren seines Aufenthaltes in Paris den damals so schwierigen Beruf eines badischen Gesandten. Unter allen badischen Staatsdienern hat keiner für sich selbst uneigennütziger und dem Lande erfolgreicher, als er, gewirkt. Die Erhaltung und der bedeutende Zuwachs der badischen Lande waren der sprechendste Beweis seiner glücklich erfüllten Mission. Frankreich mußte die Sprache eines, seinem Fürsten und Lande mit wahrer Begeisterung ergebenen Mannes achten, der mit einer, seine Gesundheit zerrüttenden Aufopferung immer für Andere, nie für sich wirkte, und selbst da, wo er von augenblicklichen Aufwallungen auswärtiger, mächtiger Herrscherlaune zu dulden hatte, in männlich fester Beharrlichkeit unverrückt das große Ziel der Ehre und des Wohles seines deutschen Vaterlandes vor dem Auge behielt.

Als Reizenstein aus Gesundheitsrücksichten 1803 bei seinem Fürsten um die Entlassung von dem französischen Gesandtschaftsposten einkam, und ihm Carl Friedrich unter ehrender Anerkennung seine Entfernung von Paris bewilligte, gab Buonaparte seine Zufriedenheit mit den Leistungen des badischen Gesandten aus St. Cloud vom 24. Prairial an 11 (13. Juni 1803) in folgenden Worten zu erkennen: J'ai reçu la lettre, par laquelle V. A. S. Electorale m'informe de la necessité, ou elle s'est trouvée, d'accorder la retraite entière de son service au baron de Reizenstein, qui a rempli jusqu'à présent auprès de moi les fonctions de ministre plénipotentiaire de V. A. S. Electorale. Je ne puis que rendre une justice entière à la conduite, qu'il a tenu ici dans l'exercice de ses fonctions politiques et du zèle, avec lequel il a saisi toutes les occasions à fortifier tous les sentiments heureux, qui attachent la république française à V. A. S. E. Je la prie d'être bien persuadée de mon attachement particulier à sa personne et de la part, que je prens à tout ce, qui peut intéresser sa gloire et sa prospérité.

Signé Bonaparte.

Le Ministre	Par le premier consul.
des relations extérieures,	Le secrétaire de l'état
signé Ch. M. Talleyrand.	signé Hugues B. Maret.

Der berühmte Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, der den obigen Erlaß von Buonaparte mit einem besondern Einbegleitungsschreiben an Reizenstein geschickt hatte, schrieb demselben am 4. Messidor 1803: „Il me reste à vous temoigner, Monsieur le Baron, les regrets, que me cause votre prochain départ et la satisfaction particulière,

que j'ai éprouvée en traitant avec vous des intérêts communs de la France et de son Altesse l'Electeur de Bade. Je vous prie d'en agréer l'expression et de recevoir l'assurance de ma parfaite considération.

Ch. Man. Talleyrand."

Der Regent und die fürstlichen Mitglieder des badischen Hauses sprachen in vollem Maße die Anerkennung der verdienstlichen Wirksamkeit ihres Gesandten aus. Am 8. Dezember 1803 schrieb Carl Friedrich an Reizenstein:

„Zur Auszeichnung der Mir und Meinem kurfürstlichen Hause von dem Herrn geheimen Rath geleisteten Dienste bin ich veranlaßt, Ihnen hiemit meinen großen kurfürstlichen Hausorden der Treue zu conferiren und Sie zugleich zu ersuchen, Mir in Bälde über Ihre Gesundheit recht angenehme Nachricht zu ertheilen, der Frau von Reizenstein aber viele Complimente zu machen. Ich verbinde hiermit die erneuerte Versicherung jener ausgezeichneten Achtung, von welcher ich stetshin verbleibe

Des Herrn geheimen Raths

freundwilliger

Carl Friedrich, Kurfürst."

Schon am 20. Mai 1803 hatte dieser edle Fürst, der das wahre Verdienst immer da, wo er es kennen lernte, zu lohnen verstand, unter „Bezeugung der ganz besondern gnädigsten Zufriedenheit über die ihm und seinem kurfürstlichen Hause mit so vielen Merkmalen treuester Ergebenheit und Anhänglichkeit geleisteten, ersprießlichen Dienste" seinen Gesandten „in den Charakter und Rang der wirklichen adeligen geheimen Räthe des badischen Landes gesetzt."

Nicht lange vorher aber schrieb ihm Carl Friedrich von Karlsruhe (26. Februar 1803) nach Paris: „Ce que vous avez fait à cette occasion" (Reizensteins Aufmerksamkeit für den fürstlichen Sohn Ludwig während seines Aufenthaltes in Paris) „est une suite des services essentiels, que vous m'avez rendu pendant tout le cours de vos négociations en France, dont le souvenir se n'effacera jamais de mon ame. Vous vous êtez sacrifié, Monsieur, pour l'objet, qui vous occupait et vous n'êtez maintenant pas encore entièrement retabli d'une maladie, que votre zèle vous a attiré et à laquelle j'ai pris beaucoup de part . . . . Mais j'espère, que le moment, ou vous quitterez Paris, Monsieur, ne sera pas celui, qui dissoudera les rapports, qui ont existé jusqu'ici entre vous et moi; au contraire, je desirerais de les voir consolidé plus étroitement, si vous pouviez

vous resoudre à m'aider à gouverner un pays, à l'agrandissement duquel vos soins et vos travaux sages et judicieux ont si essentiellement contribué. Je suis avec la plus parfaite estime

Monsieur

votre très affectionné

Charles Frédéric M. de Baden."

Seit der Niederlegung des französischen Gesandtschaftspostens (1803) zog sich Reizenstein nach seinem lieben Heidelberg zurück. Die herrliche Gegend und die wissenschaftlichen Umgebungen zogen ihn an. Schon damals war er bei der neuen Einrichtung der Universität thätig. Allein Napoleons Erhebung zum Kaiser der Franzosen und neue verwickelte Verhältnisse in Deutschland riefen ihn aus seiner stillen Heidelberger-Klause aufs Neue zum Schauplatze diplomatischer Thätigkeit.

Im Jahre 1805 wurde er abermals als außerordentlicher badischer Gesandter zu dem Kaiser Napoleon mit unbedingter Vollmacht geschickt. Die von Carl Friedrich unterschriebene und von dem Minister von Edelsheim gegengezeichnete Vollmachtsurkunde, welche von Reizenstein für das französische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten am 2. December 1805 erhielt, drückte sich in Beziehung auf des neu ernannten Gesandten Stellung beim französischen Kabinete also aus: A quelle fin nous avons donné et donnons par les présentes plein et absolu pouvoir et mandement spécial à notre aimé et féal le Sieur Sigismond Charles Jean Baron de Reizenstein, notre Ministre du Cabinet, promettant de tenir, d'accomplir et d'exécuter ponctuellement les arrangements, qui seront pris à l'égard de Notre maison en suite de ce, que notre dit plénipotentiaire aura conclu en Notre nom, comme aussi d'en faire expédier, s'il y a lieu, les ratifications en bonne forme pour être échangées dans le temps. Hier legte Reizenstein durch seine bewunderungswürdige diplomatische Gewandtheit in beharrlich treuer, seinem Fürsten und Lande zugewendeter Ergebenheit den Grund zu dem erweiterten Bestande des zum Großherzogthum erhobenen Kurfürstenthumes Baden. Nie strebte seine Bescheidenheit nach einer andern Anerkennung, als nach der Zufriedenheit seines Fürsten und nach dem lohnenden Bewußtsein, das Wohl des Landes, dem er angehörte, gewollt und mitbegründet zu haben.

Da seine Sendung diesmal nur eine außerordentliche, sich auf die Friedensverhandlungen mit Frankreich beziehende war, so finden wir den Kabinetsminister schon 1806 wieder in seinem Lieblingsaufenthalte, Heidel-

berg, wo er sich, von dem Geräusche der Welt zurückgezogen, glücklich fühlte, wenn er anspruchslos und bescheiden, wie er war, im stillen Tempel der Musen opfern konnte. Allein schon im Jahre 1806 wurde ein so verdienter Staatsmann, dem Carl Friedrich vor allen Dienern seines Landes das größte Zutrauen schenkte, aufs Neue in den höhern Kreis der Regierung Badens abgerufen. Carl Friedrich schrieb ihm am 15. Juni 1806:

„Sie haben der Vergrößerung Meines Hauses und dem Wohl und dem Besten Meiner Lande alle Ihre Kräfte bis daher mit so sichtbarem Erfolge gewidmet, daß Ich Mir schmeichle, der Herr Kabinetsminister werden auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben und daher Meinem dringenden Ersuchen entsprechen, bei der bevorstehenden Organisation die Stelle eines Ministers vom Innern anzunehmen, zu der ich Sie andurch berufe.“

„Da ich Mir's seit Ihrer ersten ruhmvollen Mission nach Paris stets zum angenehmsten Geschäft gemacht habe, dem Herrn Kabinetsminister die ausgezeichnetsten Beweise Meines unumschränkten Vertrauens zu geben, so würde es für mich kummervoll sein, eine ablehnende Antwort über diesen Gegenstand zu erhalten, und ich darf vielmehr von Ihrem erprobten Attachement an Meine Person und an den badischen Kurstaat mit Zuversicht hoffen, daß Sie Mir auch dermalen — wie in so vielen andern Gelegenheiten — Ihre wichtigen Dienste nicht versagen werden.“ Wenn die Pflicht gebot, leistete der Minister v. Reizenstein niemals Widerstand. So ungerne er mit seiner angegriffenen Gesundheit aus seiner Einsiedelei in Heidelberg hervorging, so diente er doch nach dem Willen seines Fürsten mit Umsicht und Erfolg als Minister für die kurze Zeit, in der die damals von seinem Landesherrn beschlossenen neuen Organisationsarbeiten dauerten. Dies mochte kaum ein Jahr gewährt haben; denn schon 1807 sehen wir ihn mit einem Geschäfte betraut, das der innersten Lieblingsneigung seines eigentlichen Wesens entsprach, mit dem Curatorium der ihm so lieb gewordenen Hochschule Heidelberg, für welche seit ihrer Wiederherstellung die meisten und erfolgreichsten Schöpfungen der Regierung von ihm ausgegangen waren.

Da er aber hier allein nach seinen Gedanken schaffen und walten wollte, und sich Andere, ohne ihn auch nur zu fragen, in die Leitung der Universität einzumischen suchten, zog er sich, und zwar noch im nämlichen Jahre, von dem öffentlichen Schauplatze zurück. Ein Professor der Rechte in Heidelberg hatte, ohne an ihn auch nur eine Anfrage zu stellen, am

23. März 1807 eine Bittschrift um Dispensation von den Sitzungen des akademischen Senats, sowie des Gerichts- und Spruchcollegiums, „kränklicher Gesundheitsumstände wegen“ an das Ministerium eingegeben und diese Dispensation vom Geheimenrathscollegium schon am 31. desselben Monats ohne jede vorige Communication mit dem Curatorium erhalten. Ebenso wurde die Inspection des Schloßgartens der Curatel ab- und dem Großherzoglichen Geheimen Finanzrathe zugesprochen. Reizenstein machte am 6. April 1807 eine energische Gegenvorstellung. Er foderte, daß solche, zum Nachtheile anderer ausgezeichneten Lehrer stattfindende Exemtionen nicht gemacht werden sollten, ohne vorher den Curator zu hören; er machte auf die Gründe, die gegen solche Exemtionen sprachen, aufmerksam, und verlangte mit der Dispensation des Lehrers auch seine, ohnedies schon längst gewünschte Entlassung von der Universität. Er sah es für die akademischen Lehrer als sehr nachtheilig an, wenn Einwirkungen einer Kabinetsinstanz auf die Professoren ohne Hörung der Curatel sich zwischen diese und die Lehrer schieben und so alle Maßregeln des Curatoriums vernichten würden. Er nannte ein solches Einschieben der Kabinetsinstanz „die gewöhnliche fruchtbare Mutter, wo nicht die Tochter von Intriguen.“ Er hält es für herabwürdigend, daß man Dispensationen von obliegenden Pflichten den Lehrern augenblicklich ertheile, ohne auch nur vorher der vorgesetzten Oberbehörde der Universität, dem Curatorium, eine Anzeige zu machen und seine Ansicht einzuvernehmen. „Jedermann wäre es offenbar,“ sagt er in diesem Schreiben, „daß ich nur der Sekretär eines hinter mir wirkenden, unsichtbaren Curatorii wäre, und mein Posten würde geradezu lächerlich. Der ehrliche Mann kämpft lieber gar nicht mit unsichtbaren Mächten; auch unterliegt er dann immer, weil die Waffen ungleich sind. Die Universität würde schnelle zu Grunde gerichtet, — also Eurer Königlichen Hoheit eigenes Werk von Oben herab zerstört werden. Auch diese Freude gönne ich lieber Andern, als mir, und achte meinen Namen zu viel, um ihn dazu zu mißbrauchen. Ich habe die Curatel ohne alle Verbindlichkeit übernommen aus Patriotismus, aus Ueberzeugung, daß es die Noth erfodere, in der Hoffnung, wenigstens für die Zukunft Gutes zu wirken. Die Uebernahme eines Geschäftes aus so reinen Absichten ist aber auch durch die Hoffnung auf die nöthigen Unterstützungen, deren wichtigste moralischen Gehaltes sind, bedingt, und eine der gerechtesten Erwartungen dabei ist wohl diese, daß man in seinem Amte nicht lächerlich und verächtlich erscheine.“ Reizenstein schlägt Maaßregeln vor, um seine Ehre dem ohne sein Wissen und Zuthun dispensirten Professor und

der Universität gegenüber zu wahren. Er deutet sodann auf eine neue, ohne Communication mit ihm beschlossene, den Schloßgarten betreffende Inspectionsmaßregel hin, und fährt fort: „Die nämliche unsichtbare Hand, die nämliche geheime Obercuratel ist hier abermals unverkennbar. So würde es alle 4 Wochen fortgehen, bis ich zuletzt doch abtreten müßte, nur mit etwas mehr Schande, etwas mehr Arbeit und einem reichlichen Quanto mehr von Aergerniß. Dazu ist meine ohnehin zerrüttete Gesundheit zu schwach. Ich habe alles Zutrauen, allen Muth verloren, und könnte die Hoffnung, daß man mir je gestatten werde, irgend etwas Gutes zu unternehmen, hinkünftig blos für ein eitles Truggebilde halten. Ich täuschte mich durch die Einbildung, wenigstens in einer rein scientifischen, von allen Hofverhältnißen rein zu haltenden Beschäftigung Ruhe und erträgliche Behandlung zu finden. Hätte ich mich früher belehren lassen, so würde ich nicht bis jetzt gewartet haben, von dem schon vor 4 Jahren mir mit einer sich jetzt ganz bewährenden Voraussicht devotest ausgebetenen Vorbehalt Gebrauch zu machen, die mir gnädigst ausgeworfene Rente, im Falle die Luft in den Großherzoglichen Landen mir nicht zuträglich sein sollte, unter einem mildern Himmelsstrich beziehen zu können. Dies werde ich jetzt im ersten Augenblick, wo meine persönlichen Angelegenheiten nur einigermaßen beendigt seyn werden, bewirken. Einem gefährlicheren Schiffbruch entkommen, lege ich also hiermit das mir zugedacht gewesene Curatorium der hiesigen Universität wieder in die Hände Eurer Königlichen Hoheit.“

Zugleich bat Reizenstein am nämlichen Tage den regierenden Großherzog um die gnädigste Bewilligung eines Urlaubes zu einer Reise ins südliche Frankreich, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen. Im Oktober jenes Jahres trat er auch wirklich diese Reise an.

Die Sprache der Wahrheit schadete ihm bei einem Fürsten, wie Carl Friedrich war, nicht. Im Gegentheile wuchs das Vertrauen des Regenten zu seinem vielbewährten Diener. Am 26. Oktober 1809 wurde ihm aufs Neue das großherzogliche Kabinetsministerium übertragen. Die Urkunde seiner Ernennung zum Kabinetsminister ist von Carl Friedrich unterzeichnet und von dem Erbgroßherzog Carl gegengezeichnet. Die Geschäfte, welche v. Reizenstein damals hatte, gaben ihm Veranlassung, den schon früher gefaßten Gedanken von Paulus' Berufung auszuführen. Die Signatur wurde von seinem Nachfolger, v. Andlaw, im December 1810 unterzeichnet. In dieser Zeit zog sich Reizenstein abermals in seine Klause nach Heidelberg zurück. Hier lebte er in der theuern Musenstadt im innigen geistigen Wechselverkehre mit den berühmten dortigen Ge=

lehrten, die durch ihn die Zierden der Ruperto-Carola geworden waren, wie in einer in gleicher Weise von seinem Geiste nicht minder, als von seinen Kenntnissen zeugenden Correspondenz mit auswärtigen berühmten Schriftstellern und Universitätslehrern. Eben dieser ununterbrochen fortgesetzte Briefwechsel, das anhaltende Studium der classischen Wissenschaften und die Aufmerksamkeit auf die bedeutendsten schriftstellerischen Zeiterscheinungen erleichterten ihm sein stilles wohlthätiges Wirken für das Wohl der Hochschule. Bei wichtigen Vorkommnissen wurde der Freund des Horaz und Plato aus seiner Studirstube und aus dem Kreise seiner gelehrten Freunde, die ihm mehr oder minder ihre Wirksamkeit verdankten, zu Rath und That in die geräuschvollere Residenz gerufen.

Im Jahre 1832, als die Stellung der Regierung der zweiten Kammer gegenüber bedenklich erschien, sollte auch er, ein alternder Greis, aber noch rüstig und ungeschwächt in der Kraft seines seltenen Geistes, wie in allen Zeiten der Landesnoth, helfen. Er erschien und übernahm nach dem Wunsche des allgemein geliebten, gütigen und menschenfreundlichen Fürsten, des Großherzogs Leopold, unter dem 24. Mai 1832 zum Präsidenten des Großherzoglichen Staatsministeriums ernannt, die höchste Dienerstelle des Landes. So sollte durch eine merkwürdige Fügung der Vorsehung der Greis dem Sohne abermals werden, was der Jüngling vor einer langen Reihe von Jahren dem Vater gewesen war. Noch einmal übernahm er zu dem in Wien versammelten Congresse 1833 eine diplomatische Sendung.

Die letzten politischen Entwicklungen Deutschlands, deren Ausgang er nicht mehr erlebte, sagten seinem, durch diplomatische Arbeiten der schwierigsten Art gebildeten Geiste, der mitten unter dem Jubel oder Widerspruch der Masse das Ende der Ereignisse vorhersah, und sich keinen Staat ohne eine feste und mächtige Regierung denken konnte, wenig zu. Seine Hauptthätigkeit in der stillen Zurückgezogenheit der letzten Lebensjahre war den alten Classikern zugewendet, und Leute, welche die Größe seines Geistes und seiner Verdienste um das Land zu würdigen außer Stande waren, wollten es ihm zum Vorwurfe machen, daß er, wenn er zum Staatsrathe ging, den Horaz mit sich in der Tasche führte. Unzufrieden mit dem spätern Gange der Ereignisse legte er seine Stelle, für welche er durchaus keine Vergütung angenommen hatte, indem er sich mit seiner frühern Pension von 3000 fl. begnügte, mit derselben Uneigennützigkeit und mit derselben aufrichtigen und wohlmeinenden Gesinnung für Fürst und Vaterland, mit welchen er sie übernommen hatte, im Jahre 1845 nieder.

Wenn sich in den letzten zwei Jahren seines Lebens sein Auge einmal

nach Außen wendete, so war es auf seine Lieblingspflanze, die er seit 1804, zum Wachsthume und zur Blüthe zu bringen, unablässig bemüht war, und von welcher er noch in spätern Jahren in stiller Freude die labenden Früchte sammelte, mit der alten liebevollen Theilnahme gerichtet. Gesetz und Ordnung im Staate, Menschenwohl und Menschenglück bezweckend, Vernunftherrschaft und Kampf gegen jede Verdummung in der Religion, Wahrheit und Klarheit ohne alle excentrische Phantasterei, Hebung der Industrie, des Gewerbes, des Ackerbaues und des Handels und vor allem der Besitz tüchtiger niederer und gelehrter Schulen zur Erziehung aller Stände waren ihm die großen Aufgaben der Regierung, an deren Spitze er so oft berufen, immer in der treuesten, sich selbst vergessenden Aufopferung mitzuwirken hatte. Er hatte treulich, so viel er konnte (und er konnte viel) mitgewirkt bis zum Ende des Lebens für diese hohen und erhabenen Zwecke, anfangs auf dem Schauplatze des Landvogts, des Gesandten und Ministers, später, als die Kraft nicht mehr zureichte, in theilnehmender Gesinnung in den letzten zwei Jahren seines Lebens, in denen er den Klassikern Roms und Griechenlands lebte. Sie hatten ihn schon in der Zeit des Knaben und Jünglings begeistert; sie sollten ihn hinüber geleiten in das unbekannte, von ihm fest geglaubte Jenseits.

Der schauerliche, im Februar 1847 ausgebrochene Brand des Hoftheaters in Karlsruhe, der durch unvorsichtige Behandlung der Gasflammen so viele Menschenleben in schrecklicher Weise vernichtete ergriff das Nervensystem des über 80 Jahre alten, ohnehin schwächlichen Greises sichtbar. Vom 28. Februar jenes Jahres nahm seine Kraft merklich ab. Die Lebensflamme erlosch ohne Kampf nach und nach, und am 5. März Abends 6 Uhr entschlief einer der edelsten Menschen. Man fand auf einem Tischchen, das neben seinem Sterbebette stand, Platons Phädon, in welchem er die letzten Tage seines Lebens las. Keine öffentliche Parentation hat nach seinem Tode seinen Namen gefeiert, kein pompöser Zeitungsartikel sein Leben und seine Wirksamkeit gepriesen. In der stillen Gruft auf dem Friedhofe zu Karlsruhe ruhen die irdischen Ueberreste, in welchen einst dieser klassisch gebildete, vorurtheilsfreie, Wahrheit und Recht immerdar liebende Geist lebte. Aber die Werke seiner Schöpfung, das Glück und Wohlergehen des Landes, zu dem er so verdienstlich mitwirken half, weise, von ihm ausgegangene, noch jetzt dauernde Einrichtungen, eine durch seine rastlose Thätigkeit zur schönen Blüthe gekommene Hochschule und die Folge jeder wahren Humanitätsbestrebung, die höhere Gesittung der Edelsten des Volkes, die er mit Freude und Glück erstrebte, haben ihm ein Denkmal in

den Herzen aller wahren Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, das so lange, als der Sinn für das Gute und Schöne, währet, unerschütterlich gegründet. Was er für das Wohl der Universität Heidelberg that, werden die Lehrer derselben stets in treuem Andenken bewahren. Sein Name ist so unzertrennlich von der Hochschule Heidelberg, wie der Name Carl Friedrichs von dem Wohle und Gedeihen des badischen Landes.

Werfen wir nun einen Blick auf den Zustand der Hochschule, wie dieser in der Reizenstein's Wirksamkeit unmittelbar vorausgegangenen Zeit war, und auf den Zustand derselben, wie er sich kurz vor und unmittelbar nach der Berufung unseres Paulus durch desselben Ministers Thätigkeit darstellt.

§. 2.

Die Universität Heidelberg kurz vor und unmittelbar nach Paulus' Anstellung daselbst. Briefe von Gries, Jacobs, Creuzer, Johann Heinrich Voß, Heise, Thibaut, Daub.

Bei der Reorganisation der Universität Heidelberg im Jahre 1803 waren in der katholisch-theologischen Facultät Schnappinger, Kübel und Dereser, von den übrigen Professoren der Theologe Carl Daub und der Mediciner Mai die bekanntesten Namen. Schnappinger war ein liebenswürdiger Orthodoxer, bekannt durch seine Dogmatik und praktische Schrifterklärung. Die Manieren und Beweismethoden des Karmelitermönchs Bonifacius, wie er nach dem Klosternamen hieß, gehörten einem vergangenen Jahrhunderte, und machten ihn oft dem nachkommenden Geschlechte lächerlich. Jeder übrigens, der ihn näher kannte, mußte seine gutmüthige, edle Natur lieben. Dereser war als ein freimüthiger Sprachforscher und bedeutender Exeget in der katholischen Kirche geehrt. Als Schnappinger, Dereser und der seit der Wiederherstellung der Universität neu hinzugekommene Professor Werk nach Freiburg zur kath.-theologischen Facultät 1806 versetzt wurden, blieb der alte, als Kirchenrechtslehrer selbst von Thibaut geachtete Kübel in Heidelberg bis zu seinem Todesjahre 1807. Die Namen Daub und Mai überstrahlten bei der Reorganisation 1803 alle andern. Carl Daub (geb. zu Kassel 1765) damals im rüstigsten Mannesalter, erfaßte mit allem Feuer seiner genialen Seele die Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der Theologie. Der Zweck seiner Lehrwirksamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit war Versöhnung der Theologie mit der Philosophie zum Besten der Religion und

Kirche.[1]) Er machte alle Phasen der philosophischen Entwicklung durch. In der Katechetik war er Kantianer, in seiner dogmatischen Theologie der jetzigen Zeit Hegelianer. Daub zog nicht selten derb und gewaltig über die Rationalisten seiner Zeit los, weil er sich darunter eine einseitig oberflächliche und verflachende Richtung der Theologie vorstellte, die zur absoluten Negation führen mußte, während er in der That im bessern Sinne des Wortes, die Offenbarung mit der Leuchte der Vernunft prüfend und auf deren Principien zurückführend, mehr Rationalist war, als er selbst ahnte. Es ließe sich leicht durch eine sorgfältige Vergleichung ihrer Werke nachweisen, daß Paulus und Daub, so entgegengesetzt sie in ihren theologischen Anschauungsweisen scheinen, einander in den Principien, von denen sie ausgingen, näher standen, als man bei der ersten oberflächlichen Betrachtung glauben mochte. Mai war ein berühmter Geburtshelfer und Arzt in der Lehre und am Krankenbette.

Seit der Freiherr von Reizenstein nach Heidelberg gekommen war, schien ein anderer Geist an der dortigen Hochschule zu wirken. Männer von Bedeutung wurden der neubegründeten Ruperto-Carola gewonnen. G. F. Creuzer, der durch Paulus' Bemühung von Marburg nach Würzburg gerufen wurde, hatte inzwischen den Ruf nach Heidelberg 1804 angenommen. Fries von Jena wurde für Philosophie, Reinhard für die staatswirthschaftliche Facultät in demselben Jahre angestellt; 1805 folgten der durch historische und orientalisch-sprachliche Schriften berühmte Wilken und Kastner, der Chemiker. Nicht lange nachher kamen auch die Philologen Böckh und Heinrich Voß. Viele andere berühmte Gelehrte, wie Heise, Klüber, Thibaut, Martin und Zachariä (1804—1807) für die juristische, Fr. H. Chr. Schwarz für die theologische, Schelver (1806) für die philosophische, Nägele für die medicinische Facultät (1807) wurden gerufen. Eine lange Reihe von bedeutenden Namen folgte später, für deren Berufung beinahe immer der eigentliche Grund in der unausgesetzt den Bedürfnissen der Hochschule zugerichteten Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Ministers v. Reizenstein lag. Bald begann an der Hochschule auch eine literarische Rührigkeit. Daub und Creuzer unternahmen 1804 die Herausgabe der „Studien," welche schon im Frühlinge des darauf folgenden Jahres erschienen. Die damals angesehensten Gelehrten der Universität, auch berühmte auswärtige

---

[1]) Die Universität Heidelberg im Jahre 1804 von Dr. Dittenberger, Heidelberg, Mohr, 1844. S. 18.

waren ihre Mitarbeiter. Bald folgten (1808) die von den bedeutendsten Professoren in Heidelberg und berühmten auswärtigen Gelehrten reichlich bedachten Heidelberger-Jahrbücher. Sie waren in einem großartigen Maßstabe angelegt. Der erste Jahrgang enthielt in fünf Bänden sowohl Abhandlungen, als Recensionen. Der erste Band umfaßte Theologie, Philosophie und Pädagogik, der zweite Jurisprudenz und Staatswissenschaft, der dritte Medicin und Naturgeschichte, der vierte Mathematik, Physik und Kameralwissenschaften, der fünfte Philologie, Historie, Literatur und Kunst. Trotz der vielen berühmten Mitarbeiter wurde der Zeitschrift bei ihrem ersten Erscheinen, was die Tendenz der Theologie und Philosophie betraf, eine ultramontane Färbung vorgeworfen. Man fand den Grund dazu in der berühmten Parteirecension der Friz Stolberg'schen Geschichte der Religion Jesu Christi durch Friedrich Schlegel. Paulus' alter Freund, der Dichter J. D. Gries schrieb jenem, als er noch in Bamberg war, aus Stuttgart am 5. Juli 1808: „Was nun die Jahrbücher insbesondere betrifft, so werden Sie wahrscheinlich bei Empfang dieses Briefes das neueste Heft der theologischen Jahrbücher und in diesem Friedrich Schlegels Recension der Stolberg'schen Kirchengeschichte schon gesehen haben. Ich bin sehr begierig darauf, wie man diese erzkatholische Recension eines erzkatholischen Buches, die unter den Auspicien einer protestantisch-theologischen Facultät erscheint, aufnehmen wird. Ich mag nicht aus der Schule schwatzen; sonst wollte ich Ihnen die merkwürdige Geschichte der Aufnahme dieser Recension erzählen. Sie werden indeß ohnehin schon erkennen, welche Partei sie eingeschwärzt hat; denn anders kann man das Verfahren dieser Herren unmöglich betiteln. Daß Friedrich Schlegel, der ja kein Kryptokatholik mehr ist, so etwas schreiben konnte, nimmt mich nicht Wunder; ja ich finde die Recension, von ihrem Standpunkte aus beurtheilt, in mancher Rücksicht ganz zweckmäßig, obwohl man ihr auch so wohl noch etwas mehr Tiefe und Gründlichkeit wünschen könnte. Aber, wie es möglich war, daß so etwas in den Annalen einer protestantischen Universität aufgenommen werden konnte, ohne wenigstens zugleich eine andere Recension von einem protestantischen Gelehrten daneben zu stellen, dies ist das wahrhaft Wunderbare. Heiliger Nicolai! Heiliger Biester! Wie viele Jesuiten hat eure Nase noch unaufgespürt gelassen, und wie viele Blutegel werden noch nöthig sein, um uns von diesen Geistern zu befreien?"

Als Paulus später als Mitarbeiter in den Heidelberger-Jahr-

büchern auftrat, schrieb ihm der berühmte Jacobs aus Gotha den 22. Juli 1812: „Recht sehr danke ich Ihnen für zweierlei, womit Sie mich jüngst in den Heidelberger-Jahrbüchern erfreut haben, für die Recension von Gregoires histoire und für die Anzeige von Griesbachs Tod. Bei den ganz tollen Verunglimpfungen des Protestantismus, die jetzt auch unter unsern Glaubensgenossen immer mehr Mode werden, ist sie recht ein Wort zu seiner Zeit, zumal in einer Zeitschrift, die den Hang zum Katholicismus so sehr zu begünstigen schien. Auch dieses Hin- und Hergreifen nach irgend einem religiösen Princip oder Phantom, wobei man Alles, auch die ausgebrannten Schlacken aufgreift, weil sie doch glänzen, scheint mir ein Zeichen von der trostlosen Lage unseres Vaterlandes zu seyn. Stehen wir nicht auf einem austrocknenden wogenden Sande in der Politik, der Philosophie, der Religion und der Poesie — und wo ist eine Wahrscheinlichkeit, daß die stolzen Erwartungen, mit denen wir uns schmeichelten, in Erfüllung gehen werden? Traurig ist unsere Lage gewiß, und unser Treiben darin oft recht kindisch." Die Erscheinungen, über welche Gries und Jakobs klagen, blieben nur vorübergehend, und anfangs bemächtigte sich Paulus in den Jahrbüchern eines Theiles, zuletzt beinahe des ganzen Gebietes der Theologie. Dieses literarische Leben mußte nothwendig auch bildend auf die Studirenden zurückwirken, deren Frequenz in Folge der vorausgegangenen Verbesserungen bei der schönen, für Norddeutschland und das mittlere Deutschland günstigen Lage der Stadt nothwendig steigen mußte. In der That wurde auch die Theilnahme immer größer, je mehr für die höchste wissenschaftliche Anstalt des Landes gethan wurde. Vom December 1803 bis 1804 waren nicht mehr, als 102 Studenten immatriculirt, und die Gesammtzahl betrug etwa 250. In dem darauf folgenden Jahre waren die Immatriculirten schon auf 176 und unter Thibauts Prorectorate (1805 bis 1806) auf 248 gestiegen, so daß die Anzahl der Studenten um das Doppelte zugenommen hatte. Kurz, ehe Paulus nach Heidelberg kam, im Winterhalbjahre $18^{10}/_{11}$ studirten daselbst 317, wovon 108 Inländer und 209 Ausländer waren. Die Frequenz war also immer noch stärker, als in den ersten Jahren der Reorganisation.

Auch in den folgenden Jahren nach Paulus' Antritt des theologischen Lehramtes stieg der Besuch der Universität, am meisten zwar in der juristischen und medicinischen, doch auch sehr merklich in der theologischen Facultät. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen. So war der Boden, der von der Weltfügung unserem Paulus zum würdigen Ab-

schlusse seiner verdienstvollen Thätigkeit bestimmt war, in jeder Hinsicht der Entwicklung aller in ihm liegenden Thatkraft günstig.

Als derselbe im Mai 1811 nach Heidelberg kam, lehrten Carl Daub, Kirchenrath und Friedrich Heinrich Christian Schwarz (geb. zu Giessen 1766) als ordentliche Professoren, Dr. Lauter, Professor am Gymnasium, Gruner und der später so berühmt gewordene Neander als Privatlehrer in der theologischen Facultät. Daub, auf dessen Persönlichkeit wir oben aufmerksam gemacht haben, las Encyklopädie und Methodologie, christliche Dogmengeschichte, Prolegomena zur christlichen Sittenlehre und das System derselben. Der philosophische Geist, der ihn beseelte und das Feuer für die protestantische Lehre, das ihn begeisterte, wirkten am mächtigsten anf seine Zuhörer. Schwarz war am meisten als Pädagog bekannt und eine am wenigsten mit Paulus vereinbare Natur, da bei jenem immer die Phantasie und das Gemüth in der Auffassung und Darstellung vorherrschten, und schon das Princip des Glaubens an die symbolische Bestimmung, von dem er ausging, ein dem Paulus'schen Rationalismus durchaus entgegengesetztes war. Am bedeutendsten neben diesen war der Privatdocent Neander, der später als Kirchenhistoriker so bedeutend wurde. Er las damals den ersten Theil der Kirchengeschichte, die Reformationsgeschichte mit einer Einleitung in die symbolischen Bücher, über den vergleichenden Charakter und Einfluß der vornehmsten Kirchenlehrer auf ihr Zeitalter.

In der juristischen Facultät war, wie immer, der zahlreichste Besuch der Vorlesungen. So waren im Sommer 1811 von 332 Studenten nicht mehr, als 43 Theologen, während beinahe alle andern Juristen waren, so daß man in Heidelberg sprichwörtlich Jurist und Student für gleichbedeutend hielt. Berühmte Juristen, Klüber, Gambsjäger, A. F. J. Thibaut, K. S. Zachariä, Martin und A. Heise wirkten an der hohen Schule seit ihrer Wiederbegründung. Gambsjäger war alt, und lehrte nach einer mehr außer Curs gekommenen Methode Rechtsgeschichte und Pandekten, wenn er gleich eine liebenswürdige, gutmüthige Natur und seiner Zeit ein sehr brauchbarer Lehrer war. Außer Klüber sind besonders der im Oktober 1804 nach Heidelberg berufene, ausgezeichnete Romanist, Arnold Heise, ein gleich scharfsinniger und gelehrter Rechtslehrer, dessen Hauptrichtung übrigens immer vorzugsweise auf das Praktische ging, ein ebenso heiterer, als angenehmer, Wahrheit und Recht vor Allem liebender Charakter, (geb. am 2. August 1778 zu Hamburg, gest. als Präsident des Oberapellationsgerichts zu Lübeck

am 6. Februar 1851), die erst 1805 gerufenen Anton Friedrich Justus Thibaut (geb. zu Hameln 1772), an Scharfsinn und Lehrwirksamkeit mit seinem Collegen wetteifernd, trotz der Lehramtsrivalität — ein gewiß seltener Fall — Heise's wärmster und bester Freund, der ihn oft noch Abends zum Spiele in der eigenen Wohnung aufsuchte — ein Gelehrter, der durch eine überaus kunstsinnige Bildung die Trockenheit und Einseitigkeit des Pandektenstudiums vermied und der als tüchtiger und humaner Jurist berühmte Martin, vor Allen aber der 1807 hinzugekommene Carl Salomo Zachariä (geb. zu Meißen 1769), eine in ihrer Art einzige Erscheinung, mit Auszeichnung zu erwähnen. Man nannte Thibaut, Heise und Martin das „juristische Triumvirat." Wie aber ein vierblättriges Klee seltener ist, als ein dreiblätteriges, so erhielt das Triumvirat erst durch den Zuwachs Zachariä's seine wahre Bedeutung. Keiner seiner juristischen Collegen hatte diese klassische Weihe, keiner hatte diesen auch außerhalb des römischen Rechts überall durchdringenden, scharfen Verstand, keiner diese Gabe, in dem Labyrinthe eines Rechtsfalles den Faden der Ariadne zu finden, der sicher und in jedem Falle aus den Wirren heraushalf, keiner diese allgemeine und philosophische Bildung. Mit demselben scharfen Auffassungstalente und derselben seltenen Darstellungsgabe, mit welchen er für die Erhaltung der Universität Heidelberg schrieb, entwickelte er die Zeiten eines Sulla und die Gesetze Napoleons. Mit der nämlichen glücklichen Lösung der schwierigsten Rechtsprobleme, mit welcher er den Boden des positiven Rechtes betrat, bemächtigte er sich des Gebietes der philosophischen Rechtswissenschaft. Sein gutes Latein war der Universität sprichwörtlich geworden, und oft sagte Paulus, ein gewiß gültiger Zeuge, von ihm: „Keiner schrieb Latein, wie Zachariä;" ein anderes Mal: „Wenn ich mir nicht mehr zu helfen weiß, frage ich Zachariä. Man hat ihn geizig genannt und vergessen, daß er immer mehr an sich, als an andern sparte." Wer ihn im Familienkreise zu beobachten Gelegenheit fand, wird diese Behauptung bestätigen. Man hat ihn als Abgeordneten der ersten Kammer einen Servilen und Obscuranten gescholten. Auch hier erblickte Zachariä's Verstand immer das Ausführbare und Praktische, und sah mit seltener Gabe voraus, was kommen mußte. Als es kam, mußten ihm diejenigen Recht geben, die ihm vorher Unrecht gegeben hatten. Daß er als Mann des Lebens den Werth des Geldes überschätzte, mag ihm nicht so hoch von denjenigen angerechnet werden, die den Entwicklungsgang seines Lebens kennen. Auch darf man dabei nicht vergessen, daß nach Zachariä's Ausdruck

auch die Zeit Geld war. Wer bewunderte nicht seinen immer neu sprudelnden Witz und Humor bei der Tafel? Es war die Genialität, die nicht aus den Büchern holte, die immer neu gab, ohne durch das Geben zu verlieren. Wenn man ihn näher kannte, mußte man ihn auch mit seinen Fehlern lieben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er in seinen Vorlesungen über das französische Landrecht mit dem Hinblick auf die von der Neckarbrücke aus sichtbaren überrheinischen Vogesen ausgerufen habe: „Wem fallen beim Anblicke der Berge Frankreichs nicht auch Frankreichs Gesetze ein?“ Man hat aber vergessen, mit welchem Scharfsinne er das Gute und Brauchbare in der französischen Gesetzgebung zu zergliedern verstand, und daß er sich damals als ächter Verstandesmensch lieber an die französische Wirklichkeit, als an die deutsche Erbärmlichkeit hielt. In der medicinischen Facultät lehrten Mai, Ackermannn, Nägele. Der erste war eine, aus der alten Zeit in die neue herüberragende, hochberühmte, ärztliche Persönlichkeit, in der innern Heilkunde, wie in der Geburtshülfe die oberste Instanz in Heidelberg. Vor allen war es aber schon damals der durch Reizenstein gewonnene Nägele, welcher seiner Facultät den dauerndsten Ruf sicherte. Franz Carl Nägele (geb. zu Düsseldorf 1777) war eine als Mensch und Gelehrter durch und durch geniale Natur. Witz und Humor verliehen seiner Conversation, wie seinen gelehrten Vorträgen, einen eigenthümlichen Reiz. Man gab in dieser Hinsicht den Vorlesungen Nägele's vor allen andern den Vorzug. Aber auch in anderer Beziehung verdienten sie mit Recht den allgemeinen Beifall, der ihnen immer zu Theil wurde. Mit welcher Lebendigkeit, mit welcher spielenden Gewandtheit, unter Begleitung leichter Scherzreden und jovialer Zwischenbemerkungen, wußte er in immer neuer Abwechslung seine Zuhörer, die ihn vergötterten, in die innersten Geheimnisse seiner eben so nützlichen, als schwierigen Kunst einzuführen? Im Scherze blieb er äußerlich ernst; nur ein leises Lächeln spielte um den beredten Mund. Nie verletzte er, wenn er auch, wie Keiner, am Gegner die lächerliche Seite herauszufinden wußte, den Anstand. Als Praktiker war er, wenn man eine, gewisse, genialen Naturen oft nicht seltene Zerstreutheit abrechnet, ausgezeichnet. Was man bei ihm, einem Katholiken, Ultramontanismus nennen wollte, war mehr System seiner Politik, als schroff auffassende Confessionsweise; denn sein Humor ergötzte sich nicht selten an gelungenen Satyren gegen den Ultramontanismus, wie an der berühmten Eibel'schen Klassifikation der Mönche und Nonnen nach dem Linneischen Systeme. In der philosophischen Facultät waren die berühmtesten Namen Langsdorf,

Creuzer, Fries, Wilken, Heinrich Voß, unter den Privatdocenten Schweins.

Carl Christian v. Langsdorf (geb. zu Nauenheim 1757) war einer der berühmtesten und beliebtesten Mathematiker seiner Zeit. Mit einer großen Verdeutlichungsgabe verband er einen klaren, ruhigen Blick. Es war eine eigene Erscheinung, daß der strenge Mathematiker in seiner Zurückgezogenheit von den Vorlesungen als hochbetagter Greis sich mit religiösen Untersuchungen beschäftigte. In seinem „Leben Jesu" erklärte er sich fast noch entschiedener, als Paulus, gegen die Wunder, und Gott und Unsterblichkeit der Seele bildeten den ganzen Umfang seines Glaubensbekenntnisses. Nie zeigte er sich anders, als redlich, wohlwollend, freundlich, das Licht und Recht liebend. Wer ihn näher kannte, achtete ihn. Georg Friedrich Creuzer (geb. zu Marburg 1771), seit 1804 in Heidelberg, ein gründlicher Kenner der alten klassischen Sprachen, wirkte seit 1805 als Mitherausgeber der Studien und durch seine Werke klassischer Sprachforschung, seit 1807 in dem durch Reizenstein's Bemühungen begründeten philologischen Seminar thätig, in verdienstvoller Weise, die ihm einen bedeutenden Namen als Schriftsteller und Lehrer der klassischen Literatur sicherte, zur Hebung des philologischen Lebens.

Jakob Friedrich Fries (geb. zu Barby 1773), folgte von Jena aus 1805 einem Rufe nach Heidelberg. Von Kant'schen Grundsätzen ausgehend, suchte er später jene durch eine „neue Kritik der Vernunft" zu reformiren, indem er allen Theilen der Philosophie eine anthropologische Grundlage gab. Er hielt sich mehr in Jakobi'scher Weise an die unmittelbare Vernunfterkenntniß in Form des Glaubens, der ihm auch als eine Art von Ahnung des Uebersinnlichen galt. Seine Schriften sind wegen Mangels an klarer und bestimmter Darstellung nicht leicht zu verstehen; doch war und blieb sein Geist immer dem Lichte und Rechte zugewendet. Wir haben schon oben den 1805 nach Heidelberg berufenen Historiker und Orientalisten, F. Wilken, erwähnt, der seit 1807 durch seine „Geschichte der Kreuzzüge" berühmt geworden war, und auch als Oberbibliothekar und Redacteur der Heidelberger-Jahrbücher sehr verdienstlich wirkte. Unter den philologischen Docenten war Heinrich Voß (geb. 1779 zu Otterndorf im Lande Hadeln) einer der ausgezeichnetsten. Als Paulus nach Heidelberg kam, war jener im jugendlich kräftigen Alter von 32 Jahren. Als Sohn war er seinem berühmten Vater gegenüber noch im kräftigen Mannesalter ein Kind. Das Gemüth hatte sich im elterlichen Hause in selten liebenswürdiger Weise entwickelt. Im

Besitze bedeutender Sprachkenntniße und eines klassisch gebildeten Geschmackes, verstand er, wie Wenige, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen in der Erklärung klassischer Schriftsteller zu unterscheiden und mit niemals breit werdenden, schlagenden Bemerkungen in den Geist des Alterthumes zu bringen. Unter den Privatdocenten war eben erst Franz Ferdinand Schweins (geb. zu Fürstenberg 1780) von Göttingen nach Heidelberg gekommen, wo er bald durch ein neues klares und tieferes System der Mathematik sich als Lehrer und Schriftsteller rühmlichst auszeichnete, und im Laufe der Zeit von der Regierung die ihm gebührende Anerkennung erhielt.

Dieses waren die Lehrer, die in allen Facultäten zur Zeit, als Paulus seinen neuen Wirkungskreis betrat, zum besondern Gedeihen der unter den schönen Auspicien Carl Friedrich's und seines trefflichen Rathgebers, Reizenstein, neu aufblühenden Anstalt nach Kräften das Ihrige beitrugen. Auch andere Gelehrte wirkten außerhalb der Universität zur Hebung des literarischen Lebens und Verkehres wesentlich mit.

Johann Heinrich Voß, von seltener Größe und Kraft des Geistes, (geb. am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf, unweit Wahren), der berühmte Uebersetzer und Untersucher Homer's, der treffliche Sänger der Louise, wurde, nachdem er durch Paulus' Bemühungen einen Ruf nach Würzburg zur Gründung eines philologischen Seminars 1804 erhalten und denselben sogleich wegen des seiner kräftigen Natur wenig zusagenden Schulplanes abgelehnt hatte, von dem allem Großen und Edeln zugewendeten Carl Friedrich 1805 mit Besoldung ohne ein bestimmtes Lehramt zur Mitwirkung an der neubegründeten Universität nach Heidelberg gerufen, wohin er, wie Voß in seiner Selbstbiographie sagt, „im Sommer dieses Jahres ging und sich zu eutinischer Heiterkeit verjüngte.“ [2]) Wenn auch Voß nie in Heidelberg lehrte, so wirkte er mittelbar durch seinen Sohn und noch mehr durch seine umfangreiche und tiefeindringende Kenntniß des klassischen Alterthums in einer Masse von verdienstlichen Schriften als Gelehrter zur möglichsten Förderung des literarischen Lebens in dieser Stadt; denn schon sein Name allein bot einen bedeutenden Anziehungspunkt mehr. Wir werden weiter unten seine vielfachen und innigen Beziehungen zu Paulus darstellen.

Auch Gries, der berühmte geistvolle Uebersetzer des Ariosto und

---

[2]) M. s. unseres Paulus Lebens- und Todeskunden von Johann Heinrich Voß, Heidelberg, C. F. Winter, 1826. 8. S. 32.

Tasso, lebte damals eine Zeit lang in Heidelberg. Johann Dietrich Gries, geb. den 7. Februar 1775 zu Hamburg, Sohn eines dortigen Senators, im dasigen Johanneum gebildet, besuchte seit 1795 die in jener Zeit so ausgezeichnete Universität Jena, wo auch schon seit 1789 Paulus, der bedeutendsten einer, wirkte. Durch den Juristen Hufeland, in dessen gastfreiem Hause er seine Neigung zur Musik weiter ausbilden konnte, und durch Schiller, dem er ein Gedicht für den Musenalmanach 1798 auf Verlangen überreichte, waren die Anziehungspunkte zu Paulus gegeben, mit dem er, wie vorhandene Briefe zeigen, schon in Jena in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand. Im Frühjahre 1806 war er nach Heidelberg gezogen, wo er zwei Jahre verlebte, und den Ariost vollendete. Der launige und gemüthliche Dichter Jens Baggesen hielt sich ebenfalls von 1808 bis 1809 in der Neckarstadt auf.

So fand Paulus in dem Lande und an der Universität, wo er seinen neuen Berufskreis eröffnen sollte, einen für seine geistige Thätigkeit empfänglichen und seiner weiteren Geistesentwicklung förderlichen Boden.

Die Schattenseite des Mangels an geselligem Verkehre und an den Genüssen des Lebens, die sich in andern Städten bieten, wurde durch den ernsten und regen Geist der Wissenschaftlichkeit, der in Heidelberg seit dessen Wiederbegründung herrschte, bei Weitem überwogen.

Die damaligen Zustände der Stadt und Universität schildert uns J. D. Gries in einem von Heidelberg unter dem 29. September 1807 an Paulus gerichteten Briefe also: „Seit ich Sie, mein theuerster Freund, vor anderthalb Jahren in Würzburg besuchte, werden Sie wohl eben nichts von mir erfahren haben, und es war auch in der That gar wenig von mir zu sagen. Von Ihnen habe ich wenigstens durch öffentliche Nachrichten vernommen, daß Sie nach Bamberg versetzt sind, wo es Ihnen ohne Zweifel besser gefällt, als in dem traurigen Würzburg. Ob indessen Ihr neuer Wirkungskreis gerade der ist, den Sie sich am liebsten wählen würden, möchte ich fast bezweifeln. Doch man ist ja gegenwärtig dahin gebracht, daß man mit seinem Zustande zufrieden sein muß, wenn er nur nicht geradezu unleidlich ist.“

„Daß unser altes Jena noch in einem ganz andern, als blos im figürlichen Sinne, zertrümmert werden würde, wer hätte es damals gedacht, als wir uns zuletzt sahen? Gewiß ist das verfloßene Jahr das folgenreichste in der ganzen neueren Geschichte, und wer weiß, „was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?“ „Wenigstens besteht der alte Sirach'sche Ausspruch, daß es so nicht bleiben kann, noch immer in

seiner ganzen Stärke. Wir müssen es eben erwarten, was für eine herrliche Schöpfung aus diesem verworrenen Chaos hervorgehen wird."

„Meine sanguinischen Hoffnungen von Heidelberg sind bis jetzt sehr getäuscht worden. Ich dachte hier ein neues, schöneres Jena aufblühen zu sehen, und es ist nicht einmal ein Göttingen erwachsen. In der That glaubt man hier durch die Berufung von vier oder fünf berühmten Juristen Alles für die Universität gethan zu haben. Die Leute haben gar keinen Begriff davon, wie weit es noch ist von einer guten Juristenschule bis zu einer eigentlichen Universitas literarum. Und doch kann auch selbst der künftige Jurist hier nur die nothdürftigsten Brodcollegien gut hören; für die unentbehrlichsten Hülfswissenschaften ist schlecht gesorgt. Alles Uebrige, ausser der Jurisprudenz, wird vollends nur so nebenher betrieben und Manches auch nicht einmal nebenher. So lange der Minister Reizenstein noch Curator der Universität war, blieb doch noch einige Hoffnung übrig. Seitdem aber dieser verdiente Mann, der einzige im ganzen Lande, der von dem, was eine Universität sein soll, noch einigen Begriff hat, gleichsam in Ungnade gefallen ist, und seine Dimission genommen hat, ist jede Hoffnung zur Aufnahme der hiesigen Lehranstalt verschwunden. Die Universität ist nun dem Polizeidepartement untergeordnet. Die katholischen Professoren der Theologie sind nach Freiburg versetzt. Ein Theil der lutherischen und reformirten wird jetzt nach Karlsruhe transportirt, wo nunmehr der evangelische Kirchenrath für das ganze Land seinen Sitz nimmt. Unter den letztern beklagen wir auch Ewald's, des Frömmelnden, Verlust. Diese Verfügungen möchten nun an sich recht gut sein; man sieht nur nicht, daß etwas Besseres an die Stelle des Aufgehobenen gesetzt wird. Steht es hier um Wissenschaft, Kunst und Literatur so gar schlimm, so ist auch für Alles Uebrige, was das Leben gebildeter Menschen erheitert und würzt, sehr übel gesorgt. Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo Umgang und Geselligkeit so völlig null wären. Mit den einzelnen Heidelbergern ist gar nicht zu leben, und die fremden Professoren leben, jeder für sich, sowohl von einander, als von den Studenten, völlig abgeschieden. Von jener löblichen Hospitalität, die in der guten alten Zeit zu Jena blühte, ist hier keine Spur. Im Sommer läßt sich das noch allenfalls ertragen, weil die immer herrliche Natur für Vieles entschädigt; aber im Winter!"

„Kurz, meines Bleibens wird hier nicht lange mehr sein. Diesen

Winter halte ich hier noch aus, weil ich meinen Aufenthalt nicht gern eher verändern möchte, als bis ich mit dem Ariost zu Ende bin; der dritte Theil erscheint in dieser Messe, und wird, wie ich hoffe, vor Ende Oktobers in Ihren Händen sein. Ich bitte Sie, mein theurer Freund, ihn mit Ihrer gewohnten Güte und Freundschaft aufzunehmen. Den letzten Theil hoffe ich diesen Winter zu vollenden. Gelingt mein Plan, so denke ich mit dem neuen Frühling in die Schweiz zu gehen, und werde dort vielleicht den ganzen Sommer zubringen. Weiter hinaus denke ich nicht. Kann man in unsern Zeiten auch auf länger, als ein halbes Jahr, Plane machen?"

"In dem Briefe, den Sie mir einmal nach Jena schrieben, betrachten Sie mich als präsumtiven preußischen Unterthan. Zur Erfüllung dieser Präsumtion ist nun freilich kein Anschein mehr. Wir sind und bleiben freie Hanseaten, und werden als solche unter dem milden Schutze einer Garnison von 18,000 Mann vermuthlich nächstens sammt und sonders betteln gehen."

"Wohin mich aber das Schicksal führen mag, sei es meinem Wunsche gemäß gen Süden, oder, wenn der Drang der Umstände es erfodert, in die nordische Heimath: so rechne ich mit Zuversicht auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft."

Noch, ehe Paulus in Heidelberg erschien, drückten ihm mehrere Collegen ihre freudige Theilnahme an seiner Erwerbung für die Universität aus.

Der Philologe Creuzer, ein ehemaliger Schüler unseres Paulus, war mit diesem schon früher wegen einer Berufung nach Würzburg in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden, und hatte ihm, "seinem verehrungswürdigen Freunde," auf eine Anfrage wegen Heidelberg schon am 29. November 1805 auf das Freundschaftlichste erwiedert, daß er mit Reizenstein und Voß seinetwegen auf das Angelegentlichste gesprochen habe, und daß Reizenstein die erste Gelegenheit ergreifen werde, um Paulus, vorzüglich im Fache der Kirchengeschichte, für Heidelberg zu gewinnen. Am 13. Januar 1806 zeigte derselbe unserem Paulus den Tod des Professors Bauer mit den Worten an: "Unser Professor Bauer, der seit einiger Zeit krank war, ist in letzter Nacht gestorben. Ich eile, Ihnen, theuerster Herr und Freund, von dieser Begebenheit, die meine Hoffnung, Sie bald zu den Unsrigen zu zählen, befestigt, Nachricht zu geben." Er sprach zugleich die Ueberzeugung aus, daß er nach den letzten Aeußerungen nicht anders glaube, als Herr v. Reizenstein werde,

sobald er von diesem Todesfalle Notiz erhalte, auf Paulus' Vocation Bedacht nehmen. Am 3. Februar schrieb er Paulus, er habe einen von jenem an Reizenstein geschriebenen Brief mit einem empfehlenden Begleitungsschreiben sogleich nach Paris geschickt, wo Reizenstein als Gesandter fungirte, und „zugleich alle Momente hervorgehoben, die ihn (Reizenstein) zur Beschleunigung der Sache bestimmen könnten, besonders auch den Umstand, daß es uns wichtig sein müsse, Paulus' Hieherverpflanzung noch für das nächste Lectionsverzeichniß zu benützen.“ „Ich wiederhole,“ fügte derselbe bei, „meinen Wunsch, Sie bald zu den unsrigen zu zählen.“

Damals kam die Berufung nicht zu Stande; erst zu Ende des Jahres 1810 gelang sie.

Unter allen Freunden, die Paulus in Heidelberg hatte, freuten sich er und seine geliebte Caroline am meisten auf den alten Voß und seine wackere Hausfrau Ernestine, geborene Boie.

Voß schrieb ihm einen biedern, kräftigen Glückwunsch in einem Briefe vom 28. Januar 1811: „Ja, wackerer Schwabe, was sein soll, das schickt sich wohl! Als vor einigen Jahren der Herr v. Reizenstein, der Ihren Werth kannte, den Gegnern auswich, versuchte ich selbst, dem ehrwürdigen Fürsten, der mich an seinen Familientisch eingeladen hatte, mit Hülfe des Hofrath F..., Ihres ehemaligen Hörers, die eingezischelten Vorurtheile zu benehmen. Es gelang uns, aber dem guten Willen des Greises versagte die Kraft. Und nun nach so manchem verworrenen Umwege führt uns doch das gute Geschick in diesem anmuthigen Thale wieder zusammen. Hier möge es Ihnen so wohl werden, wie es uns ward. Kommen Sie, Freund, mit dem erprobten Muthe dessen, der Gutes zu wollen sich bewußt ist. Sie werden unserer schwindsüchtigen Theologie wieder Athem und frisches Blut schaffen. Dann singen wir einmal in meiner Burg mit einander: „Und wenn die Welt bedäubet [3]) wär', es soll uns doch gelingen.“ „Schlimm meinen's die Gegner nicht, sie haben sich nur im eigenen Spinngewebe verstrickt, und ermangeln der nöthigen Gelehrsamkeit. Was in Baiern dem Guten entgegenstrebt, ist schwärzerer Art. Wie

---

[3]) Anspielung auf Carl Daub, den berühmten Gegner der theologischen Ansichten unseres Paulus. Die collegialische und freundliche Art und Weise, wie Daub seinen neuen Collegen in Heidelberg empfing, und fortan neben ihm lehrte, rechtfertiget diesen Ausdruck nicht.

werden wir uns freuen, Sie und die Ihrigen, die uns zum Theil entwachsen sind, zu bewillkommen.

Voß."

Den Brief selbst hatte die wackere Ernestine mit den Worten angefangen: „Voß, der zu leben weiß, will, daß ich den Brief an unsern lieben Paulus beginnen soll, obgleich ich meinte, es ziemte nur, meine Meinung hinten an oder am Rändchen zu schreiben. Also ein herzliches Willkommen unserem lieben Freund mit den Seinigen. Möge es Ihnen gleich im Anfang so wohl hier werden, wie es uns ward, so kommen Sie gar leicht über die ersten unvermeidlichen Unbehaglichkeiten einer Versetzung hinweg. Möge dann allmälig Ihr Wohlgefühl steigen, wie das unsrige. Es lebt sich hier gar gut mit den Menschen still und im Getümmel und auf dem Mittelweg zwischen beiden. Den letzten Weg haben wir zu dem unsern gewählt. Sie werden eine herzliche Freude an unserer schönen Wohnung und deren Umgebungen haben, und wills Gott, wollen wir hier noch manche frohe Stunde mit einander verleben. Denn wir freuen uns herzlich, daß endlich geschehen ist, was besser schon vor fünf Jahren geschehen wäre" ... „Die herzlichsten Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen.

E. Voß."

Wir werden weiter unten auf die Beziehungen unseres Paulus zu Voß und dessen Familie zurückkommen.

In der Juristenfacultät, welche bisher das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch an Frequenz der Studirenden weitaus alle übrigen überragte, waren es gerade die beiden Glanzpunkte der neu auflebenden Hochschule, welche die freudigste und ungeheucheltste Theilnahme an Paulus' Uebersiedlung nahmen. Wir meinen die beiden berühmten Romanisten, Arnold Heise und F. J. A. Thibaut.

Keiner war in dem Jahre 1810 von Seite der Universität für Paulus' Berufung thätiger, als der mit diesem schon früher freundschaftlich verbundene Heise.

Unter dem 29. Oktober 1811 fragte Heise bei Paulus an, ob er wohl nach dem Abgange Marheineke's und de Wette's nach Berlin „geneigt wäre, eine Vocation zum Lehrer der Kirchengeschichte und Exegese in Heidelberg auf künftige Ostern anzunehmen." Er setzte die Unterhandlungen in Briefen vom 7. und 11. November fort. Da inzwischen Paulus, der sich unmittelbar mit seinen Forderungen an den Minister v. Reizenstein gewendet hatte, zum geheimen Kirchenrathe

und Professor der Theologie und Philosophie in der Neckarstadt mit dem Auftrage ernannt worden war, besonders über Kirchengeschichte und Exegese Vorlesungen zu halten, so drückte Heise am 29. November 1810 seine ungeheuchelte Freude in seinem und seiner Collegen (Thibaut, Martin und Wilken) Namen aus.[4]) Zugleich erbot er sich zur Auffindung einer Wohnung und zur Besorgung der häuslichen Geschäfte für den neuen Collegen.

Paulus nahm dieses freundliche Anerbieten an, und aus Briefen Heise's an ihn vom 19. Februar und 14. März 1811 geht hervor, daß jener mit der größten Sorgfalt eine passende und schöne Wohnung für Paulus im zweiten und dritten Stocke des Kaufmann Loos'schen Hauses auf der Hauptstraße, nahe an dem Universitätsgebäude auffand, und ihm selbst den Abriß aller Zimmer dieser Wohnung überschickte.

Nach einem Briefe Heise's vom 31. December 1810 hatte in freundschaftlicher Thätigkeit, da inzwischen Reizenstein das Ministerium niedergelegt hatte, und ein anderer nachgefolgt war, „Freund Martin sogleich an ein Mitglied des Ministeriums geschrieben, mit dem er genau bekannt war, und dieses gebeten, die Ausfertigung des Anstellungspatentes zu besorgen und entweder direkt an Paulus oder auch an die Universität einzusenden.“

Auch Thibaut schrieb mit sichtlicher Freude über den Gewinn unseres Paulus am 1. Februar 1811: „Ein sehr schweres Wochenbett meiner Frau zwingt mich, Ihnen auf Ihren mir so erfreulichen Brief nur kurz dies zu sagen. Mit innigstem Danke erkenne ich die Versicherung Ihres Wohlwollens. Nichts kann mir theurer und erwünschter sein, als Ihre Freundschaft. Daher können Sie sicher darauf rechnen, daß mir jede Gelegenheit willkommen sein wird, da ich Ihnen durch die That Beweise meiner herzlichen Verehrung, Anhänglichkeit und Freundschaft geben kann. Ich gehöre zu denen, welche mit ganzer Seele sich Ihrer Versetzung freuen, und dieser gibt es bei uns Viele.“

„Auf eine besondere Veranlassung muß ich noch hinzufügen, daß mehrere sachverständige, Ihnen redlich ergebene Männer angelegentlich wünschen, daß Sie gleich im nächsten Sommer auch über das neue Testament ein Hauptcollegium lesen. Die Gründe dieses Wunsches kann ich nicht auseinandersetzen.“

---

[4]) M. s. Band I. S. 426.

„Weiter vermag ich heute nichts hinzuzufügen, als die Versicherung der ausgezeichnetsten und innigsten Verehrung, womit ich lebenslänglich sein werde

Ihr ganz ergebener
Thibaut.“

Eschenmaier, ein Anverwandter von Paulus, Lehrer in der staatswirthschaftlichen Section, besorgte der Familie Paulus das Auspacken der Geräthschaften und das Aufstellen derselben in der neu gemietheten Wohnung.

An die theologische Facultät hatte sich unser Gottesgelehrter schon am 11. Januar 1811 wegen der Anzeige seiner Vorlesungen für den Sommer 1811 gewendet. Die zwei ordentlichen Lehrer der theologischen Facultät, Daub und Schwarz, hatten zwar andere religiöse Ansichten, als jener, aber sie achteten allezeit seine Gelehrsamkeit und seinen sittlichen Charakter.

Der damalige Dekan und Senior der theologischen Facultät, Carl Daub, hatte schon früher wegen einer von Paulus ausgegangenen, an ihn gerichteten Vocation nach Würzburg an diesen seinen Collegen am 3. December 1803 ablehnend in freundschaftlichster Weise geschrieben. In eben so großer Bescheidenheit, als Freundlichkeit, schloß er jenen Brief mit den Worten: „Sie, hochverehrter Herr Doktor, erhalten leicht einen Collegen, der in Bezug auf Sie dieses Namens bei Weitem würdiger ist, als ich. Möchte ich nur, auch getrennt von Ihnen, so gewiß, als Sie in mehr, als einer Beziehung mein Lehrer sind und bleiben werden, Ihres Wohlwollens, und ich wage es zu sagen, Ihrer Freundschaft von Ihnen gewürdigt werden, der ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit beharre

Dero gehorsamster
Daub.“

Auf Paulus' Anfrage wegen der Vorlesungen aber erwiederte der Treffliche in gleich schöner, des wahrhaft wissenschaftlichen Collegen würdiger Weise.

„Warum sollten Sie mit Ihrer Humanität,“ schreibt Daub, der damalige Dekan, seinem Collegen Paulus am 25. Januar 1811, „und Gelehrsamkeit nicht uns Allen sehr willkommen sein? Daß Sie Ihr Weggebliebensein von Heidelberg je wünschen werden, befürchte ich nicht. Denn der-

gleichen irgend etwas, wie in Würzburg sich begab,[5]) ist hier, bis jetzt wenigstens, unerhört. In collegialischer Eintracht werden wir, hoffe ich, zusammen wirken, wenn gleich unsere Ansichten vom Christlich-Dogmatischen und dem Verhältniß desselben zum Christlich-Historischen und Ethischen sehr stark von einander abweichen."

"Zwar ist bei Ihrer Hieherberufung weder die Facultät, noch irgend eines ihrer Glieder, soviel ich weiß, befragt worden, wie wenn gegen sie, in Ansehung Ihrer der Verdacht, einen Mann, wie Sie, nicht beurtheilen zu können, oder gegen ihn eingenommen oder auf ihn eifersüchtig zu sein, stattgefunden hätte, und daraus möchte man denn wohl, falls er in uns begründet wäre, schließen, daß zwischen uns und Ihnen höchstens nur äußerlich und gleisnerisch Friede sein werde. Allein selbstsüchtige Motive können weder Sie, noch werden sie meine bisherigen Collegen und mich in einer so heiligen Sache, wie mein theologisches Lehramt ist, bestimmen, und die Würde des Geschäftes wird uns, hoffe ich, enge und innig mit einander verknüpfen ....."

"Sie wünschen, bester Herr College, von mir zu hören, welche Vorlesungen von Ihnen am meisten würden erwartet werden? Ich glaube, außer der Kirchengeschichte und Exegese, besonders alttestamentlicher Bücher, noch biblische Hermeneutik und Einleitung in die Schriften des Alten oder Neuen Testaments" ...... "Unsere Collegen, (auch die weggehenden C. Marheineke und de Wette) und Herr Kirchenrath Mieg empfehlen sich Ihnen herzlich, und ich bin mit dem aufrichtigsten Wunsche, Sie bald persönlich gesund und heiter hier zu bewillkommen, mit der Bitte um Ihr Wohlwollen und mit der größten Hochachtung

Ihr ergebenster

Daub."

Als Paulus nach Heidelberg im Mai 1811 kam, nahm seine freundliche Umgänglichkeit bald die Collegen noch mehr für ihn ein. Zu seinen besondern damaligen Freunden gehörten Heise, Thibaut, Martin, Eschenmaier, Langsdorf, Ackermann, Zachariä, Fries, der Philosoph, welchen man zum Unterschiede vom Krappfabrikanten Fries, Paulus' gleich treuem Freunde, den "Kantfries" nannte, während der erstere "Krappfries" hieß, vor Allen aber der

---

[5]) Man lese hierüber den ersten Band dieses Werkes, S. 388.

alte Voß und seine liebenswürdige Familie, auf welche wir später zurückkommen werden.

Dem neuen Lehrer wurde nach der bestehenden Universitätsordnung, da der Dienstrang nach der Anstellung als Ordinarius auch an andern Universitäten bestimmt wurde, die erste Stelle als geheimer Kirchenrath und Professor in der theologischen Facultät angewiesen, welche er bei allem spätern Wechsel der Berufungen bis zum Ende seines Lebens behauptete.

§. 3.

Paulus' Lehrwirksamkeit in Heidelberg bis zum Jahre 1832.

Paulus las im Sommer 1811, nachdem er sich kaum im Loos'schen Hause eingerichtet hatte, Kirchengeschichte bis auf Carl den Großen viermal, Apostelgeschichte als autenthisches Geschichtsbuch der werdenden christlichen Kirche zweimal und eine allgemeine und specielle Einleitung in die Schriften des alten Bundes nach Bauer's Entwurf viermal, also 10 Stunden die Woche.

Jene schöne Lehrwirksamkeit, wie er sie 14 Jahre lang in Jena gehabt hatte, hörte schon mit der Anstellung in Würzburg (1803) auf. Er war dort nicht nur Professor, sondern auch Consistorialrath. Die kleinen Gegenstände des Kirchenwesens, die er als Referent im Consistorium zu behandeln hatte, raubten ihm viele Zeit, und oft sagte er, wenn er von diesem Berufe sprach, „er dresche leeres Stroh.“ Dazu kam, daß in Würzburg meistens katholische Theologen waren, daß er vor diesen nicht ganz so lehren durfte, wie vor seinen protestantischen Zuhörern, und daß selbst jenen zuletzt, wie zu erwarten war, vom Bischofe der Besuch seiner Vorlesungen untersagt ward. Als nun Würzburg an Toskana überging (1806), und Paulus als Kreis-Schulrath einen andern Beruf erhielt, blieb unserem Gelehrten nichts mehr, als die Erinnerung an die schöne Zeit der akademischen Thätigkeit. Immer aber war es diese allein, die ihm als der schönste und lohnendste Beruf seines Lebens vorschwebte. Daher ergriff er, ungeachtet seine Stellung 1807—1811 als baierischer Kreis- und Schulrath in Bamberg, Nürnberg und Ansbach eine beneidenswerthe war, und er in einem wohlfeileren Lande einen viel größern Gehalt bezog, als er in Baden erhielt, die ihm von Reizenstein dargebotene Gelegenheit eines neuen akademischen Wirkungskreises an der Ruprecht-Carls Hochschule. Von seinen vielen auswärtigen Freunden nahmen diejenigen am meisten Antheil, welche selbst als akademische Lehrer

von hoher Bedeutung und als berühmte Schriftsteller den bedeutsamen Werth eines Universitätsprofessors am besten zu würdigen wußten, vor Allen seine innigsten Freunde, der Tübinger Kanzler v. Schnurrer und der Jenaer Consistorialrath Griesbach.

„Ich sage nichts von meiner treuen Theilnahme," schrieb ihm am 8. Juni 1811 der alte Schnurrer, „an der mit Ihnen vorgegangenen Veränderung. Dieses alles versteht sich von selbst."

Griesbach aber schrieb ihm schon am 18. Februar 1811 aus Jena: „Große Freude, mein theurer hochverehrter Freund, machte mir Ihr lieber Brief und besonders die lange gewünschte Nachricht, daß Sie dem akademischen Leben wieder gegeben werden, und daß nun auch wir Uebrigen, die wir nicht unter Ihrer kreisräthlichen Obhut stehen, wieder Nutzen von Ihnen ziehen und gar Manches von Ihnen lernen können. Mögen Sie in Heidelberg recht beglückt leben und dort im schönen Thale Ihres vaterländischen Neckars den endlichen Ruhepunkt gefunden haben, ohne weiteres Herumgeworfenwerden, wie es in Baiern Sitte ist, befürchten zu müssen. Man schrieb mir vor ein paar Monaten aus Heidelberg, daß man Hoffnung gehabt habe, Sie zu acquiriren, daß man aber, den von Ihnen gemachten Bedingungen zu genügen, nicht im Stande sei, und verlangte zugleich, daß ich über Herrn Gesenius in Halle nähere Nachricht geben möchte. Diese gab ich, und zwar ganz vortheilhaft, weil Herr Gesenius sich wirklich ungemein gut in Halle macht; konnte aber doch meine Verwunderung nicht bergen, daß etliche hundert Gulden ein Hinderniß sein sollten, Sie zu gewinnen. Ich freue mich, daß es sich endlich doch noch so gemacht hat, wie ich es wünschte, und daß auch Sie etwas aufgeopfert haben, um in einen Ihren Studien und Talenten angemesseneren Wirkungskreis zurückzukehren."

So angenehm der neue Beruf für Paulus war, so schwierig war er wenigstens in der ersten Zeit. Er hatte schon beinahe über alle Theile des Alten und Neuen Testaments exegetische Collegien, ebenso auch oft Einleitung in die heiligen Bücher gelesen. Hefte von vielen Semestern lagen aufgespeichert. Die exegetischen und biblisch-isagogischen Vorlesungen konnten ihm also bei dieser Masse von Vorarbeiten und seinen sprachlichen Kenntnissen keine Schwierigkeit machen. Aber ganz anders verhielt es sich mit der Kirchengeschichte, für die er ausdrücklich angestellt war, und die damals wenigstens kein anderer seiner Collegen lesen konnte. Nicht ein Blättchen von einem Hefte über dieses Fach existirte. Er hatte niemals Kirchengeschichte, nicht einmal Einleitung in diese umfangreiche und schwie-

rige Wissenschaft vorgetragen. Und nun sollte er neben seinen exegetischen Arbeiten im fünfzigsten Jahre seines Lebens an die kirchen- und dogmengeschichtlichen Quellen, die sich zu Bergen von Folianten aufthürmen, an das Durchlesen der wichtigsten Lehrbücher, an die Ausarbeitung eines das Wesentliche vom Unwesentlichen sondernden Collegienheftes. Es war die Sache eines Paulus nicht, aus zwanzig Compendien ein einundzwanzigstes zusammenzuschreiben. Er wollte überall selbst sehen und selbst prüfen, selbst auf den letzten Grund zurückgehen. Hätte er nur diese Vorlesung allein gehabt, wäre es noch leichter ausführbar gewesen. So aber hatte er immer alt- und neutestamentliche Vorlesungen daneben, für die er gleichfalls angestellt war, und in denen er doch gleichen Schritt mit den Erscheinungen der Zeit halten mußte.

Zudem hatte er schon in Würzburg (1808) ein Verzeichniß seiner an Kirchenvätern und seltenen Geschichtswerken überaus reichen damaligen Büchersammlung drucken lassen und die werthvollsten Werke durch Versteigerung verloren. [1]) Die Heidelberger Bibliothek konnte ihm diesen bedeutenden Verlust nicht ersetzen.

Paulus fühlte die Schwierigkeit. In einem Briefe vom 20. Juli 1811, nachdem er sich schon ganz in seine neuen Vorträge hineingelebt hatte, schreibt er: „Mein Schicksal, das es im Ganzen doch recht gut, oft besser, als ich selbst, mit mir meint, will, daß ich hier, weil für mich die Besoldungen von Herrn Marheineke und de Wette vereinigt werden mußten, auch deren Fächer vereinige. Fast über alle Theile der Theologie hätte ich ausgearbeitete Vorbereitungen von den Todten auferstehen lassen können. Aber auch die Kirchengeschichte, soll ich nun einmal veranlaßt sein, ex professo durchzuarbeiten. Ich habe mir gelobt, so viel möglich, nur aus erneuerter Ansicht der Quellen zu referiren. Dies Gelübde hat außer den Schwierigkeiten der Sache selbst hier auch noch die Lücken der Universitätsbibliothek zu bekämpfen. Eine zu Würzburg, so lange ich dort fest zu bleiben hoffte, aus den

[1]) Der Titel des gedruckten Verzeichnisses lautet: „Verzeichniß der vom Herrn Dr. Paulus, vormaligem Professor der Theologie dahier, nunmehrigem Landesdirektionsrathe zu Bamberg, zurückgelassenen, dahier im vormaligen adeligen Seminar am 1. August 1808 öffentlich zu versteigernden Bücher. Würzburg, 1808. 8. Paulus' Wohnung in Würzburg befand sich nämlich im ehemaligen adeligen Seminare.

Klöstern leicht angekaufte Selection von Kirchenvätern und andern Quellen gab ich — leider in der Verzweiflung wieder weg. Zu Ansbach mußte ich meinen Karren bis auf den letzten Tag fortziehen. Erst hier schrieb ich das erste Blättchen eines neuen Collegienheftes, das nach allen Umständen bis zu seinem Finitum est anderthalb Jahre wegnehmen wird."

Schnurrer antwortete ihm hierauf am 31. Juli jenes Jahres: „Daß Sie nun auch die Kirchengeschichte zu bearbeiten haben, mag für Sie selbst auf einige Zeit mühsam, muß aber für die Wissenschaft selbst gewiß sehr ersprießlich sein. Es kann nicht fehlen, daß Sie auch auf diesem Felde neue Ansichten und Aussichten gewinnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu!"

Schnurrer's Freundeswunsch ging später in Erfüllung. Wie viele interessante und wichtige Untersuchungen stellte Paulus im Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte an! Wie viele neue An- und Aussichten wurden für diese Seele der theologischen Wissenschaften durch ihn gewonnen!

Eines leistete Paulus Vorschub bei seinen kirchenhistorischen Ausarbeitungen des ersten Jahres, seine immensen Vorstudien, die er in den Kirchenvätern gemacht hatte. Wie sehr er sich mit diesen beschäftigte, bewiesen seine reichhaltige, in Baiern versteigerte Bibliothek und eine Masse von in frühern Zeiten aus alten Quellen gemachten Excerpten. Hiezu wurde er theils durch seine exegetischen Vorträge, theils aber und am allermeisten durch seine Vorlesungen über Dogmatik in Jena bestimmt. Er trug diese nicht als ein fertig gewordenes, nach Befehl zu glaubendes System vor, sondern zeigte überall, wie seine Hefte ausweisen, wie diese Dogmen nach und nach unter dem Einflusse der Zeitansichten entstanden; er trug also die ganze Dogmatik historisch vor. So wendete er sich schon in Jena dem Studium der Kirchengeschichte zu, ohne sie jemals vorgelesen zu haben. Darum konnte er Schnurrer in dem Briefe vom 20. Juli 1811 schreiben, „er habe sich gelobt, nur aus erneuerter Ansicht der Quellen zu referiren." Seine Studien der Kirchengeschichte waren keine erst beginnenden; sie gründeten sich auf keine neue oder erste, sondern nur auf die erneuerte Ansicht der Quellen. Immerhin aber waren die Ausarbeitungen eines neuen Heftes, der freie Vortrag einer Wissenschaft, über die zum erstenmale vorgelesen werden sollte, schwierig. Seine, wenn gleich schwächliche, aber sonst sehr zähe Natur unterstützte ihn merklich bei der Arbeit. Von Folianten umthürmt, konnte man

Paulus bei der ersten Frühe des Tages, wie in der späten Nacht, beim Kerzenlichte am Schreibtische sitzend, manchmal auch am Schreibpulte stehend, noch an der Arbeit finden. Selbst das neben seinem Ofen zur Feurung aufgespeicherte Holz legte er, da er nicht gerne gestört war, selbst nach. Nicht Jeder, der auch den besten Willen hat, kann ein solches Arbeiten, das jener noch im höchsten Alter fortsetzte, ertragen. Bei Paulus war es von frühester Jugend auf Gewohnheit geworden. Aber selbst die Möglichkeit einer solchen Angewöhnung für ein Leben, welches das neunzigste Jahr mit Ausnahme von 20 Tagen vollendet, setzt eine sehr gute innere Leibesbeschaffenheit voraus. Eines mag dazu beigetragen haben, der Riesenarbeit das Gegengewicht zu halten, die seltene Ordnungsliebe, mit der er seiner Gesundheit wegen den jeden Tag auf eine bis zwei Stunden bestimmten Spaziergang unternahm. Er ging dann allein, und hing seinen Gedanken nach, oft wohl auch in traulicher Unterhaltung, von einem Freunde begleitet. Sein liebster Spaziergang war in jener Zeit auf die Höhen des Geisberges zu den herrlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses gerichtet. Hier gewährten ihm die schöne Aussicht und frische Luft über den sogenannten Bögen, von denen man das schöne Neckarthal mit seiner reizenden Nahsicht und das bis zu den blauen Vogesen eine wundervolle Fernsicht bietende Rheinthal mit der Stadt, dem Neckar und Rheine überschaut, immer eine neue Erquickung und Erholung für den ganzen Arbeitstag. Ueber den Eindruck, den die Umgebungen der herrlichen Natur in Heidelberg auf ihn hervorriefen, schreibt er in demselben Briefe vom 20. Juli 1811 an Freund Schnurrer in Tübingen: „Die Nova vom Libanon haben mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich durch sie den hiesigen Jahrbüchern meine erste Libation zu bringen eilte. Recht lebhaft erinnerte ich mich dabei, wie oft ich am großen Dormitoriumsfenster des Blaubeurer Klösterchens, warm von Schulz's Führungen des Höchsten, mir nichts sehnlicher gewünscht habe, als — einst von der Spitze des Libanon in die übrige Welt herab- und hereinsehen zu können. Alle die von den heiligen Mar's dort besetzten Bergspitzen und Klüfte hatte ich damals fast noch lachender und lieblicher vor meinen 15jährigen Augen, als die herrlichen Berge Heidelbergs vor den 50jährigen. Diese aber sind wirklich zu schön, daß ich nichts herzlicher wünsche, — als sie, wo möglich bald — mit Ihnen einmal beschauen und besteigen zu können. Auch umwehet sie eine so milde Luft, daß man in ihrer Nähe fast gar nichts von den Stürmen der Zeit fühlt und hört. O möge es noch lange so bleiben! Mir, der ich in 5 bis 6 Jahren vom Morgen bis zur Nacht

bei Allem, was ich zu treiben hatte, immer nur Regierung, Regierungsblätter, Organisation u. s. w. im Kopf haben mußte, ist es, wie wenn ich gar nicht mehr in unserem Zeitalter lebte, wenn ich ganze Wochen lang daran, daß auch Baden regiert wird, durch Nichts, als durch die stillen Wirkungen unseres Regiertseins mich erinnert weiß! Noch einmal auf den Libanon zu kommen! Die Dissertation von Orsi habe ich so eben durchgeblättert. Von Maronitischer Liturgie enthält sie nichts."

Mit dem größten Beifalle las Paulus sowohl die Kirchengeschichte, als die alt- und neutestamentlichen Vorträge. Wenn auch Heidelberg schon vom 16. Jahrhunderte an immer und vorherrschend die größte Frequenz in der Juristenfacultät hatte, und diese auch im ganzen neunzehnten Jahrhunderte in sichtlich steigender Weise behielt, so daß im Sommer 1809 unter 391 Studenten 207 Juristen und im Winter $18^{31}/_{32}$ unter 1018 Studenten 529 Juristen, also immer zwischen zwei Dritttheilen und der Hälfte aller Studirenden Rechtsbeflissene waren, so war doch auch in der theologischen Facultät die Anzahl der Studenten jedenfalls eine nicht unansehnliche. So hatte sich die Zahl der jungen Gottesgelehrten von 35 in dem Winterhalbjahre $18^{10}/_{11}$ bei Paulus' Ankunft in Heidelberg im Sommer 1811 schon auf 43 gehoben. Im Sommer 1812 stieg sie auf 45, im Winter $18^{14}/_{15}$ auf 59, im Winter $18^{15}/_{16}$ auf 69, im Winter $18^{23}/_{24}$ auf 77, im Winter $18^{31}/_{32}$ auf 79, während sie nach Paulus' Abgang wieder bedeutend sank, und nie mehr diese Höhe erreichte. Wenn auch diese Zahlen nicht allein sprechen würden, so war Paulus neben Daub, dem sehr beliebten Docenten, unter allen Lehrern der theologischen Facultät derjenige, welcher beharrlich in einer so langen Reihe von Semestern — einige Jahre in der Zeit der Voß'schen Händel abgerechnet — die meisten Zuhörer hatte. Es war nicht ein vorübergehender, es war ein anhaltender, durch das Vertrauen auf seine seltene Persönlichkeit gefesselter Beifall. In der Exegese blieb Paulus der psychologisch-historischen Methode, die er in Jena begründet hatte, treu. Seine besuchtesten Collegien waren die über die Psalmen, Jesaja und die synoptische Erklärung der vier Evangelien. Namentlich waren es die letzteren, welche ihm aus allen vier Facultäten und selbst von Personen gereifteren Alters aus der Stadt einen beharrlich zahlreichen Besuch verschafften. Der Grund seiner natürlichen Wunderauslegung, die er auch auf das alte Testament übertrug, war nicht eine Geringschätzung, sondern eine im Innersten gewurzelte Hochachtung gegen die heiligen Schriften, in welchen er mit Aufwand alles Scharfsinnes nur

Vernünftiges, Begreifliches, nichts über die Menschenvernunft Hinausgehendes finden wollte. Das Uebervernünftige war für ihn das Unvernünftige, wenigstens das für die Vernunft niemals vernünftig zu Machende. Mit dem Augenblicke, wo er die Bibel nicht mehr vernünftig gefunden hätte, würde er den Glauben an die Bibel aufgegeben haben. Er glaubte an Gott und die Unsterblichkeit der Seele nicht, weil ihm dieser Glaube als ein durch eine übernatürliche Offenbarung mitgetheilter erschien, sondern einzig und allein deßhalb, weil er ihn für vernünftig hielt. Er glaubte an den Inhalt der Bibel, weil er ihn vernünftig fand. Hätte er die Thaten des Christenthums in neblichte Mythen aufgehen lassen müssen, so wäre ihm der historische Boden des Christenthums unter den Füßen weggerückt worden. Diesen konnte er nach seiner Meinung nur durch die natürliche Auslegung der Wunder halten. Wenn man auch dieser Auslegungsweise nicht beistimmen konnte oder mochte, so hatte doch seine Behandlung der heiligen Schriften ein eigenthümliches Interesse. Er war nicht begeistert, nicht warm, nicht excentrisch, nicht phantastisch. Er war ruhig, klar und wahr in seiner Lehre. Ueberzeugungstreue war das Schiboleth seiner Schriften, wie seines Vortrags. Die Uebersetzung ging überall auf die Grundbedeutung der Worte des Urtextes zurück. Im Hebräischen hielt er mit Recht sehr viel auf die Vergleichung der hebräischen Worte mit den verwandten Worten der übrigen semitischen Dialekte. Nirgends war ein Zweifel, ein Schwanken im Vortrage, überall Entschiedenheit. Die herrlichsten Fingerzeige, die besten Hülfsmittel wurden dem Schüler gegeben. Ebenso war es auch im Neuen Testamente, wo zur Erklärung der Bedeutung der Worte der hebraisirende Dialekt auf das letzte etymologische Element zurückgeführt wurde. Ueberall blitzte das Hauptbestreben heraus, als das eigentliche Ziel aller Religion das „Bessermachen“ und „Besserwerden“ zu bezeichnen. Seine edlen Züge erhielten erst dann ihre eigenthümliche Verklärung, wenn er auf diesen Gegenstand kam. Man sah ihm die Freude an allem dem, was zum Vernünftiger- und Besserwerden führte, an. Wohl mochten nicht stark vorbereitete Zuhörer bei der Fülle seines Wissens nicht alle seine vergleichenden etymologischen Bemerkungen verstehen, aber seine Vorträge regten zum Selbstdenken und Weiterarbeiten an. Gewiß erinnern sich noch Viele derselben mit Dankbarkeit an sie. Er diktirte nicht, aber er trug langsam, laut und deutlich vor, daß die Geübteren leicht nachschreiben konnten.

Eben so verhielt es sich auch mit seiner Kirchengeschichte. Die Geschichte des Glaubens und der Verfassung und ihr Einfluß auf die Sitte

wurde aus den ersten Quellen in pragmatischer Folgerung ohne jede vorgefaßte Meinung, ohne irgend einen vorausgesetzten Glauben mit prüfender Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe möglichst sorgfältig gegeben. Wenn er auf der Kanzel war, kannte er keinen Zweifel mehr, er war entschieden über das Was und Wie dessen, was er zu sagen hatte. Er las die Kirchengeschichte nach drei Theilen in drei Semestern. Wie sehr diejenigen bei ihm galten, welche nichts ohne ein Zurückgehen auf die letzten Quellen und ein sorgfältiges Prüfen derselben als geschehen annahmen, und keinen phantasirten, sondern nur einen aus den Quellen gewonnenen Pragmatismus kannten, beweist die Wahl der Lehrbücher, nach denen er die Kirchengeschichte vortrug. Seit Winter $18^{16}/_{17}$ hatte er dazu das „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte von Johann Ernst Christian Schmidt,“ seit Winter $18^{28}/_{29}$ Gieseler's Kirchengeschichte gewählt; auch nach dem Lehrbuche von Danz wurde eine Zeitlang vorgetragen. Mit der Kirchengeschichte wurden ferner abwechselnd solche Vorlesungen gehalten, welche entweder einzelne Theile derselben oder auch Schrifterklärung im Zusammenhange mit Kirchengeschichte behandelten. So las er im Sommer 1815 „Erklärung der für Religion und Religionsgeschichte merkwürdigen Stellen (loca classica) aus dem Pentateuch und den historischen Büchern des alten Testaments,“ eine Vorlesung, die solchen Anklang fand, daß er sie schon im Winter $18^{16}/_{17}$ wiederholte. So trug er im Sommer 1819 die Lebensgeschichte Jesu nach der synoptischen Erklärung der drei ersten Evangelien vor, welche im Winter $18^{19}/_{20}$ fortgesetzt wurde. So gab er im Sommer 1827 „eine Erklärung des Lebens Jesu.“

Paulus gehörte nicht zu denjenigen Lehrern, welche immer dieselben Vorlesungen halten, und dadurch sich ihre Aufgabe zwar leicht, aber auch sich und Andern zugleich langweilig machen. Erst nach Jahren wiederholte er ein Collegium. Die größte Mannigfaltigkeit herrschte in seinen Vorlesungen, besonders in den exegetischen. Man konnte bei ihm nach und nach Vorträge beinahe über alle Theile der Bibel hören. So erklärte er im Winter $18^{11}/_{12}$ ausgewählte Stellen aus dem Jesajas, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Galater, Hebräer, Kolosser und den Timotheus, im Sommer 1812 die Psalmen, das Evangelium Johannis, die katholischen Briefe und die Apokalypse in ausgewählten Stellen, im Winter $18^{12}/_{13}$ die Synopsis der drei ersten Evangelisten, im Winter $18^{13}/_{14}$ die Paulinischen Briefe, im Sommer 1815 ausgewählte Stellen des Pentateuchs,

im Winter $18^{16}/_{17}$ die Sprüche Salomo's, im Sommer 1819 den Prediger Salomo's, im Winter $18^{19}/_{20}$ Hiob, im Winter $18^{28}/_{29}$ die Synopsis der vier Evangelien nach seiner Textübersetzung u. s. w. Mehrere dieser Vorlesungen wurden nach langen Jahren wiederholt, so daß der Zuhörer immer Neues erhielt, und die ganze Zuhörerschaft seines theologischen Curses sich allmählich mit den wichtigsten Theilen des Alten und Neuen Testaments vertraut machen konnte. Auf dem Studium der Schrifterklärung und Religionsgeschichte hatte sich immer seine schon früher in Jena vorgetragene Glaubens- und Pflichtenlehre befestigt. Daher wendete er seine akademische Thätigkeit in der langen Reihe seiner Vorlesungen, welche seine vielen Zuhörer mit der größten Liebe und Anhänglichkeit besuchten, auch andern Zweigen des theologischen Wissens zu. So trug er im Sommer 1821 ein Lieblingscollegium, das alle seine biblischen Ueberzeugungen enthielt, die „biblische Theologie durch eine nach dem innern Zusammenhange der Ideen geordnete Exegese der dogmatischen Hauptstellen des Neuen und Alten Testaments" sechsmal wöchentlich vor. So lehrte er im Winter $18^{21}/_{22}$ theologische Moral nach Stäudlin's Lehrbuch, im Sommer 1824 biblisch-wissenschaftliche Glaubenslehre, im Sommer 1826 biblisch-wissenschaftliche Pflichtenlehre, im Sommer 1828 die vereinigte biblisch-wissenschaftliche Glaubens- und Pflichtenlehre zwölfmal wöchentlich. Auch mehrere von diesen Vorträgen wurden nach Verlauf einiger Zeit wiederholt. Schwerlich hat jemals ein akademischer Lehrer gelebt, der in einer so langen Reihe von Jahren in stets abwechselnd neuen Gestalten eine so riesenhafte Masse von verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen vortrug. Der Nutzen, den er stiftete, war die schönste Belohnung seines rastlosen Wirkens. Selbst diejenigen Zuhörer, welche seine theologischen Ansichten nicht theilten, sprachen nie anders, als mit der größten Verehrung von dem Manne mit den blitzenden Augen und dem freundlichen Gesichte, der auf der Kanzel stehend, über das Pult gebeugt, wie ein Vater zu den Kindern, zu seinen Zuhörern hinabblickte, und ihnen mit so trefflicher Auswahl aus dem reichen Vorrathe seines gründlichen Wissens unzerstörbare Schätze theologischer Erkenntniß mittheilte. Sie sahen ihm an, sie hörten es an jedem Worte, an dem ganzen Gange seiner Untersuchung, daß es ihm Ernst war, daß er nichts mehr haßte, als die Heuchelei, daß er nichts höher achtete, als die Wahrheit, und daß er ihnen das ganz und ohne Schminke vortrug, was ihm als Wahrheit erschien.

Es waren der Ernst der wissenschaftlichen Forschung und der sittlich gediegene Charakter, welche ihnen Achtung und Liebe zum Lehrer abnöthigten, auch, wenn sie anders dachten. Nie hat man einen Schüler unseres Paulus anders, als mit Verehrung von ihm sprechen hören. Sein Lehrvortrag war keine vorübergehend aufflackernde Flamme; er war ein wohlthuendes und erwärmendes Feuer, dessen nachhaltig nützliche Wirkungen in tausende seiner Schüler zu Jena, Würzburg und Heidelberg übergingen.

Nicht immer ungetrübt blieb Paulus' Lehrwirksamkeit in Heidelberg. Die anstrengende Ausarbeitung eines neuen Collegienheftes für die Kirchengeschichte, verbunden mit dem Vorlesen alt- und neutestamentlicher Exegese und Isagogik, griff seine immer etwas schwächliche Gesundheit an. Zwar hatte er seine Aufgabe im Sommer 1811 glücklich erfüllt, und führte in dem darauf folgenden Winter in gleicher Weise mit immer mehr steigendem Beifalle vor einem zahlreichen Auditorium die Kirchengeschichte bis zur Reformation fort, indem er noch nebenher Vorträge über Apostelgeschichte und ausgewählte Paulinische Briefe hielt. Aber nach dem Verlaufe dieses ersten Jahres änderten sich seine Gesundheitsumstände plötzlich, und riefen gerechte Besorgnisse bei seinen Collegen, Schülern und Freunden hervor.

Paulus hatte für den Sommer 1812 bedeutend viele Vorlesungen angekündigt, indem er den vielseitigen Bedürfnissen der Studirenden, die in ihn ein unbedingtes Vertrauen setzten, entgegenkommen wollte. Neben „der Erklärung ausgewählter Psalmen, des Evangeliums Johannis, der katholischen Briefe und der Apokalypse“ wurde „der letzte Theil der Kirchengeschichte“ (von der Reformation bis zur Gegenwart) angekündigt und mit immer gleicher Kraft und Beharrlichkeit begonnen und bis nach Pfingsten fortgesetzt. Indessen wirkte besonders weniger die Stundenzahl dieser Vorlesungen, als die Verschiedenartigkeit derselben neben einem Collegium, für das er immer noch das erste Heft auszuarbeiten hatte, auf sein Nervensystem aufreizend. Am Fronleichnamsfeste als an einem nach den akademischen Gesetzen Heidelbergs freien Tage (dies academicus) des Sommers 1812 ging Paulus aus, und wurde auf einem öffentlichen Platze der Stadt von einem schlagähnlichen Schwindel befallen, in Folge dessen man ihn nach Hause bringen mußte. Der Zustand schien eine nervös-rheumatische Aufregung zu sein. Er konnte in der ersten Zeit nicht sprechen, gab aber zu verstehen, daß er keine Blutentziehung wünsche. Er erholte sich auch sichtlich bei

den angewendeten Mitteln. Ein heftiges arthritisches Kopfweh stellte sich ein, und fesselte ihn acht Wochen an das Krankenbett. Später warf sich der rheumatische Stoff auf den rechten Arm, den er längere Zeit nur mit Mühe brauchen konnte. Die Aerzte fanden eine Luftveränderung und gänzliche Befreiung von anstrengender Arbeit nöthig. Man hielt vor der Hand eine Reise mit der Familie zu den Anverwandten nach Stuttgart am gerathensten. Er kam schon am 26. Juli 1812 bei dem akademischen Direktorium ein, „ihm, da er wegen seiner noch nicht ganz hergestellten Gesundheit selbst zu schreiben dermalen außer Stande sei, höchsten Orts die Erlaubniß auszuwirken, daß er zur völligen Herstellung seiner Gesundheit auf zwei Monate verreisen dürfe." Der Wunsch wurde von dem akad. Direktorium höhern Ortes dringend unterstützt und der Urlaub von dem Ministerium des Innern sogleich ertheilt.

Inzwischen war der viel erprobte Freund Schnurrer in Tübingen der erste, dem Paulus sein Leiden mittheilte. „Sie wissen Verehrtester," schrieb er jenem am 28. Juli 1812, „daß ich tödtlich krank war und acht Wochen sehr litt. Am Fronleichnamstag, als hiesigem Feiertag, hatte ich Ihnen für Ihre letzten so schätzbaren Sendungen danken wollen. Gerade da fing das unmäßige Kopfweh an. Ich habe mich zum Verwundern schnell erholt. Aber auch die Feder regiere ich noch langsam und mühsam. Allernächstens werde ich nach Stuttgart reisen, um Alles Mögliche für meine Wiederherstellung zu thun. Aerzte versichern mich, daß ich gesünder, als zuvor, werden könne."

Am 2. August jenes Jahres antwortete ihm Schnurrer: „Daß ich wegen Ihrer Krankheit sehr bekümmert war, mein Theuerster, kann Freund Wilken bezeugen. Daß ich bei dem Anblick Ihrer Handschrift auf einem Brief, den ich gestern Nachts erhielt, von der innigsten Freude durchdrungen wurde, glauben Sie nicht ungern meiner Versicherung. Freund Niethammer brachte mir die Nachricht von Ihrem schmerzhaften arthritischen Kopfweh. Das Weitere vernahm ich aus einem Schreiben von Wilken, umständlicher aus der Erzählung des Herrn Dr. Lucä. Herr Professor Wilken unterließ nicht, durch ein Schreiben vom 19. Juli mich zu beruhigen, was ich ihm nach der Gebühr anrechnete. Aber so weit verstieg ich mich nicht in der Hoffnung, daß ich mir schmeichelte, so bald von Ihnen selbst unmittelbare Nachricht zu erhalten. Nun, Gott sei gepriesen, daß er so bald geholfen, so weit geholfen hat. Nichts ist natürlicher, als daß Sie sich mit Ihren Lieben nach Stuttgart begeben, um dort das angefangene gute Werk zu vollenden. Ich eile, ob etwa dieses

Blatt Sie noch in Heidelberg erreiche. Auf jeden Fall geht es als Einschluß an unsern lieben Freund." Rührend war es für Paulus, als sein alter Gönner, der Freiherr von Palm zu Kirchheim an der Teck in Württemberg, ein damals 77jähriger Greis, der durch ein bedeutendes jenem ausgeworfenes Stipendium dessen wissenschaftliche Bildungsreise in den Jahren 1787 und 1788 in größter Liberalität ermöglichte, [2]) in seinem einsamen Wohnsitze mit schwacher Hand die Feder zu einer herzlichen Beglückwünschung bei der Wiedergenesung seines theuern Freundes ergriff. Er schrieb an Paulus aus Kirchheim am 4. August 1812: „Euer Hochwürden danke ich verbindlichst für die mir unverweilt ertheilte gütige Nachricht von Ihrer glücklichen Genesung. Die Freude, die Sie mir gemacht, ist desto reiner, als die Gefahr, die Euer Hochwürden wohlthätiges Leben bedrohte, mir bisher unbekannt geblieben ist. Noch vor wenigen Wochen bezeugte mir Herr Kanzler v. Schnurrer, wie sehr er wünschte, Dieselben bei eingetretener Versetzung des jüngern Herrn Dr. Flatt zum Collegen zu erhalten, ohne einigen Zweifel über Ihr Befinden zu äußern. Gott sichere dasselbe bis in das späteste Alter und lasse Sie im ungestörten Genusse Ihrer Leibes- und Seelenkräfte das Reich der Wissenschaften und der Menschheit erweitern."

Der fromme Wunsch des liebenswürdigen Greises ging in Erfüllung. Paulus erholte sich im freundlichen Familienkreise zu Stuttgart sichtlich. Doch blieben noch immer rheumatische Spuren im rechten Arme, die ihn bisweilen am Schreiben hinderten, zurück.

Noch im Winter 1813 fühlte derselbe sich nicht, wie er früher war. Er schrieb am 12. Februar 1813 an Schnurrer in Tübingen: „Endlich, mein Verehrtester, habe ich nach vielen Abhaltungen und Störungen wieder das Vergnügen, zu einem Blatt an Sie zu kommen. Mein Befinden erlaubt mir noch nicht, anhaltend mich zu beschäftigen. Nach Tisch, nicht nur Abends, wie es sonst war, sondern auch Nachmittags muß ich lange feiern. Meine Zeit, ans Schreibepult mich zu setzen, bleibt also noch sehr beschränkt." Er las deßhalb im Winter $18^{12}/_{13}$, dem ersten Halbjahre nach seiner Krankheit, nur ein immer mit außerordentlichem Beifalle besuchtes Collegium, „die drei Evangelisten nach der Synopsis." Die Kirchengeschichte, die ihm in ihren Anfängen eine so überaus große Anstrengung gekostet hatte, wurde in diesem und selbst in dem

---

[2]) M. s. Band I, S. 81.

folgenden Halbjahre, in welchem er ebenfalls nur einen Vortrag über die Paulinischen Briefe hielt, ganz ausgesetzt. Diese weise gemäßigte Arbeitsamkeit trug am Meisten zur vollkommensten Herstellung seiner alten Kräfte bei, und so wurde das Wort der Aerzte wahr, „daß er gesünder, als zuvor, werden könne.“ Denn schon im Sommer 1815 las er neben einem neuen Collegium über den Pentateuch und die historischen Bücher des A. T. den ersten Theil der Kirchengeschichte bis Theodosius I. mit der alten Kraft und dem gewohnten Beifalle.

Nur stellten sich bisweilen unwillkommene rheumatische Leiden, die ihn jedoch nie in seiner ununterbrochenen Lehrthätigkeit hinderten, im rechten Arme ein. Wiesbaden war die Quelle, an der er gegen diese Heilung suchte, und die er wiederholt in den Spätsommern 1828, 1830, 1831 mit glücklichem Erfolge gebrauchte, wo er auch mit vielen gelehrten Freunden Bekanntschaften anknüpfte und erneuerte. Von einer andern Seite her hätte seine Lehrwirksamkeit gestört werden können.

Wenige Theologen haben als akademische Lehrer, auf dem Boden des Christenthums stehend, so freimüthig und rücksichtslos, wie unser Paulus, gelehrt. Man mußte daher fürchten, daß er bei den Ultraorthodoxen und Pietisten nicht nur, sondern auch bei den Rechtgläubigen der herrschenden Kirchen überhaupt Anstoß hervorrufen und Kämpfe erregen würde. Es schien auch in der That, als hätte man schon vor dem Anfange seiner Vorlesungen in Heidelberg auf das Bedenkliche der in seiner bisherigen Weise gehaltenen Vorlesungen aufmerksam gemacht.

Noch am 13. Februar schrieb der damalige katholische Minister des Innern, Freiherr v. Andlaw auf das Freundlichste an Paulus nach Ansbach: „Euer Wohlgeboren Ruf nach Heidelberg ist noch vor meinem Eintritt ins Ministerium beschlossen worden. Ohne daher hiezu gewirkt zu haben, theilte ich mit Vergnügen die Freude aller Freunde der Wissenschaften, einen so vortrefflichen Gelehrten für diese Universität zu erhalten. Ich hoffe und wünsche sehr, daß Euer Wohlgeboren Entlassung bald erfolgen möchte. Es wird mich sehr freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Inzwischen schienen einzelne Protestanten diese Vorlesungen von einem andern Gesichtspunkte betrachtet zu haben. Denn derselbe Minister schrieb einige Wochen nachher, am 27. März jenes Jahres, an Paulus ebendahin: „Es freute mich sehr, zu vernehmen, daß endlich die Entlassung von Sr. Majestät, dem Könige von Baiern, angekommen ist, da wir Sie nun bald in Heidelberg besitzen werden. Doch muß ich die Ehre haben,

Dieselben auf einen Umstand aufmerksam zu machen: Einige Herren von Ihrer Confession wollen nicht ganz Ihren evangelischen Religionsgrundsätzen trauen; ich habe sie darüber in der Ueberzeugung beruhigt, daß Euer Hochwürden sich bei Ihrem Lehramte ganz gewiß nach den im Lande eingeführten Grundsätzen benehmen werden."

Gewiß sind hier die Offenheit und Redlichkeit, mit denen auf das obschwebende Bedenken hingewiesen wurde, anzuerkennen. Dabei blieb es, was unsern Paulus betrifft, sein ganzes Lehramt von der ersten bis zur letzten Vorlesung. Nie wurde ein öffentliches Bedenken von irgend einer Behörde erhoben, nie ihm ein Verweis zu Theil, mit Ausnahme einer Mißbilligung im Jahre 1826, die sich aber nicht auf seine Vorlesungen, sondern auf die Behandlung des Katholicismus in seinem Sophronizon bezog, auf welche er in männlich-edler, freimüthiger Weise, ohne daß dies im Geringsten nachtheilige Folgen für ihn hatte, sich vertheidigte. Im Gegentheile liegen seine verdienstliche schriftstellerische Wirksamkeit anerkennende Briefe aus den verschiedensten Zeiten von den Großherzogen Ludwig und Leopold, Königlichen Hoheiten, von dem Markgrafen Wilhelm, den Ministern v. Berkheim, Reizenstein, L. Winter, sowie von dem preußischen Minister v. Kampz und dem preußischen Gesandten von Otterstedt vor. Paulus wurde in seiner akademischen Lehrwirksamkeit niemals angefochten. Alle seine Vorlesungen, die in dem Christenthume eine reine Vernunftreligion sahen, oder eine solche aus diesem zur Entwicklung bringen wollten, selbst die dogmatischen und exegetischen, welche jeden Wunderglauben bekämpften, und alles Mysteriöse und Uebernatürliche oder Uebervernünftige im Urchristenthume läugneten, erhielten von einer öffentlichen Behörde, so lange er in Heidelberg lehrte, weder eine Mißbilligung, noch irgend einen, auch nur den geringsten Verweis.

Auch dieser Umstand verdient gewiß die beste Anerkennung, zumal da schon vor Eröffnung seiner Vorlesungen von einer andern Seite her gegen ihn gearbeitet worden war. Paulus' Wirksamkeit zeigte, daß es bei öffentlichen Vorträgen nicht nur auf das Was, sondern auch ganz vorzüglich auf das Wie ankommt, und daß man stark reden könne, ohne verletzend zu seyn. Bescheiden und duldsam waren seine Aeußerungen. Er wollte nur, daß man seine Ueberzeugung gewähren lasse, wenn er andern Ueberzeugungen freie Aeußerung gestattete. Nie verhöhnte, nie verletzte er Andersdenkende im Vortrage. Man sah ihm an, daß es ihm nur um die

Wahrheit der Wissenschaft, nie um leidenschaftliche Polemik oder allein seligmachenwollende Proselytenmacherei zu thun war. Als eine kleine, trübe Wolke in seinem Leben mochte jene Mißbilligung seines Sophronizon im Jahre 1826, die sich übrigens durch seine männlich-edle Vertheidigung bald wieder in klaren, hellen Sonnenschein verwandelte, angesehen werden. Wir werden dieselbe im Verlaufe der Darstellung berühren. Damals mochte jener Anstoß, den seine schriftstellerische Wirksamkeit gegeben hatte, bei dem Gefühle seiner Ueberzeugungstreue und Pflichterfüllung und im Hinblicke auf sich neu regende rheumatische Leiden ihn bestimmen, in einem Briefe an Staatsrath L. Winter vom 27. August 1826 zu schreiben, daß „er es für eine huldreiche Berücksichtigung seiner ganzen Lage devotest anerkenne, wenn er mit seiner Besoldung und mit der gnädigen Erlaubniß, diese unverkürzt auswärts an einem für seine Gesundheit zu wählenden Orte zu genießen, in Gnaden pensionirt würde.“ Es versteht sich für diejenigen, die den trefflichen Minister L. Winter kannten, von selbst, daß dieser, der über den Werth und die Bedeutung unseres Paulus für die Universität mit Reizenstein völlig gleich dachte, auf diesen Wunsch keine Rücksicht nahm, sondern in vielen Briefen, den schönsten Beweisen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, bei jeder Gelegenheit aussprach, wie hoch er das Verdienst des Mannes zu schätzen wußte, dessen persönliche Bekanntschaft er schon als Stadtdirektor in Heidelberg gemacht hatte.

Paulus hielt ungestört und besonders gegen das Ende der Zwanziger Jahre und in den Dreißiger-Jahren mit erneuertem Beifalle seine zahlreich besuchten Vorlesungen, ohne daß er sie auch nur im Sommer 1826, wo er biblisch-wissenschaftliche Pflichtenlehre las, unterbrochen hätte, von 1827—1832 über das Leben Jesu, die Pflichten- und Glaubenslehre, die Synopsis der vier Evangelien, die Kirchengeschichte, ungeachtet er nach und nach in das höhere Alter eingetreten war. Er hatte schon am 1. September des Jahres 1831 sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, und noch wurden die Vorträge des eben so fruchtbaren Schriftstellers, als thätigen Lehrers eher mit einer steigenden, als abnehmenden Theilnahme besucht. Noch im Sommer 1832 hörten mindestens 30 Theologen seine Vorlesungen über den ersten Theil der Kirchengeschichte nach Gieseler.

Inzwischen schien es dem Altgewordenen wirklich nothwendig, sich von dem akademischen Lehrschauplatze in die stille Studierstube zurückzuziehen, um den letzten Theil seines Lebens in schriftstellerischer Thätigkeit, wenn es

ihm der Gesundheitszustand vergönnte, hinzubringen. Der Rheumatismus hatte seit 1832 völlig aufgehört; aber es zeigten sich außer dem zunehmenden Alter indessen andere Uebel. Eine Verschleimung, an der er schon von Jena her litt, hatte so zugenommen, daß ihm nach einem Briefe an L. Winter von 1831 „ein Uebel in der Speichelabsonderung und der Zunge, verbunden mit dem Verluste vieler Zähne, ein beschwerliches Hinderniß seiner Aussprache wurde.“ Zudem kam, daß Paulus einen Leibschaden, den er schon im vierten Jahre hatte, und gegen den er bis zum Ende seines Lebens ein Bruchband trug, im höhern Alter, wenn er stark und anhaltend sprach, empfindlicher fühlte. Schon im Sommer 1831 kam er für den folgenden Winter um Dispensation von dem Vortrage der neutestamentlichen Exegese ein, während er, die Kirchengeschichte jedenfalls zu lesen, erklärte. Selbst nur zwei Collegien nebeneinander schienen ihm vor der Hand bei seinen Zuständen bedenklich. Das hohe Ministerium des Innern, dessen damaliger Vorstand der um unser badisches Land so hoch verdiente Staatsrath L. Winter war, gewährte diese Freisprechung in einer Weise, welche die hohe Behörde, von der sie ausging, und den Mann, dem sie galt, gleich sehr ehrt.

Am 7. November 1831 wurde von dem hohen Ministerium des Innern entschieden, daß „unter den dargestellten Umständen die Dispensation des geheimen Kirchenraths Dr. Paulus zu Heidelberg von den für das nächste Semester angezeigten Vorlesungen über neutestamentliche Exegese andurch ertheilt werde.“ „Das weitere Gesuch des Dr. Paulus“ (ihn nämlich von der Abhaltung aller Vorlesungen zu befreien), so fährt der Erlaß weiter fort, „hat zur Zeit noch auf sich zu beruhen. Derselbe darf sich aber versichert halten, daß die Großherzogliche Regierung — so erwünscht es ihr auch seyn muß, einen Gelehrten vom ersten Rufe so lange, als möglich, für die Zwecke der Universität in Thätigkeit und Wirksamkeit zu sehen — dadurch doch niemals veranlaßt seyn kann, seinem Lebensalter und seinen Gesundheitsumständen die schonende Rücksichtsnahme zu versagen, auf welche ihm seine ausgezeichneten Verdienste um die Hochschule und sein bisheriges Wirken so gerechte Ansprüche ertheilen.“ Wahrlich ein herrliches Zeugniß, das eine erleuchtete Regierung dem Greise am Ende seiner Lehrlaufbahn ertheilte!

Paulus schloß im Sommer 1832 seine Vorlesungen mit den Vorträgen über den ersten Theil der Kirchengeschichte.

Da er von Vorträgen nicht völlig dispensirt war, sondern nur in sofern, als die Rücksichtnahme auf seine Gesundheit dazu Veranlassung gab, so versuchte er es abermals im Winter $18^{32}/_{33}$, wo er vor einer bedeutenden Anzahl von Zuhörern seine Vorlesungen über theologische Encyklopädie begann. Bald aber, da die alten Uebel, namentlich die vom Leibschaden herrührenden, sich mit erneuerter Macht äußerten, sah er sich genöthigt, an den Minister des Innern, Staatsrath L. Winter, gleich nach dem Beginne der Vorlesungen zu schreiben: „Mit Neigung zur Sache habe ich meine Vorlesungen über theologische Encyklopädie vor einer einladenden Anzahl von Hörern begonnen. Dennoch bin ich leider sie nicht fortzusetzen genöthigt. Ich leide seit einiger Zeit an einer mechanisch schwer zurückzuhaltenden hernia. Diese ist beim angestrengteren Sprechen in den Vorlesungen unvermeidlich hervortretend geworden, eine Folge zunehmender Körperschwäche. Während ich Anstand nehme, hievon eine förmliche Anzeige zu machen, bin ich doch der Hochverehrten Oberbehörde unstreitig eine Rechtfertigung schuldig, warum ich die indeß nicht versäumte Erfüllung des mir ehrenvoll und äußerst erfreulich gewesenen Wunsches zur Fortsetzung meiner akademischen Thätigkeit auch durch Vorlesungen wenigstens gegenwärtig unterbrechen muß.“

Man hatte von jetzt an nichts dagegen, wenn er Vorlesungen ankündigte und nicht las. Nicht Mangel an Zuhörern, die bis zur letzten Zeit gleich zahlreich waren, und unter denen ihn noch viele später zur Fortsetzung der Vorlesungen bestürmten, sondern die körperlichen Leiden eines steigenden Greisenalters bestimmten den unermüdlich Thätigen, seiner akademischen Lehrthätigkeit ein Ziel zu setzen. Da man aus Achtung gegen seine verdiente Wirksamkeit ihn aus der Zahl der aktiven akademischen Lehrer nicht streichen wollte, veröffentlichte der ehrwürdige Senior der theologischen Facultät bis zu seiner gänzlichen Pensionirung später immer noch Vorlesungen, welche wenigstens dem Titel nach warnend und belehrend seine Richtung und sein Glaubensbekenntniß aussprechen sollten, im akademischen Lektionsverzeichnisse. So kündigte er im Sommer 1833 „biblische Theologie in ihrem Zusammenhange mit Vernunft und Erfahrung,“ und im Winter $18^{33}/_{34}$ „Geschichte des Urchristenthums nach seiner Bildung durch äußere Schicksale, Lehre und Verfassung“ an. Diese letztere Ankündigung wählte er fortan in allen Lektionsverzeichnissen, als wollte er damit das wahre und vernünftige Christenthum den Auffassungsweisen der verschiedenen Systeme einer ihm nicht zusagenden Schule entgegensetzen. Als er am 30. April

1844 „unter gnädigster Anerkennung seiner langjährigen verdienstlichen Leistungen“ in Ruhestand versetzt ward, hörten natürlich diese Ankündigungen auf. Doch es bedurfte derselben nicht; denn seine Schriften, die auch im höchsten, dem Menschen vergönnten Greisenalter noch die alte, ungeschwächte Pauluskraft bekundeten, erinnerten seine zahlreichen, in allen Theilen Deutschlands und selbst außerhalb seiner Gränzen lebenden Schüler und Verehrer noch immer in der erfreulichsten Weise, daß er nicht nur dem Körper, sondern, was ihm immer das Höchste und Größte war, dem Geiste nach lebe. Der Name Paulus stand übrigens auch nach seiner Pensionirung nach einer alten, schönen Sitte der Universität, selbst die pensionirten Mitglieder immerdar zu den ihrigen zu zählen, dem Dienstrange nach als der erste der theologischen Professoren, jedoch ohne Angabe einer Vorlesung, in der gedruckten Ankündigung der Vorlesungen, und erinnerte jeden, der die theologischen Wissenschaften kannte, und Achtung vor dem Alter, einem reinen Charakter und hohem wissenschaftlichem Verdienste hatte, an seine Wirksamkeit in einer schönen Zeit. Mit seinem Tode mußte der Name des Unvergeßlichen aus dem Verzeichnisse der Lehrer schwinden; aber er schwindet nicht aus den Jahrbüchern der Universität, zu deren freier Entwicklung im Innern, zu deren Glanze nach Außen er so Wesentliches beitrug, nicht aus den Jahrbüchern der Wissenschaft, der er ein so langes blüthe- und früchtereiches Leben bis zum beinahe vollendeten neunzigsten Jahre widmete.

Wie in Jena und Würzburg, so gründete sich Paulus auch in Heidelberg nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller ein bleibendes Denkmal dankbarer Erinnerung.

§. 4.

Paulus' schriftstellerische Thätigkeit im Gebiete der Theologie und Philosophie bis zu seinem Jubiläumsjahre (1839).

Paulus hatte mit der angestrengtesten Thätigkeit des akademischen Lehrers während vierzehn Jahren in Jena nicht nur als Gründer und Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, sondern auch als Verfasser vieler selbstständiger, zum Theile höchst bedeutender Werke, unter denen wir nur seinen Commentar zum neuen Testamente und seine Bücher über Jesaias und die Psalmen nennen wollen, unverdrossen gearbeitet, so daß schon bei seiner Ankunft in Heidelberg sein Name als Schriftsteller mit sehr großer Auszeichnung genannt wurde. Selbst als Kreis- und Schulrath

setzte er ungeachtet der vielen Abhaltungen nach Außen seine zum Mindesten damals volksschriftstellerische Wirksamkeit fort.

Es war zu erwarten, daß, da diese Störungen aufhörten, und Paulus dem Lehrfache zurückgegeben war, dieser nunmehr mit verdoppelter Kraft auch als Schriftsteller wirken würde.

Zwar hielt ihn in Heidelberg von der Herausgabe größerer Werke in den ersten Jahren seine Ausarbeitung neuer Vorlesungen, wie der Kirchengeschichte, die in drei Theilen drei Semester nach einander gelesen werden mußte, ab. Viel mochte ihn auch weiter die bedeutende arthritische Krankheit verhindern, die, Monate dauernd, ihn seit dem Frohnleichnamstage 1812 überfallen hatte, und deren Folgen leider! selbst noch im nachfolgenden Jahre fortwährten.

Daher sehen wir auch vom Jahre 1811 bis 1815 kein größeres selbstständiges Werk von ihm erscheinen.

Ganz unthätig konnte übrigens ein Mann, wie er, auch bei der angestrengtesten sonstigen Abhaltung, im Felde der Schriftstellerei nicht sein. Während die neu angelegten oder in ursprünglicher Anlage durch neue Forschungen verbesserten Collegienhefte den Grund zu spätern Werken, wie zu den Lehrbriefen des Johannes, zu den Paulinischen Briefen, zum Leben Jesu und zu einzelnen kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Abhandlungen, legten, gab er theils kleinere Aufsätze, theils größere Recensionen selbst in dieser Zeit.

Hiezu fand er das beste Mittel in den Heidelberger-Jahrbüchern, welche seit 1808 bei Mohr und Zimmer erschienen. [1]) Selbst in dem Halbjahre 1812, in welchem ihn die Krankheit erfaßte, erschien von ihm der schöne Nekrolog auf Griesbach und die inhaltsreiche Recension über Gregoire's, des bekannten ehemaligen Bischofs von Blois, Werke. Ueber diese beiden Schriften äußerte sich Schnurrer in einem Briefe an Paulus vom 2. August 1812: „Als ich von den Heidelberger-Jahrbüchern das Maiheft und in diesem Ihre Recension des Werks von Gregoire und vollends Ihren Joh. Jac. Griesbach las, wie wenig ahnte ich, daß Ihre Gesundheit einen so harten Anfall erlitten haben könne! Sie trauen es mir gewiß zu, daß ich, was Sie auch mir zur Freude haben einfließen lassen, zu würdigen wisse. Selbst das Geschenk eines eigenen Exemplars verpflichtet mich zum lebhaftesten Dank. Die Wittwe schrieb bald an mich nach dem Tode des Einzigen, und verlangte

---

[1]) M. s. §. 2.

meinen Rath wegen der hinterlassenen Bibliothek" u. s. w. Der treffliche Jacobs schrieb am 22. Juli desselben Jahres aus Gotha: „Ihre freundschaftliche Anzeige von Griesbach's Tod hat mir nach der kalten in der Jenaischen Literaturzeitung wohlgethan. Daß sie dort thun, als könnten sie einen solchen Verlust leicht verschmerzen!" Griesbach, von dem Anstellungsjahre unseres Paulus in Jena (1789) sein unzertrennlicher Freund, hatte, seit dieser nach Würzburg übersiedelte (1803), einen ununterbrochenen Briefwechsel mit seinem Freunde geführt. Zwei Jahre vor seinem Tode (Mai 1810) machte der berühmte biblische Kritiker, der mit dem klarsten Verstande und gründlichem Wissen ein für alles Edle empfängliches Herz in sich trug, betagt und kränklich, eine Reise nach Süden zu seinen Freunden, Paulus und Schnurrer, und setzte dieselbe bis zum schönen Zürchersee fort. Zuerst besuchte er Schnurrer in Tübingen, und schrieb von hier aus an Paulus, der damals noch in Nürnberg war, am 2. Mai 1810: „Hier, mein Verehrtester, bin ich in der ernsten und doch lieblichen alma Eberhardina mit unserem theuern Schnurrer. Wir durchleben sehr vergnügt die alten Zeiten noch einmal und nicht minder froh die vorüberstreichenden Augenblicke. Morgen mache ich mit meiner guten Frau, die Sie Alle auf das Herzlichste grüßt, einen Abstecher nach Schaffhausen und Constanz, wahrscheinlich auch nach Zürich. Von da geht es dann wieder über Tübingen zurück zu Ihnen, wo ich nach meiner Rechnung am 16. dieses, Abends vor dem „Krebsstock" [2]) eintreffen werde. Freilich kann auch der 15. oder 17. daraus werden, weil sich nicht Alles so genau vorausbestimmen läßt, aber in den besagten Tagen sind wir so glücklich, in Ihrer Nähe zu seyn.

Totus tuus Griesbach."

Griesbach kam wirklich in der bestimmten Zeit nach Nürnberg, und brachte anderthalb vergnügte Tage im Kreise der Familie Paulus zu. Am 18. Februar 1811 schrieb er von seinem lieben Jena aus an Paulus: „Seit unserer Zurückkunft von unserer so angenehmen und glücklichen Reise, wo nur allein der Weg über den Thüringer Wald einen etwas herben Nachgeschmack zurückließ, ergötzten wir uns sehr oft noch an dem vielen Schönen und Guten, was wir sahen und genoßen, und vornehmlich an der Güte und Liebe, die unsere alten Freunde noch immer für uns hatten, und uns aufs Neue bewiesen. Besonders sind wir auch oft

---

[2]) So hieß Paulus' Wohnung, Eckhaus am neuen Markte, in Nürnberg. M. s. Bd. I, S. 418.

bei Ihnen mitten unter Ihrer lieben Familie, und erinnern uns lebhaft und dankbar der schönen anderthalb Tage, die wir so vergnügt bei Ihnen verlebten. Wenn ich meine Dose mit dem Plane von Nürnberg in der Hand habe, so ruht mein Auge gerne auf dem Eckhause am neuen Markt, und ich gedenke der gütigen Geberin, und bedaure es noch einmal, daß wir sie an jenem Abend durch die Schuld meines Schwagers, Dr. Vogel, insbesonders durch langes Ausbleiben in Verlegenheit setzten. Seit dieser Reise haben wir uns beide ganz leidlich wohl befunden, und habe ich nur zweimal leichte Anstöße gehabt, die mich aber jedesmal mehr nicht, als drei Tage, meine Vorlesungen auszusetzen, nöthigten." Die Anfälle wiederholten sich, und schon am 24. März 1812 verschied Griesbach nach einem schmerzhaften Krankenlager.

Am 25. April 1812 schrieb Schnurrer an Paulus: „Griesbach ist erlöst. Ohne Zweifel erhielten auch Sie sehr bald die Nachricht. Die letzte Zeit muß sehr beschwerlich und schmerzhaft gewesen seyn, auch wegen des Wundliegens. Madame Griesbach schrieb mir noch am 13. März, aber, wie es scheint, ohne den wahren Ausgang zu ahnen. Ich hoffe, sie werde den Rest des Lebens mit aller Gemächlichkeit hinbringen können. Aber es kann nicht fehlen, sie muß jetzt sich selbst ganz müßig und gleichsam überflüssig finden, da der Gegenstand ihrer Sorgen und Beschäftigungen nicht mehr vorhanden ist" .... „Der freundliche Schütz in Halle schickte mir durch die Post ein eigenes Blatt der Literaturzeitung, welches eine Nachricht von Griesbach gibt. Diese ist ohne Kunst und Prunk. Die schnelle Mittheilung macht mir ein großes Vergnügen."

Dem gefühlvollen Herzen, wie dem scharf urtheilenden Verstande unseres Paulus bringt das Denkmal der Pietät, das er seinem verstorbenen Freunde Griesbach in dem Intelligenzblatte der Heidelberger-Jahrbücher vom Jahre 1812 [3]) setzte, gleiche Ehre. Der Nekrolog ist der Form und dem Inhalte nach sehr gelungen.

Der Wahlspruch, der diesem vorsteht, heißt: Non omnis mortuus est.

Der Verfasser beginnt seinen Nekrolog mit folgenden Worten: „Auch in unserem Heidelberg fürchtete man seit einigen Monaten von Jena her die entscheidende Nachricht, daß ein ehrwürdiges Haupt dahin sinke, der gereiftesten Männer aus der vordersten Generation und der Wenigen einer, die auch der Jüngere so gerne als Musterbild vor sich behalten möchte. Seit dem 24. März schreiben auch hier mehrere Verehrer und nähere Freunde

---

[3]) Nr. 7, S. 41—47.

mit tief bewegtem Herzen um die Urne Johann Jacob Griesbach's: Multis ille bonis flebilis occidit!"

Paulus deutet in diesem geistvollen Aufsatze an, daß Griesbach als Student „ohne Zweifel aus eigener Wahl" von Tübingen nach Halle, von Reuß zu Semler gegangen sei. [4]) Er bezeichnet ihn in der biblischen Kritik, Dogmengeschichte und Benützung des kirchenhistorischen Quellenstudiums als Semler's Geistesvertrauten. Doch war Griesbach, wie er richtig bemerkt, mehr zusammenfügend, mehr aufbauend, als zerstörend. Er meinte, Semler habe einen „fast abergläubigen Haß des Aberglaubens" gezeigt, und habe daher „in großem Grade heterodox" erscheinen müssen, während „Keiner von den für Gründe Empfänglichen Griesbach je zu den Heterodoxen zählte."

Er schließt mit den schönen Worten, aus denen das tief ergriffene Gemüth des Freundes spricht: „Auch hier in Heidelberg drückten ihm nebst andern Verehrern die von Jena aus verbundenen Voß, Thibaut, Heise, Creuzer — ich damals noch zu Nürnberg — die Hand — ach! zum Letztenmale. Nur er selbst wußte das Trübe zu erheitern, das sich in die scheidenden Blicke mischte. Er erstieg die herrlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses, und faßte die Freude der malerischen Aussicht mit dem offenen Sinn, mit dem er einst England und Frankreich besucht hatte. Auch auf die alte Burg von Nürnberg ließ er sich noch gerne hinaufführen. Sein Blick verweilte auf Dürer's Carl dem Großen, einem Bild, das diesen herrischen Hausvater unter den Monarchen stattlich darstellt; noch mehr aber ruhte er mit sichtbarer Theilnahme auf der hohen weiten Uebersicht der alten, wohlhäbigen, selbstständigen Bürgerstadt, die, wenn man ein Jahrtausend zusammenfaßt, wohl ein Griesbach unter den deutschen Städten zu nennen seyn möchte."

„Neugestärkt kehrte der Greis zu seinem Tagewerke zurück, und erfüllt hat er noch einmal im ganzen Umfang seines Geschäftskreises, was man ihm fast zum Embleme geben mußte: Imperatorem oportet stantem mori!"

„Langsam und nur unter schmerzlichen Kämpfen konnte die starke Natur unterliegen. Sein Andenken bleibe, wie sein eigener Denkspruch: Ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ."

---

[4]) M. vrgl. über die beiden Theologen den ersten Band dieses Werkes, S. 51—55.

Die Wittwe Griesbach, der Paulus den Nekrolog geschickt hatte, schrieb aus Jena am 22. Juni 1812 an denselben: „Endlich, mein theurer, verehrungswürdiger Freund, gewinne ich ein Viertelstündchen, Ihnen schreiben zu können. Es war bisher nicht möglich" ...... „Ich danke Ihnen aufs Innigste und Herzlichste für Ihre gütige Theilnahme, welche Sie mir durch Frau Hofräthin Voß haben wissen lassen. Ach! und wie soll ich Ihnen danken für das schöne Denkmal, was Sie Ihrem und meinem Griesbach gesetzt haben! Es ist Ihrer und seiner würdig. Ach! wie oft habe ich gewünscht, daß Sie noch hier wären. Schon in Griesbach's Krankheit war es mir ein rechter Jammer, daß er so allein stand, daß er die Langeweile des Krankseins empfinden mußte. Hätte er noch einen Freund, wie Sie, gehabt, so würde er das Herannahen des Todes weniger bemerkt und weniger Langeweile gehabt haben. Die wenigen jungen Männer, welche noch hier waren, und welche er achtete und liebte, konnten nicht viel um ihn seyn, theils weil es ihre Geschäfte nicht erlaubten, theils waren sie auch gleich zu afficirt, um ihm eine erheiternde Gesellschaft zu seyn. So mußte ich ihn denn allein bis ans Ziel geleiten. Ich konnte freilich nichts weiter thun, als in stiller Ergebung seine Pflege besorgen. Hätte ich mit ihm über unsere Trennung sprechen wollen, so würde ich alle Fassung verloren haben" u. s. w.

In dem nämlichen Jahre, in welchem Griesbach's Nekrolog gedruckt wurde, erschien von demselben Verfasser eine ausführliche Beurtheilung von einem Werke von Gregoire. [5]) Wenn der ehemalige Bischof dem Protestantismus den oft und auch erst neuerdings wiederholten Vorwurf der Verschiedenheit der Meinungen, der unsichern Willkür der Vernunft in Auslegung der Schrift macht, so wiederlegt ihn Paulus in seiner Recension in meisterhafter Weise.

„Die Willkürlichkeit," sagt er in dieser Anzeige, „ist weder Princip noch Folge der protestantischen Exegese und Geschichtsforschung. Unter Gesetze und zwar unter die allgemeinen Gesetze aller Interpretation und Erfahrung hat sie sich viel=

---

[5]) Das Werk hat den Titel: Histoire des sectes réligieuses, qui depuis le commencement du siècle dernier jusqu'à l'époque actuelle sont nées, se sont modifiées, se sont éteintes dans les quatre parties du monde. Par M. Grégoire, ancien évêque de Blois, senateur, membre de l'institut etc. Paris, 1810 u. 11. Tom. I. et II. Die Recension von Paulus steht in den Heidelberger=Jahrbüchern vom Jahre 1812, Nr. 32, S. 495—507; Nr. 35, S. 545—560; Nr. 36, S. 561—563.

mehr eben dadurch gestellt, daß sie alles Arbitriren über Wahrheiten als unverbindlich ausschließt. Auch auf Concilien wurden aber bekanntlich die Stimmen gezählt und nicht gewogen. Und die Pluralität ist sonst für keine Art von Einsicht der Maaßstab ihrer Richtigkeit. Die Besorgniß, daß all die biblische Gelehrsamkeit, weil sie nicht durch Anatheme Unterwerfung gebietet, vor dem Privatverstande jedes Visionärs zurückprallen müsse, wird sich schon etwa durch die Frage lösen, ob die Erklärung des Homers dadurch ungewiß wurde, daß ihn einige Alexandriner allegorisch deuteten." Gegen den Vorwurf, daß die Verunglimpfungen der Bibel von protestantischer Seite ausgegangen seien, bemerkt er: „Waren denn nicht großentheils nur die Pfleger und Wortführer der Religion selbst an diesen Verunglimpfungen der Religion und Bibel schuld, wenn sie die Handlungen jeder biblischen Person für Muster der Heiligkeit, alle von der Religion unabhängigen Notizen der Bibel für gleich infallibel und selbst das Reden des Esels eines falschen Propheten für ein miraculöses Factum zu halten forderten? Nur so lange man auch noch unter den Protestanten die Bibel nicht nach den allgemein gültigen Regeln aller übrigen Philologie erklärte, traten auch in dieser Kirche manche freimüthige Halbgelehrte hervor, welche durch die Voraussetzung, daß jene Theologen als Sachverständige sprächen, sich verleiten ließen, die Lächerlichkeiten dem Bibelsinn selbst aufzubürden. Wo man nicht mehr nach solchen Grundsätzen exegesirt, nach denen es consequent war, gegen den fromm begeisterten Kepler das Stillestehen der Sonne und die Bewegung der Erde für schriftwidrig zu erklären, eben da sind die sogenannten Religionsspöttereien ohne allen Glaubenszwang durch Berichtigung verschwunden, durch freie Ueberzeugung bezwungen. Und selbst das besorgliche Wogen der Meinungen? Die freiere Bewegung, freilich nicht der bloßen Meinungen, sondern der Gründe und Gegengründe hat wahrhaftig in 30 Jahren viel mehr freie, feste Uebereinstimmung über das, was entschieden werden kann, im religiösen Deutschland, selbst bei unsern katholischen Mitgelehrten, Mitbürgern und Mitbrüdern hervorgebracht, als jene dreißigjährige congregatio de auxiliis." „Ungeachtet so manche paradoxe Forschung so scheinbar, als möglich, vertheidigt wurde, so ist es doch notorisch, daß eben dieses freie Pro et Contra ohne irgend eine bedenkliche Gährung der Gemüther sich gegenseitig mäßigte und läuterte. Gerade, seit man gegen keinen Forscher mehr zum Voraus

eine Gränzlinie absteckt, was er ohne äußern Verlust durchaus nicht als wahr oder wahrscheinlich finden dürfe, gerade seit dieser Zeit erschallt sogar vom Synkretistenskandal nichts mehr, und Unionsversuche (so lange auf der einen Seite die hierarchische Voraussetzung fortdauert, daß man die eine Wahrheit allein im Besitze habe, werden geprüft, verbeten, aber nicht, wie eine Gemeinschaft zwischen Christus und Belial, gehäßig gemacht."

Wie vortrefflich sind in dieser, wie für unsere Zeit der neuen Schilderhebung der Jesuiten, geschriebenen Anzeige die Worte über religiöse Duldung: „Deutschland hat so viele von einander unabhängige theologische Facultäten. Die Gelehrsamkeit einer jeden controlirt die andere. Jede ist wahrheitsliebend, auch selbstständig und ehrbegierig genug, unhaltbar scheinende Behauptungen der andern nicht ungerügt in der öffentlichen Meinung sich festsetzen zu lassen. Aber nicht nur der harte Ton, auch die Neigung für Verketzerung, selbst die polemische Stellung, Einsichten wie einen Besitz zu vertheidigen, ist durch die allgemeinere und erweiterte Geistesbildung größtentheils verschwunden. Nur ehedem, so lange man sich von der allzulangen Angewöhnung an gebieterischen Autoritätsglauben noch, weil alles Fortschreiten successiv ist, nicht rein genug gemacht hatte, wäre es möglich gewesen, daß eine von der andern als einem Geripp (carcasse) gesprochen hätte" . . . . . „Auch liberale Geister sind leider! vor dem Dämon der Verfolgung nicht gesichert genug, so lange sie, wie Begünstigte der Gottheit, im Alleingenuß der Wahrheit ein Verjährungsrecht für sich zu haben glauben. Und gehört einmal der Ketzer ipso facto in die Hölle, so mochte es einst wohl nur als eine kleine Anticipation der göttlichen Gerechtigkeit erscheinen, wenn man ihn schon etwas früher einen Vorgeschmack der ewigen Flammen fühlen ließ" . . . „Ruhe gibt und wünscht das Denken. Nur der Dünkel macht Gährung. Möge immer das sogenannte argumentum a tuto wieder in Erinnerung gebracht werden, daß man nach ehemaligen Gutachten protestantischer Theologen auch in der katholischen Kirche, nach dieser aber nirgends außer ihr selig werden könne, auf jeden Fall also auf dieser Seite gesicherter sey. Die reine Antwort kann keine andere seyn, als: daß man, es sei dort oder hier, auf den Fall der Ueberzeugung gewiß, aber auch nur auf diesen Fall gesichert ist. Was für jeden Ueberzeu-

gung sei, darüber kann nur das eigene Bewußtsein und Gott richten" ..... „Deutlicher gewiß, als ehedem, haben es die Denkenden gefaßt, daß aller eigentliche Unterschied auf den Hauptfragen, gleichsam auf den Grundaccorden der Dissonanz und auf der ächten Methode darüber zu entscheiden, daß also auch die Vereinbarkeit verschiedener Religionsansichten weit mehr auf Vereinigung der Grundsätze, als auf einzelnen Dogmen beruhen müsse. Jener für Staats- und Menschenwohl corrosive Keim alles Kirchendespotismus, die Ueberredung, daß Gott den von Menschenauslegung abhängigen Autoritätsglauben an gewisse einzelne Dogmen zu einer ausschließenden Bedingung der Seligkeit gemacht habe, und daß das Heilbringende der Gnadenmittel von bloß äußern Qualitäten der Mittelspersonen abhange, wird, nachdem die Cultur selbst für Erhaltung der Regierungen Bedürfniß ist, unter allen Cultivirten nicht mehr, wie im rohen Boden des Mittelalters, wurzeln. Respectirt wird deßwegen und innigen Vertrauens würdig geachtet, wer in irgend einer Kirche aus Ueberzeugung und nach der ihm möglichen Ueberzeugung lebt. Aber auch religiöse Toleranz, das heißt, die Gestattung jeder durch Gründe wirkenden Religionsforschung ist, je heller sie als Pflicht erkannt wird, desto weiter von dem Leichtsinn des über fundamentelle und nicht fundamentelle Dogmen accordirenden Indifferentismus entfernt, und die jetzige protestantische Schrifterklärung würde, wenn je der Fall von Begutachtungen einträte, wärmer und entschlossener, wenn gleich nicht mit der Heftigkeit der Polemik, den uralten Satz des Gewissens (Röm. 14, 23) in Erinnerung bringen: Was aber nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde!" [6])

Von dieser Zeit setzte er ununterbrochen jedes Jahr in immer steigender Thätigkeit seine Theilnahme an den Heidelberger-Jahrbüchern fort. Zugleich knüpfte Schütz die alten Verbindungen mit ihm an, und gewann seinen erneuerten, immer mehr zunehmenden Antheil an der Hallischen Literaturzeitung, die er jetzt mit gleicher Liebe, wie früher die Jenaische, bedachte. „Auch die allgemeine Literaturzeitung hatte gemahnt," schrieb er schon am 22. Februar 1812, wo er noch die Folgen seiner Krankheit empfand, an Schnurrer in Tübingen.

Einstweilen mußte sich Paulus mit der thätigen Theilnahme an

---

[6]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. V. (1812), Band I, S. 554, 555—560.

Zeitschriften begnügen. In den Heidelberger-Jahrbüchern waren es zuerst vorzugsweise kirchenhistorische und exegetische Werke, welche er anzeigte.

So zeigte er in denselben im Jahre 1813 Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, Baumgarten Crusius' de homine Dei sibi conscio, de Wette's Commentar über die Psalmen, Bertholdt's pentecostalia sacra, Bretschneider's Capita theologiae Judaeorum dogmaticae e Flavii Josephi scriptis collecta, Gaab's dijudicatio antiquarum Hoseae versionum, Spittler's Kirchengeschichte und andere Werke an. Neben dieser streng wissenschaftlichen Thätigkeit erschien in Paulus bald eine andere, welche mehr von den gesammelten Kräften zehrend, mit vieler Kunst das gewonnene Wissen auf die Fragen des Lebens anfangs in Religion und Kirche, später auch im Staats- und Kirchenrechte und in der Politik anzuwenden verstand. Seine Recensionen in Zeitschriften bemächtigten sich der Fragen des Tages, behandelten zeitgemäße Gegenstände, und hoben das Praktische d. h. das auf das Leben Anwendbare heraus. Solcher Art waren schon im Jahre 1813 seine Anzeige der Predigtauswahl des Generalsuperintenten Löfler und im Jahre 1814 seine Recensionen der den Jesuitenorden und sein Wiederaufkommen in Deutschland betreffenden Schriften,[7]) seine Anzeigen der merkwürdigsten auf die damalige Zeit sich beziehenden politischen Flugschriften, der die Verhältnisse zwischen Pius VII. und Napoleon und das Nationalconcil zu Paris im Jahre 1811 behandelnden Werke[8]) und der patriotischen Lieder aus dem deutschen Befreiungskriege.[9])

Der vernünftige politische und religiöse Fortschritt, die gesetzmäßige Freiheit, das materielle und geistige Wohl des Vaterlandes sind die edeln Zwecke, die ihm bei dieser auf das Praktische abzielenden Thätigkeit des theologischen und politischen Schriftstellers vorschweben. Sie ist von jetzt an in den Jahrbüchern bis zum hohen Greisenalter fortdauernd. So behandeln von seinen Recensionen im Jahre 1815 die meisten praktische Gegenstände, wie die Organisation der deutschen Kirche, die Jesuiten, das Weimarische Fest des

---

[7]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrgang VII. (1814), Band II, S. 1104, ff.

[8]) A. a. O. S. 1440 ff., S. 945 ff., S. 693 ff. Bd. I, S. 590 ff.

[9]) A. a. O. Bd. II, S. 765 ff.

Befreiungskrieges im Jahre 1816, den Jesuitismus, das allgemeine Staatsarchiv, die Vertretung der Kirche bei Ständeversammlungen, die der Religion und dem Vaterlande geweihten Reden, die Wiederherstellung der württembergischen Verfassung und die Volksvertretung in Württemberg im Jahre 1817, die Ernennung des edeln von Wessenberg zum Generalvikar, den päpstlichen und deutschen Katholicismus mit dem Protestantismus, die Ernennung eines Coadjutors im Bisthum Constanz, die Judenverhältnisse in Frankfurt am Main, Memmingers geographische Schriften, die sich mit Paulus' engerem Vaterlande beschäftigen, im Jahre 1818 das französische Concordat, Gärtler's Denunciationsschriften gegen von Wessenberg und die Denkschrift über denselben, im Jahre 1819 die Reformation, im Jahre 1820 Predigten, den Supernaturalismus und Rationalismus, die Vereinigung des Katholicismus mit dem Protestantismus, den Sophronizon, Wessenberg's Bergpredigt, die ungeänderte Augsburgische Confession u. s. w.

Wir wollen, um die edle Tendenz und den tief blickenden Geist unseres Paulus vor einer langen Reihe von Jahren in Gegenständen, welche auch jetzt wieder eine wichtige Beziehung zur Gegenwart der religiösen Wirren haben, kennen zu lernen, hier nur auf einige wichtige Stellen in seinen Anzeigen hinweisen:

Paulus sagt über Kirche und Religion in Deutschland:[10]) „In Deutschland ist Eine christliche Religion, das ist, wir verehren den Willen der Gottheit nach den Grundsätzen und dem Vorbilde Jesu als des Christus (d. h. als des Messias, des geistigen Regenten), durch welchen der heilige Wille der Gottheit unter den Menschen als ewiges Gesetz geltend werden soll. Zu dieser Religion bekennen sich unter uns Deutschen drei rechtskräftig anerkannte Kirchen, das heißt, Kirchengesellschaften, welche aber nicht drei Religionen, sondern drei Confessionen oder verschiedene Auslegungen dessen haben, was in der Religion überhaupt und in der christlichen Religion insbesondere nicht das Allgemeingültige und das wesent-

[10]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. VIII. (1815) S. 57 ff.

lich Nothwendige ist. Beträfe die Verschiedenheit in vielen oder einzelnen Punkten das Wesentliche, ohne welches Religion überhaupt oder wenigstens christliche Religion nicht seyn kann, so müßte — in Hinsicht auf jeden solchen einzelnen Punkt entweder keine von den dreien, oder nur diejenige eine ächte christliche Kirche seyn, welche jenes bestimmte Wesentliche entschieden richtig auslegte. Jede der drei bekannten Kirchengesellschaften ist aber vielmehr — eine so gut, wie die andere, eine in Deutschland allgemeine oder universelle, zum öffentlichen Cultus überall neben den andern zuzulassende und rechtlich zugelassene Kirche" . . . „Nie sollten also Deutsche, nie dürfen sie so sprechen, wie wenn eine dieser Kirchen allein oder vorzugsweise sich die deutsche Kirche zu nennen ein Recht hätte. Gerade an solche Benennungen hängt sich am Ende die Sache selbst an, als ob hier eine einzig oder wenigstens mehr geltende, des Namens der Kirche allein würdige Christenconfession existirte." Auf die Bemerkung, daß man in einem deutschen Vaterlande auch nur eine Kirche haben sollte, erwiedert er in derselben Anzeige: „Warum nicht auch nur einen Kopf? Und nach Carls V. endlicher Einsicht auch nur eine Kirchenuhr? Gerade so räsonnirte neulich der weltliche Alleinherrschaftsplan (Napoleon's). Soll nun der geistliche wiederkehren, da jener kaum durch gemeinschaftliche höchste Anstrengungen zum Weichen gebracht ist?"

Ueber Vernunft und Offenbarung lesen wir von demselben: [11]) „Das beste Mittel gegen die Paradoxieen, daß es „mit der Vernunftreligion nichts sei, ist das desto kräftigere Darstellen, wie der Menschengeist durch Vernunftthätigkeit der Religion als Ahnung, Glauben und Einsicht gewiß werde" . . . . . . „Wie erhält ein plötzlich Enthülltes, Lichtgewordenes durch einen der Prüfungspflicht genügenden Ueberzeugungsgrund den Charakter der Unfehlbarkeit? Wer es in sich vernimmt und sich keiner Selbstthätigkeit als Quelle der plötzlich ihm offenbar werdenden Einsicht bewußt ist, macht schnell die drei Schlüsse: Es ist nicht aus mir! Es ist mir also gegeben! Es ist mir von Gott oder einem göttlichen Geiste gegeben! Schlüsse sind diese Folgerungen immer, auch wenn der, welcher sie mit plötzlicher Entschiedenheit macht, in seinem Leben sich keiner förmlichen Schlußart in Barbara, Celarent u. s. w. bewußt wird. Wie sicher ist es dann, dem plötzlich Enthüllten, plötzlich licht und

---

[11]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. XIII. (1820) Bd. I, S. 97 ff.

offenbar Gewordenen um dieser unentwickelten Schlüsse willen jene Haupteigenschaft, Unfehlbarkeit, göttlich begründete Gewißheit zuzuschreiben? Und doch sind ohne diese Unfehlbarkeit Offenbarungen zwar immer als wichtige Erregungen und Hülfsmittel für Religionsglauben anzuerkennen, aber definitive Entscheidungsmittel und allein gültig sind sie ohne Unfehlbarkeitsbeweis gewiß nicht. Eben deßwegen sollte sich auch die ganze Frage nie um den Begriff Offenbarung drehen. Alles kommt auf die Nachweisung der unfehlbaren Gewißheit an."

„Der Mensch hat in hundert Fällen, außer den Religionsgegenständen, die Erfahrung, daß er Manches mit Gewißheit einzusehen sich oft lange und mit allen Kräften anstrengt, und doch jene lichthelle Anschauung (intellectuelle Evidenz) nicht erringt. Ein andermal aber, wo er keiner darauf hingerichteten Aufmerksamkeit sich zunächst bewußt ist, geht ihm (wie man ja auch in der Sprache dieses innere Phänomen so beschreibt) plötzlich ein Licht auf; es ist ihm, er weiß nicht, wie, ein Schleier weggezogen. Offenbar wird ihm oft eine ganze Reihe von Gedanken, ein Ueberblick von Einsichten, wie wenn mit einemmal der Schlüssel der Erkenntniß gefunden, und man weiß nicht, durch welche Kraft für ihn eine weite Aussicht von Ueberzeugungen aufgeschlossen wäre, und vor den Augen daläge. Solche Offenbarungen sind auf jeden Fall ein großes, wir möchten wohl sagen, das größte Hülfsmittel zu allem Wahrheit-Erkennen unter den Menschen. Aber sie sind es nur dadurch, daß man sie weiterhin nach Form und Inhalt prüft. Sie sind plötzlich geworden, ohne Bewußtsein einer darauf gerichteten Selbstthätigkeit. Woher ist es gewiß, daß sie nicht Wirkungen innerer Geisteskräfte sind? Etwa daher, weil man sich einer solchen Wirksamkeit nicht bewußt ist? Ist eben dieses Nichtwissen eine sichere Gewährleistung, daß es nicht so sei? Ist das Nichtwissen Quelle der Gewißheit? O, wie oft muß man so manchen Schnellglaubigen zurufen: Ihr wisset, daß dieses, jenes von Gott ist, bloß, weil ihr nicht wisset, woher es sonst seyn möchte! Weil ihr nicht wisset, wisset ihr?"

„Bei allen andern so plötzlichen Aufhellungen und Enthüllungen, außer den religiösen, macht man jene drei Schlüsse nicht: Sie sind nicht von mir, weil ich dessen mir nicht bewußt bin. Sie sind also gegeben. Sie sind folglich als gegeben ein Unfehlbares. Aber als treffliche Mittel gebraucht der Denker dennoch jene ihm aufgehenden Lichter. Bleiben sie bei jeder Prüfung wahr und klar, so sind diese Offenbarungen höchst wich-

tige Beförderungen ächter Ueberzeugung. Eben deßwegen steht die Prüfungskraft (in Empfindung, Verstand und Vernunft zusammenwirkend) auch nach den Aposteln über der Begeisterung."

"Eben dieses führt also immer wieder auf die Vernunft zurück. Wie können Offenbarungswahrheiten von jenen hunderttausend gutmüthigen Einbildungen so vieler Christen und Nichtchristen unterschieden werden, wenn das urplötzliche Hellwerden im Gemüth der Probierstein und die Entschlossenheit der Ueberzeugung in dem Empfänger die sichere Gewährleistung der Wahrheit wäre, daß sie gegeben und von einer unfehlbaren Kraft gegeben seien?"

Ueber die Vereinigung des Protestantismus und Katholicismus sagt Paulus in derselben Zeitschrift: [12]) "Vereinigen" soll ein "Uebergehen" von einer Seite zur andern werden. "Man müßte also zuvörderst deutlich machen, was das ist, wohin überzugehen wäre." Das Uebergehen vom Protestantismus zum Katholicismus wäre ein Uebergehen von dem "Hauptgrundsatz der Aufklärung," der "Wahrheitserforschung" durch die Vernunft ohne eine Autorität von Außen zu dem Grundsatz, daß "etwas immer geglaubt werden müsse, weil es einst geglaubt wurde." Wohl muß man übrigens zwischen "Katholicismus" und "Papismus" unterscheiden. Jener "hat nichts Wesentliches, was mit den Pflichten und Rechten der Staaten und ihrer Regierungen unvereinbar wäre." "Wie hingegen wird je zu zeigen seyn, daß die Theorie des Papismus von der päpstlichen universellen Kirchenregierung, von ihrer wenigstens provisorischen Gesetzgebungsmacht und von der allgemeinen Gerichtsbarkeit der Curia romana mit der Grundwahrheit aller ihrer selbst sich bewußten Staatsverfassungen, daß jede unabhängige und selbstständige Staatsregierung eine Einmischung fremder Jurisdiktion und Gerichtsbarkeit niemals zugeben könne, nicht im Widerspruche stehe?" "Die unmögliche Resignation der Aufklärung in den Grundsatz, daß die Entscheidung der moralischen Wahrheit (etwa, wie ein gerichtlicher Prozeß) durch Stimmenmehrheit irgend einer Zeit für alle Zeiten abgeschlossen seyn müße, kann durch das einzige große Wort: Es ist Tradition! nicht möglich gemacht werden."

Wie schön urtheilt er über v. Wessenberg's in wahrhaft christ-

---

[12]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrgang XIII. (1820), Bd. I. S. 176 ff.

lichem Geiste geschriebene „Bergpredigt!“ [13]) „O! möchten die Hirtenbriefe der deutschen Generalvicariate alle von diesem Geiste haben! Wer diese Gemme und ihre Deutung liebt, der sage dann, welche Stirne diejenigen haben müssen, die „eine nothwendige und wohlgemeinte Warnung vor dem Gebrauche der Stunden der Andacht (Mainz bei Müller) oder gar eine Schrift, wie die „Stunden der Andacht, ein Werk des Satans“ (Frankfurt, 1819) schreiben, verbreiten und als neurömische Wächter der Kirche darnach zu urtheilen, ungerecht und unklug zugleich zu seyn, sich nicht scheuen. Was solche nicht empfinden, nicht zu denken vermögen, nicht in reiner, kräftiger Sprache aussprechen könnten, das suchen sie den Gläubigen aus den Händen zu spielen, damit diese nicht durch edlere Beispiele nach dem Besseren, dem Wahren und Schönen begierig und der veralteten Andächtelei patristischer Floskeln überdrüßig werden.“ [14]) In der Schilderung der schweizerischen Reformation gibt er den Unterschied Zwingli's und Luther's also: [15]) „Zwingli's eigener Entwicklungsgang, welcher auch seiner Reformation einen eigenthümlichen Charakter einprägte, war nicht, wie er im pfäffisch-gelehrten Deutschland bei Luther es werden mußte; der scholastisch-polemische Luther nämlich, so sehr er, allein Biblicus zu werden, gestrebt hatte, mußte doch erst in die scholastische Dialektik und Dogmatik sich hineinversenken lassen. Zur Bibel griff er dann im Gegensatz und zur Gegenwehr wider das, was ihm in der scholastischen Theologie und als Stütze der damals zum allgemeinen Skandal gewordenen römischen Uebertreibungen unerträglich anstößig geworden war. Zwingli's Geistesbildung, unter einer Regierungsart und einem Bürgervolk begonnen, wo schlichter Menschenverstand sich gegen hochwürdige und gnädige Herren mit Kraftgefühl auszusprechen gewohnt war, hatte das große Glück, von Uebung des Verstandes und Geschmacks durch den edeln, reinen Sinn des klassischen, zwanglos gebildeten Alterthums ruhig und heiter auszugehen“ u. s. w.

Ueber die Augsburger-Confession als bindendes symbolisches Buch finden wir die gewiß beherzigenswerthe Stelle: [16]) „Unläugbar hatte die Augsburgische Confession zum ersten, eigent-

---

[13]) Die Bergpredigt unseres Herrn und Erlösers. Ein Neujahrsgeschenk für Freunde. Zweite Auflage. Constanz bei Wallis, 1820.

[14]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. XIII. (1820), Bd. I, S. 623.

[15]) A. a. O. Bd. II, S. 899 und 900.

[16]) A. a. O. Bd. II, S. 1030 ff.

lichen Zweck, öffentlich zu bekennen, was manche Lehrer und Gemeinden damals im Unterschied vom päpstlichen Scholasticismus glaubten. Späterhin wurde sie gesetzlich insofern eine symbolische Norm für die öffentlichen Lehrvorträge, damit nicht durch Streitsüchtigkeit und nach dem damals angeerbten und lange leider! noch herrschenden Vorurtheil, als ob von dem Glauben an einzelne subtile Lehrbestimmungen das Seligwerden abhänge, die zelotischen Unruhen und Zerrüttungen in den Gemeinden fortdauern möchten" ..... „Auch jetzt noch hat jeder Religionslehrer die Pflicht, nichts als Lehre vorzutragen, was Gewissensunruhen und Zerrüttungen verursachen könnte" ..... „Das Verhältniß zwischen Gemeinden und Lehrern in der protestantisch-evangelischen Kirche ist ein anderes. Die Gesammtheit und Gemeinschaft der Gläubigen besteht aus den Lernenden und zugleich aus den Lehrern selbst. Die Lernenden aber würden wider sich selbst seyn, wenn sie ihren, nach hinreichender Prüfung erwählten Lehrern zumuthen und vorschreiben wollten, daß sie ihnen etwas zu irgend einer Zeit als wahr Anerkanntes als für alle Zeiten ein für allemal entschieden immer nur aufs Neue vorhalten und glaublich machen sollten. Lernende vielmehr fordern von einem Lehrer, daß er als Mann vom Fach — als artis peritus — wirklich Lehrer sei, das heißt, daß er sie überzeuge von dem, wovon sie zu überzeugen seyn können, und was sie als Ueberzeugung zum Zweck der Religion, zum Seligwerden durch Religiosität nöthig haben" .... „Wie hätte die Glaubensverbesserung entstehen können, wenn die ersten Zuhörer und Leser Luther's davon angefangen hätten und darauf beharrt wären: Das und das glauben wir, das und nichts Anderes wollet oder vielmehr sollet ihr uns und unsern Kindern vorhalten und ans Herz legen? Hätten nicht alle Zeitgenossen Luther's und ihr, liebe Kinder, bis auf die Herausgeber der neuesten Augsburgischen Confession herab alsdann päpstlich-katholisch bleiben müssen, wenn dieses das ächte, vernünftige, christliche Verhältniß wäre zwischen Lehrern und Lernenden in der Kirche? Freilich kann auch und wird keine gegen Uebermacht menschlicher Autorität wahrhaft protestantisch denkende und sich selbst verstehende Gemeinde wollen, daß jeder Lehrer ihr in gemeinschaftlichen Zusammenkünften als Lehrwahrheit vorhalte, was ihm blos individuell gut und richtig dünkt. Aber, um dieses zu verhüten, wäre das entgegengesetzte Extrem, daß die Lernenden den Lehrer auf einen normalmäßigen Inhalt seiner Vorträge beschränkten, das verfehlteste Mittel. Es wäre doch gewiß am wenigsten passend, wenn man, damit der einzelne

Lehrer nicht nach ungeprüften Einfällen lehren könnte, jedes Gemeindeglied zum Lehrer des Lehrers machen und sagen lassen wollte: Das und das glauben wir und die lieben Nachbarn, das und nur das bitten, fordern wir, uns und unsern Kindern und Enkeln vorzuhalten. Hieße dieses nicht statt der Individualität des Lehrers die Individualität jedes Lernenden zum Lehrer setzen? fast möchte man sagen, den Bock zum Gärtner machen? Den ächten Mittelweg zeigt uns allerdings wieder die Reformation und ihre Geschichte. Wie wurde sie? Männer, zu deren Redlichkeit, Forschungsgeist und Gelehrsamkeit man ein prüfendes Vertrauen hatte, waren als Lehrer aufgestellt, Luther, Melanchthon u. s. w.; aber auch andere, welche Redlichkeit und Kenntnisse genug hatten, sie zu verstehen und ihnen nicht etwa aus Eifersucht und Eigendünkel zuzurufen: Das und das glauben wir; ihr sollt uns und den lieben Unsrigen nichts Anderes vorhalten!" ...... "Was zuerst individuell gewesen war, wurde bald für mehrere einleuchtend" .... "So wurde nicht bloß Einiges im Inhalt, es wurde die ganze Richtung, Grundansicht und Methode eine andere. Je nachdem Mehrere überzeugt und der Ueberzeugungsgründe sich deutlicher bewußt wurden, hörte das Neuvorgehaltene auf, nur individuell zu seyn. Es wurde auf dem Wege, wie Wahrheit den Menschen werden kann, ihnen Wahrheit. Vieler Verstand, auf die nämlichen Gründe mit aller Kraft gerichtet, fand jene Ueberzeugungen der Lehrer auch mit seinen Ueberzeugungskräften übereinstimmend" .... "Oder gibt es denn für Menschen eine andere Weise, Wahrheit einzusehen, als die gewissenhaft-freie Uebereinstimmung des Verstandes in Mehreren, welche der Gründe deutlich bewußt werden? Auf eben diese Weise rückte jede mehr berichtigte Einsicht der Reformation fort." Auch diese eben so milden und freimüthigen, als richtigen Anschauungen über die bindende Kraft der symbolischen Bücher in den protestantischen Gemeinden haben ihre sich von selbst gebende Beziehung zu den theologischen Streitigkeiten der Gegenwart.

In wiefern Paulus in den Heidelberger-Jahrbüchern auch die Politik, namentlich seit den Befreiungskriegen gegen Napoleon (1813—1815) und seit der Entwicklung konstitutioneller Verfassungen in Deutschland (1816) behandelte, werden wir weiter unten darstellen, wenn wir desselben schriftstellerische Wirksamkeit im Gebiete des Staats- und Kirchenrechtes berühren.

Zu den oben erwähnten Gründen der Abhaltung unseres Paulus von der Herausgabe selbstständiger wissenschaftlicher Werke kommen auch seine amtlichen Beschäftigungen, seit 1813 im engern akademischen Senate und von Ostern 1814 bis dahin 1815 in dem damals durch Studentenhändel sehr beunruhigten Amte des Prorectors der Universität. Doch konnten auch diese Gründe nur auf kurze Zeit das Erscheinen solcher Werke hinausrücken, welches sich später in desto fruchtbarerer, von den Sachkennern in ehrenvollster Art anerkannter Thätigkeit bekundete. Die Carl-Friedrichs-Stiftung gab die erste Veranlassung zu einer selbstständigen wissenschaftlichen Arbeit. Am Geburtstage dieses unsterblichen Regenten (22. November) werden jedes Jahr die Preise für die von den vier Facultäten aufgestellten und gelösten wissenschaftlichen Fragen vertheilt. Der Prorektor muß die Namen der Preisträger und die neuen Preisfragen für das folgende Jahr verkünden, auch damit eine kurze Schilderung der Ereignisse des verflossenen Universitätsjahres verbinden. Die Rede mußte in lateinischer Sprache vorgetragen werden und zur Feier des Tages einen wissenschaftlichen Gegenstand sich zur Untersuchung setzen. Paulus war von Ostern 1814 bis dahin 1815 Prorektor. Er hatte also seine lateinische Rede am 22. November, dem Carl-Friedrichs-Tage des Jahres 1814 zu halten. Er wählte zur Darstellung einen Gegenstand, der mit der ganzen Richtung seiner Studien und dem Geiste seiner Theologie im innigsten Zusammenhange stand. Der Sturz der Napoleon'schen Gewaltherrschaft, welche sich durch die Mißachtung der Freiheiten und Rechte anderer Völker selbst vernichtet hatte, legte den Gedanken an die vernünftige und gesetzmäßige Freiheit, welcher Paulus als Lehrer und Schriftsteller alle seine Kräfte weihte, nahe.

Moses, das war der Vorwurf seiner am Carl-Friedrichs-Tage 1814 in der akademischen Aula gehaltenen Festrede, „war der erste, welcher die Freiheit, seine Meinung über Staatsangelegenheiten öffentlich vorzutragen, vertheidigte.“ 17)

„Wohl,“ meint Paulus in dieser Rede, „könnte man die Behaup-

17) Natalitia principis beatissimae memoriae Caroli Friderici, Badarum quondam ducis, Heidelbergensis literarum universitatis restauratoris etc. pie concelebrat Academia Ruperto-Carolina A. D. XXII. Nov. 1814. Praemissa est oratio, Mosen primum libertatis de publicis rebus publice secundum animi pie commoti sensa loquendi assertorem religiosissimum sistens. Heidelbergae Ex. Jo. Mich. Gutmanni typographia acad. 41 S. 4.

tung für paradox halten, daß das von den furchtbaren Strahlen des Sinai leuchtende und mit der ihm eigenen Strenge drohende Haupt des israelitischen Gesetzgebers an die Pflicht und an das Recht der Bürger, frei über öffentliche Angelegenheiten zu reden, auch nur gedacht habe." [18]) Er macht zuerst auf das Freiheitsgefühl Mosis aufmerksam, von dem dieser mächtig ergriffen, einen ägyptischen Zwingvogt erschlug, auf die heiße Begierde desselben, lieber seine unterdrückten Volksgenossen zu befreien, als zugleich mit seinen fremden Erziehern über jene als Sklaven zu herrschen. Moses dachte nicht nur über die Befreiung seines Volkes nach, er führte diese schwierige Aufgabe auch aus. Als dieser nun die Gesetze vom Sinai bekannt machte, bekundete er auch in ihnen „seine Liebe zur menschlichen und bürgerlichen Freiheit."

Nur „durch einen wechselseitigen Vertrag und wechselseitiges Bündniß zwischen Jehova (dem neuen Regenten Israels) und den Aeltesten des Volkes wurde die theokratische Verfassung unter den vom ägyptischen Joche befreiten Juden eingeführt." [19])

Zwar sollte das neue Reich durch die Priester verwaltet werden; aber auch das „ganze Volk" wurde nach Mosis Willen Gott geheiligt. Nach der richtig aufgefaßten Ansicht dieses Gesetzgebers war nie ein solcher „Unterschied zwischen Priestern und Volk", wie bei den Heiden, nach welchen die Priester „als geweihte Personen" der Gottheit näher standen, und sich über die Andern „als ungeweihtes Volk" erheben mußten. [20])

Außer den Priestern ging auch „das ganze Volk vom Holzhauer an (Deuteron. XXIX, 10 ff.) mit Jehova ein Bündniß ein", und mußte „als Gott geweiht" angesehen werden. Wenn später die Aeltesten oder die Könige ein Gesetz vorschlugen, mußte der hohe Priester in Gegenwart Gottes, des eigentlichen Königs, im Heiligthum über die Vorschläge nachdenken und seine entscheidende Antwort nur mit dem Hinblicke auf die 12, mit den Namen der 12 Volksstämme Israels bezeichneten Edelsteine geben. Dieses sollte andeuten, daß „das höchste Gesetz das Wohl des Volkes sei." [21]) Damit aber das Priesterregiment nie in Tyrannei ausarte, war „die Freiheit der Rede zum Volke ein Grundelement dieser theokratischen Verfassung." [22])

---

[18]) Das angeführte Programm, S. 2 und 3.

[19]) A. a. O. S. 10.

[20]) A. a. O. S. 15 und 16.

[21]) A. a. O. S. 17.

[22]) Deuteron. XVIII, 9 ff.

Nach dem Mosaischen Gesetze durfte Jeder über alle Dinge, die sich auf das Staats- und Privatwohl bezogen, wenn er fühlte, daß „Worte der Gottheit“ seinem Munde entströmten, „seine Meinung frei aussprechen.“

Jeder Seher (Nabi), den man unrichtig Weissager nannte, weil er seine Ansicht nicht nur über die Zukunft, sondern auch über die Gegenwart von Staat und Kirche in gefühlter Gottbegeisterung aussprach, hatte sich, „wenn er auch die freiste Sprache führte, vor keiner Strafe zu fürchten“. Gott allein hatte ihn, wenn er Unwürdiges sprach, zu richten. Diese „Freiheit“ war das in der Mosaischen Verfassung liegende „Verbesserungselement.“ Jeder, war er Hirte oder der Vornehmste des Staates, konnte gegen die bestehende Macht die „Freiheit der Rede“ in Anspruch neymen. Kein Sterblicher konnte sie hindern. Die „Oeffentlichkeit“ und „Wechselseitigkeit“ der „Rede“ schützte vor Mißbrauch. Eine Beschränkung der Redefreiheit bezog sich nur darauf, daß man „nicht im Namen anderer Götter reden durfte.“ Die Schranke war vernünftig. Die Einführung der fremden Götzen führte „zur Irreligiosität“ und „Unsittlichkeit“, und nur auf die Verhinderung dieser bezog sich die Schranke. Mit sittlich religiösem Gemüthe durfte man „frei“ und „ungehindert“ über „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ sprechen.

Die „Freiheit der Rede“ schadete nicht; denn der „Redefreiheit des Einen“ stand die „Redefreiheit des Andern“ entgegen. Der Erfolg mußte lehren, ob das angebliche Gotteswort des Redners ein „wahres“ oder „falsches“ war.

Wenn auch das Deuteronomium in späterer Zeit entstand, so wäre die in ihm enthaltene Stelle über die „Redefreiheit jedes Bürgers“ in der Zeit herrschsüchtiger Priester und Könige, wenn jene „nicht der Mosaischen Verfassung entsprochen und aus grauem Alterthume ihren Ursprung genommen hätte,“ sicher „nicht in den Pentateuch aufgenommen worden.“

Nur durch die „Freiheit der Gedankenmittheilung“ ist die Entwicklung „verschiedener, sich wechselseitig berichtigender Meinungen“ und nur durch diese das „Besser- und Verständigerwerden“ möglich. Zum Schlusse des Programmes führt Paulus des berühmten Romanisten, Savigny Worte an: „Daß wieder eine Verschiedenheit der Meinungen wirksam werde, daß wieder Streit und Zweifel entstehen kann über die

Entscheidung, gehört zu den Wohlthaten, womit uns jetzt Gott gesegnet hat. Denn nur aus solcher Entzweiung kann eine feste und lebendige Einheit hervorgehen, die Einheit der Ueberzeugung, nach welcher wir in allen geistigen Dingen zu streben, durch unsere Natur gedrungen sind." [23])

Beinahe in derselben Zeit, in welcher von Paulus das Programm von der „Mosaischen Redefreiheit" ausgegeben wurde, erschien die zweite Auflage seines Commentars zu den Psalmen. [24]) Wir haben schon oben auf dieses Werk hingedeutet, [25]) und fügen nur noch hinzu, „daß dasselbe durch die verbessernden, philologischen und historischen Zusätze dieser zweiten Auflage beinahe um das Doppelte zunahm, [26]) und daß auch diese Auflage, wie die erste, zunächst und vorzüglich für den Gebrauch der Zuhörer erschien. [27])

Eine neue Veranlassung zu einer kirchengeschichtlichen Untersuchung gab bald darauf das Säkularfest der Reformation, welches am 31. Oktober 1817 in feierlicher Weise in der akademischen Aula begangen wurde. Paulus hatte vor den Professoren, Geistlichen, Beamten, Studirenden und Bürgern der Stadt Heidelberg, welche zu dieser Feier eingeladen waren, im Namen der Universität an diesem Tage zu sprechen. Der hohen Bedeutung des Tages und des großen Namens, dem es galt, würdig war die akademische, vor der überaus zahlreichen Versammlung gehaltene Gedächtnißrede unseres Gottesgelehrten, welche bald darauf im Drucke erschien. [28])

---

[23]) „Savigny," vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814, S. 2—4. M. vrgl. das angeführte Paulus'sche Programm, S. 33 und 34.

[24]) Philologische Clavis über die Psalmen von Dr. H. E. G. Paulus u. s. w. Zweite durchaus revidirte Ausgabe, Heidelberg, in der Mohr- und Winter'schen Buchhandlung, 1815, LXVI und 518 S. gr. 8.

[25]) Bd. I, S. 189, ff.

[26]) Die erste Auflage hat 292, die zweite 518 Seiten.

[27]) Er sagt in der Vorrede (XXXV) über die Verbesserungen und Vermehrungen der zweiten Auflage: „Viele unscheinbare Bemerkungen sind eingemischt. Junge, offene Gemüther — und für die nicht unfleißige Jugend soll hier vornehmlich vorgearbeitet seyn! — finden und fassen dergleichen Andeutungen, und in ihnen bringt einst manches Samenkorn hundertfältige Früchte."

[28]) „Auch zu Heidelberg war Doctor Martin Luther." Eine akademische Gedächtnißrede über den Ursprung der Reformation aus Wissenschaft und Gemüth und über ihr erstes Erscheinen

Das Thema seiner akademischen Gedächtnißrede ist: „Auch in unserem Heidelberg war Doctor Martin Luther.“

„Wann? Wie? Warum? Mit welchem Erfolg?“ fügt der Redner der Frage nach Luther's Aufenthalt in Heidelberg bei.

Ueber Luther's Person selbst wirft er die Frage auf: „Welchen einzelnen Mann, quem virum aut heroa gibt die gesammte Geschichtskunde, der durch Kraft in Geist und Wort ohne äußeres Machthaben mehr gegen sich gehabt und doch selbst unter den Entgegenstehenden mehr bleibende Veränderungen ins Bessere verursacht hätte?“

„Wenn ein solcher Mann hier (in Heidelberg) war,“ spricht er zu den Zuhörern gewendet, „können wir um so gewisser alle an ihm geistigen Antheil nehmen.“

Er beginnt mit einem anziehenden, neue Winke und Blicke eröffnenden Gemälde des Lebens und Wirkens des großen Reformators.

Um seine viel verschrieene und mißverstandene Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke richtig zu fassen, bemerkt er gleich zu Anfange: „Luther's Geistesblick blieb auf die innere Wurzel der Rechtschaffenheit gerichtet. Nicht die einzelnen Handlungen machen rechtschaffen, die Rechtschaffenheit des Gemüthes muß die Handlungen rechtschaffen machen. Dies war und blieb eine seiner Grundeinsichten.“ [29])

Luther's Auftreten gegen die römische Kirche führt ihn zur Bezeichnung des Princips des Protestantismus. „Seitdem verstehen wir unter dem Grundbegriff unserer Kirchenverbesserung, unter dem Princip unseres Protestirens jene höchst wichtige Verwahrung der Gewissen, durchaus nicht ohne überzeugende Gründe

---

zu Heidelberg. Nebst Sammlung der auf Luther's Anwesenheit zu Heidelberg sich beziehenden Urkunden mit Erklärungen von Dr. H. E. G. Paulus u. s. w. Am Säkularfest der Reformation, den 31. Oktober 1817. Heidelberg, in der August Oswald'schen Universitätsbuchhandlung.

[29]) Die angeführte akademische Gedächtnißrede auf Luther, S. 9. Er weist auf die Stelle in Luther's Schriften hin (epa de die sequente, s. Lucae festum 1516): Non enim, ut Aristoteles putat, juste agendo justi efficimur, nisi simulatorie. Sed juste, ut dixerim, fiendo et essendo operamur justa. Prius necesse est mutatam esse personam, deinde opera (Löscher I, 826).

und also nicht einmal auf das Ansehen der bisdahinigen Kirche irgend Etwas als gebotene Wahrheit gelten zu lassen. Denn nicht die gesammte Menschheit irgend eines einzelnen Zeitalters, noch weniger ein christlich-kirchlicher Theil derselben kann oder darf für die Menschheit aller Zeiten das, was doch von der Vervollkommnung des Nachdenkens und der Einsicht immer aufs Neue abhängen muß, unabänderlich bestimmen und beschränken.“ [30])

Paulus geht zu Luther's Aufenthalt in Heidelberg während der Augustinerdisputation (1518) über. Die von diesem am 26. April dieses Jahres daselbst vertheidigten Paradoxen gehen zunächst nicht auf den Ablaß, sondern auf die Quelle desselben, auf die falsche Ansicht des Romanismus von der Rechtfertigung des Menschen. „Die äußere, auch selbst die dem Gesetze entsprechende Handlung ist todt, wenn nicht ein gottgeheiligter Geist, die ohne Vorbehalt entschlossene Gesinnung für gewissenhafte Ueberzeugungstreue in ihr sich ausdrückt; ja sogar tödtend, sogar Sünde ist sie als eine blos um des Gebots willen geschehene That oder Unterlassung, weil, wer dies für genügend zu halten, vom Scholastiker sich bereden ließ, das wahre Geistesleben, die Entschlossenheit für das Wahre und Rechte nicht zu kennen, nicht in sich erwecken zu lassen, veranlaßt wurde. [31])

Luther war es in der Lehre vom freien Willen „um das Praktische, um Leben und That“ zu thun. Des Menschen Begehren nach dem, „was er nur als Mittel zum Zweck gut nennt,“ sein sinnlich-verständiges Begehren und das „Wollen des an sich, des nach Gott und der Vernunft Guten“ wird von Luther deutlich unterschieden. Das Gegentheil des Wollens des vernünftig oder göttlich Guten ist das „geistig-tödtende, geistig-todte, freiheitlose Begehren der Menschennatur,“ das Luther „zum Abscheu ausgestellt hat.“ Daß dem ins niedere Begehren „verwickelten Menschengeschlechte dennoch etwas Göttliches, ein Wollen und die Idee der innern Rechtschaffenheit möglich ist,“ darin erkennt er „das wesentliche Wohlwollen des Unendlichvollkommenen, die Liebe Gottes,“ die er „nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit die Gnade Gottes, den gnädigen Willen Gottes zu nennen pflegt.“ „Gottes Gnade!“ fährt

---

[30]) Gedächtnißschrift zur Säkularfeier der Reformation, S. 15 und 16.

[31]) A. a. O. S. 19.

Paulus fort, ein mißklingendes Wort, wenn es nur mit Gunstbezeugungen, die abverdient, oder gar sonder Verdienst geschenkt seyn wollen, verwechselt würde. Dies war niemals Luther's Sinn. So niedrig und schwach dachte er nie von der Gottheit, sie als ein willkürliches Wohlwollen zu denken." 32)

Wie schön, wie erhebend waren gegenüber den Zuhörern dreier Confessionen, von welchen sich nicht lange nachher Lutheraner und Reformirte auch im badischen Lande zu einer Kirche vereinigten, mit dem Hinblicke auf Luther die Schlußworte der Gedächtnißrede: "Und wie endlich Luther geschieden ist aus Streit und Vergänglichkeit am Tage Concordia, so Mitbürger! so Freunde! lasset uns alle sein Leben fortsetzen, seine Gegenwart unter uns täglich geistig durch das eine alle Denkverschiedenheit aussöhnende Losungswort feiern: Herzenseintracht, Concordia!" 33)

Der Gedächtnißrede sind 15 Beilagen, welche theilweise wichtige, auf Luther's Anwesenheit und Disputation zu Heidelberg sich beziehende alte Nachrichten und Urkunden enthalten, beigegeben. 34) Die Beilagen enthalten folgende Erörterungen aus Quellen 1) über die Verdienste des Augustinerordens, 2) ob Luther schon als Schüler 1497 von Augustinereremiten aufgenommen war, 3) von Luther's Pietät, Frohsinn, Ernst und Sittenreinheit, 4) ob Luther früher und mehrmals zu Heidelberg gewesen sei? nebst Untersuchungen über seine Reise nach Rom, 5) einige Nachrichten über Luther's Reise nach Heidelberg, seine Aufnahme und Wirksamkeit, 6) weitere Nachrichten über diesen Gegenstand, 7) die am 6. Tage vor dem 1. Mai (26. April) 1518 unter dem Vorsitz Luther's bei den Augustinern in Heidelberg vertheidigten Thesen in lateinischer und deutscher Sprache, 8) einige Data über Luther's Grundbegriffe von justitia coram Deo u. s. w., 9) die Vollkommenheit der göttlichen Liebe, 10) Luther's Wohlmeinen bei der Bekanntmachung der 95 Ablaßthesen, 11) über eine päpstliche Dekretale, 12) der 18. Oktober in Luther's Geschichte, 13) Luther-Eleutherius, 14) über die Reformation der wissenschaftlichen Studien und ihre Stellung zur Kirchenreform, 15) über den Begriff der Concordia.

Was Luther's Aufenthalt in Heidelberg betrifft, wird nach-

32) A. a. O. S. 20 und 21.

33) A. a. O. S. 24.

34) A. a. O. S. 25—116.

gewiesen, daß keine Nachricht als zuverlässig gelten kann, als diejenige, welche sich auch auf vier eigene Briefe desselben und andere gleichzeitige Urkunden bezieht, aus denen des Reformators Aufenthalt in der Musenstadt am Neckar während der Augustinerdisputation (April 1518) und seine Theilnahme an der letztern [35]) als die einzigen historischen Thatsachen hinsichtlich seiner Anwesenheit daselbst hervorgehen. Die Untersuchung über die päpstliche Dekretale, welche „den Stoß in die Kirchengemeinschaft unvermeidlich machte,“ schließt mit den Worten aus Dr. Bollmann's neuer Ausgabe ungedruckter Predigten von Luther (Helmstädt 1817, 4.):

„So lange es noch Päpste, Inquisition, Jesuiten auf Erden gibt, so lange wird und muß es auch noch Protestanten geben, und erst wenn die einfache Lehre Jesu weder zur Hierarchie gemißbraucht, noch durch leere Gebräuche ihrer geistigen Natur entfremdet wird, kann eine Heerde und ein Hirte werden.“ [36])

Die Vernichtung der Gewaltherrschaft Napoleon's über Deutschland (1814 u. 1815) und die allmähliche Entwicklung der konstitutionellen Verfassungen in verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes wendeten Paulus' beobachtendes Auge seit 1816 der Politik, dem Staats- und Kirchenrechte zu. Zu diesem Zwecke erschien außer vielen selbstständigen einzelnen Schriften schon seit 1819 sein durch 13 Jahrgänge hindurch geführter Sophronizon, der ihm unter den deutschen Mitbürgern den Namen eines volksthümlichen Schriftstellers vor allen seinen andern Werken erwarb, und welchen er im 80. Jahre seines höchsten Greisenlebens nochmals unter dem Namen „des neuen Sophronizon,“ in Geist und Tendenz dem alten ähnlich, erneuerte. Wir werden diese und andere der politischen Thätigkeit unseres Gelehrten angehörige Werke im nächsten Paragraphen behandeln. Eben diese, mehr dem Praktischen in Staat und Kirche zugewendete Thätigkeit hinderte ihn eine Zeitlang an der Herausgabe größerer theologischer Werke, besonders, da auch kleinere, sein ihm immer theures Heimathland, Württemberg berührende Schriften, welche von ihm seit 1816 erschienen, in Verbindung mit seinen Vorlesungen beinahe alle seine Zeit in Anspruch nahmen.

Allein auch im streng wissenschaftlichen Fache der alt- und neutestamentlichen Schrifterklärung und Glaubenslehre blieb Paulus ungeachtet dieser bedeutenden Abhaltungen nicht unthätig.

---

35) A. a. O. S. 35—53.

36) A. a. O. S. 95.

Eine Zeitschrift zur Aufnahme seiner kleineren theologischen Abhandlungen erschien neben dem Sophronizon schon 1822 unter dem Namen: „Conversatorium.“ [37])

Die erste Lieferung dieser streng wissenschaftlichen Zeitschrift bezieht sich auf seine Forschungen im neuen Testamente, die zweite auf Untersuchungen aus dem Gebiete des alten Testamentes. Die letztere fand solchen Anklang, daß sie in besonderer Auflage ausgegeben werden mußte. [38])

„Was aus seinen zerstreuten Aufsätzen Frucht bringen zu können schien,“ sollte in dieser Zeitschrift „theils abgekürzt, theils erweitert, immer nach seiner damaligen Einsicht revidirt und mit Berichtigung ausgestattet werden.“ In der Anordnung wurde „Gleichartiges“ zusammengestellt. Die Zeitschrift enthält schon früher gedruckte und bis damals ungedruckte Abhandlungen.

Die schon früher gedruckten Abhandlungen waren meist Recensionen aus andern Zeitschriften, jetzt in Form von selbstständigen Aufsätzen verarbeitet. So ist z. B. gleich die erste Abhandlung über die Stellung der drei ersten Evangelien zu einem Urevangelium Paulus' Recensionen in der Halleschen allgemeinen Literaturzeitung Nro. 127—132 vom 13. Mai 1805 entnommen. Paulus recensirte mit Ausnahme der vierjährigen baierischen Schulinspectionszeit beinahe immer. Er hielt viel darauf, und konnte oft nicht begreifen, daß man in neuerer Zeit das Recensiren so oberflächlich nahm.

„Eine gründliche Recension,“ sagt er in der Vorrede zum Conversatorium, „vermag die meisten Mißbegriffe in der Geburt zu ersticken.“

---

[37]) Theologisch-exegetisches Conversatorium oder Auswahl aufbewahrungswerther Aufsätze. Erste Lieferung. Auch unter dem Titel: Entstehungsart der drei kanonischen und mehrerer apokryphischen Evangelien, 1822. Zweite Lieferung. Auch unter dem Titel: Ueber den Ursprung der althebräischen Literatur durch Samuels Geist und seine Prophetenschulen, nebst Bemerkungen über den Prophetenbegriff, über die Bücher von Josua und den Suffeten, 1822. Heidelberg, gr. 8.

[38]) Ursprung der althebräischen Literatur durch Samuels Geist und seine Prophetenschulen. Nebst Bemerkungen über das älteste Sprechfreiheitsgesetz, Heidelberg, Oswald, 1823.

Er dachte an das Sammeln des Frühern, weil ihn, den damaligen Sechziger, das Alter mahnte, und er nie, wie wir schon oben sahen, sich auch nur die mögliche Aussicht auf die Erreichung einer hohen und kräftigen Greisenzeit dachte. „Wer weiß, wann die Zeit des Aufbruchs oder Wechsels eintritt?“ sagt er in derselben Vorrede. „Zwar der gute Wille ist da, auch, wenn es möglich ist, bald noch einiges Größere zu hinterlassen.“ „Ich — ohne den Phantasieen aus Indien allzugeneigt zu seyn — wünschte, daß ein Jeder in sofern an ein vielleicht länger fortdauerndes und öfter wiederholbares Menschwerden glaubte, oder die reiner denkbare Metempsychose wenigstens nicht für unmöglich achtete, damit man desto emsiger für die, welche nachkommen, als zugleich für sich selbst, sorgte und der öffentlichen sichern Ueberlieferung das Beste, was man erwerben konnte, hinterließe, von allem Schlimmen aber die zurückbleibende Erbschaft im Großen und Kleinen bei Zeiten zu reinigen suchte. Auf jeden Fall ist es für einen Sechziger an der Zeit, an das sarcinas colligere zu denken, und weil er für sich die im innersten Geiste erworbene Form, wenn gleich nicht die Materie, mitzunehmen gewiß ist, letztere desto freundlicher den Nachbleibenden zu überlaßen.“ [39])

Damals ahnte Paulus nicht, daß ihm von dem Leben seiner Zukunft noch mehr, als ein Vierteljahrhundert, zur Ausarbeitung selbstständiger wissenschaftlicher Werke offenstehen sollte.

Als er früher ungedruckte Abhandlungen im Conservatorium sammelte, wurde er an der Herausgabe jener Werke durch seine schriftstellerische Thätigkeit in der Politik und die Ausarbeitung seines Sophronizon gehindert.

Ihm blieben übrigens die theologischen Glaubensüberzeugungen die Hauptsache, und er betrachtete von jeher exegetische und biblisch-kritische Untersuchungen nur als den Schlüssel zum richtigen Verständniße des religiösen Glaubens. Es war daher von unserem Gelehrten wohl bald ein Journal zu diesem Zwecke um so mehr zu erwarten, als es Zeitschriften von dieser Tendenz und in diesem Sinne in Deutschland keine gab.

So erschien im Jahre 1825 der „Denkglaubige.“ [40]) Nur

---

[39]) Conservatorium, erste Lieferung, S. VI und VII.

[40]) Der Denkglaubige. Eine allgemeine theologische Jahresschrift von Dr. Paulus. Des ersten Bandes erste Abtheilung.

„möglichstes Richtigdenken führt, wie Paulus in dieser neuen Zeitschrift sagt, zwischen Aberglauben und Unglauben hindurch zu ächtem Glauben." Hiezu konnte man nach ihm nur durch „Aufsteigen von einer an sich überzeugenden, religiösen Pflichtenlehre zur Glaubenslehre gelangen." Eine Ueberzeugung „von den Pflichten, begründet nach dem Ideal einer heiligen Gottheit," muß „der Glaubenslehre vorangehen." Die „Pflichtenlehre" führt dann zum „Nachdenken" und dieses „zu manchen Aufgaben und Zweifeln der Wißbegierde, welche nur auf Denken gegründetes Glauben theils löst und aufklärt, theils als entbehrlich oder unstatthaft abwendet." [41])

Ueber die Magdeburger Concordienformel des als orthodox geltenden Lutherthums sagt er: „Eben diese Eintrachtsformel war als Menschengebot und Satzung die Zwietrachtsursache, — so daß über zwei Jahrhunderte lang der gesunde Christenverstand verhindert war, Reformirte und Lutheraner zu vereinigen, so daß diese Nichtvereinigung tausend Jammer, besonders auch über die Pfalz herbeizog, und so daß keine Union möglich gewesen wäre, wenn man nicht jenes Menschengebot zuvörderst mit Stillschweigen zugedeckt hätte." [42]) „Ahnen" und „Wundern" können „nur ein Anfang zum Denken über das Göttliche" sein. Nie sind sie „etwas über das Denken und Glauben Hinausreichendes," nur, wenn sie „das Streben vom Nichtverstehen zur Verständigkeit erregen, wenn in der Andacht (die ihren Namen vom Denken hat) das Ahnen zum Denkenwollen treibt, gelangt das Gemüth zum religiösen Wissen, zur Gewißheit aus beharrlichen Ueberzeugungsgründen über die Verhältnisse des Menschlichen zum Göttlichen." [43]) Die „ächte Glaubensgesinnung in ihrem Zusammenwirken mit der Verständigkeit ist bei jeder äußern oder innern Erfahrung Denkgläubigkeit." [44])

„Nur das Denken über das Religiöse führt zum wahren Religionsglauben." [45])

Der Glaube (πιστις), der dem Apostel Paulus Alles gilt, ist nach

---

Druck und Verlag von August Oswald, Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1825. Des ersten Bandes zweite Abtheilung, 1829.

[41]) Denkglaubiger, Bd. I, Abth. 1, S. 1—22.

[42]) Denkglaubiger, Bd. I, Abth. 1, S. 33.

[43]) A. a. O. S. 62—73.

[44]) A. a. O. S. 87—100.

[45]) A. a. O. S. 109—119.

unserem Gelehrten nicht irgend ein bestimmter, abgerundeter Glaubensinhalt, irgend ein für alle Zeiten geltendes Glaubensbekenntniß, sondern „das jedem Menschengeiste in seiner Lage mögliche Glauben, oder die Glaubensgesinnung, das ist, die Entschlossenheit, das, was ihm gewissenhaft (in ungeheucheltem Selbstbewußtsein) glaubwürdig wird, als wahr festzuhalten und mit Treue zu befolgen." Eine solche „Glaubensgesinnung" ist ihm „Ueberzeugungstreue." [46])

Der Tod seines Freundes, Johann Heinrich Voß (1826) und die fruchtbare Thätigkeit im Sophronizon hielten ihn damals von der Fortsetzung des Denkglaubigen, die erst einige Jahre nachher (1829) erschien, ab.

Paulus spricht sich in dieser Fortsetzung entschieden dahin aus, daß er „wesentliche Umänderungen in der theologischen Lehrart der Pflichten- und Glaubenslehre für nothwendig halte, wenn die christlichen Volkslehrer nicht blos zum Kirchenglauben aufgefordert und eingeübt, sondern für sich selbst überzeugt und dadurch fähig werden sollen, endlich wieder lebendigere, willensthätigere Wirkungen der Christusreligion in sich" und „ihren Gemeinden" hervorzubringen. Das „Urchristenthum" wirkte nur deßhalb auf „eine für uns unglaubliche Weise," weil „es unmittelbar auf das Wollen eindrang," während man in der gewöhnlichen Lehrweise „das Wollen für Null erklärt," und „erst den ungeheuren Umweg macht, das Wollen entweder vom Wissen und Glauben einer Menge in ihrer Wichtigkeit und Mehrheit sehr ungleicher Lehrbehauptungen," oder, wenn man „gegen die vollgepfropfte Dogmenlehre einen Ekel gefaßt hat," von „sogenannten geistigen Gefühlen," die man „auf dunkle Schlüsse" baut, abzuleiten. [47])

Die „Erziehung und folglich auch der Unterricht für das Rechtwollen als die geistige Verehrung der heiligen Gottheit sollen vor allen Lehrmeinungen und unabhängig von Dogmatik" nach der „uralten, urchristlichen Lehrart neu betrieben werden." [48])

Das „Seligwerden hängt vom redlichsten und möglichst besten Wollen und Ausüben des Rechten, nicht aber vom

---

[46]) A. a. O. S. 175.

[47]) Denkglaubiger, Bd. I, Abth. 2, Vorbericht, S. 1 und 2.

[48]) Denkglaubiger, Bd. I, Abth. 2, S. 1—7.

unfehlbaren Wissen der das Sollen nicht betreffenden übermenschlichen Wirklichkeiten" ab. [49])

„Dank dem evangelischen Protestantismus!" religiöse Parteien dürfen in seiner kirchlichen Genossenschaft „verschieden denken," und darum dürfen auch nach ihm „vielerlei Lehrpunkte auf verschiedene Weise und nach sehr verschiedenen Voraussetzungen behandelt werden." Ueber die Versöhnungs- und Genugthuungstheorie, in welcher Paulus den Kernpunkt des sogenannten orthodoxen Lutherthums erkennt, sagte er in dieser Zeitschrift: „Angenommen und immer vertheidigt blieb auf solche Weise, was die tonangebenden Scholastiker vorlängst in dieser Manier erkünstelt und ausgesponnen hatten. Weil nun einmal jene, das Sündigen durch unendliche Sündenstrafen ewig rächende Strafgerechtigkeit und doch auch eine begnadigende Menschenliebe zugleich in der Gottheit sein sollten, so entdeckte man für diese beiden personificirten Eigenschaften als Ausweg zur Uebereinkunft und gemeinschaftlichen Befriedigung die baare Ungerechtigkeit, daß die Strafgerechtigkeit Genugthuung habe erhalten sollen dadurch, daß einer der Menschen, welcher nichts verschuldet hätte, sich wie den Schuldigsten und Sündenvollsten zu Tode martern ließe, und dadurch, daß er zugleich Gott wäre, seinen Abbüßungen einen unendlichen Werth gäbe." Wer alsdann sich „nicht nur als Sünder anerkenne," sondern auch „die einmal geschehene Abbüßung als geltend für sich annehme," dem könnten „nunmehr ohne weitern Einspruch der Strafgerechtigkeit alle selbstverschuldeten Sündenstrafen als schon abgebüßt erlassen werden;" ja, die Strafgerechtigkeit könne ihn „sogar für einen Rechtschaffenen erklären, und so, wie wenn er, was er nicht ist, wäre, beseligen." Diese „von den Scholastikern ausgebildete Auslegung" des „Begriffs justificatio" wird „von Vielen sehr gerne auch jetzt als der Mittelpunkt der evangelisch-christlichen Religionslehre angepriesen." „Was kann annehmungswürdiger erscheinen, als wenn man durch bloßes Glauben an einen stellvertretenden Abbüßer, dessen Leiden auf alle Fälle längst vorüber sind, gegen alle Furcht vor Sündenstrafen gesichert sein kann? Sehr begreiflich ist's auch, daß die, welche dieses fest zu glauben sich bereden, jeden Zweifel dagegen als einen Angriff auf ihre so leicht erworbene Seelenruhe mit Eifer und Unwillen zurückweisen" .... „Wie würden wir einen Regenten benennen müssen, welcher, um kund zu machen, daß er kein Verbrechen ungestraft lasse, vielmehr gegen jedes Verbrechen

---

[49]) A. a. O. S. 128 u. 129.

voll des heiligsten Unwillens sei, Einen, welcher nichts gesündigt hätte, zu Tode martern ließe, und alsdann jedem Verbrecher frei stellte, diesen Gemarterten für seinen Stellvertreter zu erkennen, und seinetwegen sich für straffrei, ja für rechtschaffen zu halten? Kein menschliches Gemüth kann eine solche Denk- und Handlungsweise einem andern Menschen zutrauen und ihn doch als vernünftig und gerecht verehren."

Die „Gottversöhnungslehre" als „Glaube an eine stellvertretende Abbüßung aller Sündenstrafen und an ein der göttlichen Strafgerechtigkeit längst geleistetes Genugthun" ist „das Centrum des jetzigen Supernaturalismus, um welches er, wie wenn er ausschließender Evangelismus wäre, kämpft." [50])

Paulus weist darauf hin, daß Jesus diese Lehre nirgends aufgestellt und daß die Hauptstelle Röm. V, 8—10 in einem ganz andern Sinne, als in dem der orthodox lutherischen Lehre ausgelegt werden müsse. [51]) „Die Frage ist, sagt Paulus, lehrt der Apostel, der Tod Jesu sei — von Gott Versöhnung Gottes erwerbendes Mittel, so daß er in Gott für uns ein Versöhntsein, d. i. ein Umändern des Unwillens in Gnade und Liebe bewirkt habe? Oder deuten vielmehr die Textworte darauf, daß der Tod Jesu ein wirksames Mittel war, Feindschaft der damaligen Juden und Heiden (wie sie durch das Bewußtsein der Sündhaftigkeit in dem Menschen gegen Gott entstehen muß, Röm. VIII, 7) in Freundschaft gegen die Gottheit zu verwandeln?" [52]) Diese letzte Deutung ist nach Paulus die richtige, wie er dieses durch genaue Erklärung jedes einzelnen Texteswortes und durch Parallelstellen zu zeigen versucht.

Er sagt, er habe bei seiner Bekämpfung der orthodox-lutherischen Versöhnungstheorie „für Gründe empfängliche Mitdenker," wie etwa „den frommen, nur der Menschen Schalkheit zu wenig kennenden Kirchenhistoriker, Prof. Neander zu Berlin," der ihm „bekannt und äußerst achtungswerth" sei, nicht aber „einen der ausschließend Evangelischen oder Meinungseiferer" im Auge, „die diesen gelehrten, aber allzu gutmüthigen Mann gerne in ihrer Zelotengesellschaft voranstellten." [53]) Zum Schlusse richtet er ein beherzigenswerthes Wort an die Liberalen. Die „Nichtdenkenden halten im Auktoritätsglauben" zusammen. Die „Selbstdenkenden hindern

---

[50]) A. a. O. S. 140—146.

[51]) A. a. O. S. 153, ff.

[52]) A. a. O. S. 161.

[53]) A. a. O. S. 161.

sich unter einander selbst," wenn „Jeder nur sein Selbst zum Worte bringen will." Er empfiehlt „das liebe deinen Nächsten, wie dich selbst," „als eine sinnvolle Regel." Durch das Gegentheil dieser Regel „hindert den Liberalismus Niemand mehr, als großentheils die Liberalen!" [54]) Natürlich fand er, weil er so oft von herrschenden Meinungen abwich, so edel seine Gesinnung und Absicht war, Anstoß. Von hyperorthodoxen Katholiken und Protestanten wurde er in Zeitschriften verlästert. Ja, ein Pfarrer Wagener schrieb ihm aus Koblenz am 23. Sept. 1824, nachdem er vorher über den Protestantismus geschimpft hatte: „Von der Art sind auch die meisten protestantischen Klopffechter, die sich des morschen Protestantismus (sic.) noch blos zum Scheine annehmen und denselben gegen die Katholiken vertheidigen wollen, wie ein Voß, Krug, Tzschirner, Herr Dr. Paulus zu Heidelberg und Konsorten (!), die blos zum Schein die Lärmtrompete blasen, aber nichts weniger, als den Protestantismus zu vertheidigen die wahre Absicht haben und haben können" .... „Ich frage Sie selbst auf Ihr eigenes Gewissen, Herr Doctor, wenn Sie noch eines haben (!), ob Sie im Ernste den Protestantismus noch vertheidigen können und wollen?" u. s. w.

Indessen war am 29. März 1826 Johann Heinrich Voß, der treue, biedere Freund unseres Paulus, gestorben, und dieser hatte ihm aus dem Innersten der vollen Freundesseele ein würdiges Denkmal gesetzt. [55]) Wir werden weiter unten, wenn wir die Stellung unseres Theologen zu seinen Freunden darstellen, auf dieses schöne Werk der Freundschaft zurückkommen.

Größere selbstständige wissenschaftliche Arbeiten, wie sein in Jena und Würzburg geschriebener Commentar zum neuen Testamente, waren bisher von Paulus nicht ausgegeben worden.

Derjenige Theil der Kirchengeschichte, den derselbe immer mit besonderer Vorliebe behandelte, war das Leben und die Lehre Jesu, die er als Urchristenthum von den spätern Auffassungen der Christuslehre wohl unterschied. Schon im Sommer 1819 hielt er besondere Vorträge über die „Lebensgeschichte Jesu nach der synoptischen Erklärung der drei ersten Evangelien." Er wiederholte diese Vorlesung 1827, und nahm nun bei

---

[54]) A. a. O. S. 199.

[55]) Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voß. Am Begräbnißtage gesammelt für Freunde von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, bei Christian Friedr. Winter, 1826. 8.

der Synopsis auch auf das vierte Evangelium des Johannes Rücksicht. Sein Commentar war die beste Vorarbeit dazu. Er gab im Jahre 1828 sein „Leben Jesu“ heraus, eine der vorzüglichsten und gediegensten Arbeiten, welche aus seiner Feder hervorgegangen sind.

Der erste Theil des Lebens Jesu enthält in zwei Abtheilungen nach den „vier vereint geordneten Evangelien“ die aus den Quellen dargestellte, pragmatisch und chronologisch zusammenhängende Geschichterzählung. Der zweite Band umfaßt ebenfalls in zwei Abtheilungen die „wortgetreue, durch Zwischensätze erklärte“ Uebersetzung der synoptischen Zusammenstellung des Lebens Jesu nach den vier Evangelien. Die erste Abtheilung eines jeden Bandes behandelt die 130 ersten, die zweite die 85 letzten Abschnitte aus dem Leben Jesu. [56])

Dieses große, umfassende Werk erschien im Jahre 1828 ganz, und wurde von dem Verfasser selbst „als die Frucht seiner lebenslänglichen Studien“ bezeichnet.

Paulus lebte der Ueberzeugung, daß „alle Kirchenparteien,“ die „mit Uneigennützigkeit Unparteiische sein wollen, immer mehr darin übereinstimmend würden,“ daß man „mit Ernst und Redlichkeit auf das Wesentliche des Urchristenthums im Leben und in der Lehre gemeinschaftlich zurückkommen sollte.“ Alle wollen „Bibelchristen“ sein, und die „Wenigsten wissen nur vorerst von dem Leben, Lehren und Wirken Jesu und des geistigsten Apostels, Paulus, sich in einem wirklich richtigen Zusammenhange Rechenschaft zu geben.“ Es kann unmöglich „zum Segen des Urchristenthums“ führen, wenn „die Bibellehrer“ selbst „der ganzen Entwicklung des Christenthums aus dem Hebraismus und Judenthum immer unkundiger werden.“ Das in der Bibel „Klare, Unentbehrliche und stets Wiederholte“ wird von der orthodoxen Dogmatik, „wie nicht gesagt, in den Schatten gestellt,“ aus „wenigen zerstreuten Worten und Bildern eine sentimental-speculative Dialektik (Religionsempfindelei

---

[56]) Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Die Geschichterzählung nach den vier vereint geordneten Evangelien, in Beziehung auf eine wortgetreue, erklärende, synoptische Uebersetzung derselben. Von Dr. Heinrich Eberh. Gottlob Paulus. Des ersten Theiles erste Abtheilung. Geschichterzählung der 130 ersten Abschnitte. Heidelberg, bei C. F. Winter, 1828, gr. 8. XXII. S. 432 S. Ersten Theiles zweite Abtheilung. Geschichterzählung der 85 letzten Abschnitte, 344 S. Zweiten Theiles erste Abtheilung 212 S. und zweite Abtheilung 206 S. (Textübersetzung.)

aus abendländisch ergrübelnden Lehrgeheimnissen) als Hauptsache angenommen."

Er faßt das Urchristenthum als „die ersten und letzten Worte des Täufers, Jesu selbst und seiner Lehrgesandten" kurz dahin zusammen: „Gesinnungsänderung, Reich des göttlichen Willens, Verehrung Gottes durch Geist und wahre Rechtschaffenheit, vollkommene Willensverwandtschaft mit der Gottheit als Vater und mit dem so gottgetreu bekannt gewordenen Sohn und Geistesverwandten der heiligen Gottheit, dem urchristlichen Lehrregenten, Jesus."

Zum „Urchristenthume" führt die Rückerinnerung an das „ursprünglich Geschehene."

Paulus fand „von Kindheit an eine wahrhaft andächtige Sehnsucht" in sich, in Allem, vorzüglich aber in der Religion „das Glaubliche" zu finden.

Frühe schon wurde ihm „Manches, was nicht glaublich oder durch die mitgetheilten Beweise nicht bewiesen schien, als ein zum Seligwerden nothwendiges Glauben ans Herz gelegt." Dieses leitete ihn zum immer eifrigeren Streben „nach dem genauen Auffinden des Glaubwürdigen in der Religion." Das „Glaubwürdige gerne zu glauben," war immer sein „steter Vorsatz."

Es war ihm erhebend und beruhigend, eine „Uebereinstimmung des reinen Urchristenthums mit dem, was als an sich wahr zu erkennen ist," in dem ungekünstelten Sinne der heiligen Urkunden zu entdecken. Er betrachtete die Auffindung zu dieser Uebereinstimmung als „den Gewinn seiner thätigsten, als die Freude seiner spätern Jahre." Er nennt diese Entdeckung „seine Herzensfreude." Diese „Herzensfreude möchte er nun mit Andern theilen, ohne sie, wie sich von selbst versteht, irgend Jemand aufnöthigen zu wollen." Er „glaubt" und glaubt gerne, weil er „weiß, warum er glaubt." Die „Resignation" hat er nicht, „etwas, das an sich ihm nicht wahr sein kann, für wahr zu nehmen, damit es ihm vor Gott zu gut komme."

Das „Urchristenthum" hat keine andere „Grundlage," als in seiner „Geschichte." Die „zum Glück gleichzeitigen Urkunden der Ueberlieferung" sind ihm die Quellen. Ohne Darlegung „der Urquellen" hat eine solche

Geschichte keinen Werth, daher gibt er die „zusammenhängenden uralten Erzählungen" und „ihre wortgetreue Uebersetzung." [57])

Der „große Zweck Jesu und aller der Seinigen ist: Immer von Aufforderungen zur Abänderung der gewöhnlichen sinnlichen Gesinnung des Menschen anzufangen und durch die gottähnliche Willensverbesserung des Einzelnen auch einen äußern Zustand, den eine wahrhafte Gottheit billigen könnte, eine Gottesregierung oder einen Gottesstaat für Viele in der Wirklichkeit hervorzubringen." Dieser Zweck ist ihm der „Lebenskeim," das „Wesentliche des Urchristenthums." Die „meisten Voraussetzungen von Kunden aus der Geisterwelt" sind, wenn „nicht Pflichterfüllungen davon abhängen, nicht der Zweck einer Religion oder lebensthätigen Gottandächtigkeit."

„Das Wunderbare von Jesus, sagt Paulus, ist er selbst, sein rein und heiter heiliges und doch zur Nachahmung und Nacheiferung für Menschengeister ächt menschliches Gemüth, seine Gewißheit, daß nur durch Geistesrechtschaffenheit das Heil, nämlich ein wahres Wohlergehen für die Menschengeister vor und nach ihrer Trennung von diesem Erdenleib erreichbar sei, seine Beharrlichkeit, volksverständlich ohne Gewalt und List dennoch auch auf das äußerliche, gemeinschaftliche Leben einzuwirken, seine Selbstaufopferung im Vertrauen auf eine göttliche, wenn gleich sehr allmähliche Erziehung des Menschengeschlechts, diese Gesinnung unter drohenden Lebensgefahren auszuüben und selbst durch die Art der Hingabe seines Jugendlebens den Entschluß zu ähnlicher Geistesrechtschaffenheit und Erhabenheit auf empfängliche Gemüther zu verbreiten." — „Ein solcher Geist, fährt Paulus fort, in einem Menschenkörper erschienen, ist an sich schon ein Außerordentliches," und die „Wirksamkeit," die „durch Thathandlungen bis zum Kreuzestod dauernde Ueberzeugungstreue," die dadurch „als menschenmöglich dargestellte Geistesrechtschaffenheit," die „den empfänglichsten Theil der Zeitgenossenschaft" durch „so unscheinbare Männer zu einer ganz neuen, von heidnischen und jüdischen Priestern verfolgten und doch immer zahlreicheren Geistesverbindung umschuf." — „Dies ist das Wunder, das, mit der Person Jesu verbunden, in der übrigen Menschengeschichte seinesgleichen nicht hat." [58])

---

[57]) Paulus' Leben Jesu, Bd. I, Abth. 1, S. I—X.

[58]) Leben Jesu, Bd. I, Abth. 1, S. XI u. XII.

Dazu wirkten „von vorneher auch einzelne, damals nach ihren Natururfachen unerklärte und für uns meist nicht mit den sich selbst erklärenden Umständen überlieferte Thatsachen.“ Der Nachdenkende wird von selbst „bei ihrer Beurtheilung geschichtliche und aus Menschenbeobachtung fließende (psychologische) Unterscheidungen machen.“

Bei den Krankheiten der Besessenen, die man der „Einwirkung böser abgeschiedener Geister in fremde Menschenkörper zuzuschreiben pflegte,“ kann man am deutlichsten zeigen, wie sehr „der Glaube“ an die „für uns nicht mehr anerkennbare Voraussetzung, daß ein böser Geist vor einem heiligen Manne körperlich weichen müsse, dort, wo man Jesus als den Messias zu achten anfing, wunderbare Hülfe schaffen konnte, und dann wieder die Erfolge selbst rückwärts diesen Glauben verstärkten.“ Die meisten, „wohlthätig Geheilten“ waren „von dieser Klasse.“

Bei allen andern, von Jesus geheilten „Krankheitsübeln“ ist „durchaus unbekannt, woher die Hülfsmittel dazu anwendbar geworden sind; der Gebrauch von Mitteln aber ist hie und da ausdrücklich angedeutet.“ Die Klage, daß man „wegen Menge solcher Kranken manchesmal nicht Zeit zum Essen gehabt habe, zeigt jedem Aufmerksamen, daß die Heilung nicht blos durch Wille und Worte vollbracht wurde,“ nicht minder auch die Klage, daß „dadurch Arbeit an Sabbattagen geschehe.“

Auch bei solchen „Unterscheidungen“ werden „die Thatsachen“ als „wahre Geschichten nicht zweifelhaft.“ Wäre es Jesu Wunsch gewesen, daß „die Anhänglichkeit an seine Lehre und Person auf dem Wunderbaren bestehen“ sollte, so würde „dieser nicht so oft das Zubringen der Krankenmenge zu vermeiden gesucht haben.“

Das „Wahre“ des „Urchristenthums“ ist „von zweierlei Art.“ Es betrifft theils „die Person“ Jesu, theils „den Inhalt seiner Lehre.“ Die Lehre ist „durch sich selbst, durch ihre innere Geistigkeit“ wahr. Die „verehrungsvolle Hochachtung vor der Person“ beruht aber auf dieser seiner „Lehre,“ auf „seinen übrigen persönlichen Eigenschaften.“

Nach „Person“ und „Sache“ erscheint „das Urchristenthum als an sich wahr.“ Auch „das Wunderbare“ erkennt „der Aufmerksame als geschehen und ursprünglich wirksam.“ Er „freut sich“ weder für „die Person,“ noch für „die Sache“ jener Wunder, „wie eines Beweises, zu bedürfen,“ da ein solcher Beweis „so schwer“ und „so

unsicher" durchzuführen wäre. Sind die Behauptungen „gotteswürdig," so ist „für sie kein Wunder mehr als Beweis nöthig." [59])

Paulus sieht es als „ein Unglück" und die „schädlichste Entfernung vom Urchristenthum" an, daß wir „von Kindheit auf," weil „die Evangelientexte meist aus dem Wunderbaren gewählt sind," die die reine Lehre Jesu ohne Wunderthaten enthaltenden, schönsten Abschnitte der Evangelien, wie „Jesu Rede vom Berg, das geistvolle Gespräch mit der Samariterin, seine lichthellen Grundsätze über die Entstehung des Bösen aus dem Willen des Einzelnen, über die Beurtheilung achtbarer, aber vergänglicher Zeremonien und vieles Aehnliche, „weniger im Gedächtniß haben," als „diese oder jene Wundererzählung," die zwar Jesu „wohlwollende Thätigkeit" beweist, aber mit „seinen religiösen Aufforderungen nicht in nothwendiger Verbindung steht."

Wenn Paulus die Wunder natürlich auszulegen versuchte, so war es nur sein Bestreben, „sie rein geschichtlich, folglich glaubwürdig aufzufassen." Es war ihm zunächst „ein Bestreben für sich selbst," und wurde dann in der Herausgabe des Lebens Jesu „eine Aufgabe seiner anmaßungslosen Mittheilungen." [60]) Sein „größter Wunsch" ist, daß „seine Ansichten über die wunderbaren Erzählungen bei Weitem nicht für die Hauptsache genommen werden möchten." Die „Gottandächtigkeit" oder „Religion" wäre „leer," wenn „das Wahre davon abhinge, ob man Wunder glaube, oder nicht glaube." Er legt „keinen besondern Werth" auf seine „Nachforschungen über den möglichen Zusammenhang von Wirkung und Ursache bei jenen Erfolgen." Er will nur „als Geschichtsfreund" „auch Nebenumstände" „nicht für unbegreiflich und daher unglaublich halten," und blos zu erklären versuchen, „ob sie vielleicht wohl begreiflich und um so leichter glaublich sein möchten." Mit „unerklärlichen Aenderungen im Naturlaufe" kann „eine geistige Wahrheit weder umgestoßen, noch bewiesen werden;" denn an „keinem Naturerfolg ist zu sehen, aus welcher geistigen Absicht er so und nicht anders geschieht." [61]) Der Verfasser will endlich durch seine Darstellung des Ur-

---

[59]) A. a. O. S. XI—XIV.
[60]) A. a. O. S. XIV u. XV.
[61]) A. a. O. S. X u. XI.

christenthums im Leben seines Stifters nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf den Willen wirken. Sein Wunsch geht bei Herausgabe des Werkes dahin, „jene Begeisterung für wahre Rechtschaffenheit," in welcher „die Verehrung Gottes, der vollkommenen Geistigkeit" besteht, hervorzurufen. [62])

Paulus entwirft ein „Geistesgemälde" Jesu nach der Zusammenordnung der vier Evangelien, während es gewöhnlich nur nach den ersten drei Evangelien geschah. Die „Reihenfolge der Begebenheiten" wird „nach innern Gründen" erforscht, und schon der berühmte Griesbach trat sehr vielen seiner mit dem größten Scharfsinne im neutestamentlichen Commentare entwickelten chronologischen Anhaltspunkte in der Lebensgeschichte Jesu bei. Er folgt den in jenem vor dreißig Jahren niedergelegten Grundbestimmungen. Der Zusammenhang ist ungezwungen, einfach und natürlich, und hebt alle sonstigen chronologischen Widersprüche. Er faßt Jesus „nach den vier Ueberlieferungen" als „ein Charakterbild" zusammen. Er findet „die Farbengebung" und „Verschiedenheit der Auffassung nicht größer," als „irgend bei andern Geschichtsschreibungen eines und desselben Gegenstandes." Der „jüdische Zöllner Matthäus" und der „im jüdischen Lande der nahen Vorzeit nachgegangene Lukas" behielten „nur meist das jüdisch Faßlichere;" der „Jüngling und Geistesliebling Johannes" ließ „Rückerinnerungen des Geistigen geben" mit „Folgerungen," wie sie ihm „durch einen Zwischenraum von wohl sechzig Jahren erschienen," doch „Jesu Worte von diesen Folgerungen sorgfältig sondernd." [63])

Er gibt einen vortrefflichen Gesammtüberblick des Lebens Jesu [64]) unmittelbar vor der Textübersetzung, welche die wörtlichste und genaueste ist, die wir kennen, und er betrachtet als die „wichtigste Aufforderung des Urchristenthums," zu dessen genauer Kenntniß er sein Leben Jesu schreibt, „dem Vorbilde eines Sohnes der Gottheit ähnlich zu werden, wie dieses auch von dem geistvollsten der Apostel durch die Worte: „Gottes Söhne sind, so viele von einem Gottesgeist geleitet worden — gleichgebildet dem Vorbilde seines Sohnes, so daß dieser ist ein Erstgeborner unter vielen Brüdern" (Röm. VIII, 14, 29) in dieser hohen Bedeutung hervorgehoben ist." [65])

---

[62]) A. a. O. S. XV u. XVI.

[63]) Leben Jesu, Bd. II, Abth. 1, S. 5 u. 6.

[64]) Leben Jesu, Bd. II, Abth. 1, S. 5–28, Abth. 2, S. 1–44.

[65]) Leben Jesu, Bd. II, Abth. 1, S. 28.

Paulus' Leben Jesu ist die edle Frucht seines ganzen, dem Ernste der Wissenschaft geweihten Lebens. Nichts bekundet mehr seine verständige und religiös-sittliche Auffassung des Urchristenthums in dem Unterschiede von spätern Zuthaten subjectiver Auffassungsweisen. Ohne den gelehrten Ballast hatte er die Früchte aller seiner gelehrten, sich auf das neue Testament beziehenden Studien in einen Brennpunkt gesammelt und seinen Stoff so behandelt, daß das Werk in der Geschichtserzählung und Uebersetzung der Quellenschriften von den Gebildeten und Denkenden aller Stände mit Nutzen gelesen werden konnte. Der reichliche Absatz, den dasselbe fand, beweist das Bedürfniß eines solchen in dieser Weise geschriebenen Buches und die Theilnahme, die man einer vorurtheilslosen Untersuchung des Urchristenthums schenkte.

Geistesverwandte, geachtete Gelehrte sprachen sich offen und mit Entschiedenheit für das neue verdienstvolle Werk aus. Mit großer Anerkennung zeigten es Schröter in der Oppositionsschrift für Philosophie und Theologie, ein ungenannter Recensent in Röhr's Predigerbibliothek und Dr. Johann Schultheß zu Zürich in den neuen theologischen Annalen an. Sie erkannten den bezeichneten Geist und Hauptzweck von Paulus' Arbeit. Nicht so faßte Johann Leonhard Hug zu Freiburg im Breisgau, der berühmteste Philolog und Theolog der katholischen Kirche, dieses Buch auf. Gerade das, was Paulus als „Nebensache" in seinem Leben Jesu behandelt wissen wollte, sah er als „Hauptsache" an. Während Paulus Alles an dem Aufbau der Lehre Jesu gelegen war, und er nur das „Unbegreifliche" dadurch scheinbar zerstörte, daß er ihm eine andere, eine begreifliche Unterlage gab, machte ihn die Hug'sche Recension, die es nicht an Hohn und Spott gegen seine natürliche Wunderauslegung fehlen ließ, zum Anhänger eines bloßen, auf absolute Negation zielenden Zerstörungssystems. Mit gründlichem Freimuthe trat der tüchtige Protestant, Dr. Schultheß gegen die Verunglimpfungen der Hug'schen Recension in den neuen theologischen Annalen im September und October 1829 auf. Die Schrift dieses freigesinnten Denkers wurde auch in besonderem Abdrucke ausgegeben. [66])

Wir werden weiter unten, wenn wir die Verhältnisse unseres Paulus

---

[66]) Sie erschien unter dem Titel: Beschuldigungen gegen Dr. Paulus, nach dem Gesetz und Recht der panharmonischen Interpretation untersucht und beurtheilt. (Zürich, 1830, 132 S. 8.)

zu den berühmten Gelehrten des Auslandes darstellen, auch seine Beziehungen zu Hug und Schultheß berühren.

Keine nachtheilige Beurtheilung schreckte Paulus von dem einmal mit voller Ueberzeugung betretenen Pfade zurück, und er hielt auch gegen das später (1835 und 1836) erschienene Leben Jesu von Dr. Strauß, welches die Wunder des Christenthums in Mythen verwandelte, den historischen Thatbestand der Ereignisse des Urchristenthums, die ihm sämmtlich begreiflich erschienen, oder die er sich da, wo sie es nicht waren, begreiflich zu machen suchte, mit der entschiedensten Beharrlichkeit fest. Inzwischen war sein theurer Freund und Lehrer, mit dem er in ununterbrochenem Briefverkehre gestanden war, der berühmte Orientalist, Christian Friedrich Schnurrer, früher Ephorus des Convictes, später Kanzler der Universität zu Tübingen (geb. 1742), im Jahre 1822 gestorben. Paulus erhielt durch seinen Sohn, einen denkenden und gelehrten Arzt, die nachgelassenen Schriften, und gab endlich in derselben Zeit, in welcher das Leben Jesu erschien (1828), eine Auswahl der gelehrten lateinischen Gelegenheitsreden seines Freundes mit einer lateinischen Vorrede und Biographie heraus, in welchen er die alte Gewandtheit des klassischen Ausdruckes bewährt. [67])

Das Verdienstliche des Lebens Jesu, das auch, ganz von der natürlichen Wunderauslegung abgesehen, durch seine chronologischen und historischen Anhaltspunkte, durch die Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu und durch seine ausgezeichnete, mit Sacherklärungen überall versehene Uebersetzung und synoptische Zusammenstellung der vier Evangelien einen bleibenden Werth hat, besteht auch darin, daß es eine populär geschriebene und dennoch gründlich gelehrte Arbeit ohne den gelehrten Apparat selbst, den man im Commentare zum neuen Testamente fand, war.

Der Commentar, die streng gelehrte, gründliche Vorarbeit zu dem dreißig Jahre nachher erschienenen Leben Jesu [68]) war bald nach seinem Erscheinen in mehr als 2000 Exemplaren in Deutschland und selbst außerhalb Deutschlands verbreitet. Zwei Auflagen desselben erschienen schnell

---

[67]) D. Christiani Friderici Schnurrer, universitatis literarum Tubingensis nuper cancellarii, orationum academicarum historiam literariam theologicam et orientalem illustrantium delectus posthumus. Piae memoriae causa addita praefatione biographica edidit H. E. G. Paulus etc. Tubingae apud C. F. Osiandrum, 1828, XLIV S. u. 258 S. gr. 8.

[68]) M. s. dieses Werk, Bd. I, S. 218 ff.

hinter einander, so umfassend und theuer das Werk von vier Bänden war. Die berühmtesten Gelehrten der protestantischen Kirche, wie Griesbach und Schnurrer, bewillkommten sein Erscheinen mit Anerkennung und Freude. Der Umstand, daß es später auf eine andere Verlagshandlung überging, ließ es plötzlich wie verschwinden. Dazu kam, daß Paulus häufig die synoptische Erklärung der Evangelien und die Lebensgeschichte Jesu las. Er bedurfte zu seinen Vorlesungen eines gelehrten Apparates, und auch der gelehrten Lesewelt war zum tieferen Eingehen in sein Leben Jesu ein solcher nöthig. Inzwischen waren durch mehr als dreißigjährige Studien die Forschungen des Commentars theils erweitert und bereichert worden, theils hatten manche auch ihre Berichtigungen gefunden. So erschien, als die erweiterte und verbesserte dritte Ausgabe seines Commentars zu betrachten, sein exegetisches Handbuch zu den drei ersten Evangelien.

Er brachte dieses vollständige, umfassende Werk in drei Jahren (1830—1833) zu Stande. [69]) Er bezeichnet in demselben als „seinen Lebenszweck" — „die Darstellung eines biblisch und vernünftig gegründeten und in sich selbst harmonischen Ganzen der christlichen Religionsüberzeugungen." [70]) Er suchte „die Harmonie" zwischen „der ursprünglichen Offenbarung des Christenthums als geschehener Thatsache" und „dem immer fortwirkenden, religiösen Nachdenken" nicht „mit Aengstlichkeit." Er war „zum Voraus für sich selbst" von dieser Uebereinstimmung überzeugt. Er faßte „das Einzelne" „historisch" und „philosophisch" auf, um es in das Ganze einzureihen. Immer und überall, wo er im neuen Testamente forschte, fand er diese „Harmonie." Das „rein historische Erkennen" der heiligen Urkunden „kann anders nicht, als vom Philologischen anfangen." Das Erste ist „beim Wortzeichen," wenn es „zum Begriffe" hinführen soll, „ob es in dieser Bedeutung gebraucht sei, wie dieser Gebrauch mit der Grundbedeutung zusammenhange, und ob nicht vermöge dieser auch

---

[69]) Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien von Dr. Heinrich Eb. Gottlob Paulus. Des ersten Theiles erste Hälfte. Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter, 1830, gr. 8. XLIV u. 402 S. Des ersten Theiles zweite Hälfte, 1831, VIII S. S. 403—794. Zweiter Theil, 1831, 660 S. Des dritten Theiles erste Hälfte, 1832, 450 S. Des dritten Theiles zweite Hälfte (Schluß des Ganzen), 1833, S. 451—948.

[70]) Exegetisches Handbuch, Th. I, Hälfte 1, S. VI.

noch andere Bedeutungen im Gebrauch sein konnten, und es waren, die vielleicht in der zu erklärenden Stelle anwendbarer sein möchten."

Darum müssen wir bei Auffassung des biblischen Begriffes, wie er sagt, zwei Fragen aufwerfen: 1) „War der jetzt gangbar gemachte Begriff wirklich auch der in der Vorzeit gedachte?" 2) „Wie verhält er sich zu den Begriffen," die das „fortarbeitende Nachdenken" bei den „Einsichtigeren" als „richtiger erkennbar gemacht hat?"

So führt „das Philologische" zum „Notiologischen." Nach gewonnener richtiger Auffassung des biblischen Begriffes geht man zu „der Textkritik" über. Das „Charakteristische," welches „die Textkritik zu suchen hat," faßt er in ein Wort „Ursprünglichkeit" zusammen. Alle „affirmativen und negativen Data" der Textkritik „müssen von der Formel ausgehen": „Was so und so beschaffen ist, dem kann oder kann nicht das Prädikat — ursprünglicher Text — zugetheilt werden." [71])

Auch hier spricht er sich wiederholt gegen die Unsitte aus, in seiner natürlichen Wunderauslegung die Hauptsache seiner exegetischen Untersuchungen zu sehen. Nur, weil „das Ganze in allen seinen Theilen aufgefaßt und zusammengedacht werden muß," war bei seinen „Vorlesungen und Druckarbeiten" auch „eine specielle Betrachtung der Wundererfolge nothwendig." „Ich möchte," sagt er, „diese Beschäftigung fast verwünschen, weil sie, von der bloßen Neugierde oder von streitsüchtigem Aberglauben einzeln aufgegriffen, die Aufmerksamkeit Vieler theils von dem philologischen Gehalt meiner Schrifterklärung," theils, „was mir am meisten leid thun muß," von „dem praktischen Hauptzweck aller dieser Bemühungen, das Urchristenthum in seiner ursprünglichen, an sich wahren Gestalt zu zeigen, allzuoft abgelenkt hat." [72])

Er betrachtet „das Enthüllen" oder „Offenbaren" als eine „immerwährende, wohlthätige Erziehung des Menschengeschlechtes." Die Offenbarung kommt nach ihm immer fort „aus nur allmählich Wahres erkennenden Menschen, wenn gleich aus weiter sehenden und für das Treffliche begeisterten." „Auch kömmt sie in Menschenweise an Menschen, und kann deßwegen in kei-

---

[71]) A. a. O. S. VII—XV.

[72]) A. a. O. S. XX u. XXI.

nem Moment der Bekanntwerdung von nichtvollkommenen, menschlichen Nebenbegriffen und von einer zeitgemäßen, aber auch mit der Zeit vergänglichen Darstellungsart rein abgesondert werden." [73])

Bei Jesus und bei allen jüdisch erwachsenen Aposteln, wie bei dem Täufer, war „der Gesammtinhalt ihrer Religionsmittheilungen": „Seid anders gesinnt; denn näher ist geworden die Regierung der Gottheit!" Die Darstellungsart bei Paulus ist „nur dem Scheine nach eine andere." Er will „πιστις oder Ueberzeugungstreue." Er schreibt an solche, welche „den ersten Bestandtheil der Sinnesänderung in sich verwirklicht hatten." Er drang darum auf „den zweiten der Haupttheile ächter Religionslehre," auf die „richtigere Ueberzeugung vom Bessern" im „Gegensatze gegen jüdisch-pharisäische Werkheiligkeit." Johannes hat anstatt „der Treue der Ueberzeugungen," wie sie der Apostel Paulus lehrt, die „Liebe," d. i. „die Willigkeit für deren Befolgung" nach seiner „empfindsameren Gemüthsart" im Auge. Die Aufforderung zur Sinnesänderung durch Jesus war „unmittelbar mit dem Gedanken an das Göttliche verbunden" und „eben dadurch eigentlich religiös." Die zweite Grundidee außer der Sinnesänderung in Jesu Lehre war „eine Regierung des göttlichen Willens auf der Erde." In dieser Idee lag auch, daß „Jesus der Messias oder Unterregent der Gottheit sei, welcher ein solches Gottesreich nicht blos durch Lehren, sondern auch durch gegenwärtiges und zukünftiges Wirken mit Hülfe der Allmacht Gottes, seines Vaters, hervorzubringen habe." [74])

Er hält die „Wunderbegebenheiten" weder „für mythisch erdichtet," noch „um der Unnatürlichkeit willen" für „unglaublich," vielmehr für „factisch wahr" und „redlich erzählt," aber „zum Theil unrichtig ausgelegt," und für solche Begebenheiten, welche, „zum größern Theile aus damals unbekannten oder unbeachteten Ursachen der göttlichen Naturordnung so entstanden sind, daß sie zu jener Zeit durch Erweckung der Aufmerksamkeit den Eindruck der großen Sache sehr beschleunigen konnten, ungeachtet sie nie zu Beweisen dafür bestimmt waren, und auch nach dem Sinn der Zeit,

---

[73]) A. a. O. S. XXIII.
[74]) A. a. O. S. XXIV—XXVII.

welche böse und gute Wunderkräfte voraussetzt, nie als Beweise angewendet werden konnten." [75])

Das exegetische Handbuch ist dem Verfasser „eine neue Bearbeitung der für Gelehrte nöthigen Beweise und Aufschlüsse zu dem nämlichen Zwecke, aus welchem der Commentar entstanden war, das, was dorther bleiben soll, mit Manchem, was er selbst indeß theoretisch und praktisch zugelernt hatte, vereinigt den Sprach- und Sachkundigen vorzulegen." Das Leben Jesu sollte „die Erklärung der Begebenheiten und Lehren" für „die allgemeine Urtheilskraft beglaubigen," das exegetische Handbuch dagegen diejenigen, „welche diese Geschichtsquellen studiren wollen," „Schritt für Schritt mit Beweisen der Sachkunde" begleiten. „Kurze Scholien" konnten hier nicht hinreichen. Eine Einleitung und die Untersuchung der Zeitordnung, namentlich auch über Geburts- und Todesjahr Jesu, welche zugleich die Chronologie der Apostelgeschichte vorbereitet, ins Detail eingehende Untersuchungen wurden aufgenommen. [76]) Man muß auf das mit der Vernunft im Einklange stehende Urchristenthum zurückgehen, wenn „incompetente Gewalt, Eigennutz und träge Angewöhnung die Mißbegriffe, wie einen Erbbesitz, befestigen wollen." [77]) Sein Buch soll „zum christlichen Rationalismus" anleiten, der „das Geschehene" mit „dem nunmehr Denkbaren" verbindet. Es soll auf gelehrtem Wege die Frage beantworten: „Wie stimmen Christus und die Vernunft mit einander überein?" Man zieht in der Regel unter den „möglichen" Erklärungen einer Schriftstelle „die übervernünftige" vor. Er hält sich an den Grundsatz, unter den verschiedenen möglichen Erklärungen sich für jene zu entscheiden, welche „mit den menschlichen Erfahrungen und Denkbarkeiten übereinkommt." Er ist sich nicht bewußt, irgend einer Stelle einen „philologisch oder historisch unzuläßigen Sinn" — „aufgedrungen zu haben." Ueberall sind „die philologischen, psychologischen, zeitgeschichtlichen Gründe dargelegt." Er hatte nie einen Antrieb, „Erklärungen zu erkünsteln." „Pflichttreue" und „Gottandächtigkeit" sind in seiner Seele nicht „von Auctoritäten," sondern von „unmittelbaren Ueberzeugungen" abhängig. Darum, weil „in Jesus ein Geist von

---

[75]) A. a. O. S. XXXIX.

[76]) A. a. O. S. XL u. XLI.

[77]) A. a. O. S. XLIV.

unserer menschlichen Ordnung und Klasse Mensch geworden ist, und mit Gott so verbunden war, wie Menschengeister mit der Gottheit verbunden werden können und sollen, vermochte er uns Menschen zu zeigen, wie viel in Wirksamkeit und Standhaftigkeit für das erkannte Gute Menschen möglich sei." [78]) Auch diejenigen, welche „einer supernaturalen Richtung geneigter sind," werden in dem Handbuche „die philologisch-kritischen und archäologischen Data und Hülfsmittel der gesammten Schrifterklärung so vollständig, als kaum irgendwo sonst, concentrirt finden." Der „Vorrath von Erklärungsmitteln" bleibt „allen redlichen Forschern" — „immer gemeinschaftlich." Die „gelehrten Grundlagen" werden so gegeben, wie sie „den Sachkundigen aller Parteien genügen können." Das „Bestreben, ins Klare zu kommen," entspricht freilich dem Hang der Zeit nicht, entweder „mystisch sich des sentimentalen und speculativen Dunkels zu freuen, oder „mythisch die Schwierigkeiten in ein poetisches Dunkel hinwegzuweisen." Indeß hält sich Paulus an den alten Satz: „Post nubila Phoebus!" Sein Buch soll den „Totaleindruck" hervorbringen, daß das „göttlich-moralische Urchristenthum" das „wirksamste Mittel zur Selbsterziehung von Millionen für gotteswürdige Denkgläubigkeit war und ist." Die „gebildetsten Staaten der Erdenwelt" sind „die christlichen," und diese haben „ihre Bildungshöhe" nur durch den „rationalen," nicht „durch den Geheimnißglauben erstrebt und noch weiter erreicht." „Die Zeitgeschichte, ein einziger leichter Ueberblick über Europa vom Tajo bis an die Newa" ruft uns „diese Erfahrungsweisheit" zu: „Je mehr irgendwo mystischer Eingebungsglaube ins Leben übergegangen ist, desto weniger zeigt sich fruchtbringende, Menschen beglückende Geistesbildung." [79]) Der zweite Band des exegetischen Handbuches ist „allen Freiforschenden" gewidmet, welche „genauer, als die träge Mode und der Auctoritätsglaube und die mystische Andächtelei der Zeit es wünschen, sich selbst überzeugen wollen, ob nicht die evangelische Geschichte und Lehre mit der praktischen Denkglaubigkeit mehr, als mit der kirchenväterlich-dogmatischen Metaphysik und Geheimnißerfindung übereinstimmen."

---

[78]) Exegetisches Handbuch, Th. I, Hälfte 2, S. III—V.

[79]) A. a. O. S. VII u. VIII.

Noch vor der Herausgabe des exegetischen Handbuches und unmittelbar vor dem Leben Jesu schrieb Paulus (1829) sein Buch über die drei Briefe des Johannes. [80])

Der Verfasser geht von denselben Grundsätzen aus, welche ihn bei Abfassung seines Lebens Jesu leiteten. Auch dieses Werk soll dazu beitragen, zu zeigen, wie „das biblische Urchristenthum" und die „unverkünstelte Vernunftreligion" durchaus nicht „in schroffe Gegensätze zu stellen sind," sondern vielmehr „über alle patristische, mittelalterliche und scholastische Mißdeutungen hinaus in den Urquellen sich vereinbar zeigen." Nicht „speculative Fictionen" und „Phantasiephilosophien," nicht „Gefühlstheorien" über „das, was nicht erfühlt werden kann," sondern Vergleichen „des Historisch-Gegebenen mit dem An-sich-Wahren" können uns „vorwärts" führen. Viele preisen „das Harmoniren der Vernunft und Offenbarung" nur so „in's Allgemeine hinein." Das hilft nichts. Man muß „Stück für Stück das Historisch-Gegebene mit dem Idealisch-Geforderten ruhig und ohne ein Bestreben, das Eine nach dem Andern zu modificiren, vergleichen." Nur „das rein geschichtliche Verstehenlernen der biblischen Urtexte" kann uns „den Inhalt des ursprünglichen Christenthums" gewähren. Eben zu diesem Zwecke schrieb er auch sein Leben Jesu, in welchem ihm nicht „die den Neugierigen auffallenden Wundererklärungen," sondern die „Verdeutlichung der Lehrreden" Jesu „die Hauptsache" war. Zu diesem Zwecke schreibt er auch sein Werk über die Lehrbriefe des Johannes. Er will bei der Behandlung der Nachrichten des Christenthums nicht „verschönern," nicht „modernisiren," nicht „gegen die geschichtliche Wahrheit rationalisiren;" er will sie aber auch von der „allzulange dauernden Gewohnheit reinigen," das „Patristisch- und Scholastisch-Hergebrachte, wenn es gleich durch die biblischen Worte und Begriffe nicht gesagt ist, dennoch, wie wenn es dort gesagt und so geoffenbart wäre, hinzuzudenken." [81]) „Die offenbare Richtung der drei Briefe" gegen „solche, welche beim Läugnen der Körperlichkeit Jesu sittenverderbliche Gnostiker geworden waren," machte ihm zur Aufgabe, „vorerst alle Prädikate zusam-

---

[80]) Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt und nach philologisch-notiologischer Methode erklärt von Dr. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Heidelberg bei Ch. F. Winter, 1829. XXIV u. 278 S. gr. 8.

[81]) Die drei Lehrbriefe des Johannes, S. III—XIII.

menzufassen, durch welche diese Gegner der Apostellehre in den zerstreuten Stellen dieser Briefe theilweise charakterisirt sind." [82]) Zuerst gibt Paulus nun den wörtlich übersetzten, mit Zwischensätzen nach der Methode des Lebens Jesu erklärten Text der drei Briefe. [83])

Der Verfasser weist sodann in einer Einleitung zu den Briefen nach, daß diese gegen eine sittenverderbende magisch-parthische Gnosis jener Zeit geschrieben seien. [84]) Er knüpft an diese Nachweisung einige kirchenhistorische Fragen, und zeigt, warum nicht auch die in den nach ihm unächten Briefen des Ignatius von Antiochia angedeuteten Doketen in Vergleich kommen, daß ferner ins Abendland zu Tertullians Zeit noch keine Kunde von dem magisch-sittenverderblichen Doketismus gekommen war. Sehr scharfsinnig ist die Vergleichung der in den Briefen des Johannes angedeuteten Gnostiker mit den Kainiten und Marcioniten in der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts. Die Geschichte des „Manichäismus" zeigt uns Spuren eines „schon in der Apostelzeit auf das Christenthum einwirkenden magischen Dualismus." [85]) An diese Nachweisungen schließen sich „notiologische und philologisch-kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Johannisbriefe" an, in welchen der Verfasser sehr viele, ganz neue Ansichten und Forschungen gibt. [86])

Bald auf die Untersuchungen über die Johannisbriefe folgte eine theologische Streitschrift (1830). [87]) Den Rationalisten, Paulus und seinen Anhängern, waren von den Altgläubigen oder Supernaturalisten harte Vorwürfe gemacht worden. Unser Gottesgelehrter war mit Freimuth und Sachkenntniß als Recensent dieser polemischen Schriften in der Halle'schen allgemeinen Literaturzeitung, besonders seit 1827 und in den Heidelberger Jahrbüchern aufgetreten. Was in den Recen-

---

[82]) A. a. O. S. XXIII.

[83]) A. a. O. S. 3—36.

[84]) A. a. O. S. 36—93.

[85]) A. a. O. S. 93—111.

[86]) A. a. O. S. 112—278.

[87]) Berichtigende Resultate aus den neuesten Versuchen des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus. Oder zeitgemäße Beleuchtung des Streites zwischen dem Eingebungsglauben und der urchristlichen Denkgläubigkeit. Von Dr. H. E. G. Paulus. Wiesbaden, 1830, bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker, 420 S. 8.

sionen vereinzelt gesagt und mit vieler Theilnahme gelesen wurde, wollte er zu einer größern Schrift vereinigen, in der er sich über das Wesen des evangelischen Rationalismus gegenüber den Altgläubigen aussprach. Die früher von ihm erschienenen Recensionen wurden gesammelt, sorgfältig revidirt, neu hinzugekommene Bemerkungen unter den Text gesetzt, [88]) diesen Recensionen aber eine selbstständige Abhandlung des Herausgebers über die Differenzen des Rationalismus und Supernaturalismus vorausgeschickt. [89])

Man wollte den Rationalismus in einer Reihe von Schriften als „Freidenkerei," welche „gegen die Autorität der Person und Lehre Christi empöre," bezeichnen. Man nannte ihn geradezu den „zweifelsüchtig unglaubigen Naturalismus" des 17. und 18. Jahrhunderts. Man wendete sich sogar mit einem Hülferufe, wie die Dr. Hahnische Appellation, an „die gesammte evangelische Kirche." Man dachte selbst „an die äußere Gewalt" zum „Schutz der Kirchen." Allein man wies „solcherlei Zumuthungen „fast allgemein mit Unwillen zurück." „Servets Holzstoß" hatte die Geister nicht niedergedrückt, sondern „entzündet." Der „Absetzungen, durch welche die Dordrechter-Synode, der Helvetische Consensus und die Formula Concordiae sich als unwiderleglich beweisen wollten, schämte sich die Nachwelt." Die „evangelische Kirchenunion" wäre „nicht möglich" gewesen, wenn man nicht die Concordienformel „in aller Stille bei Seite gesetzt" hätte. Paulus hält die latinisirenden Worte, die so vieldeutig genommen werden, Rationalismus und Supernaturalismus für unpassend, und setzt statt des ersteren „Denkglaubigkeit," statt des letzten „Eingebungsglaube."

„Der Eingebungsglaube" hält sich in seinem Lehrinhalt für „unverbesserlich" und „unfehlbar." Er ist entweder „kirchlicher" Eingebungsglaube, der da behauptet, daß „Andern das Wahre auf unfehlbare Weise mitgetheilt worden sei," und zwar entweder „gewissen, Begeistert-Redenden des Alterthums," oder „der Kirche" und in deren Namen den „bischöflichen Versammlungen" oder „dem Bischof aller Bischöfe, dem Inhaber des römischen Stuhles," oder er ist „mystischer Supernaturalismus," besser „Geheimeingebungsglaube," welcher behauptet, daß „dem Glaubenden selbst" entweder durch „ein bleibendes, inneres Licht" oder „durch ab-

---

[88]) Berichtigende Resultate u. s. w. S. 139—420.

[89]) A. a. O. S. 3—138.

wechselnde Einwirkungen einer höhern Erleuchtung" das „Unfehlbare" mitgetheilt werde. Oft sind diese beiden Arten des Supernaturalismus oder Eingebungsglaubens „feindselig gegeneinander," oft auch wieder „duldsam," wenn sie sich „nur an die Eingebung halten."

Die „Denkglaubigkeit" stimmt in einem Punkte mit dem „Eingebungsglauben" überein. „Beide wollen glauben." Der Glaube aber zeigt sich 1) in der „Entschlossenheit, etwas nicht durch (eigene) Erfahrung Erkanntes als wahr festzuhalten," 2) darin, daß man hiezu „nicht gezwungen, sondern durch Gründe" bewogen ist, sich also „überzeugt findet," 3) daß man es auch für räthlich hält, nach „dem Wahrgeachteten zu wollen und zu handeln." Der Unterschied jedoch liegt zunächst darin, daß der „Denkglaubige" — „nur um des Denkens willen," d. h. „weil die Sachgründe seiner Denkkraft genügen, glauben will," während „der Eingebungsglaube" „das Nichterkennbare" nur „um der übernatürlichen Eingebung willen" als wahr achtet und annimmt. Der „Eingebungsglaube" hält das „menschliche Denken" für „schwach" und „nichtig," und verlangt doch von demselben „gerade das Wichtigste und Schwerste, die „prüfende Beurtheilung, ob eine unfehlbare Eingebung religiöser Lehrgeheimnisse da sei, ob sie durch innere oder äußere, schwer erklärbare Erfolge bewiesen werde?" Er nimmt die „ratio" oder „Vernunft" zu Hülfe, um das, was über ihr hinausliegt, als göttliche Wahrheit zu demonstriren.

So gerne springen die Menschen „von einem Extreme" zum „andern." „Entweder will man Unfehlbarkeit haben und glauben," oder „das durch Heiligbegeisterte offenbarer Gewordene" soll gar nicht mehr gelten und achtbar sein." Das Wahre liegt „in der Mitte." „Einige" leuchten „den Uebrigen" vor durch den „für das Heilige und Gotteswürdige gesteigerten Wahrheitssinn;" sie sprechen das „Erkannte" kräftig aus, und machen es „durch ein gottgetreues Leben und Handeln" anschaulich. Man folgt diesen „Vormännern" und „Vorbildern" nach, bis nach „Jahrhunderten" das ursprünglich von Wenigen Erkannte „Kinderwahrheit" wird. Der „Eingebungsglaube" kann seine „Unfehlbarkeit" äußerlich nicht anders, als „durch die Wunder" erhärten. Wer soll ihre Richtigkeit aber beurtheilen, als die zur Prüfung aufgeforderte „Denkkraft?"

Der „Eingebungsglaube" sieht das „Wesentliche der urchristlichen Religionsoffenbarung" in „Lehrgeheimnissen," die „Denk-

glaubigkeit in Wahrheiten, die, sobald sie offenbar gemacht werden, als wahr an sich einleuchten."

Die Vereinigung über „das Ansichwahre" des Urchristenthums müßte zuletzt zur Vereinigung aller christlichen Parteien führen.[90]) Die „Uebereinstimmung des Bibelsinns und des gottandächtigen Vernunftglaubens" wird nachgewiesen und gezeigt, daß auch der Eingebungsglaube zuletzt die Wahrheiten des mit dem Christenthume übereinstimmenden Vernunftglaubens als „wahr" erkennen muß.[91]) Nur das soll man festhalten, was für „Alle zugleich," also, was „Allen gemeinschaftlich wahr und überzeugend werden kann." Es gibt wenigstens in den Religionslehren der evangelisch-protestantischen Kirche „keine auch noch so groß scheinende Lehrdifferenzen, die geistig aufgefaßt und erwogen, nicht in einer höhern, gemeinschaftlichen Wahrheit mit einander zusammenkämen." So sollten die „ohnehin nicht biblischen Worte von drei Personen in der Gottheit" wenigstens „keine kirchliche Polemik" und „keine Glaubensängstlichkeit" hervorrufen, da „die verschiedensten Vorstellungen in dem festen höhern Punkte zusammenkommen, daß nur ein heiliger Wille, nur ein vollkommenes Geisteswesen über Alles walte."[92]) In der Bibelsprache werden „die gegen Gott folgsam werdenden Menschengeister" „Söhne der Gottheit" genannt, nicht „weil sie aus dem Wesen Gottes gezeugt, sondern weil sie durch kindliches Wollen Geistesverwandte der Gottheit werden" (Joh. 1, 12) und als „solcher Gottessöhne Bruder" wird „Jesus Christus" bezeichnet (Hebr. II, 11).[93])

„Ach, wie traurig ist es, schließt Paulus seine Betrachtung über diese Differenzen, „auf so vielen öden Umwegen der Kirchengeschichte nichts Besseres entdecken zu können, als daß Millionen Menschengeister durch „vermeintliche Erforschungen, wie Gott auf sie wirken müsse, um die edle Zeit gebracht wurden, in welcher sie, wie sie selbst zu wollen und zu wirken hätten, bis zur Begeisterung hätten überdenken und befolgen können."[94])

---

[90]) A. a. O. S. 3—36.
[91]) A. a. O. S. 36—116.
[92]) A. a. S. S. 116—135.
[93]) A. a. O. S. 119.
[94]) A. a. O. S. 138.

Als die bekannten „Briefe über den Rationalismus" erschienen, las irgend ein böses Auge statt dessen „Nationalismus." Das Buch wurde „sogleich als unzuläßig" unter „dem gebieterischen Welteroberer" und noch mehr „unter seinen antinationalen und antirationalen Davousts" in den Bann gethan; denn „es hätte damals gefährlich werden können, an Nationalismus nur gedacht zu haben." Jetzt verwandelte man (1827) den „Rationalismus" in „Naturalismus," und schimpfte unter dieser Firma auf ihn. [95]) „Wahre Ueberzeugungen entstehen nur durch ungestörte redliche, gründliche Mittheilungen der Verschiedendenkenden, aus deren Bauvorschlägen alsdann die Unparteiischen sich den passendsten Riß des Gebäudes zusammenfügen, das, weil es ein geistiges ist, ein Jeder in sich selbst rechtwollend, und, so viel möglich, richtig denkend zur Verwirklichung bringen soll." [96])

In dem darauf folgenden Jahre (1831) wendete sich Paulus, veranlaßt durch seine Vorlesungen über diesen Gegenstand, den Briefen des Apostels Paulus an die Galater und Römer zu. [97])

Auch in der Bearbeitung dieser Paulinischen Briefe „bittet," ja „beschwört" der Verfasser „alle Prüfungsfähigen" diese „uranfängliche Harmonie des Urchristlichen und der Vernunftreligion unbefangen wieder zu erkennen." Nichts ist ihm „biblisch gegründeter," als „der Rationalismus" oder „die Denkglaubigkeit." Er spricht von „patristischen, meist afrikanisch-occidentalischen Mißbegriffen" in der kirchlichen Auslegung dieser Briefe, „wie wenn bei dem Apostel von einer zugerechneten Gerechtigkeit, von einem objectiven, allein seligmachenden Glaubensinhalt, dessen Annahme durch eine auserwählende Gnade Gottes entstehe, und von einer durch stellvertretende Genugthuung erworbenen und geschenkweise zu erhaltenden Versöhnung mit der Gottheit die Rede wäre." [98]) Der Galaterbrief ist der früheste vom Jahre 47 unserer Zeitrechnung, der Römerbrief wahrscheinlich vor dem Pascha 55 geschrieben. [99])

---

[95]) A. a. O. S. 141.

[96]) A. a. O. S. 420.

[97]) Des Apostels Paulus Lehrbriefe an die Galater und Römerchristen. Wortgetreu übersetzt mit erläuternden Zwischensätzen, einem Ueberblick des Lehrinhalts und Bemerkungen über schwerere Stellen von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter, 1831, 368 S. gr. 8.

[98]) A. a. O. S. I u. II.

[99]) A. a. O. S. 53, 55.

Besonders wichtig sind die chronologischen und historischen Haltpunkte, welche unser Gelehrter in „dem Ueberblicke aus der Lebensgeschichte des Apostels Paulus," den Galater- und Römerbrief in ihrem historischen Zusammenhange zu denken, am Schlusse gibt. [100]) Glaube oder πιστις ist ihm, wie er mit vielem Scharfsinne nachweist, „Ueberzeugungstreue," die gewöhnlich so genommene Gerechtigkeit, δικαιοσυνη „Rechtschaffenheit." In diesem Sinne sagt der Apostel, daß die Gerechtigkeit aus dem Glauben entstehe. [101]) „Undenkbar" aber und „geradezu sich selbst widersprechend" ist „eine zugerechnete Rechtschaffenheit." Man übersetzte, um den Widerspruch zu meiden, „Gerechtigkeit." „Kann ein Anderer, konnte man fragen, in meinem Namen rechtschaffen gewesen sein?" Kann dies ein „richtig denkender Mensch," noch viel weniger „der allwissende gerechte Beurtheiler" also aussprechen? „Allvollkommenheit" Gottes kann nie „Unvollkommenheiten" umfassen. Was wir selbst, wie eine solche stellvertretende Genugthuung, als „Unvollkommenheit" erkennen, „kann nie als Vollkommenheit entdeckt und geglaubt werden." Allerdings war es, wie Röm. I, 17, III, 21 gepriesen wird, die „von Gott gewollte Rechtschaffenheit" allein, die „das beseligende Leben oder die Harmonie mit Gott sicher gewährt." Die Gottheit wollte die „Menschen versöhnen," d. h. nach biblischem Begriffe, „sie wollte sie zur Freundschaft mit Gott selbst umändern." Nicht „sich wollte die Gottheit versöhnen lassen." „Die Menschen sind es, welche Gott nach dem Apostel bewegen lassen will, sich mit ihm auszusöhnen." „Nicht wegen Christus, nicht wegen dessen Leistungen und Büßungen ist Gott versöhnt, sondern durch Christus sollten die Menschen aufgefordert sein und lernen, sich mit der Gottheit auszusöhnen." „Auch das von Gott dem Paulus und andern Aposteln übertragene Geschäft besteht in dieser Umänderung der feindlichen Gesinnung des Sünders gegen Gott zum Frieden mit ihm und zu einem beseligenden Leben" (Röm. VIII, 6, 7). In Gott wird „Nichts umgeändert," „nicht etwa die Strafgerechtigkeit mit der Menschenliebe in Eintracht gebracht." Wenn Röm. III, 24 gesagt wird, daß sie „rechtschaffen gemacht würden geschenksweise durch Gottes Huld," so ist „hiedurch nicht der undenkbare Begriff gesagt, wie wenn die aus der Ueberzeugungstreue herhervorgegangene Rechtschaffenheit etwas Geschenktes = blos Zugerechnetes" wäre. Ein „Geschenk" war den Römern „aus der Huld Gottes" die

---

[100]) A. a. O. S. 323—368.

[101]) A. a. O. S. XL.

Aufforderung, das Göttliche „durch Rechtschaffenheit zu verehren." So war die Rechtschaffenheit ein durch dieses Geschenk „Veranlaßtes und Gewordenes." An den Begriff „Gnade" (χαρις) statt der Huld ist in sofern „nicht zu denken, als derselbe allzuleicht auf etwas von Belieben und Willkührlichkeit Abhängiges gedeutet wird." Die „freie Willigkeit des Menschen," die „nicht gebotene Ueberzeugungstreue" wird durch „Liebe, Menschenfreundlichkeit Gottes aufgefordert," aber nicht „von einem gnädigen Herrn begünstigt." [102])

Inzwischen hatte Paulus (1832) zu dem von dem damals sich habilitirenden Doctor der Philosophie, Karl Meier, verfaßten „Versuche einer Geschichte der Transsubstantiationslehre" ein einleitendes Vorwort geschrieben. [103]) Dieses enthielt eine Abhandlung über die Frage: „Was lehrt die Dogmengeschichte über das Mystische in der Abendmahlslehre?" Sie war „zur Warnung gegen den Mysticismus" geschrieben. Er gab dem jungen Manne „die literarischen Hülfsmittel," und stand ihm bei der Ausarbeitung „mit manchem Wink" und „gutem Rathe" bei. Er betrachtet in der vorausgeschickten Abhandlung „das römische Abendmahlsdogma" als eine Darlegung, „wohin man gerathe, wenn man von dem mystischen Vorurtheile ausgehe, daß in den religiösen Aussprüchen Jesu geheimnißvolle Andeutungen übermenschlicher Erfolge auch dort zu suchen seien, wo er, der weise Lehrer selbst, einfach und volksverständlich sprechend, durchaus darüber keinen Wink gab, daß er irgend eine geheime, übermenschliche Einwirkung bemerkbar machen wolle." [104])

Man ist, sagt Paulus in seiner Abhandlung, „nach dem Beispiele der Transsubstantiations-Hypothese bis zu den widersprechendsten, schauerlichsten Lehrdichtungen emporgestiegen." Allein, wenn man auf diese Art auch auf „die Zinne" des mystischen Tempels gestiegen ist, so „führt dennoch die unaufhaltsame Fortbildung des geraden Menschenverstandes" wieder von der Höhe „stufenweise in die freie, offene Ebene herab, das ursprünglich Populäre wieder volksverständlich auszulegen und anzuwenden,

---

[102]) A. a. O. S. XL—XLVII.

[103]) Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre. Von Fr. Karl Meier, Doctor der Philosophie. Mit einer Abhandlung von dem Geheimen Kirchenrath Dr. Paulus. Heilbronn, bei Karl Drechsler, 1832, XXIV u. 123 S. 8.

[104]) A. a. O. S. I.

wenn gleich die überfliegenden Mystiker auf diesen sichern Standpunkt alsdann, wie auf etwas Verfluchtes und Gemeines, herabblicken." „Wohl dem," schließt er seinen Aufsatz, „welchem das Naturgemäße — das erhabenste Wahre ist!" [105])

Paulus hatte bei der Herausgabe dieser Schrift zwar schon das siebenzigste Lebensjahr überschritten; allein ungeschwächt und lebendig war die Kraft seines Geistes, und der ihm eigene Trieb, seine Ueberzeugungen dem denkenden Theile des deutschen Volkes mitzutheilen, konnte, da er im Sommer 1832 die letzten Vorlesungen an der Hochschule hielt, desto ungehinderter sich geltend machen.

Schon im Jahre 1833 erschien sein Hebräerbrief. [106]) Er schickt eine Einleitung über Ursprung und Zweck desselben voraus. Trotz den Zweifeln, die man gegen die Aechtheit des Hebräerbriefes erhoben hat, zeigt der Verfasser, daß „die erste, unverkünstelte Ueberlieferung nur von dem Apostel Paulus als Verfasser wisse." Die Hebräerschrift ist „nicht nur zu Alexandrien, sondern auch in Syrien und überhaupt im Orient fortdauernd als Paulinisch anerkannt" worden. Es entstand nicht „aus historisch-kritischer Sachkenntniß," daß „in späterer Zeit nach dem Gemeindebrief des Clemens Rom. „dieselbe doch zu Rom selbst und im Abendlande fast ganz außer Gebrauch kam." Die „Kritik des Origenes" bezieht sich nur auf „innere Data," und zeigt, daß man „ein nahes Verhältniß zwischen dieser Schrift und Paulus nicht vermeiden konnte." Origenes und „die Neuern" folgern aus „der innern Kritik zu viel." Das Leben des Apostels Paulus zeigt, daß dieser „unter verschiedenen Umständen" auch eine „verschiedene Darstellungsart unerkünstelt anwendete." Die Veranlassungen zum Hebräerbriefe mußten in „dem christlichen Hermes alle Rednerkraft aufregen" und ihn „in Stoff und Form dem unähnlich machen, wie wir ihn blos nach seinen dreizehn Briefen zu denken gewohnt sind." Der „rednerische Impuls" ist von II, 1. an nicht mehr so stark. „Die dialektische Behandlungsart" tritt mehr hervor, doch, weil mehr einzureden ist, „ohne die in den Briefen gewöhnlichen Formeln." Gegen das Ende des Briefes geht das Dialektische wieder „in das

---

[105]) A. a. O. S. XXIII u. XXIV.

[106]) Des Apostels Paulus Ermahnungsschreiben an die Hebräer-Christen. Wortgetreu übersetzt, mit erläuternden Zwischensätzen, einer fortlaufenden Sinnerklärung, kritischen Einleitung und Bemerkungen über schwerere Stellen. Von Dr. Heinr. Eb. Gottl. Paulus. Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter, 1833, LXVI u. 213 S. 8.

dem Verfasser gewöhnliche Briefliche" über. Ein Hauptpunkt ist gegenüber den Juden, daß „Jesus Messias, wie ein Hoherpriester, sei, aber als König und Priester zugleich das Levitische übertreffe." Der Sinn „der Allegorie" ist, daß Jesus „weit besser bewirke," was „Hochpriester und Messias" des Judenthums bewirken sollten. Das „Sinnbildliche der Allegorie" sollte nicht „dogmatisch" oder „Lehrbehauptung" werden, wie, „wenn Jesus wirklich Priester und König wäre." Es ist ein vergeblicher Versuch, die „Gedanken" von der „Einkleidung" in diesem Briefe zu trennen, die Gedanken dem Apostel, die Einkleidung einem Geistesverwandten zuzuschieben. „Beides fließt untrennbar in einander, wie es der Zweck der Rede veranlaßte." Der Apostel sucht in dem Briefe zu zeigen, daß die Christusreligion „nicht blos Sündenerlassung, sondern hauptsächlich die Unterlassung des Sündigens bezwecke und bewirke," und daß „überall ächte πιστις = Wollen aus Ueberzeugungstreue beglücke und beselige." Die einzelnen Einwendungen gegen die Aechtheit des Sendschreibens scheinen ihm nicht überwiegend. Er stimmt ganz „mit dem Verhältnisse" des Apostels „zu den Hebräerchristen" überein. Dieser war ihnen „nur allmählich und nicht vertrauter näher gekommen."

In die „Partikularitäten der hebräischen Gemeinden" geht der Apostel nicht so ein, weil „sie ihm doch fremder bleiben." Das „Nichtberühren" derselben ist „auch ein Zeichen für diesen als Verfasser." Auch „in die Zeitordnung und in den Inhalt der Briefe, welche der Apostel wahrscheinlich als Gefangener zu Rom schrieb," lassen sich „die Umstände der Hebräerschrift sehr passend hineinstellen." Selbst „mit spätern kirchlichen Wirklichkeiten" steht der Hebräerbrief in „einem nicht leicht zu verkennenden Zusammenhange." [107])

Auf die einer nähern Beachtung würdigen Gründe für die Aechtheit dieses Briefes folgt die Textübersetzung mit erklärenden Zwischensätzen. [108]) Daran reihen sich wichtige, gelehrte Erläuterungen zu „einzelnen schwierigen Stellen und Begriffen." [109])

Inzwischen hatte Paulus auch das Gebiet der Kirchengeschichte nicht vernachlässigt. Schon im Jahre 1830 war von ihm eine Sammlung kirchengeschichtlicher Abhandlungen erschienen. [110]) Viele anziehende und

---

[107]) Hebräerbrief, S. III—LXIV.

[108]) A. a. O. S. 1—131.

[109]) A. a. O. S. 132—213.

[110]) Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Reli-

neue Notizen, auch über griechische Philosophie, finden sich in dieser Sammlung. Wir nennen hier nur „des Anaxagoras Erhebung der Religiosität bis zu einer Intelligenz als Ursache der Weltordnung,"[111]) „orphisch genannte Versuche, die griechische polytheistische Volksreligion und das monotheistische Philosophiren durch eine Geheimnißlehre zu vereinbaren,"[112]) „einige Spuren, wie die Orphiker in ihrem Geheimunterrichte auch ältere Kosmo-Theogonien mit der philosophirenden Gottheitslehre in Verbindung brachten."[113]) Für das Dogmatische sind besonders wichtig „die Dogmenfreiheit des Judenthums" — „Welches ist das Grunddogma zur Einheit aller christlichen Religionsgesellschaften?" — „Wie begründet sich das evangelische Protestiren im Gegensatz gegen jenes katholische Glaubenserkenntnißmittel, daß mit der Entscheidung eines Zeitalters alle folgenden uniform seyn müßten?" — „Rückkehr zur dogmenfreien Lebenskraft des Urchristenthums" u. s. w.

Diese Sammlung wurde nun sieben Jahre nachher von Paulus neu herausgegeben und mit zwei bedeutenden selbstständigen Abhandlungen vermehrt.[114]) Die erste neue Abhandlung dieser zweiten Ausgabe handelt vom Pentateuch,[115]) und ist an die Spitze der Sammlung gestellt.

Sie beginnt mit der Frage: „Was würde die Infallibilitätstheologie gewinnen oder vielmehr verlieren, wenn Dr. Hengstenberg den Pentateuch[116]) als von Mose verfaßt, als eine infallible Mittheilung erweisen könnte?" Er setzt sogleich die Antwort bei: „Wir würden zu Marcions Ketzerei von Verschiedenheit und Entgegensetzung des jüdischen und des christlichen Gottes beinahe genöthigt werden."[117]) Die zweite neue Abhandlung behandelt „das Chaos, eine Fiction, nicht ein Gesetz

gionsgeschichte. Von Dr. H. E. G. Paulus. Bremen, Verlag von A. D. Geisler, 1830, gr. 8.

[111]) A. a. O. S. 28—51.

[112]) A. a. O. 51—63.

[113]) A. a. O. S. 63—70.

[114]) Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte. Von Dr. H. E. G. Paulus, neue, durch zwei Abhandlungen vermehrte Ausgabe. Bremen, Verlag von A. D. Geisler, 1837, 398 S. gr. 8.

[115]) A. a. O. S. 1—64.

[116]) Anspielung auf „die Autenthie des Pentateuchs, erwiesen von Ernst Wilhelm Hengstenberg, Dr. der Philosophie und Theologie, der letzteren ordentl. Prof. zu Berlin. Erster Theil auf 502 Seiten mit 84 Seiten Prolegomenen, 1836. 8."

[117]) A. a. O. S. 1.

für physische Kosmologie." [118]) Der Verfasser bezeichnet am Schlusse des Inhaltsverzeichnisses dieser neuen Ausgabe als „Hauptzweck" und „engeres Band" bei „Zusammenstellung dieser Abhandlungen," auch „auf historischem Wege zu zeigen, wie ungenügend es ist, zur Gottheit und zur Religion blos theoretisch durch Begriffe von Ursache und Uebermacht aufsteigen zu wollen," und wie „schädlich es ist, die Religiosität von Traditionen und von Lehrmeinungen abhängig zu machen, die im besten Falle nur Gegenstand der Streittheologie und philosophisch-historischen Controverse seyn können." Schon in diesen beiden Sammlungen hatte Paulus theilweise seinen Forscherblick, wie es schon früher in Jena mit den Untersuchungen über Spinoza und in Bamberg mit den populär-philosophischen Arbeiten der Fall war, nun auch in Heidelberg der Philosophie zugewendet.

Schon im Jahre 1835 erschien von ihm eine pseudonyme, in humoristischem Tone gehaltene Schrift über die neuere Philosophie. Er hatte sich als Verfasser, weil er sich gegenüber von näher Stehenden, die er zum Theil scharf behandelte, nicht gleich nennen wollte, den Namen: „Magis amica veritas," unter dem er später noch Mehreres schrieb, beigelegt. [119]) Er wollte hiermit sich zu dem Ausspruche jenes berühmten Denkers des Alterthums, der die Wahrheit höher, als Sokrates und Plato, achtete, bekennen. Die „Data sind durchgängig durch die Belege erwiesen." Von „Personen muß die Rede seyn, weil die Sachen nur durch Personen erscheinen." „Schriftsteller" und „Lehrer" sind „öffentliche Personen." Das, wodurch „ihre Persönlichkeit öffentlich schadet, kann nicht ohne Schaden für das Oeffentliche geschont werden." Durch den „Werth der Sache," meint er, „stehe oder falle die Person in ihrer öffentlichen Erscheinung." [120]) Dies sind die Grundsätze, von denen der Verfasser dieser Schrift ausgeht.

Der erste Act dieses in Form eines Panorama gegebenen Schriftchens hat die Ueberschrift: „Fr. Wilh. Joseph Schellings Ich-philosophie und deren Originalität." Der zweite Act: „Fr. Wilh. Joseph Schellings Originalität im Ideal-Realis-

---

118) A. a. O. S. 392—398.

119) Entdeckungen über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophen. Ein Panorama in fünfthalb Acten mit einem Nachspiel. Von Magis Amica Veritas. Bremen, Verlag von D. A. Geisler, 1835, IV u. 46 S. 8.

120) A. a. O. S. III u. IV.

mus.“ Im ersten Acte wird nachgewiesen, daß Schelling in der Ichphilosophie Fichte und im Ideal-Realismus Bardili nachgetreten ist. Was die immer vergeblich erwartete Vollendung der Schelling'schen Philosophie betrifft, so wird von Paulus am Schlusse des zweiten Actes bemerkt: „An den Thurmbau seines (Schellings) philosophischen Systems selbst aber, also an die Hauptsache, die dem Entdecker aller Dinge, wie sie im Absoluten liegen, hätte am Herzen liegen müssen, wagte sich der Meister selbst gar nicht. Es hatte ihm unausgebaut im Baierlande verschafft, was er bedurfte. Der Ausbau hätte vielleicht sogar den Baiern die Augen öffnen können, zu merken, daß sie die Katze im Sacke gekauft hatten. So gewiß der Mann kein Philosoph war, so gewiß war er klug. Er schwieg und blieb ein Philosoph. Die Welt aber will betrogen sein. Sie wird's. Diese letzte Wahrheit ist am Tage. Aber man würde nicht betrogen, wenn nicht auch das Erste, der faule Wille, sich betrügen zu lassen, am Tage wäre.“ [121])

Der dritte Act hat die Aufschrift: „Schellings Undank und Arroganz gegen J. G. Fichte.“ Der vierte: „Wie der von Schelling noch protegirte Hegel den Planeten zwischen Mars und Jupiter sich zu manifestiren speculativ verbietet, während jene astronomisch entdeckt werden.“ Hegel brachte in seiner nun auch gedruckten Abhandlung (de planetarum orbitis) nach den von ihm zur Habilitation vertheidigten Thesen als angehender Docent zu Jena im Winter 1801 heraus, daß zwischen Mars und Jupiter a priori keine Planeten existiren könnten. Indeß wurden von Piazzi zu Palermo, Olbers in Bremen und Harding in Lilienthal a posteriori ohne eine andere Speculation, als die des Fernrohrs, durch eine Ironie des Zufalls in derselben Zeit (1801—1807) vier Planeten am Himmel a posteriori entdeckt.

Der fünfte Act ist überschrieben: „Fr. Wilh. Jos. Schelling, vom Ideenraub gegen Fichte, Hegel, Kapp und Cousin träumend, wagt endlich, als der letzte und erste Philosoph, Deutschland seine lang verschlossenen Mystifikationen zur allgemeinen Prüfung anzubieten.“ Angehängt ist „ein vorbereitendes Nachspiel,“ überschrieben: „Hermann Fichte,

---

[121]) A. a. O. S. 13.

Sohn und Joseph Schelling, der routinirte Invalide." Zum Schluß gibt Paulus ein Gedicht „Mephisto's zum Abschied an die Helena (Absolutphilosophie)." Es schließt mit den Worten:

„Ade, du übermüthige Schöne,
Ade, absolut absolute Helene!
Du hast nun lange genug narrirt.
Dein Irrsternlauf ist absolvirt.
Geh' ab und scheue Spott und Hohn,
Gewinn dir noch linde Absolution.
Das Originalseyn ist verloren.
Verjährtes wird nicht neu geboren.
Außer der Politik sind Absolutisten
Im leeren Raum phantasirende Sophisten." [122]

Unter derselben Autorüberschrift von „Magis Amica Veritas" erschien zwei Jahre darauf ein größeres Werk, welches die Lesefrüchte unseres Gelehrten aus den Gebieten der Philosophie, Theologie, Literatur, Weltgeschichte, Belletristik und Politik umfaßte. [123] Der Hauptzweck ist „aus den Zeitbeobachtungen hervorgegangen." Paulus nennt sich selbst als den Verfasser am Schlusse der von ihm unterzeichneten Vorrede vom August 1837. Das anziehende Buch enthält in alphabetischer Ordnung 245 Artikel der Zeitgeschichte. Er faßt das von ihm Gelesene kurz zusammen, und verbindet damit weitere Untersuchungen und eigene Urtheile. Sehr oft beziehen sich die Artikel auf Personen, die er aus eigener Anschauung und eigenem Umgange kannte. Wir nennen von den hier behandelten Gegenständen nur „Adel, Alexander von Humboldt, alte und junge Zeit, Aristokratie, Arndt, Arnim, Baggesen, Béranger, Bernhard von Sachsen-Weimar, Berlin, Bettina, Bulwer, Bürger, Byron, Catholicität, Chateaubriand, Diderot, Faust und Göthe, Fichte und Jean Paul, Friedrich den Großen, Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Frömmler, Gall, Görres, Göthe, Guizot, Gutzkow, Hahnemann, Hegel, Heine, Hengstenberg, Herder, Hufeland, Hug, Victor Hugo, Heine, Jacobi Friedr.

---

[122]) A. a. O. S. 45 u. 46.

[123]) Conversationssaal und Geisterrevüe. Ein Panorama interessanter Personen, Gedanken und Zeitmaterien für Menschenkenntniß und Wissenschaft. Gedacht und gesammelt von Magis Amica Veritas. Stuttgart, E. Schweizerbarts Verlagshandlung, 1837, XIV und 1056 S. gr. 8.

Heinr., Jean Paul, Julirevolution, Kant, Kepler, Klopstock, Klüber, Knebel, Lafayette, Lavater, Leibniz, Lessing, Lichtenberg, Locke, Mirabeau, Menschheit, Mysticismus, Napoleon, Niebuhr, Novalis, Paganini, Perier, Presse, Preußen, Prokesch, Protestantismus, Reformation, Reinhold, Revolutionsansichten, Rousseau, Saint-Simonisten, Schelling, Talleyrand, Tiedge, Tiek, Voltaire, Voß, Wieland, Witz, Wolf, Zinzendorf."

Er meint in der Vorrede zu diesem so mannigfaltige Lebenserfahrungen und Urtheile enthaltenden Werke, seit „der mit Gott so folgenreich erstürmten Befreiung Deutschlands" (1815) zeige sich immer mehr bis auf die „neueste Zeit" — eine „traurige und unläugbare Erfahrung," die schöne Zeit Lessings, Wielands, Klopstocks, Göthes, Schillers, Jean Pauls sei vorüber. Die „Pfiffigsten" ersticken „die nächste Vergangenheit durch Kriteleien, wie dieselbe statt dessen, was sie Treffliches zu geben hatte, ganz etwas Anderes hätte leisten sollen." Man beweist jetzt „der Geschichte, daß sie anders, als sie geschehen zu seyn bezeugt, geschehen sein muß," man „verlacht" die „ererbte Aufklärung" als „Ausklärung." Die „vor uns waren," sind nur „nothwendig gewesen," um „durch ihre Irrgänge uns die Allweisheit, die letzte der Philosophieen, vorzubereiten." Man hat jetzt „die absolute Vernunft in Alleinbesitz genommen." Man lernt „Medizin von Somnambülen und Besessenen," Jurisprudenz „von Ministerialphilosophen oder von mittelalterlichen Mittlern geistlicher und weltlicher Zwangsherrschaft," man „verheißt statt der steifen Orthodoxie eine speculativ-verfeinerte, flüssige Rechtglaubigkeit nach infalliblem Tact und variabeln Gefühlen."

Man „hüllt Alles, Sinn oder Unsinn, in mystische Weihrauchnebel, die zum süßen Geruch der Herren der Erde betäubend aufsteigen mögen." „Poet ist ohnehin, wer irgend will." „Auf Stelzen umherschreitend wird man grandios." „Legendenwunder machen sentimental und andachtvoll ohne Denken."

Alle diese Dinge aber müssen „föderativ" und „in Masse" getrieben werden. „Wer das anerkennt, den gilt es, geltend zu machen." „Faktionsweise krönen wir einander als Klassiker von

Gestern." „Wer aus dem Bunde tritt, wird annihilirt oder gar denunzirt." Und doch „zehrt und nährt sich die bessere Mitwelt von den Reliquien" der so sehr verachteten Vergangenheit. Paulus hält darum eine Erinnerung an das Beste aus jener Vergangenheit nicht für überflüssig. Er ließ von ihm angestrichene Stellen aus der Lectüre „seiner Nebenstunden" für sich excerpiren. Er nennt diese Sammlung von Excerpten „eine Goldstaubwäsche aus den Gewässern der Tagschriften." Es zeigt sich in dieser Sammlung „Auswahl, Abkürzung, Berichtigung, eigene Reminiscenz." Er gibt „Miterlebtes" und „Mitbeobachtetes." Auch „eigene Aufsätze, Zuthaten und Abänderungen" zu den Excerpten enthält das Ganze. Nicht leicht ließ er einen Artikel ganz so, „wie er überliefert war." Meistens sind die „Quellen" und „Namen," aus denen die Auszüge geschöpft werden, angeführt. Anfangs hatte der Verfasser „unverrückt den Vorsatz, anonym zu bleiben," um desto „rücksichtsloser und ungenirter zu wählen." Er nimmt aber am Ende der Vorrede keinen Anstand, „der hochmächtigen Göttin Oeffentlichkeit auch ein Opfer zu bringen," und sich „mit seinem Namen zu unterzeichnen." [124])

Als die Unruhen wegen der Berufung des Theologen, der in der Negation noch weiter, als Paulus, gegangen war, und an die Stelle des historischen das mythische Urchristenthum gestellt hatte, des gelehrten und philosophisch gebildeten, kritischen Forschers Dr. David Strauß nach Zürich in diesem Cantone sich entwickelten, da erhob jener, so wenig er sonst mit den Grundideen der Strauß'schen Auffassung übereinstimmte, abermals für theologische Lehrfreiheit am 6. März 1839 seine kräftige und einflußreiche Stimme. [125]) Der Verfasser konnte nie den Wunsch erfüllen, „Schweizersitte und Schweizerwohlstand mit Augen zu sehen" und „davon die eigenthümlichen Grundursachen zu erschauen." Er geht auf seine Person über und sagt: „Ich habe lange öffentlich gelehrt. Ich habe viel, fast zu viel geschrieben. Wenn es gleich von dem, was noch die Meisten wollten, abwich, hat nie weder Volk

---

[124] A. a. O. S. III—X.

[125]) Ueber theologische Lehrfreiheit und Lehrerwahl für Hochschulen. An alle die, welche im freien Kanton Zürich auch eines freisinnigen Auswärtigen gewissenhaft geprüfte Ueberzeugungen gerne prüfen wollen. Vom großherzoglich badischen Geheimen Kirchenrath und Professor der Theologie und Philosophie, Dr. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Zürich. Druck und Verlag von Orell, Füßli und Kompagnie, 1839, 35 S. 8.

noch Regierung meine Person angefeindet.“ Die Hauptsache war mir immer, sagt er, „die christliche Religiosität auf sich selbst, auf ihre einfachen, unläugbaren Wahrheiten gegründet, von ihrem Innern und Bleibenden heraus glaublicher, anwendbarer, von den Personen und Zeitumgebungen unabhängiger zu machen.“ Diese Lehr- und Schreibart stand ihm, wie er weiter sagt, „an monarchischen Universitäten“ frei. „Erstaunen, ja sehr erstaunen“ müßte er, daß man das „Gegentheil“ einer solchen Lehrfreiheit, wie ein „Volksbedürfniß“ an einer schweizerischen Universität erzwingen sollte. Auch dem „biedern und gelehrten“ Johannes Schultheß verkümmerte Niemand in der Schweiz die Lehrfreiheit. Man wird „keinen Professor der Rechte auf einer deutschen Universität mit der Beschränkung anstellen, daß er allein das in Anwendung bestehende (stabile) Recht vortrage und einlehre.“

Der akademische Lehrer darf im Vortrage des positiven Rechtes auch „das, was ihm verbesserlich scheint, streng beurtheilen und seine Aenderungsvorschläge ins Licht stellen.“ „Kein Justizministerium“ hat noch dies verboten, oder „die Majestät der bestehenden Gesetzlichkeit dadurch für gefährdet gehalten“ „Geamtet“ und „gehandelt“ wird natürlich nach dem bestehenden „Recht“ trotz allen Verbesserungsvorschlägen.

„Wenn keine Freiheit der Lehre wäre, wohin sollte es, fragt Paulus, mit der Bildung und Gesittung kommen?“ Würde man „das Hexenverbrennen“ aufgegeben haben, wenn nicht der Universitätslehrer, Thomasius, ein „anderes Licht angezündet hätte?“ Würde man die „Tortur“ abgeschafft haben, wenn nicht „der über den Gesetzen stehende Geist“ der Gerechtigkeit von Männern vorgeübt worden wäre, die „nach der Lehrfreiheit der Hochschulen“ sich mit dem Ansichwahren und Rechten beschäftigten? „Ja, in der Theologie, ruft ihr Schweizer, meint Paulus, ist es ein Anderes.“ Hier geht es ins „Unsichtbare.“ „Hier muß man glauben!“ Er ruft den Schweizern zu, sie sollten auf ihre Reformation, auf Zwingli, auf Wirz, Johann Jacob Zimmermann, Johannes Schultheß und alle ihre helldenkenden Theologen blicken. Wäre „dieses Gute“ möglich gewesen, wenn gegen „die Anwendung der Lehrfreiheit“ das „Gutdünken der Mehrheit der damaligen Klerisei, das Veto eines noch nicht parteilos gewordenen Kirchenrathes zuläßig geblieben wäre?“ Vom Professor Strauß ist wohl „den Meisten nur das bekannt, daß er in Hinsicht der Erzählungen in den Evangelien auf Mängel der Gewißheit in ihrer Entstehungsart aufmerksam gemacht hat, und dadurch auffallend geworden ist.“ Der „Lehrinhalt des Urchristenthums“

hängt aber von jenen Erzählungen nicht ab. Er weist, was die religiösen Gesinnungen des nach Zürich berufenen Lehrers betrifft, auf das neuere Strauß'sche Glaubensbekenntniß über das, „was im Christenthume das Veränderliche und was das Bleibende ist, und auf den humanen Geist des Schreibens," in welchem dieser die Anstellung annimmt, hin. Er glaubt, daß man ihm „ein unparteiisches Gutachten" um so mehr zutrauen werde, als er schon vor „mehr als vierzig Jahren eine andere Ansicht über die Entstehung jener Erzählungen mündlich und schriftlich in ungestörter Lehrfreiheit" durchgeführt habe. Strauß findet aber nur „Erzählungen von Begebenheiten ungewiß." „Die Lehre," also das, was „in dem Glauben des Christenvolkes am meisten gepflanzt und gepflegt werden soll, ist auch ihm in den Evangelien das Ansichwahre und Bleibende." Die Sinnesänderung und das Trachten nach dem Reiche Gottes unter dem messianischen Lehrregenten war „das Ursprünglich-Heilbringende der Christusreligion." Nicht um „einzelne Streitfragen und Denkaufgaben," nicht um „Wahrscheinlichkeiten, die allzuleicht zu Dogmen oder Lehrbehauptungen gesteigert werden," handelt es sich. Aus „Wahrscheinlichkeiten" darf man „kein ausschließliches Gesetz" machen.

So hat auch „die helvetische Consensformel" den „Lehrern verboten, zu glauben, daß die Vorsehung in den Bibelhandschriften irgend eine bedeutende Textabweichung (Variante) zugelassen hat." Der Verstand soll „nicht durch den Verstand, noch weniger durch die Unverständigkeit beschränkt werden." „Was wir Menschengeister ohne Offenbarung nicht wissen können, das muß uns entweder offenbar gesagt sein, oder es ist nicht für uns eine Offenbarung!" Der Zwingli der Schweizer befolgte in der Abendmahlslehre diese gewiß wahre Regel besser, als der deutsche Luther. Das „Deutliche ist das Geoffenbarte," war Zwingli's Grundsatz. Aber es „gibt auch Geheimnisse!" Es ist sehr erlaubt, „ihrer Lösung nachzuforschen." Man versucht „verschiedene Lösungen" nach Verschiedenheit der „menschlichen Kraft und Empfänglichkeit." Aber dadurch wird der Kirchenglaube „an die großen Hauptwahrheiten des Christenthums nicht gefährdet."

Die Person Jesu „steht als ein Wunder, als ein Meteorstein zwischen unsern beiden Weltaltern" da. Wie ist nun „das Göttliche in ihr, wie das Menschliche zu denken?" „Schwere Frage!" Aber nicht das, „was seine Person war, sondern, was sie durch die Sache selbst, durch Lehre und That für alle rechtwollenden Christen wirkt, das, was wir dadurch werden sollen,"

ist für uns „die Hauptsache." Das „Persönliche" ist „geheimnißvoll." Aber „nachgeforscht darf ihm werden." Man kann also auf solche „Geheimnisse, die nicht auf einerlei Weise erkannt werden können, das Wesentliche der Christusreligion" unmöglich bauen. „Euer frommer, gelehrter und umsichtiger Antistes Heß," redet er die Schweizer an, hat über die „Verwandtschaft Christi zur Gottheit aus einigen Bibelstellen etwas Anderes gefunden, als die seit 325 v. Chr. herrschend gewordenen Kirchenversammlungen." Er hat anderes „biblisch" und „glaublich" gefunden, als „Zwingli und die deutschen Reformatoren aus der Stimmenmehrheit der Kirchenversammlungen noch herüber genommen hatten." Ist durch solche Abweichungen „der Züricher-Kirchenglaube zu einer Abänderung genöthigt worden?" Was „nicht deutlich und auf einerlei Weise geoffenbart ist," gehört „zu den nicht wesentlichen Punkten," über welche der „Einzelne glauben soll," was er nach seiner „möglichst besten, gewissenhaften Ueberzeugung glaubwürdig findet." „Das Persönliche" kann historisch zweifelhaft werden. Deswegen „darf nicht die Sache selbst darauf gebaut werden." „Man hat zweifelhaft gemacht, ob die Erzählungen über Tell historisch seien. Ist denn aber dadurch die errungene Schweizerfreiheit zweifelhaft geworden?" — „Genug, schließt Paulus sein in durchaus edler Form gehaltenes Schreiben, „im christlich-weltbürgerlichen Sinne glaubte ich an biedere Schweizer schreiben zu dürfen. Prüfet! Wählet, was euer würdig ist!" [126])

Bald darauf, nachdem Paulus in dem eben dargestellten Schreiben an die freien Bürger des Cantons Zürich sich der Sache des an diese Schweizerhochschule berufenen Strauß angenommen hatte, feierte er (15. April und 2. Juni 1839) im 78sten Jahre seines Alters das fünfzigjährige Erinnerungsfest seines öffentlichen Lehramtes und seiner mit Karoline Paulus eingegangenen Ehe. Diese Feier bildet einen Ruhepunkt in dem Leben unseres Gelehrten. In demselben Zeitraume, in welchem Paulus seine schriftstellerische Thätigkeit der Theologie und Philosophie zuwendete, beschäftigte er sich auch zugleich nach aller Kraft seines feurigen Geistes als Schriftsteller mit dem Staats- und Kirchenrechte und der Politik. Wenden wir nunmehr unsern Blick auf diese Richtung der schriftstellerischen Thätigkeit des Gottesgelehrten.

---

[126]) A. a. O. S. 3—35.

§. 5.

Allgemeine Zustände. Paulus' schriftstellerische Thätigkeit im Staats- und Kirchenrechte, sowie in der Politik bis zum Jubiläumsjahre (1839). Verbannung aus Württemberg. Der Fonk'sche Prozeß.

So lange Paulus in Jena und in Baiern war, hatte er sich mit Politik nicht beschäftigt, wiewohl der bei ihm vorherrschend ausgebildete Verstand ihn ganz besonders geschickt machte, politische Zustände und Rechtsverhältnisse richtig zu beurtheilen. Die französische Revolution begann in dem ersten Jahre seiner Anstellung in Jena (1789), wo es ihm überhäufte Geschäfte, und, da er 1793 in die theologische Facultät übertrat, neue Berufsarbeiten unmöglich machten, an der Politik Antheil zu nehmen. Als aber die französische Revolution mit der Alleinherrschaft Napoleons, welcher mit Ausnahme Englands und Rußlands nach der Laune der Willkür alle Völker und Fürsten Europas regierte, schloß, war für einen freigesinnten Denker, wie Paulus, wohl wenig Stoff zu politischer Begeisterung vorhanden. Napoleon hatte den Höhenpunkt der Willkürherrschaft in dem Jahre, in welchem jener nach Heidelberg übersiedelte (1811), erreicht.

Die merkwürdigen Ereignisse, welche nun folgten, führten in allen Verhältnissen Europas und Deutschlands insbesondere einen wesentlich veränderten Zustand, der reichlichen Stoff zu politischen Betrachtungen gab, herbei. Es ist aber kein Zweifel, daß zunächst der Antheil, den Paulus als Vaterlandsfreund an der Entwicklung der politischen Zustände seit den Befreiungskriegen (1813 — 1815) nahm, ihn zu seiner so sehr ausgezeichneten schriftstellerischen Thätigkeit im Gebiete des Staats- und Kirchenrechtes, wie der Politik bestimmte. Der Gang unserer Untersuchung verlangt daher eine übersichtliche Darstellung dieser veränderten allgemeinen Zustände, an denen Paulus fortan einen ununterbrochenen Antheil nahm.

Der Alleinherrscher Napoleon wollte mit der Zwangsmaaßregel des Continentalsystems England und ganz Europa beherrschen. Rußland, das diesem despotischen Systeme nicht beistimmte, wurde (22. Juni 1812) der Krieg erklärt. Man schützte die Wiederherstellung des Königreichs Polen (28. Juni 1812) vor. Ein Heer von 600.000 Mann, zu dem selbst Oesterreich und Preußen Streitkräfte lieferten, drang bis zum Czaarensitze, Moskau, vor (14. Septbr. 1812). An der Standhaftig-

keit und Tapferkeit der Russen und an der Härte des Klimas scheiterte das Unternehmen des von Lebensmitteln und Verbündeten abgeschnittenen Heeres in dem Innern eines überall öde gemachten, Einwohner- und Städtearmen Landes. Im frühe beginnenden Winter folgte der Rückzug des von Kämpfen, Kälte, Hunger und Krankheit aufgeriebenen Heeres (October und 3. Novbr. 1812). Die Russen folgten und betraten das preußische Gebiet (Januar 1813). Preußen schloß sich an (28. Februar, 2. März 1813). Auch Oesterreich verbündete sich zum Kampfe gegen Napoleon. Die große Völkerschlacht von Leipzig (16.—19. October 1813) trieb diesen zum Rückzuge über den Rhein. Ganz Europa kämpfte nun gegen den Uebermüthigen. Die Verbündeten betraten Frankreich, und zogen siegreich in Paris ein (31. März 1814). Napoleon wurde vom Senate entsetzt (2. April 1814), und legte die Krone nieder. Frankreich ward auf die Gränzen von 1792 mit einem Länderzuwachse von 160 Quadratmeilen verwiesen. Napoleon erhielt die Insel Elba zum Aufenthaltsorte. In Wien versammelte sich der große Fürstencongreß (1. Novbr. 1814 — 11. Juni 1815) zur Festsetzung der durch Waffenmacht sich neugestaltenden Zustände Europas und Deutschlands. Rußland erhielt größtentheils Polen als ein Königreich mit Verfassung, das Großherzogthum Posen wurde Preußen zugetheilt, außerdem ein rheinisches Großherzogthum und fast die Hälfte Sachsens. Holland empfing mit Belgien, Lüttich und Luxemburg Friedrich Wilhelm von Oranien als Königreich, auch Hannover nahm die königliche Würde an, die deutschen Staaten wurden durch Länderaustausch und Besitzungen jenseits des Rheins entschädigt, die Bourbone kehrten auf ihre Throne in Frankreich, Spanien und Neapel zurück. Während die Verbündeten auf dem Congresse zu Wien die Geschicke Europas bestimmten, erschien der nach der Insel Elba Verbannte in Frankreich (1. März 1815), trat in Paris als neuer Herrscher auf (20. März d. J.), wurde aber schon am 18. Juni dieses Jahres durch die vereinigten englisch-preußischen Heere unter Wellington und Blücher bei Waterloo und Bellealliance geschlagen und gefangen nach der afrikanischen Insel Helena geführt (2. Juli 1815), wo er nach einigen Jahren (20. März 1821) starb. Ein neuer Pariserfriede (20. Nov. 1815) stellte Frankreich auf die Gränzen von 1790 zurück, und forderte von ihm eine Kriegssteuer von 700 Millionen Franken. Die auf dem Wienercongresse in Betreff der europäischen Regierungen gemachten Bestimmungen traten nunmehr ins Leben.

Seit die Massen sich vereint gegen Napoleons Gewaltherrschaft erhoben, hatte ein neuer patriotischer Sinn die Völker, insbesondere auch das deutsche ergriffen. Man fand eine begeisternde Lust darin, Alles, auch selbst das Leben zu opfern, um die Völker von dem fremden Zwingjoche der Franken frei zu machen. Fürsten und Minister, Soldaten und Bürger, Lehrer und Schüler, Dichter, Redner und Staatsmänner, Weiber und Kinder, Greise und Männer wirkten in edler Begeisterung zu demselben Zwecke. Es war eine große, erhabene Lehre, von den Völkern den Despoten der Erde gegeben.

Die Liebe zum Vaterlande, der Sinn für vaterländische Einheit und Tugend ergriff nicht Einzelne, er ergriff das ganze Volk. Von dieser Zeit an zeigte sich in Paulus eine politische Thätigkeit, ein auch mehr dem Praktischen zugewendeter Sinn, und dieser führte ihn sodann zur Besprechung der wichtigen Fragen des Tages im Gebiete der Politik, des Staats- und Kirchenrechtes.

Die nachfolgenden Ereignisse vermehrten diese Theilnahme, die bis zum Ende seines Lebens eine gleich lebendige und warme blieb, noch mehr, anstatt sie zu unterdrücken. Die deutschen Regierungen hatten ihren Ländern Constitutionen auf dem Wienercongresse versprochen. Diese, den Völkern ein Mitreden und Mitwirken in den öffentlichen Angelegenheiten des Staates sichernd, wurden in Nassau (1814), in Lippe-Schaumburg, Waldeck, Weimar (1816), Hildburghausen, Baiern, Baden, Lichtenstein (1818), Lippe-Detmold, Württemberg, Hannover (1819) eingeführt. Mit der Theilnahme an den Verfassungen mußte auch die jetzt mehr ins Einzelne gehende politische Theilnahme steigen. Ein Streben nach Reform, das nicht selten in gewaltthätige Maaßregeln ausartete, rief den entgegengesetzten Geist einer Rückwirkung für das Bestehende mehr oder minder in allen Staaten Europas hervor. Besonders waren die Schicksale Frankreichs für das deutsche Nachbarland wichtig. Der bourbonsche Herrscher, Karl X., der dort seit 1824 auf seinen Bruder Ludwig XVIII. auf dem französischen Throne folgte, hatte den Rückschlag gegen alle von einer neuen Zeit durch die allgemeine Völkerverbrüderung und die Befreiungskämpfe hervorgerufenen politischen, religiösen und wissenschaftlichen Verbesserungen zu einem Höhenpunkte getrieben, welcher zuletzt die Erhebung der Masse gegen die Verletzung geheiligter Gesetze und Rechte herbeiführte. Die Juliordonnanzen hatten die Julirevolution zur Folge (27.—29. Juli 1830). Die neue französische

Revolution rief auch in andern Staaten Bestrebungen nach Reform, die nicht selten in Revolution übergingen, herbei.

Die früher österreichischen, seit dem Frieden zu Lüneville 1801 mit Frankreich und durch den Wiener-Congreß 1815 nebst Luxemburg mit dem protestantischen Holland unter dem Namen des Königreichs der Niederlande verbundenen Provinzen Belgiens empörten sich. Der Aufstand erfolgte am 24. August 1830 in Brüssel. Die Holländer wurden (23.—27. September) geschlagen. Ein zusammenberufener Nationalcongreß gab dem von Holland durch die Volksbewegung losgetrennten Belgien eine neue freisinnige Verfassung und Prinz Leopold von Sachsen-Koburg wurde (4. Juni 1831) zum Könige von Belgien gewählt. Auch in Warschau erhob man sich zum Kampfe (29. Novbr. 1830). Es galt die Freiheit und Unabhängigkeit Polens von Rußland. Nach mehreren Siegen über die Russen wurde Polen durch die Uebermacht der Russen bei Ostrolenka (26. Mai 1831) überwältigt. Warschau ward nach hartnäckigem Kampfe (6.—8. Sept. 1831) mit Sturm von den Russen eingenommen und das besiegte Polen in eine russische Provinz verwandelt. Aufstände erfolgten auch in Deutschland zu Hamburg, Leipzig, Braunschweig, Dresden, Altenburg, Kassel (2.—15. Septbr. 1830). Bürgerbewaffnung und Befreiung der Presse von der Censur waren theilweise die Folge. Herzog Carl von Braunschweig wurde verjagt. Auch in der Schweiz, in Bern, Waadt, Basel, Schwyz folgten (5. Decbr. ff.) Bewegungen, Aufstände in Göttingen (8. Januar 1831) und in Italien zu Bologna, Parma, Modena u. s. w. (4. Febr. ff. 1831). Kurhessen (5. Januar 1831), Altenburg (29. April d. J.) und Sachsen (4. Septbr. d. J.) erhielten Verfassungsurkunden. Die Ständeversammlungen in Kassel, Braunschweig, Baiern, Baden zeigten sich seit der Julirevolution in besonderer Thätigkeit. In gleicher Weise machte sich auch die Journalistik bei der neugewonnenen Preßfreiheit geltend. Das Hambacherfest (27. Mai 1832) war eine Demonstration im Sinne der revolutionären Bewegung. Die Bewegungen riefen den Rückschlag hervor. Die Beschlüsse des deutschen Bundestages erfolgten (2. März 1832). Eine Commission zur Begutachtung landständischer Verhandlungen (28. Juni), über Universitäten und Presse (5. Juli) wurde eingesetzt. Der Bundestag trat gegen das badische Preßgesetz (28. Juli), gegen Rottecks politische Annalen (6. August) auf. Die gewaltthätigen Bewegungen wurden überall unterdrückt. Aber der

Revolution stand an manchen Orten die Reaction entgegen. Zwischen beiden Extremen befanden sich die Anhänger der Reform, eines die Bedürfnisse und die Entwicklung der Volkskultur berücksichtigenden, vernünftigen und gesetzmäßigen Fortschritts des religiösen, staatlichen, wissenschaftlichen und sittlichen Lebens.

Als Louis Philipp, Herzog von Orleans, aus einer Nebenlinie der Bourbone, durch die französische Revolution und von den versammelten Kammern zum Könige der Franzosen gemacht (7. August 1830), die Früchte der Volkserhebung mehr für sich und seine Familie, als für das Volk zu verwenden anfing, bildeten sich abermals in Frankreich der bestehenden Regierung Gefahr drohende Elemente. Von einer Reform der Deputirtenkammer hoffte man eine Reform des Regierungssystems. Das Vereins- und Versammlungsrecht war in Frankreich frei. Die sogenannten Reformbankette sollten zum Ziele führen. Das Verbot des auf den 22. Februar 1848 angeordneten Reformbankettes durch die Regierung Guizots beschwor zum zweitenmal das Gespenst der französischen Republik hervor, das Louis Philipp für immer aus Frankreich verscheuchte. Die französische Republik wurde zu Paris am 24. Februar 1848 ausgerufen. Die am 4. Mai 1848 zusammenberufene, nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählte, constituirende Volksversammlung gab Frankreich eine republikanische Verfassung. Die Anarchisten, die abermals aufstanden, wurden von dem Diktator Cavaignac niedergehalten (24.—27. Juni 1848). Er führte mit kraftvoller Hand und der Gesinnung eines entschiedenen Republikaners die Regierung. Am 10. December 1848 erhob man durch Volkswahl des alten Napoleons Neffen, einen Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Louis Napoleon, zum Präsidenten der französischen Republik. Die weitere Entwicklung der französischen Geschichte bis zur Erhebung des neuen Napoleon zum Kaiser der Franzosen hat Paulus nicht mehr erlebt, ungeachtet er sie, wie wir weiter unten sehen werden, voraussah. Dagegen erlebte er noch rings um sich und in fern gelegenen Ländern die Folgen der französischen Februarrevolution (bis 10. August 1851).

Daß eine seit den Befreiungskriegen (1815) politisch und religiös so sehr bewegte Zeit einen genauen und denkenden Beobachter derselben, wie Paulus, der alle Kräfte seines Lebens zum Mitwirken für den vernünftigen und gesetzlichen Fortschritt des Volks in Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte einsetzte, mächtig ergreifen und seine Theilnahme an der Politik, an den Rechtszuständen der Völker und der Einzelnen wecken

mußte, war in seinem, immerdar allem Guten und Edeln zugewendeten, allem Maaß- und Gesetzlosen aus Grundsätzen und mit Beharrlichkeit abgeneigten Wesen begründet.

So lange Europa ein Spielball der Herrscherlaune Napoleons war, hatte die Politik für ihn keinen Werth. Mit den Befreiungskriegen erkannte er die Wirklichkeit einer politischen Entwicklung und die Möglichkeit eines politischen Fortschrittes der Völker, und richtete seinen sonst immer nur dem Ernste der Bibel- und Spracherforschung, so wie den alten kirchengeschichtlichen Quellen, zugewendeten Blick mit der Schärfe seines Verstandes und der gelehrten Bildung, die er besaß, nun auch den öffentlichen und Privatrechtszuständen des deutschen Volkes zu.

Die Begeisterung der Befreiungskriege hatte auch unsern Paulus ergriffen.

Schon im Jahre 1814 begann er seine Laufbahn als politischer Schriftsteller mit Anzeigen der sich auf die damalige Zeit beziehenden politischen Flugschriften und dem Vaterlande und der Erhebung gegen den fränkischen Zwingherrn gewidmeten Gedichte.

In einer dieser Anzeigen [1]) äußerte er sich über die Napoleonische Herrschaft: Die „schädlichste und schimpflichste Wirkung" des Zeitdruckes war „die Störung der Druckfreiheit," d. h. „die Hemmung alles wahren, auf Vergleichung zwischen dem Dafür und Dawider gegründeten Sachurtheils." „Alles, was Gott und die Menschen schon thaten," meint Paulus mit dem Hinblick auf den heiligen Krieg des deutschen Vaterlandes, „ist vornehmlich wichtig um dessen willen, was nun erst weiterhin deswegen gethan werden kann und soll." „Davon zu reden, ist Pflicht."

Dann ruft der Verfasser aus: „Wie Manches würde gegen unser deutsches Vaterland auszuüben, unmöglich geworden sein, wie manche Kränkung wäre unsern Regenten und Völkern gewiß erspart worden, wenn man .... gründlich dagegen und offen sich zu erklären vermocht hätte!" Darum ist „Druckfreiheit in cultivirten Staaten" das „unfehlbarste Mittel, vom Drucke frei zu werden" und „die bleibendste Gewährschaft, um davon frei zu bleiben." Wollten doch auch „die biedern Völker ihre Fürsten zur Befreiung von Uebermacht begleiten." So werden auch „gute Fürsten ihre treuen Völker-Heere" zur „Freiheit von Willkür

---

[1]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrgang VII. (1814), Bd. I. S. 440 ff.

führen wollen." [2]) Paulus hält es für bedenklich, daß „der Bezirk von dem Jura bis Landau in französischer Gewalt bleibe." Eine Gränze, so gezogen, „wäre die militärische Grundlinie zu jeder schnellen Unternehmung gegen Deutschland und vornehmlich gegen Oesterreich." Wenn es „einem unruhigen Regenten um Mitternacht davon träumte, (wie Napoleon einst den Schweizern sagte,) so kann er in der folgenden Mitternacht" schon „in der Marschrichtung gegen München und Wien über die Heerbrücken gegangen seyn." „Wie viele Subsidien würde es noch England, wie viele Menschenopfer noch Rußland kosten, wenn sie es jetzt zugäben, daß das Elsaß und der Oberrhein für Frankreich ein so großer Reiz und ein so parates Mittel zu beliebigen Kriegsüberschwemmungen gegen Süddeutschland blieben, daß in der Defensionslinie gerade dort eine offene Lücke erhalten würde, wo die gefährlichsten Ausfälle leicht werden müßten" ..... „Es ist Frankreichs eigener, wahrster Gewinn, wenn es allen Reiz zu den ewigen Kriegen mit Deutschland verliert. Alsdann nur hat auch Frankreich Ruhe, Ruhe vor sich selbst. Denn dies ist der große Unterschied in der Natur der Sache. Gegen Deutschland ist Frankreich vor allem Angriff sicher durch die Verfassung des in Theile getheilt bleibenden Reiches und durch Oesterreichs Entlegenheit und Selbstgenüglichkeit" .... „Die Geschichte bestätigt dies laut genug. Wo hätte je Deutschland ungenöthigt einen Krieg begonnen oder beginnen können? Für Deutschland hingegen kann kein Friedensvertrag, keine Dankbarkeit der wiederhergestellten Bourbone, keine Defensivallianz des übrigen Europa die volle Garantie der Friedensruhe geben" .... „Nur die Gewißheit, daß Frankreich nicht allzuleicht den Krieg beginnen könne, und daß es nicht in dieser Leichtigkeit selbst, besonders als eine fragile, durch Staatsverwaltung, Hauptstadt, Sprache und Sitten so vereinte Nation einen natürlichen Reiz zum Kriegführen fast wie aufgedrungen finden müsse, nur dies allein kann Frankreich und Deutschland zugleich sicher stellen" ....
„Louvois sprach: Der große König muß mehr beschäftigt seyn! und die Pfalz und Württemberg lagen in Verwüstung. Die Alles sich unterwerfende Staatskunst einer neuen Zeit kann sprechen: Der Nation unruhiger Charakter, das an Krieg gewohnte

---

[2]) A. a. O. S. 440 u. 441.

Heer muß auswärts eine Zerstreuung erhalten und der Einmarsch über die Brücken von Straßburg und Hüningen beginnt wieder in das sich selbst zu wenig, andern allzuviel trauende Deutschland."

„Die Basis der Friedensruhe ist eine zweifache, eine nach dem Charakter und der Verfassung der Völker gesicherte Naturgränze und zugleich die der Moral gemäß endlich auch diplomatisch zu dekretirende Nationalrechtsmaxime, daß, wer das Rechtlose eines Offensivkrieges zu unternehmen wagt, eben dadurch vor der ganzen cultivirten Welt rechtlos werde." .... „Was hat nunmehr Frankreich zum Gewinn von anderthalbhundertjährigen gewaltsamen und politisch-listigen Einmischungen in Deutschlands, Oesterreichs, Preußens Staatszustand? Wie viel Geld und Blut hat es vergeudet, wie viel auf unserer Seite zu verschwenden genöthigt! Und jetzt steht die Sache endlich bei beiden Theilen (das viele unrettbar Verlorene, unverbesserlich Verdorbene abgerechnet!) beinahe auf dem alten Punkt." .... „Eben diesen Kreislauf würde Frankreich abermals durchmachen, wenn es jetzt die Wahrscheinlichkeit, jene alte Politik und Kriegslust fortsetzen zu können, durch Beibehaltung des jenseitigen deutschen Oberrheins behielte." .... „Frankreich könnte sich wieder „Vortheile erringen." Der „Reiz, ganz Herr zu werden, nähme dann immer wieder zu." „Weltbeherrschungsbegierde erzeugt sich nach der gedrängten Einheit von Frankreich und nach der charakteristischen Beweglichkeit seiner Bewohner immer neu auf jenem volkreichen Boden." Da „zwei Meere nebst den Pyrenäen die übrigen Seiten schützen und abschneiden," dehnt sich „jener Trieb" gegen den Rhein hin. Frankreich wird, „so lange jene Begierde die Kräfte auswärts treibt, nicht in sich selbstthätig und selbstbeglückend werden." Deutschland würde wieder „auf Jahrhunderte durch Attentate von dorther gestört und zerrüttet" .... „Und, was Anderes, als ewiger Jammer" .... „müßte von dieser grundfalschen Politik der jedesmalige Enderfolg sein?" Nur durch eine „Friedensgarantie, nur dadurch, daß der eine Theil, welcher es leichter vermöchte, den andern nicht mit Vortheil angreifen kann, während der andere nach seiner Verfassung jenen nie angreifen will, sind beide Parteien zugleich zu beglücken und vor einer am Ende doch zwecklosen Störung ihrer innern Bildung und Wohlfahrt zu bewähren". [3])

Ueber Theodor Körners Leier und Schwert sagt Paulus mit

---

[3]) A. a. O. S. 443—446.

einem Hinblicke auf den edeln Verfasser dieser patriotischen Liedersammlung: „Ein einziges solches Herz, im Todeskampf für die wahre Befreiung von den unübersehbaren Verderbnissen der Willkürherrschaft gebrochen, welch' eine Aufforderung an Völker und Regenten, daß sein Blut nicht umsonst geflossen seyn solle für Viele, nicht umsonst für die wahre Völkerbefreiung, welche nur durch allgemeinen Schutz des auf Pflichten beruhenden Rechtes und des treuen Glaubens an die einzig dauernde Religiosität ohne Volkstäuschung zu hoffen ist!" [4])

Von der edelsten politischen Gesinnung zeugt, was er über Arndts Lieder für Deutsche sagt: „Möchten diese Empfindungen doch nicht so schnell verdunsten, als die erste Noth vorüberging, welche erst, seit sie hervordrangen, schnell besiegbar war. Wer kann wissen, ob es nicht blos die erste Noth war? Der Anfang der Geburtsschmerzen? Das Ende, das gute, heilsame Ende wenigstens kann nicht da seyn, wenn sofort mit der Noth der Dank gegen die Helfer und Retter zu verschwinden anfängt, und jene einzig ächte Religiosität, welche anerkennt, daß Gott durch die Tapferkeit und Treue der Niedern den Hohen half, damit die Hohen mit redlicher Weisheit den Niedern helfen sollen durch Regieren und nicht durch Beherrschen. Kann man wissen, wenn man der Niedern wieder bedürfen werde? Doch, weg mit der Furcht! Liebe nur und Gefühl der Menschenwürde schaffen gute Regenten, welche um der Regierten willen regieren wollen und edle Fürstenräthe, welchen gesungen werden kann, was hier auf den Waffenschmidt der deutschen Freiheit, den zu frühe entschwundenen Scharnhorst, gesungen ist:

Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt." [5])

Bald aber gaben die unter vielfachen Kämpfen feindlicher Elemente beginnende konstitutionelle Entwicklung Deutschlands und die politischen Bewegungen in seinem ihm immer besonders theuern Vaterlande Paulus in seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine neue Richtung. Der Congreß zu Wien (1814) hatte den deutschen Staaten landständische Verfassungen zugesichert. Der König Friedrich I. von Württemberg hatte zwar dagegen protestirt, sich nach aufgehobenem deutschem Reiche eine Verfassung von Außen her aufdrängen zu lassen, und war in seiner Protestation von dem Könige von Baiern kräftig unterstützt worden. Er

---

[4]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. VII. (1814), Bd. II, S. 766.
[5]) A. a. O. S. 769.

wollte nach seiner eigenen Einsicht aus eigenem Beschlusse dem Lande seine Verfassung geben. Die altwürttembergische, in ihren Elementen bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückgehende Verfassung, welche in einer dualistischen Form dem Adel, den Prälaten und Abgeordneten der Städte neben dem Regenten durch die eigene Landeskasse und Landesverwaltung eine beinahe souveräne Gewalt zusicherte, konnte ihm unmöglich zusagen. Er legte daher den versammelten Ständen am 15. März 1815 den Entwurf einer neuen Verfassung für Württemberg vor. Die Stände, dem Könige mißtrauend, protestirten sogleich gegen die neue Verfassung. Die altwürttembergische Verfassung wurde zurückgefordert. Die Agnaten, die mediatisirten Fürsten, die evangelischen Prälaten und viele andere, unter ihnen auch römische Katholiken, welche sich in ihren Rechten verletzt fühlten, sprachen mit Entschiedenheit sich für diese Forderung aus. Der König berief nun die ständische Versammlung am 16. October 1815 aufs Neue, und kam ihren Forderungen noch mehr entgegen, ohne jedoch in die von der Mehrheit der Stände erstrebte Hauptsache, Wiedereinführung der altwürttembergischen Verfassung einzugehen. Die gemeinschaftlichen Kommissionsarbeiten der ständischen und Regierungsbevollmächtigten begannen am 4. December 1815. Endlich war der ständische Entwurf der Verfassung am 17. September 1816 vollendet. Aber eben, als das mit Mühe zu Stande gekommene Werk ins Leben treten sollte, starb der König Friedrich I. am 30. Oktober desselben Jahres.

Ihm folgte der ritterliche und edeldenkende Kronprinz Wilhelm I. auf dem königlichen Throne Württembergs. Gleich bei der Thronbesteigung hatte der mildere, den diktatorischen Regierungsmaaßregeln abholde König, mit welchem dem württembergischen Lande ein neuer Stern der Hoffnung aufgegangen war, seinem Volke erklärt, „es werde sein erstes Bestreben seyn, die Wohlfahrt des Landes durch eine dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen des Volkes entsprechende und seinen Wohlstand erhöhende Verfassung sicher zu stellen.“ Die Stände wurden vertagt, und nachdem von dem Minister v. Wangenheim der Entwurf der neuen Verfassung ausgearbeitet war, am 3. März 1817 zu neuer Berathung versammelt. Nach mehr als zweijährigen Berathungen nahmen die Stände die ihnen angebotene konstitutionelle Verfassung nicht an. Der König regierte nun ohne dieselbe, aber ganz im Sinne und Geiste der den Ständen im Entwurf vorgelegten Verfassung. Noch einmal wurden sie unter dem 10. Juni 1819 zu einer Versammlung, welche in Ludwigsburg am 13. Juli jenes Jahres stattfinden sollte, einberufen.

Der König wollte seinem Volke „Gelegenheit geben, diejenigen Wünsche, die ihm noch in Beziehung auf den Verfassungsentwurf übrig geblieben seyn möchten, umfassend und vollständig vorzutragen.“ Man hatte sich durch die edle und volksfreundliche Regierung des Königs überzeugt, daß er auch ohne eine geschriebene Konstitution im Geiste derselben liberal regieren könne. Das Mißtrauen schwand. Die schnellen Berathungen wurden durch die gewählten Kommissionen erleichtert und durch auswärtige Ereignisse, welche die Einigkeit des Fürsten und seines Volkes unumgänglich nothwendig machten, noch mehr gefördert. Vom Bundestage drohte der kaum ins Leben tretenden konstitutionellen Verfassung ein neuer Sturm. Er wurde um so gefährlicher, als man zu harten Maaßregeln in der Ermordung Kotzebue's durch Sand einen vollkommenen Rechtfertigungsgrund zu haben glaubte. Am 20. September 1819 war zur Einschreitung gegen eine vermeintliche demagogische Propaganda eine Centraluntersuchungskommission zu Mainz niedergesetzt, die Universitäten wurden unter besondere Aufsicht gestellt und die Censur auch da, wo Preßfreiheit schon gesetzlich bestand, auf fünf Jahre eingeführt. Man behielt sich vor, eine nähere Erläuterung des landständische Verfassungen für Deutschland zusichernden Artikels 13 der Wiener-Bundesakte im Sinne des monarchischen Princips zu geben, und nahm eine Exekutionsordnung an, nach welcher die Bundesversammlung den einzelnen Regierungen Exekutionstruppen nach einer festgesetzten Zahl auferlegen konnte, um die Regierungen gegen aufrührerische Unterthanen zu unterstützen oder auch um ungehorsame militärisch zu züchtigen.

Die Nachricht von der Vorbereitung dieser Beschlüsse förderte die württembergischen Verhandlungen über die neu einzuführende Verfassung. Die Karlsbaderbeschlüsse wurden am 20. September 1819 gefaßt; am 16. September jenes Jahres hatten die württembergischen Stände noch kaum die Hälfte der Verfassung berathen, und doch wurde schon am 23. September 1819, nachdem man eine andere Form kürzerer Berathung und Beschlußfassung angenommen hatte, die Verfassungsurkunde einstimmig von den Ständen angenommen. Die Kommission der Stände hatte ihren Bericht mit den Worten geschlossen: „Unsere spätesten Enkel wird die Großmuth, die Standhaftigkeit und die hochherzige Gerechtigkeitsliebe des Königs begeistern. Das Volk wird jubelnd ihn den Vater, den Hersteller des Vaterlandes begrüßen.“ [6])

---

[6]) Wilhelm der Erste, König von Württemberg, und die

Seit der Thronbesteigung Wilhelms I. (30. Oktob. 1816) war es Paulus klar, daß es möglich sei, seinem von ihm immer gleich geliebten Vaterlande eine freiere und bessere Verfassung auf bleibende Zeiten zu geben. Seit 1816 begann daher auch seine politische schriftstellerische Thätigkeit vorzugsweise das Wohl Württembergs sich zum Ziele zu setzen.

Ohne gründliche Untersuchung der Vorfragen hatte ein politischer Gegenstand für ihn keinen Werth. Er gab daher zuerst seine verdienstvolle Sammlung der Haupturkunden der württembergischen Landesgrundverfassung heraus.[7]) Die zerstreuten, zum Theile seltenen, gedruckten Urkunden und auch einige ungedruckte sollten in vollständiger Sammlung quellenmäßig das altwürttembergische freie Landesverfassungssystem darstellen. Da die Stände sich über zwei Jahre wegen des von dem Könige vorgelegten neuen Verfassungsentwurfes streitend beriethen, war es von großer Wichtigkeit, die Quellen der altwürttembergischen Verfassung vor den Augen zu haben. Das Werk fand in Württemberg den größten Anklang. Bald folgten von ihm auch andere, die württembergische Verfassung betreffende Schriften. Im Jahre 1816 wurden seine „allgemeinen Grundsätze über das Vertreten der Kirche bei Ständeversammlungen,“[8]) im Jahre 1817 seine „philosophische Beurtheilung der von Wangenheimischen Idee der Staatsverfassung“[9]) heraus-

---

württembergische Verfassung. Von Christian Reinhold Köstlin. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung, 1841, gr. 8.

[7]) Haupturkunden der württembergischen Landesgrundverfassung. Mit einem erläuternden Sachregister. Zur historisch-actenmäßig allgemeineren Kenntniß ihrer Hauptmomente gesammelt von dem geh. Kirchenrathe und Prof. Dr. H. E. G. Paulus. I. Bd. 1. u. 2. Abtheil., II. Bd. 3. u. 4. Abtheil. In Commission bei August Oswald, Buchhändler in Heidelberg.

[8]) Allgemeine Grundsätze über das Vertreten der Kirche bei Ständeversammlungen, mit besonderer Beziehung auf Würtemberg. Herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus, Geh. Kirchenrath und Prof. der Theologie und Philosophie. Heidelberg, bei August Oswald, 1816, 110 S. 8.

[9]) Philosophische Beurtheilung der von Wangenheim'schen Idee der Staatsverfassung und einiger verwandten Schriften von Dr. H. E. G. Paulus, Großh. Badisch. Geh. Kirchenrath und Prof. der Theologie und Philosophie. Heidelberg, auf Kosten des Verfassers, 1817, 86 S. 8.

gegeben. Die erste Schrift über die Vertretung der Kirche bei Ständeversammlungen stammt „von einem sehr achtungswürdigen Geistlichen in Württemberg." Sie behandelt diese Frage vom allgemeinen Standpunkte, und schließt diesem die Anwendung auf württembergische Zustände an. Der Herausgeber fügte eine Vorrede und drei Beilagen hinzu. Außerdem enthält die Schrift eine bis dahin noch nie herausgegebene Urkunde in zwei Tabellen „über den Bestand des herzogthümlich-württembergischen geistlichen Gutes, wie er noch im Jahrgang Georgii 1799—1800 war, nebst Vergleichung mit 1797—1799." [10])

Paulus hält in seiner Vorrede die Untersuchung über das Vertreten der Kirche bei Ständeversammlungen für eine nothwendige. Die „evangelisch-protestantische Kirche" bedarf, da das „corpus Evangelicorum" noch nicht wieder hergestellt ist, „einer allgemeinen Repräsentation legaler d. h. durch Amtspflicht dazu verbundener und also keiner Unterdrückung ausgesetzter Fürsprecher für ihre Pflichten und Rechte." Der „Tendenz" der Kirche, nämlich „der allgemeinen Erziehung zum freien, frischen und freisinnigen Handeln" streben immer noch „in der Staatsumgebung die Tendenzen des Auctoritätsglaubens und des Gebietens allzugerne und feiner" entgegen, als „zu der Zeit, da man durch ein Normaljahr die Kluft befestigen zu können meinte." [11]) Zugleich gibt der Verfasser der Vorrede Bemerkungen über Entstehung und Bestand des württembergischen geistlichen Gutes, und sieht dasselbe als einen „für Kirchen, Schulen und Armuth unverletzbar geweihten Vermögensfonds der Kirchen-, nicht der Staatsgesellschaft an." [12]) Die Beilagen enthalten „die Instruction, wie einem württembergischen Prälaten bis 1806 die Pflichten und Rechte seines Amtes verfassungsmäßig vorgezeichnet wurden," Bemerkungen „über die Wählbarkeit des kirchlichen Lehrstandes überhaupt zu Mitgliedern einer Ständeversammlung" und den Nachtrag aus einer sich auf diesen Gegenstand beziehenden Schrift des Consistorialpräsidenten Dr. Plank. [13]) Die zweite Schrift ist die Ausführung einer in den Heidelberger-Jahrbüchern 1817 über politische, Württemberg betref-

---

[10]) Ueber das Vertreten der Kirche bei Ständeversammlungen, S. 25.

[11]) A. a. O. Vorrede S. 1—9.

[12]) A. a. O. S. 9—24.

[13]) M. s. die angeführte Schrift, S. 91—110.

fende Flugschriften erschienenen Anzeige. [14]) Sie bezieht sich hauptsächlich auf eine von dem württembergischen Minister von Wangenheim erschienene Flugschrift. [15])

Paulus zeichnet in seiner philosophischen Beurtheilung der von Wangenheim'schen Idee der Staatsverfassung den Verfasser derselben als einen, der „von Phantomen" irregeführt wird, die „der Unbedingtheit des Regenten und einer am Ende Alles an sich ziehenden Mittelgewalt von Aristokratie einen philosophischen Mantel umhängen, den Bürgerstand hingegen, Volksmasse genannt, und dessen Sprecher zu Nichts und ins Niedrigste hinabconstruiren wollen." [16]) Der „Mittelstand," aus „Gelehrten und Religionsdienern" bestehend, soll in der von Wangenheim'schen Schrift, wie Paulus sagt, „zur Aristokratie gleichsam auf den hohen Berg geführt werden, von welchem ihm die Versuchung alle Herrlichkeit der Welt, die vermittelnde Entscheidungskraft zwischen Regenten und den Repräsentanten der niedersten Vermögen oder des Stoffs im Staate zeigen soll." [17]) Diese Staatsphilosophie ist nach unserem Verf. die „Magd der herrschenden Zwecke des Zeitdämons geworden." [18])

Paulus versucht zu zeigen, daß nach der von Wangenheim'schen Idee dem Regenten allein die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt gebühre; wie der Wille über die sämmtlichen Vermögen der Menschen gesetzt sei, „repräsentire" im Staate der Regent allein „den rechtlichen kategorischen Imperativ." [19]) Die „Staatsvernunft" sei nach v. Wangenheim „das jedesmalige Staatsministerium," die „Phantasie des Staates bestehe im Hofstaate." [20])

Mit Freimuth, Sachkenntniß und scharfem Verstande beurtheilt Paulus die v. Wangenheim'sche Philosophie von der absoluten Autokratie, nach welcher, wie er sagt, jede Constitution zum unnützen Spielzeuge herabgewürdigt wird.

---

[14]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrgang X (1817) Th. 1, S. 145 ff.

[15]) Unter dem Titel: Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung und den Entwurf zu deren Erneuerung. Frankf. a. M. bei Körner, 1815.

[16]) Philosophische Beurtheilung der v. Wangenheim'schen Idee der Staatsverfassung u. s. w. S. 11.

[17]) A. a. O. S. 11 u. 12.

[18]) A. a. O. S. 14.

[19]) A. a. O. S. 15.

[20]) A. a. O. S. 21, 23.

Außerdem hatte er besonders seit den Constitutionshändeln in Würtemberg (1816—1819) alle, die Verfassung und die politischen Fragen dieses Landes berührenden, auch nur einigermaßen bedeutenden Flugschriften in den Heidelberger-Jahrbüchern angezeigt.

Nicht nur den Verfassungszuständen des deutschen Volkes, auch den Rechtsverhältnissen einzelner Corporationen wendete sich Paulus' theilnehmender Blick zu.

Die Judenschaft in Frankfurt am Main, welches, nachdem das daselbst durch Napoleon gegründete Großherzogthum des Fürsten Primas seit December 1813 aufgehört hatte, wieder freie Reichsstadt geworden war, legte das von dem ehemaligen Großherzoge von Frankfurt ihren Mitgliedern verliehene Bürgerrecht so aus, als wenn diese den christlichen Mitbürgern in allen Rechten vollkommen gleich, in derselben Weise wie „die Christen, an der Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung der Stadt Antheil zu nehmen, ein wohlerworbenes Recht hätten." Viele Flugschriften, Vorstellungen des Senates gegen die Judenschaft und Gutachten juristischer Facultäten erschienen über diesen Gegenstand im Drucke. Paulus sprach sich mit Entschiedenheit gegen die Judenschaft und für die wohlerworbenen Rechte der christlichen Frankfurter-Bürgerschaft aus. Er that dieses zuerst in Recensionen der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften in den Heidelberger-Jahrbüchern vom Jahre 1817 und 1818. Sonnenklar sind die Rechte der Christen gegenüber den Juden nachgewiesen. [21]) Er meint, aus „Humanität" wollten Viele für die Juden vollkommen gleiche Rechte mit den Christen; sie meinten, das „Besserwerden" werde erst mit dem „Besserbefinden" der Juden kommen; er meine umgekehrt, die Juden sollten einmal mit dem „Besserwerden" anfangen; dann könne und werde „das Besserbefinden" eine nothwendige Folge davon sein. Ueber die Rechtsanmaßung der Judenschaft in Frankfurt sagt er: „Jenes der Judenschaft überhaupt eigene Bestreben, nicht durch das, was sie selbst produciren und bearbeiten, sich zu erhalten, sondern von dem, was ihre christlichen Miteinwohner hervorbrachten und noch hervorbringen, herab zu zehren, zeigt sich auch in diesem einzelnen Fall." [22]) Man nennt, sagt er ferner, die Juden „Bekenner" des Mosaischen Glaubens. „Möch-

---

[21]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrgang 1817, Bd. I, S. 512 ff. Bd. II, S. 705 ff. Jahrg. 1818, Bd. I, S. 251 ff.

[22]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. 1817, B. II, S. 706.

ten sie doch dieses sein, oder — rein von pharisäischen Mißdeutungen — wieder ein Mosaisch-religiöses Volk werden wollen! Mose verbot alle Geldzinse. Dieser einzige Satz macht das ganze Treiben der jetzigen Judenschaft unmosaisch. . . . . „Das Ausarten in den unglücklichen Zustand eines Betteljuden, eines zum Unterhalt durch Schacher herabgesunkenen, ist ganz gegen Mose," dessen Staat nur auf „Ackerbau, Viehzucht und eigene Productivität" gegründet war. „Die Mosaische Gesetzgebung war im strengsten Gegensatz gegen allen Schacher, d. i. gegen das Bestreben, nur von dem, was man andern als Zwischenhändler abgewinnt, und wobei man nicht auch selbst producirt, sich zu unterhalten." . . . . „Möchte doch nur, wer Mose hochachtet, wahrhaft zu Mose, wer Jesus Christus verehrt, vollständig zu Jesus sich zurückwenden." [23]) Später sammelte Paulus diese Recensionen, und gab sie als eigenes Werk heraus. [24]) Auch lange nachher noch und bei jeder Gelegenheit in Schrift und Wort erklärte er sich gegen die Emancipation der Juden. „Es ist nicht das Religiöse, es ist das Politisch-Nationelle, sagte er oft, was die Juden von uns trennt. Im Augenblicke, wenn sie sich von den mit dem Leben unseres Volks unvereinbaren Aeußerlichkeitsregeln, welche man fälschlich Religion nennt, selbst emancipiren, sind sie auch im Staate emancipirt. Der gemeine Jude scheut die Arbeit, er will den Schacher."

Inzwischen hatte die schriftstellerische Thätigkeit unseres Paulus, welche sich auf die politischen Zustände Württembergs bezog, für ihn unangenehme Folgen, welche jedoch sein besonnener Verstand und das Bewußtsein seines guten Rechtes sogleich zu beseitigen wußten.

Er hatte nämlich seinen talentvollen Sohn Wilhelm, den er bei seinen überhäuften Beschäftigungen nicht genug beaufsichtigen und überwachen konnte, dem Präceptor Beck in Vaihingen für Schule und Hausunterricht übergeben. Später kam er zu dem trefflichen Schulmanne, Professor Oettinger nach Stuttgart.

Im Juni 1819, als ihn Frau und Tochter Paulus in Stuttgart besuchten, zählte er schon siebenzehn Jahre. Damals wurden in der

---

23) A. a. O. S. 719 u. 720.

24) Beurtheilende Uebersicht der über die Ansprüche der Frankfurter Judenschaft auf das dortige Bürgerrecht kürzlich erschienenen Hauptschriften. Heidelberg, Mohr und Winter 1817. 8.

letzten Woche des Julius in Heidelberg keine Vorlesungen gehalten. Man nannte diese freie Zeit die Sommerferien, welche jetzt längst aufgehört haben. Damit der damalige Universitätsrepräsentant, Geheimerrath Thibaut der Ständeversammlung in Karlsruhe beiwohnen konnte, wurde die Sommerferienwoche auf den 4. bis 11. Juli verlegt. Paulus reiste nun zu seiner Familie nach Stuttgart, traf aber, als er am 4. Juli daselbst ankam, seinen Sohn am Scharlachfieber erkrankt. Sein Arzt, Hofmedikus Schelling, erklärte, daß vor 3 bis 4 Wochen an ein Transportiren des kranken Sohnes nach Heidelberg ohne Gefahr nicht gedacht werden könne. Hier in Stuttgart, in dem Lande seiner Geburt und Erziehung, fand Paulus aus älterer und neuerer Zeit seines Lebens die edelsten und biedersten Freunde, von sehr verschiedenen Klassen und Ansichten. Er erschien auch einigemal an öffentlichen Wirthstafeln, wo Abgeordnete der verschiedensten politischen Ansichten waren, und wo er oft in fröhlicher Rückerinnerung sich mit seinen Freunden alter Zeit unterhielt, und durch seine politischen Schriften über das württembergische Heimathland bekannt, neue Freunde gewann. Am 13. Juli 1819 sollte in Ludwigsburg die aufs Neue vom König Wilhelm I. zusammenberufene Ständeversammlung den ihr vorliegenden Verfassungsentwurf berathen. Am Tage vor der Ständeeröffnung (12. Juli) fuhr Paulus nach Ludwigsburg. Er hoffte, unter den „Versammelten" einige „ältere und neuere Freunde zusammen anzutreffen" und „den Geist und die gewählte Richtung der höchst wichtigen Unternehmung zu studiren."

Am dritten Tage nach seiner Ankunft in Ludwigsburg (14.) theilte ihm der dortige Regierungspräsident v. Bühler nach einem „so eben angelangten, ihm in Abschrift ungeachtet seines Verlangens nicht mitgetheilten Rescripte des Ministeriums des Innern folgenden Beschluß" mit: „Dem Vernehmen nach ist Paulus ohne Grund ins Land und nach Ludwigsburg gereist. Seine Königl. Majestät haben daher, da sicherem Vernehmen nach nur politische Einmischungen und Umtriebe bei der Ständeversammlung die Absicht seiner Reise sind, welche von der Regierung nicht geduldet werden können, befohlen, daß Paulus, indem er derzeit seiner auswärtigen Dienste wegen als Fremder betrachtet werden muß, nicht zu Ludwigsburg und in der Nähe sein, sondern sich aus dem Königreiche entfernen solle." Sein erster Gedanke war, daß Personen gegen ihn gewirkt haben müßten, welche das vertrauensvolle Einverständniß zwischen

dem Könige und den Ständen, unter denen er viele Freunde hatte, zu stören suchten. Er entwarf daher schon am andern Morgen (15. Juli) eine Eingabe an den König, der damals in Coblenz war. Er erzählte darin einfach und wahr in durchaus ruhigem Tone die Gründe seiner Reise nach Stuttgart und Ludwigsburg und die ganze Geschichte seines seitherigen Aufenthaltes in Württemberg. Ueber die ihm gemachten Vorwürfe sagte er in seiner Schrift an den König: „Politische Einmischungen und Umtriebe der Art, daß sie von einer Regierung nicht geduldet werden könnten, habe ich nie gemacht, und kann sie auch derzeit vermöge meiner niemals verhehlten Grundsätze nicht machen, wohl aber Versuche zum Bessern durch Besserwerden.“ „Welch eine Ständeversammlung, ruft er aus, die sich durch einen — für die Meisten unbekannten Landsmann, wenn er 3 bis 4mal an der öffentlichen Tafel mit Männern von den verschiedensten Ansichten speist, schädlich umtreiben ließe! Welch' eine Ständeversammlung, die dagegen von der Regierung auf diese Weise bevormundet werden müßte!“ Paulus beruft sich darauf, daß er in seinem Vaterlande Württemberg „kein Fremder“ sei. Nur wer „ohne landesherrliche Erlaubniß“ und „ohne einen ihm zugestandenen Vorbehalt seines Staatsbürgerrechtes“ in auswärtige Dienste tritt, kann selbst nach dem vom Könige gegebenen Verfassungsentwurfe „seines Staatsbürgerrechtes verlustig werden.“ Paulus erhielt von den jedesmaligen Regenten Württembergs, denen er seine auswärtige Stellung meldete, die Erlaubniß zum fremden Staatsdienste, und war daher nach württembergischem Gesetze als württembergischer Staatsbürger zu betrachten. Er beruft sich auf seine monarchische Politik. „Nicht nur die Person des Regenten, die Monarchie selbst in ihrem Kampf gegen Pöbelherrschaft oder Ochlokratie sowohl, als gegen Magnatenwillkür oder Oligokratie, ist mir, sagt er, in Wort und Thaten heilig.“ Er nennt denjenigen, der dem Könige andere Gründe seiner Reise nach Württemberg, als die wegen seines Sohnes, meldete, „einen unklugen Verläumder.“ Die „Gesandtschaft Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs Ludwig von Baden,“ deren „Schutz er nicht implorirt,“ wird er zu Stuttgart „auffordern müssen, sich um die Wahrheit seiner Angaben genau zu erkundigen.“ Er fleht „den Schutz Seiner Majestät Höchst selbst an.“ „Des angestammten Regenten meines Geburtslandes, sagt er, eigene Gerechtigkeitsliebe wird mir Recht gewähren.“ — „Wie Ew. Majestät Gewissen und Rechtssinn, schließt die

Eingabe, die mir widerfahrene schwere Ehrenkränkung zu heben beschließen werden, hat devotest zu erwarten

Euer Königlichen Majestät

unterthänigster,

der großherzogl. bad. geh. Kirchenrath und

Prof. Dr. H. E. G. Paulus."

An demselben Tage ging er von Ludwigsburg nach Stuttgart zurück, ohne sich aus dem württembergischen Staate zu entfernen. Das Residenzpolizeiministerium erlaubte ihm aus Rücksicht auf seinen kranken Sohn, bis zur Ankunft eines weiteren königlichen Befehls daselbst zu verweilen. Am 22. Juli traf der Erlaß des Königs an den Minister der Residenzpolizei ein, in welchem Paulus gestattet wurde, daß, „falls der Krankheitszustand seines Sohnes seine Anwesenheit in Stuttgart nothwendig mache," man ihm „solche für die Dauer der Krankheit, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung gestatten wolle, daß Paulus sich mit seinem Ehrenworte verpflichte, weder schriftlich noch mündlich auf die diesseitige Verfassungsangelegenheit einwirken zu wollen." Der Befehl „zu seiner Entfernung im Allgemeinen" konnte nach den Worten dieses Erlasses nicht zurückgenommen werden, da man „die Einmischung eines Fremden, als welcher Paulus, so lange seine auswärtigen Dienstverhältnisse beständen, hier in jedem Falle betrachtet werden müßte, in die innere Angelegenheit des Landes, welche Einmischung er seit längerer Zeit notorisch durch Wort und That und namentlich durch mehrere, in der Verfassungsangelegenheit erschienene Flugschriften auszuüben versucht hätte, in keinem Falle dulden würde, noch dulden könnte." Paulus schrieb nun an den Minister der Residenzpolizei am 23. Juli, nachdem er schon früher an den großh. bad. Staatsminister, Freiherrn von Berstett, wegen dieses Gegenstandes (17. Juli) ein Schreiben abgeschickt hatte. Am 24. Juli reiste er, ungeachtet sein Sohn noch nicht vollkommen genesen war, mit seiner Familie aus dem württembergischen Lande ab, indem er bald darauf (27. Juli) von Heidelberg aus einen Brief an den Minister der Residenzpolizei, Freiherrn v. Phull, schrieb. In diesem Schreiben erklärt er: „Daß ich mich, sobald ich die Zeit gewinne, noch einmal an Sr. Majestät Gerechtigkeit wende, fordern die den Gelehrten als den Freimüthigeren so gefährlich drohenden Zeitumstände doppelt stark." Einen Monat nachher verlor Paulus

seinen einzigen, theuren Sohn Wilhelm, der kaum reconvalescent nach Hause gebracht, aufs Neue erkrankte, und am 28. August jenes Jahres (1819) starb. Wir werden im Verlaufe der Darstellung des häuslichen Lebens unseres Gelehrten darauf zurückkommen.

Am 27. Juli übersendete Paulus seine zweite Erklärung an den König. Der erneuerte Befehl seiner Entfernung aus Württemberg veranlaßte ihn „zur unvermeidlichen Wiederholung seines angelegentlichsten Bittens um Regentengerechtigkeit.“ Das Entfernungsrescript beruft sich darauf, daß seine Gegenwart,“ sicherem Vernehmen nach nur politische Einmischungen und Umtriebe zum Zwecke habe, diese aber von der Regierung nicht geduldet werden können.“ — „Eben diese Motive, erwiedert Paulus, beginnen gegenwärtig die Zeitworte werden zu wollen, vermöge welcher eine neue geheime Polizei Universitätslehrer wie Staatsverbrecher mit höchst gehässigen, dem Landesverfassungsrecht nicht gemäßen Untersuchungen ihrer vertraulichsten, privatrechtlichen Verhältnisse zu überraschen sucht.“ „Kein ehrlicher Mann darf es darauf ankommen lassen, wie weit erst die nachher oft nicht zu vergütenden Folgen gehen möchten.“ ... „Meine Ehre und mein Familienglück ist mir so theuer und unverletzlich, als irgend einem, welchen Gottes, des Allwissenden, Sonne, über Gute und Böse leuchtend, bescheint.“ „Schon Jesus Christus sagte seiner Obrigkeit: Du hättest keine Macht gegen mich, wenn sie dir nicht gegeben wäre von Oben! Deßwegen hat der, welcher mich dir angibt, größere Sünde“ (Evangel. Joh. 19, 11). „Der gesetzmäßige, verfassungstreue Regent ist deßwegen über alle Verantwortung erhaben, weil er desto unfehlbarer jeden, der seiner Gewissenhaftigkeit falsche Angaben unterlegt, zur öffentlichen Ehrenrettung der Unschuld verantwortlich macht.“ Paulus ist in diesem Schreiben „bereit, jeden Augenblick demjenigen gegenüber gestellt zu werden,“ welcher seine „Einmischungen“ und „Umtriebe“ als „sicher zu vernehmen“ gab. Er nennt sich „einen parteilosen Freund der Verfassungsfreunde.“ Schon, ehe dieses Schreiben nach Stuttgart gelangte, schrieb der Residenzpolizeiminister, Freiherr von Phull, an ihn am 25. Juli 1819, daß er von Sr. Majestät, dem Könige, autorisirt worden sei, ihm „zu eröffnen, wie Seine königliche Majestät in die Verfügung, daß dieser weder in Ludwigsburg, dem jetzigen Sitz der Ständeversammlung, sein, noch überhaupt in die landständischen Angelegenheiten (Württembergs) sich mengen, oder Württemberg verlassen

möchte, durchaus Nichts hineingelegt haben, noch hineingelegt wissen wollten, was in der öffentlichen Meinung sowohl, als in den staatsrechtlichen Verhältnissen, Ihnen (Paulus) irgend einen Nachtheil zufügen könnte." „Von dem Gedanken durchdrungen, fuhr das Schreiben fort, daß die Wünsche des württembergischen Volkes nur allein durch seine einberufenen Stellvertreter dem Könige rein und wahr dargebracht werden können, und daß mithin jeder Einfluß eines Dritten zu verhindern sei, war bei des Königs Majestät die Erlassung jener Verfügung erzeugt, von der das scheinbar in ihr enthaltene Herabwürdigende hiemit auszutilgen, durch die Gerechtigkeitsliebe des Königs mir hiedurch vergönnt ist." Mit inniger Freude erfüllte ihn diese Genugthuung, wie er solches in einem Briefe an den Freiherrn von Phull vom 28. Juli ausspricht. Paulus spricht in diesem Schreiben, wie bei jeder Gelegenheit, seine ungeheuchelte Hochachtung und Verehrung gegen den Gerechtigkeitssinn und die edle Humanität des württembergischen Regenten aus.

Damit war die im ersten Augenblicke sehr unangenehme Geschichte erledigt. Auch im Namen seines damaligen hohen Landesregenten, des Großherzogs von Baden, erhielt unser Gelehrter von dem Minister von Berstett „beruhigende Ansichten des Geschehenen." Den ganzen Verlauf stellte Paulus in einer besondern Druckschrift dar. [25]) Er schließt dieselbe mit den Worten: „Das Rechte zu thun, Wahrheit gerne zu sagen und mir sagen zu lassen, das wohlerworbene Vertrauen gerechter Obern aber und aller unparteiischen Beobachter durch unabläßige Erfüllung meiner Amtspflichten und unverheimlichte Darstellung meiner Einsichten, Gründe und Gesinnungen zu bewahren, wird immer die Regel meines Lebens bleiben."

Die Herausgabe der politischen Schriften über Württemberg gab zunächst die Veranlassung zum Erscheinen seiner politisch-kirchlichen Zeitschrift Sophronizon, welche ihm allein einen bleibenden Namen in der Literatur sicherte, wenn er auch sonst nichts geschrieben hätte. Die Zeitschrift wurde in dreizehn Jahrgängen von 1819 — 1831 herausgegeben. Jeder Jahrgang umfaßt einen Band, jeder Band bis zum Jahre 1822 4 Hefte, von da an bis 1831 6 Hefte. [26]) Das Hauptmotto, das allen

---

[25]) Zur Sicherung meiner Ehre, Aktenstücke als Manuscript für Freunde und unparteiische Beurtheiler. Von Dr. Heinrich Eberh. Gottl. Paulus, u. s. w. Heidelberg, 1819, neue akademische Buchhandlung von Karl Groos. 60 S. 8.

[26]) Sophronizon oder unparteiisch-freimüthige Beiträge zur

Heften vorausgedruckt ist, spricht in Kürze und treffend das politische und religiöse Glaubensbekenntniß des Verfassers aus.

„Hauptfrage: Wie soll es besser werden? Antwort: Werden wir besser, bald wird Alles besser seyn!“

Der Verf. umfaßt in dieser Zeitschrift drei Fächer, neuere Geschichte, Gesetzgebung und Statistik, und zwar sowohl in Bezug auf den Staat, als hinsichtlich der Kirche. In diesen drei Fächern will er erstens die „Begriffe“ und „Urtheile berichtigen,“ zweitens „Notizen über Zeitverhältnisse, größere oder kleinere, wenn sie Einfluß auf Wohl und Wehe der Mitmenschen haben oder hatten, sammeln,“ drittens „Vorschläge,“ wie es „besser werden könnte und sollte,“ geben. „Bedürfnisse,“ sagt er, „und Leidenschaften regieren die Welt.“ „Ideen und berichtigte Begriffe“ müssen sie regieren. Wir können „das Böse nur durch das Gute überwältigen.“ Das „Recht“ soll auf die „Pflicht“ zurückgeführt werden. Es soll nur dann gelten, wenn es „zur Pflichterfüllung Mittel ist.“ Die „Monarchie“ ist durch „ihre Anlage und Tendenz zur Minderung der Leidenschaft psychologisch zu empfehlen.“ — Die „Statistik“ muß auch „auf die Gemüthsart und Sitten, auf die moralischen so sehr, als auf die physischen Kräfte achten; sie soll nicht blos eine „sammelnde,“ sie soll eine „denkende und raisonnirende“ Wissenschaft seyn. — „Bei der Hoffnung auf Besserwerden ist „die erste Frage“: „Wo liegen die Fehler?“ Man muß auf ihre „letzten Ursachen“ zurückgehen. Jeder suche in seinem Kreise zum Besserwerden „vorzubereiten, beizutragen, nachzuhelfen.“ Man soll nicht an das „Umstürzen“ denken, ehe „der neue Bau vorbereitet ist.“ „Je mehr von dem, was schon steht, stehen bleiben kann, desto wohlthätiger wird die Bauveränderung seyn.“ Denn nicht mit „Steinen,“ sondern mit „lebendigen Wesen“ wird gebaut, welche es fühlen, wenn etwas von ihnen „abgekeilt und abgemeißelt wird.“ Es ist leichter „abhauen,“ als den „lebendigen Baumaterialien etwas Besseres lebendig anfügen.“ „Befehle, Verfassungsparagraphen, Zusagen allein sind der Nervensaft nicht, der das

---

neuern Geschichte, Statistik und Gesetzgebung der Staaten und Kirchen. Erster Band, vier Hefte, Frankfurt am Main bei den Gebrüdern Wilmans, 1819, gr. 8. Zweiter Band, 4 Hefte, 1820. Dritter Band, 4 Hefte, 1821. 4. Band, 4 Hefte, Heidelberg bei Oswald, 1822, V., VI., VII., VIII., IX. Band, jeder zu 6 Stücken, 1823—1827, X. Band 1828, 6 Stücke, XI. bis XIII. Band, 1829—1831, Heidelberg bei Winter, jeder Band zu 6 Stücken. Supplementheft, 1831.

Neuhinzugekommene lebendig macht." Bei der Aufnahme der Aufsätze will Paulus die Angabe des „Grundes, nicht des Namens." Man sollte durch die Begründung dahin kommen, in Deutschland nicht mehr „eine öffentliche Meinung," sondern ein „öffentliches Urtheil" zu haben. Die Macht darf sich nie „vor offener Beurtheilung" scheuen. Die „sicherste Controle" für den „Regenten" ist, wenn er „seine Rathgeber" nöthigt, ihre „Operationen öffentlich zu machen." Durch „ungestörte volle Urtheilsfreiheit" wird das Gute und Schlimme „solcher Operationsplane ans Licht gezogen" .... Vor Allem aber darf „kein Mensch dem andern seine Geschichte verfälschen." „Wer gebietet, wer durch Machtmittel dahin arbeitet, daß etwas, das in die Geschichte kommen kann, nicht, oder halb, oder nur in verschönerter Gestalt" bekannt gemacht werden darf, ist „ein Verfälscher der Geschichte, des allgemeinen Spiegels praktischer Wahrheit."

Der Sophronizon ist nicht nur durch seine sehr anziehenden, meist von Paulus herstammenden, dem vernünftigen Fortschritte in Kirche und Staat zugewendeten Aufsätze, welche meist Fragen des Tages behandeln, oft aber auch in sehr anziehender Weise die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen, und über diese bedeutende Aufschlüsse geben, sondern auch durch wichtige, politische und kirchliche Urkunden ein für die Zeitgeschichte sehr bedeutendes Hülfsmittel, das Paulus Namen populärer machte, als irgend ein anderes von ihm geschriebenes Buch. Die Abhandlungen waren theils der Beurtheilung der leitenden Principien der Gegenwart, theils den politischen und kirchlichen Verbesserungsvorschlägen, theils dem Kirchen- und Staatsrechte zugewendet. Auch wurden unter aufklärenden Rückblicken in die Vergangenheit die, wie man jetzt sagt, brennenden Fragen des Tages behandelt. Am meisten Aufsehen machte gleich im Anfange des Sophronizon der in dem dritten Hefte des ersten Bandes stehende Aufsatz von Johann Heinrich Voß: „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?" [27]) Bald wurde derselbe, der so großes Aufsehen machte, auch als besonders gedruckte Abhandlung ausgegeben. Paulus aber gab in dem nämlichen Hefte eine von ihm verfaßte Abhandlung von der „Glaubwürdigkeit der Stolbergischen Geschichte der Religion Jesu Christi." [28]) Derselbe schließt seine sehr merkwürdige, viele wichtige historische Aufschlüsse enthaltende Beurtheilung des Stolberg'schen Geschichtswerkes mit den Worten: „Das jetzige römisch-hierarchische System ist allerdings

---

[27]) Sophronizon, Bd. I., Heft III., S. 1—113.

[28]) A. a. O. S. 131—185.

ein in sich selbst künstlich zusammengefügtes Gebäude. Es beruft sich darauf, daß Jesus auch seine Gemeinde als ein Gebäude beschreibe, welches er auf Petrus oder Petra bauen wolle. Das römische Gebäude, weiß man wohl, ist auf falsche Dekretalien, auf eine aus den heterogensten Theilen gemischte, kanonische Gesetzgebung, auf Gregor VII., Innocenz III., Bonifacius VIII. gebaut. Es ist ein Gebäude. Petrus ist auch der Felsen eines Gebäudes. Aber der Zwischenraum zwischen dem Felsen Petrus und dem Mittelaltersgebäude ist und bleibt leer. Auch, was Stolbergs Andächtigkeit aus den ersten drei Jahrhunderten dazwischen schieben wollte, damit der Fels Petrus mit jenem Hierarchiegebäude zusammenhängend erscheine, ist durchaus das nicht, wofür er es ausgibt. Der Fels liegt fest. Jenes Hierarchiegebäude aber schwebt, so lange die Meinung und die nicht prüfende Unwissenheit es so schweben läßt, in der Luft. Leer ist der Zwischenraum. Daher war es der Mühe werth, wieder einmal zu zeigen, daß auch ein Stolberg'sches falsches Einschieben von ununterbrochener Traditionsauctorität die große leere Lücke zwischen dem Felsen und der Meinungsmacht nicht ausfülle. Dixi et salvavi animam meam" [29]). Die Paulus'sche Recension ist ruhiger gehalten, als der Voß'sche Aufsatz. Der letztere brachte viele Aufregung hervor. Schon unter dem 3. Februar 1820 erließ das Großh. Badische Staatsministerium an Paulus die Warnung, „bei Auswahl der Aufsätze für die Zeitschrift Sophronizon behutsam zu seyn und keinen Anlaß zu gegründeten Beschwerden einer Confession so wenig, als eines Standes, zu geben." Jener erklärte sogleich in einem an den landesherrlichen Commissär der Universität Heidelberg, Freiherrn von Hohnhorst gerichteten Schreiben vom 12. Februar d. J., daß er „diese Warnung, wie jede obrigkeitliche Verordnung, nach Gewissen und dem Maaß seiner Einsicht befolgen werde," daß es aber „sehr belehrend" für ihn seyn würde, wenn er aus „der Begutachtung des Großherzoglichen Censurcollegiums sich zu unterrichten Gelegenheit hätte, in welchen Punkten von demselben die zu seinem großen Bedauern Sr. Königl. Hoheit, dem Großherzoge Ludwig vorgelegt wordene Beschwerde gegen den ersten Aufsatz im dritten Hefte seiner Zeitschrift als gegründet angesehen worden sei." Der angeführte erste Aufsatz des dritten Heftes war nämlich der Voß'sche gegen Stolberg; gegen diesen war in Karlsruhe Beschwerde eingelegt worden, und auf diesen hatte man Paulus bei der Verwarnung des

---

[29]) A. a. O. S. 184 u. 185.

Staatsministeriums hingewiesen. Am 12. März 1820 erhielt der Herausgeber des Sophronizon die Erklärung des Obercensurcollegiums mit der Unterschrift des katholischen Staatsrathes von Gulat. Auch in diesem Rescripte wurde abermals lediglich nur der Voß'sche Aufsatz als anstößig bezeichnet und von diesem bemerkt, „daß er leidenschaftliche Ausfälle nicht blos gegen die römische Kirche und ihre Kurie, sondern gegen die Gesammtheit der Katholiken selbst" enthalte. Es wurde der „darin herrschende Geist einer ungeregelten Toleranz" getadelt und namentlich auf Seite 110 des dritten Heftes hingedeutet, welche „eine Aufforderung zur öffentlichen Gewalt in sich schließe." Die Erklärung schloß, man „versehe sich zu ihm (dem Herausgeber Paulus), er werde sich künftig bei der Auswahl der in sein Journal aufzunehmenden Aufsätze mehr von dem Geist der christlichen Sanftmuth leiten lassen und sich überhaupt in den Gränzen jener Grundsätze halten, welche Seine Königliche Hoheit in der den Universitäts-Kommissarien ertheilten Instruktion in Hinsicht auf Religionslehren und Religionsgebräuche aller christlichen Confessionen ausgesprochen habe."

Noch einmal erhielt Paulus von seinem damaligen Landesfürsten, dem Großherzoge Ludwig, unter dem 25. Februar 1826, kurz vor dem Tode seines Freundes Voß (gest. 29. März 1826), ein Schreiben, welches die Tendenz einzelner Aufsätze im Sophronizon mißbilligte. Es geschah dies in jener Zeit, in welcher auch Voß ein Verweis wegen seines polemischen Benehmens eröffnet werden sollte, den jedoch, da jener krank darniederlag, und bald darauf starb, der damalige Prorektor, Geheimerrath Tiedemann, um seinem leidenden Freunde die letzte Aufregung zu ersparen, zurückhielt. In edelm Tone und mit Freimuth vertheidigte sich Paulus in einem Briefe an seinen Regenten vom 10. März jenes Jahres. „Euer Königlichen Hoheit," schrieb er dem von ihm innig verehrten Landesfürsten, „tadelndes, doch nicht ungnädiges, Höchsterlassenes Schreiben vom 25. Februar habe ich mit pflichtschuldigster Ehrfurcht, aber zu meinem tiefen Kummer erhalten. Gnade und Gerechtigkeitsliebe des zu meiner Zurechtweisung sich herablassenden Landesregenten vergönnen mir, in Unterthänigkeit meine devotesten Erwägungen vorzulegen, für welche ich inständigst, damit Euere Königliche Hoheit nicht fälschlich berichtet werden können, um gnädigstes vollständigstes Gehör bitte. Unterthänigst und von Herzen danke ich für die höchstwichtige Warnung gegen Eifern und Polemik. Ich begreife jetzt selbst, daß sogleich die erste Note im 6ten Hefte von 1825 [30])

---

[30]) Die angeführte Note steht Sophronizon Bd. VII., Heft I., S. 1

zwar nicht unwahr, auch durch den Aufsatz des Römers Fea für das indirecte Dominium des Papstes über die Souveräne, weil er die römische Censur erhielt, sehr motivirt, doch gerade als die erste der Noten zu heftig und auffallend erscheint. Zur Folgsamkeit verbunden und geneigt, werde ich meine Worte überall noch mehr zu erwägen suchen."

„Polemik als dasjenige schlimme theologische Kriegführen, nach welchem der Gegner in Allem Unrecht haben soll, strebe ich dadurch zu vermeiden, daß ich gar gerne auch rühmend angebe, wo ich ihn recht habend finden kann. Ich habe z. B. sehr gerne die katholische Kirche gegen ein ohne kirchliche Genehmigung jesuitisch gebrauchtes, sehr anstößiges Glaubensbekenntniß überzeugender vertheidigt, als die deßwegen aufgetretenen katholischen Gelehrten. Ich unterscheide immer ausdrücklich die katholische Kirche überhaupt und besonders, wie sie unter wohlunterrichteten, selbstständigen, deutschkatholischen Bischöfen und Kapiteln seyn und werden kann, aus inniger Ueberzeugung gar sehr vom Kirchenregiment der römisch-päpstlichen Kurie, das so vieles, von dem großen Concilium in Konstanz Verworfenes unter seine Rechte setzt, und, wie der nur bedingt geleistete Konstitutionseid der Bischöfe in Baiern beweist, den Bischöfen und Geistlichen mehr Gehorsam gegen die Kirche zu Rom, als gegen die Landesregierungen zumuthet. Päpstliche Uebertreibungen dieser Art scheinen nur zugelassen zu werden, weil sie, von römischer Seite beharrlich wiederholt, für altherkömmliche ächte Bestandtheile des katholischen Glaubens gehalten werden mögen, was sie sicher und auch nach den in Oesterreich beibehaltenen Grundsätzen nicht sind."

„Meine höchste Landesregierung unbefragt berathen zu wollen, wäre thöricht und unbescheiden, weil sie, wenn sie meine Meinung wissen will, mich aufzufordern das Recht hat. In meinem Begleitungsschreiben der Sophronizonshefte, worauf ich mehrmals, so erfreuliche Versicherungen der höchsten Huld zu erhalten, das unvergeßliche Glück hatte, war meine Absicht nur, Hauptpunkte des Inhalts in zeitersparender Kürze hervorzuheben."

„Seit schon in meinem 19ten Jahre Herzog Carl von Württemberg auf mich gnädigste Aufmerksamkeit richtete, wurde ich durch ihn gewöhnt, meinen höchsten Behörden mich, so wie ich bin, offen und ver-

---

u. 2, und bezieht sich auf die Paulus'sche Recension einer in Rom 1825 mit der dortigen Censurerlaubniß erschienenen Druckschrift des römischen Advokaten Dr. Carlo Fea „Ultimatum für die indirekte Oberherrlichkeit des heiligen apostolischen Stuhles über die weltliche Macht der Souveräne."

trauensvoll zu zeigen. Ich that dies eben so redlich, auch wohl aufgenommen, bei den Landesregenten von Weimar und Baiern. Denn immer bin ich aus freier Ueberzeugung für gesetzmäßige Monarchie und selbstständige Souveränetät."

Das Concept dieses Briefes umfaßt 16 Blätter und schließt mit den Worten:

„So schmerzlich für mich auch das schonendste Mißfallen des Regenten ist, so ehrfurchtsvoll und devotest danke ich, daß Euere Königliche Hoheit mir die Gründe zu entdecken, die höchste Gnade hatten. Möchten nur diese Blätter, wegen deren Ausführlichkeit mich die Rechtfertigungspflicht Vergebung hoffen läßt, huldreicher Aufnahme gewürdigt werden. Ich weiß und bedenke gerne, daß ich mich vor einem Regenten erkläre, dessen langgeübte Menschenkenntniß Ihn das „Vertraue," zugleich aber auch mit dem bedeutungsvollen: „Schau', wem!" als Sinnspruch zu wählen bewogen hat."

„In pflichtschuldigster Devotion beharre ich

Euerer Königlichen Hoheit

unterthänigst treu gehorsamster

H. E. G. Paulus."

Nie mehr erhielt Paulus von diesem Augenblicke an irgend wie über seine Schriften von einer Behörde eine tadelnde Aeußerung. Im Gegentheile liegen viele Briefe von Ihren Königlichen Hoheiten, den regierenden Großherzogen Leopold und Ludwig, von Seiner Großh. Hoheit, dem Markgrafen Wilhelm von Baden, auch von den Ministern v. Berstett, Reizenstein und L. Winter, so wie von hochgestellten Männern auswärtiger Regierungen, wie den Herren von Kampz und von Otterstedt vor, in welchen die Anerkennung seiner ausgezeichneten schriftstellerischen Leistungen in ehrendster Weise ausgesprochen wird.

Keine unter seinen Arbeiten im Sophronizon hat ihm aber größere Anerkennung und Auszeichnung verschafft, als seine Beleuchtung und Untersuchung des berühmten Fonkschen Prozesses.

Die Leiche eines jungen Kaufmanns, Wilhelm Cönen, wurde unterhalb Köln im Rheine am 19. December 1816 gefunden. Am Kopfe zeigten sich bedeutende Verletzungen, eine Wunde über dem linken Auge, am Hinterhaupte, auf dem Scheitel, am Halse, gegen die Brust. Der Verdacht fiel auf Peter Anton Fonk, Kaufmann in Köln (geb. um 1781), Mitglied einer angesehenen und reichen Familie zu Goch bei Cleve, mit welchem der Prinzipal des ermordeten Cönen, Apotheker Schröder zu

Crefeld, Geldgeschäfte hatte. Fonk wurde nach Auffindung der Leiche seit dem 22. December 1816 von Gensdarmen bewacht, und sein Küfer, Christian Hamacher, welchen man ebenfalls für verdächtig hielt, am 31. Januar 1817 festgenommen. Hamacher ward in einen dunkeln und feuchten Kerker geworfen, und gestand nach langwieriger Verhaftung dem Generalprokurator von Sandt, daß Fonk in der Nacht vom 9. auf den 10. November in seinem Hause mit seiner Beihülfe den Cönen ermordet habe. Erst am 16. April 1817 wurde dieses gegen Fonk gerichtete Hamacher'sche Geständniß in gerichtlicher Form niedergeschrieben. Hamacher wiederholte das Geständniß am 9. Mai, widerrief aber bald darauf die ganze Erzählung, und blieb von da an bei seinem Widerrufe. Er gab an, daß ihn der Generalprokurator v. Sandt selbst zu diesem Geständnisse verleitet habe. Die gerichtliche Verhandlung blieb bis zum 9. Oktober in den Händen der Untersuchungsbeamten zu Köln, und wurde dann wegen des gefürchteten Einflusses der reichen Familie Foveaux, mit welcher Fonk verschwägert war, dem Kreisgerichte zu Trier übergeben. Ein Urtheil dieses Gerichtes vom 23. Juni 1818 erkannte die Anklage gegen Hamacher, sprach aber Fonk von der Instanz frei. Noch einmal wurde Fonk in Köln eingezogen und wieder frei gelassen, Hamacher in Trier aber am 31. Oktober 1820 als Gehülfe der That zu 16jähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Zum drittenmale ward jetzt Fonk 3. November 1820 verhaftet, die Untersuchung bis Juni 1821 geführt und die Verhandlung gegen ihn vor den Assisen zu Trier am 22. April 1822 begonnen.

Nach siebenwöchentlicher Verhandlung erklärten die Geschwornen zu Trier mit 7 Stimmen gegen 5 den Peter Anton Fonk des in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1822 an Wilhelm Cönen begangenen Mordes für schuldig, und der dortige Assisenhof verurtheilte ihn zum Tode. Sein Gesuch um Cassation des Urtheils wurde vom Revisionshofe in Berlin verworfen. Kein Umstand sprach gegen Fonk als Mörder Cönens, als das wiederholt entschieden und beharrlich, mit Angabe der Gründe seiner Lüge zurückgenommene Geständniß des bildungslosen und unbesonnenen Küfers Hamacher. Berühmte Juristen wunderten sich über die Verurtheilung Fonk's durch die Geschwornen. K. S. Zachariä sagte in seiner Recension der Fonk'schen Prozeßsache [31]): „Ich will nicht bergen, daß ich ein Freund des Schwurgerichts (der Jury) bin. Ohne Schwurgericht kann sich keine der Freiheit huldi-

---

[31]) Heidelberger-Jahrbücher, Jahrg. 1822, Ergänzungsheft, S. 10.

gende Verfassung auf die Dauer halten. Das ist die Meinung und Lehre der Briten" ...... „Wenn Fonk von den Geschwornen wahrheitswidrig für schuldig erklärt ist, so ist der Grund einzig in der Organisation zu finden, welche erst das französische Recht den Schwurgerichten gegeben hat."

Alle andern Gegenstände wurden im Sophronizon auf die Seite gestellt. Denn sie verdrängte in der Seele des edeldenkenden Menschenfreundes alle der Gedanke an die Möglichkeit eines Justizmordes, den eine offene und genaue Sachdarstellung der verhängnißvollen Geschichte verhüten konnte. Dieser wurde der ganze Jahrgang 1823 der immerdar dem Rechte und Lichte geweihten Zeitschrift Sophronizon gewidmet.[32]) Paulus wies mit ausgezeichnetem Scharfsinne die in Hamacher's im Kerker gemachten Geständnisse, welches er eine „Kerkerlüge" nennt, enthaltenen Widersprüche nach; er prüfte und sonderte alles genau in den Angaben von 247 Zeugen, er sammelte alle für die Unschuld Fonk's sprechenden Data, er stellte jedem scheinbaren Beweise den Gegenbeweis gegenüber, und zeigte, daß zuletzt kein Beweis übrig bleibe, als das von Hamacher selbst widerrufene Geständniß, er wies nach, daß Fonk zweimal auch nach abgelegtem Geständnisse Hamachers losgesprochen worden sei. Keine Persönlichkeit von Bedeutung kommt in dem ganzen Prozesse vor, die nicht in dem Paulus'schen Sophronizon ihre treffende Charakteristik findet. Kein Jurist konnte die Sache schärfer und umfassender untersuchen, als dies Paulus that. Die Hefte des Sophronizon, welche Fonk betrafen, wurden auch in der Form einer besondern Abhandlung [33]) dem Drucke übergeben, und erregten damals unter allen Menschenfreunden und denkenden Rechtsforschern die vollste Theilnahme.

Seine Untersuchung des Fonk'schen Prozesses im Sophronizon schloß er mit den Worten [34]): „Man sagt uns: Fonk bittet nicht um Begnadigung, und doch kann der König kein Geschwornenurtheil rechtlich aufheben. Einigen scheint dieses Dilemma unlösbar, so daß Fonk am Ende im Zwischenzustand eingekerkert zu Grunde gehen müßte. Aber nein! — Willkür kann und wird allerdings nicht eintreten. Der höchsten Staats-Oberaufsicht hingegen gebührt die Bestätigung solcher Urtheile. Die Be-

[32]) Sophronizon, Jahrg. 1823, Bd. V, Heft 1 u. 2, Heft 3, Heft 4.

[33]) Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonk-Hamacher'schen cause célèbre. Heidelberg, 1823.

[34]) Sophronizon, Jahrgang 1823, Bd. V, Heft 3, S. 188 u. 189.

stätigung wird weder gegeben, noch verweigert ohne Prüfung und Rath der obersten Justizstelle. Gibt der Staatsregent nach dieser rechtlichen Berathung die Bestätigung nicht, so hat das Urtheil keine Folge. Läßt der Regent sogar die rechtlichen Gründe angeben, warum Se. Majestät die Sentenz nicht bestätigen könne, so tritt das Warum des Rechts gegen das Unrecht in das volle Tageslicht. Die rechtlich begründete Nichtbestätigung ist die rechtlichste Wiederherstellung des unrichtig Beurtheilten und zugleich die rechtlichste Warnung gegen die sichtbar gewordenen ungeheuren Mängel der Napoleonischen Criminal-Instruktion und Jury, aus welcher die Berichtigung beider als die wohlthätigste Folge des einzelnen Urtheils hervorgehen kann."

Am 4. August 1823 schrieb v. Kampz aus Berlin an Paulus, der sich an ihn wegen Fonks Befreiung gewendet hatte: „Seine Majestät, der König haben den Fonk vollständig begnadigt, wie ich so eben erfahre. Die darauf sich beziehenden Verfügungen werden ungesäumt erlassen. So hat denn endlich das materielle Recht über Unrecht und Kabale gesiegt" .... „Es ist für mich einer der glückseligsten Augenblicke, die ich lange, sehr lange erlebt habe. Mit der Freude und mit der Dankbarkeit für den König verbinde ich die Dankbarkeit für Sie, theuerster Gönner, der Sie so unablässig und so tiefgründlich für das Recht und für die Gerechtigkeit gekämpft und dadurch ein so großes Verdienst um letzte erworben haben. Mit innigster Verehrung wird die Nachwelt Ihren Namen auch in dieser Beziehung nennen. Hamacher ist ebenfalls begnadigt." Am 10. August jenes Jahres wurden Fonk und Hamacher durch die Gerechtigkeit des Königs von Preußen freigesprochen.

Viele Briefe von Fonk's Schwiegervater, Foveaux in Köln, liegen vor, aus denen die dankbare Gesinnung der Familie Fonk gegen Paulus, das Bewußtsein der vollsten Unschuld seines Schwiegersohnes und das Streben, dem Mörder Cönens auf die Spur zu kommen, hervorgehen. In einem solchen vom 26. December 1824 schrieb Foveaux: „Fonk und meine Tochter leben stille und zurückgezogen in Goch, fühlen ihre Verluste und die Folgen der gelittenen Verfolgungen sehr hart. Er bat Se. Majestät um eine Anstellung oder hinlängliche Entschädigung für erlittene Unbilde. Letzteres ward abgewiesen. Für Ersteres aber hieß es in der Antwort, er möge sich deßhalb an die Behörden wenden." Ein Freund Foveaux's, Kreuser, schrieb am 29. December desselben Jahres aus Köln: „Fonk selbst befindet sich in Goch bei seiner Mutter

und seine treffliche Frau ist schon wieder mit einer Tochter niedergekommen. Das edle Paar befindet sich in einer traurigen Lage. Das Vermögen ist beigezehrt, und an eine Anstellung Fonk's wird sobald nicht gedacht werden. Ich fürchte, daß die Kraft des armen Dulders, dem man Alles nahm, nichts wiedergab, sich allmählich aufreiben wird; denn eine solche langsame Quälerei zerstört mehr und schneller, als das gewaltigste Unglück, bei welchem die Seele ihre ganze Kraft versammelt. Ueberhaupt ist die ganze Familie und so insbesondere auch Herr Foveaux durch die langjährigen Leiden gebrochen, und ist froh, der lang entbehrten Ruhe einmal genießen zu können."

Auch hier half der König. Fonk war nicht nur mit Hamacher unter dem 9. Oktober von den Gerichtskosten, welche sich auf 150,000 Franks beliefen, freigesprochen worden, sondern er erhielt wirklich auch später auf seine bei den Behörden eingereichte Eingabe eine Anstellung.

Die ersten Kriminalisten Deutschlands nahmen mit der größten Anerkennung Paulus' Kampf für die gute Sache auf. Merkwürdig ist der Brief, den ihm der berühmte Kriminalist, Anselm von Feuerbach am 24. Februar 1823 von Ansbach schrieb:

„Gestern feierte ich einen schönen Sonntag. Sie, verehrungswürdiger Freund, edler Kämpfer für Licht und Recht, hatten mich auf das Erfreulichste durch Ihr Briefchen vom 17. Februar überrascht und in der gründlichen, in jedem Betracht herrlichen Abhandlung über den nicht blos durch das Schicksal eines unglücklich Verfolgten, sondern auch als unerschöpfliche Quelle der wichtigsten Betrachtungen in juridischer, legislativer und psychologischer Hinsicht äußerst wichtigen Fonk'schen Prozeß mir einen lange entbehrten Genuß bereitet. Ich glaubte bisher, es sei nicht möglich, über diese sonst so vielfach besprochene und vielseitig beleuchtete Sache noch etwas Neues zu sagen. Sie haben mich eines Andern überzeugt. Nirgends finde ich z. B. das kaufmännische Geschäftsverhältniß zwischen Fonk und Schröder so hell beleuchtet, als in Ihrem Aufsatze S. 40 ff. Alles, was Sie hie und da über die Scheußlichkeit der französischen Prozedur und des französischen sogenannten Geschwornengerichts bemerken, ist die einleuchtendste Wahrheit, welche in Frankreich selbst allgemein anerkannt und nur in Deutschland von unsern Parteigängern und den besonders am Rheine spukenden Lügengeistern verkannt, oder vielmehr frech und keck wider besseres Wissen und Gewissen — denn so dumm ist dort Niemand, selbst daran zu glauben — abgeläugnet wird. Wegen der Betrachtungen S. 79 ff. und der

herrlichen Apostrophe an den freien Rheinländer S. 86 ff. hätte ich Ihnen dankend um den Hals fallen mögen."

"Ueber die Unschuld Fonk's und den im Fonk'schen, wie im Hamacher'schen Prozesse von den Geschwornen verschuldeten Justizmord kann unter verständigen, parteilosen Menschen keinen Augenblick ein Zweifel bestehen. Alle andern seither berühmt gewesenen Justizmorde, deren die Annalen Frankreichs und Englands gedenken, unterscheiden sich dadurch von dem Fonk'schen, daß dort immer (die Robespièrre'schen und Marat'schen u. s. w. allein ausgenommen) mehr oder weniger starke, zusammentreffende Verdachtsgründe vorlagen. Dieses ist selbst in dem Prozesse des Calas der Fall. Der Fonk'sche steht aber als einziges Exemplar seiner Gattung da. Denn Fonk wurde verurtheilt, ohne daß ihm irgend ein auch nur scheinbarer Verdachtsgrund entgegenstände, und obgleich ihm die allerstärksten Beweise der Unschuld, die man nur immer von einem selbst mit gründlichem Verdacht belasteten Mann verlangen kann, zur Seite stehen. Schon lange habe ich diese Ueberzeugung, und schon oft habe ich sie ausgesprochen. Ein Gutachen habe ich meiner Königin nicht erstattet; sondern die Sache verhält sich so. Im Herbst v. J., als ich mich während der Vermählungsfeierlichkeit unserer Prinzessin zu München aufhielt, knüpfte eines Tages die Königin nach der Tafel ein Gespräch mit mir an, das sehr lange fortgesponnen wurde, und unter Anderem auch den Fonk'schen Prozeß betraf. Sie, die schon aus öffentlichen Blättern ziemlich umständlich davon unterrichtet war, wünschte meine Ansicht darüber zu hören; ich gab dann das Thema mit den Worten an: So gewiß Fonk den Cönen gemordet hat, so gewiß ist derjenige, welcher hier die Ehre hat, E. K. M. gegenüber zu stehen, sein Gehülfe gewesen, wodurch dann eine weitläufige, durch Fragen und Wiederfragen immer mehr in das Detail der Sache eingehende Erörterung herbeigeführt wurde, an welcher die Königin das lebhafteste Interesse bezeugte. Bei dieser Unterredung war eigentlich Niemand zugegen; der König und andere Personen waren an einem entgegengesetzten Ende des Saales; nur einige Hofcavaliere, denen der Verdruß auf dem Gesichte zu lesen war, daß ihre allergnädigste Frau sich in ein stundenlanges Gespräch verliere, — standen in einiger Entfernung seitwärts, und konnten Manches hören. Seitdem wurde dieser Gegenstand eine Zeitlang das Hofgespräch, und es kann sein, daß die Königin in einem Briefe nach Berlin von einem mündlichen Gutachten Gebrauch gemacht hat. Doch ist mir dieses unwahrscheinlich. Indessen

habe ich selbst in einem Briefe nach Berlin, von welchem die Minister Abschrift genommen haben, und welcher auch dem Könige, dem Kronprinzen u. s. w. mitgetheilt worden ist, meine Ueberzeugung niedergelegt" u. s. w. In Bezug auf seinen Sohn, den später in weitem Kreise berühmt gewordenen Philosophen, Ludwig Andreas Feuerbach und die damaligen Zustände der evangelisch-protestantischen Geistlichkeit in Baiern schreibt der Vater in demselben Briefe: „Nächste Ostern kommt mein vierter Sohn, Ludwig, nach Heidelberg, um daselbst Theologie zu studiren. Ich empfehle Ihnen denselben hiemit im Voraus angelegentlichst. Er ist ein sehr edler, allem Guten nachstrebender, mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüsteter Jüngling, der sich nicht des Brodes wegen, sondern aus leidenschaftlicher Liebe der Theologie ergibt. Er wird Ihnen ein kleines Schriftchen von mir mitbringen: „Eine längst entschiedene Frage über die obersten Episkopalrechte der protestantischen Kirche" u. s. w. „Sie macht auf keinen wissenschaftlichen Werth Anspruch, hat aber den Umtrieben unserer von Grund verderbten Geistlichkeit bereits siegreich entgegengewirkt. Diese heillosen Menschen stellten, um ihre projectirte Presbyterial-Hierarchie durchzusetzen, unter Anderm den Satz in der Praxis auf: Unser König, obgleich Katholik, sei berechtigt, die Episkopalrechte der protestantischen Kirche in Person auszuüben, und so wurde denn unserm verehrten Könige von einem Ihnen sehr wohl bekannten geistlichen Herrn das merkwürdige Rescript im eigentlichsten Verstande untergeschoben, in welchem er sich zum obersten Bischof der protestantischen Kirche erklärt, und in dieser Eigenschaft die Wiedererweckung des ächtevangelischen Instituts der Presbyterialhierarchie befiehlt. Ich benützte meine Anwesenheit zu München dazu, über die Umtriebe unserer Geistlichen das nöthige Licht aufzustecken, und es erfolgte nun am 21. December ein Ministerialrescript, welches unter sehr schicklicher Form dem Unwesen ein Ende machte. Wenn alle Dinge, deren sich bei jener Gelegenheit (mit Ausnahme weniger ehrwürdiger Männer) unsere Geistlichkeit schuldig gemacht hat, im Detail bekannt würden, so würde der an sich sehr ehrwürdige Stand eines Geistlichen mit Schmach und Schande bedeckt sein."

Carl Fonk, ein Sohn des unglücklich mißhandelten, durch des Königs Gerechtigkeit aus dem Kerker befreiten, zeigte den am 9. August 1832 erfolgten Tod seines Vaters in ergreifender Weise seinem Vertheidiger von Goch aus unter dem 13. August jenes Jahres an: „Ich erfülle

hiermit die traurige Pflicht, Euer Wohlgeboren das am 9. dieses Monats zwischen 8 und 9 Uhr Morgens erfolgte Ableben meines geliebten Vaters anzuzeigen. Sanft und ruhig verschied er in dem 53sten Lebensjahre und dem 24sten seiner glücklichen Ehe nach einem zehntägigen Krankenlager an den Folgen eines durch ein mehrjähriges Leberübel herbeigeführten Schlagwechselfiebers. Er ruhet nun aus von den unzähligen Leiden, womit er heimgesucht wurde. Ihm ist wohl und besser, als uns, die sich über seinen unersetzlichen Verlust nicht zu trösten vermögen. Wer der nun Verklärte als Gatte und Vater war, wissen Sie, der Sie ihn auch in seinem häuslichen Kreise kannten, und ihn mit Ihrer Freundschaft beglückten. Wer er als Mensch und Dulder unaussprechlicher Leiden war, erkennen Sie um so mehr, da Sie mit Theilnahme und Wohlwollen ihm beistanden, und ihn mit Trost unterstützten. Dank Ihnen, hochzuverehrender Herr, für die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie dem Unglücklichen zollten, Dank Ihnen für die angenehmen Stunden, die Sie dem vielfach Verfolgten bereiteten und tausend Dank Ihnen, daß Sie mit Muth und so glücklichem Erfolge für seine Unschuld kämpften."

Die große Anerkennung der Verdienste, die sich Paulus in der Fonk'schen Sache um die Rechtswissenschaft und Humanität erworben hatte, sprach die juristische Fakultät zu Freiburg im Breisgau aus, als sie unter dem Prorektorate des berühmten Historikers, Carl von Rotteck in ausgezeichnet ehrender Weise diesem unermüdeten Kämpfer für vernünftig-gesetzlichen Fortschritt die Würde eines Doktors der Rechte unter dem 15. Mai 1823 in folgender Form verlieh:

„Quod felix faustumque sit! Auspiciis et auctoritate summi ac potentissimi principis, Ludovici Guilielmi Augusti, Magni Badarum Ducis rel., hujus academiae rectoris magnificentissimi, prorectore magnifico Carolo de Rotteck etc. in literarum universitate Alberto-Ludoviciana ex spontaneo jureconsultorum ordinis decreto, annuente senatu academico, vir celeberrimus, Henricus Eberhardus Gottlob Paulus etc. ob egregia ejus in saniorem juris publici potissimum et ecclesiastici prudentiam merita, multis ac praeclaris ejus lucubrationibus mirifice excultam, quas vel seorsim evulgavit, vel annalibus Heidelbergensibus literariis aliisque, maxime vero editis adhuc quatuor voluminibus inseruit ephemeridum τον σωφρονιζοντος epigraphe insignium, habito

solenni patrum academicorum conventu, jurium doctor rite renunciatus est.

Friburgi Brisgoviae idibus Maji 1823.

De Rotteck	Henr. Amann
h. t. Prorector.	facult. jur. h. t. decanus.
J. A. Mertens,	Ferd. Biecheler,
fac. jur. senior.	Univers.-Syndicus.

Zwei andere Rechtsuntersuchungen im Sophronizon machten ebenfalls kein geringes Aufsehen. Wir meinen die Abhandlung über den Rechtsstreit wegen der Erbfähigkeit der von Joh. Fried. Städel zu Frankfurt am Main am 15. März 1815 gestifteten Kunstanstalt, erschienen im Jahre 1827 [35]) und den Aufsatz über akademische Duellantenvereine im Jahre 1828. [36]) Beide wurden als besondere Werke dem Drucke übergeben. [37])

Der Bürger und Handelsmann, Johann Friedrich Städel zu Frankfurt am Main stiftete durch Testament vom 15. März 1815 eine Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Kunstsachen sammt dazu gehörigen Büchern, welche die Grundlage des „Städel'schen Kunstinstituts" nach seinem Willen bilden sollten, zum Besten der Stadt Frankfurt und ihrer Bürgerschaft. Dieses Kunstinstitut wurde nun zum Universalerben seines ganzen dereinstigen Nachlasses mit alleiniger Ausnahme der Legate ernannt. Fünf Bürger in Frankfurt bestimmte er im Testamente zu Vorstehern und Administratoren dieser Anstalt. Der Erblasser starb am 2. December 1816 mit Hinterlassung eines sich über eine Million belaufenden Vermögens. Das Städel'sche Kunstinstitut wurde durch stadtgerichtliches Dekret vom 10. März 1817 in den wirklichen Besitz der Universalerbschaft unter Administration der bestehenden Vorsteher gesetzt. Nun traten die Intestaterben als Kläger auf, weil die zum Erben bestimmte Anstalt zur Zeit der Testamentserrichtung

---

[35]) Sophronizon, Bd. IX, Heft 4, 1827, S. 63 ff.

[36]) Sophronizon, Bd. X, Heft 4, 1828, S. 1 ff.

[37]) Einfache Rechts- und Verstandesansichten über den Rechtsstreit wegen der Erbfähigkeit der Städel'schen Kunstanstalt von H. E. G. Paulus, Heidelberg, Oswald, 1827. 8. 108 S. Dr. H. E. G. Paulus, wider die Duellvereine auf Universitäten und für die Wiederherstellung der akademischen Freiheit. Nebst Privatnotizen und Betrachtungen über die neuesten Anmaaßungen der Duellvereine auf der Universität Heidelberg. Heidelberg, Oswald, 1828. 84 S. 8.

noch nicht existirte, und der Erbeinsetzung nicht fähig war, da sie keine ausdrückliche vorausgegangene Genehmigung der Staatsregierung hiezu hatte. Paulus weist nun in dieser Schrift nach, daß die Besitzungen eines Eigenthümers wirklich eine bestimmte Stiftungsanstalt durch die Erklärung ihres Eigenthümers, welcher sie dazu bestimmt, werden, daß eine solche Anstalt eine moralische Person sei, und daß sie, um in ein Testament eingesetzt zu werden, als moralische Person nach keinem Gesetze eine Genehmigung, noch weniger eine vorausgegangene Genehmigung bedürfe. Dies sind die „einfachen" Grundsätze, von denen er ausgeht. „Je einfacher, sagt er, desto wahrer und für alle Uneingenommenen überzeugender." [38])

Zur zweiten Schrift über die Duellvereine gab zunächst die in München von Dr. Stephani erschienene Abhandlung „von Abschaffung der Duelle" Veranlassung. Paulus zeigt in derselben, daß das akademische Duelliren „nicht einmal von den Ordalien des Mittelalters abzuleiten" sei, und daß „die Universitäten bis zum dreißigjährigen Kriege ohne akademische Duellantenvereine bestanden," daß das Studenten-Duelliren als eine „heillose Frucht des dreißigjährigen Jesuitenkriegs, nicht aber als Wirkung der Schweden unter Gustav Adolph" angesehen werden müsse. Sodann stellt er den Satz auf: „Die Fechtmeisterkünste und der Studienzweck gehören nicht zusammen. Die burschikose Nachahmung der gladiatura adelt nicht." Er nennt die Früchte des Duellirens „nicht der Lebensjahre würdig, von denen Jünglinge, durch besonnene Selbstbildung reifend, in das thätige Leben übergehen sollen."

Er nennt die Fortdauer der Duelle den Tod der akademischen Freiheit jedes Einzelnen, weil der „Schläger" alle beherrsche, und „alle akademische Gesellschaftlichkeit" in „Abhängigkeit" verwandle. Jeder soll „sein eigener Herr" sein und keinen „dominirenden Corporationsgeist von Seinesgleichen" anerkennen. Desto nöthiger ist der Schutz „für ein unabhängig gesellschaftliches Studienleben." Als Mittel zum Besserwerden schlägt er zunächst die Hebung des Vorurtheils von Gleichheit des akademischen und militärischen Duellirens [39]) vor. Angeschlossen sind Betrachtungen über die Duellantenvereine in Heidelberg. [40]) Auch dem kirchlichen Rechtszustand wendete Paulus in der einen, wie in der andern Religionsgesellschaft den Blick zu.

---

[38]) Sophronizon, Bd. IX, Heft 4, S. 90, 91, ff.
[39]) Sophronizon, Bd. X, Heft 4, S. 3, ff.
[40]) A. a. O. S. 51, ff.

Mit Freuden begrüßte er das dritte hundertjährige Fest der Reformation am 31. Oktober 1817, an welchem er seine denkwürdige Rede in der akademischen Aula vor einer zahlreichen Versammlung hielt.[41]) Schon damals hatte er angedeutet, daß es endlich an der Zeit wäre, die Scheidewand zwischen Lutheranern und Reformirten fallen zu lassen, und daß man nur durch Einigkeit dem Romanismus entgegen wirken könne. Der Sinn für Einheit hatte sich des Volkes seit den Befreiungskriegen bemächtigt. Die Union der beiden herrschenden protestantischen Kirchen wurde in Nassau und Preußen (1817), in Frankfurt a. M. und Paris, in Weimar, in der kurhessischen Provinz Hanau und Rheinbaiern, wo die Synode nur die Bibel als Glaubensrichtschnur annahm (1818), in Anhalt-Bernburg (1819), im Fürstenthum Lichtenberg (1820), in Baden, Waldeck und Pirmont (1821), in Hessen (1824), in Hildburghausen und einigen gemischten Orten Württembergs (1824), in Anhalt-Dessau (1828) und an andern Orten eingeführt. In Baden wurde mit der Union (1821) eine freisinnige Presbyterial- und Synodalverfassung verbunden. Die Generalsynode, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehend, leitete das kirchliche Leben und den Glauben. Die Rechts- und Glaubenszustände der evangelisch-protestantischen Kirche in ihren merkwürdigeren Erscheinungen besprach Paulus im Sophronizon.

Aber auch die katholischen wurden von ihm in gleicher Weise beachtet.

Ignaz Heinrich v. Wessenberg (geb. 1774 zu Dresden), der Sohn des dortigen österreichischen Gesandten, als Mensch und Schriftsteller gleich ausgezeichnet, seit 1802 durch Dalberg Generalvikar des Bisthums Constanz, seit 1814 Coadjutor und nach Dalberg's Tode (10. Febr. 1817) vom Domkapitel zum Bisthumsverweser gewählt, wurde wegen seiner hellen, auf Verbesserung des Gottesdienstes abzielenden Grundsätze von dem schweizerischen Nuntius angefeindet. Der Papst befahl dem Domkapitel die Wahl eines Andern am 15. März 1817. Wessenberg reiste nach Rom, sich gegen die Anklagen der Römlinge zu rechtfertigen. Mit Freimuth und in dem edelsten Geiste der wahren innern Würde vertheidigte sich Wessenberg gegen die unbegründeten Vorwürfe des päpstlichen Geschäftsträgers Consalvi, welcher zuletzt ein unbedingtes Verzichten auf die bischöfliche Stelle verlangte. Als der edle Freiherr von Rom zurückgekehrt war, schrieb er Paulus, der ihm eine Vertheidigungs-

---

[41]) M. s. §. 4 dieses Bandes.

schrift zugeschickt hatte, am 2. Hornung 1818: „Für Ihre freundliche Gabe zu meiner Bewillkommung bei der Rückkunft auf deutschen Boden danke ich Ihnen mit gerührtem Herzen. Dankbar erkenne ich die lebhafte Theilnahme, womit die hell- und edelgesinnten Deutschen meine 17jährigen wohlmeinenden Bemühungen belohnt haben. Diese Belohnung und die Beweise der Anhänglichkeit auf Seite des Bisthumsklerus haben für mich einen höhern Werth, als alle Ehrenstellen. Mit deutschem Herzen ging ich nach Rom, mit deutschem Herzen bin ich zurückgekommen. Ich habe nunmehr die Acten meiner Verhandlung dem Landesfürsten übergeben, und die Sache hört ganz auf, persönlich zu sein.“ Die von der Regierung verfaßte Denkschrift für v. Wessenberg wurde dem Bundestage gedruckt als officielles Actenstück überreicht. Allein Rom gab nicht nach, ungeachtet Wessenberg gesetzmäßig gewählt war, und auch nicht ein Gegner ihm nur die kleinste Abweichung vom römischen Katholicismus nachweisen konnte.

Schon im Jahre 1827 wurde das Bisthum Constanz aufgelöst, die oberrheinische Kirchenprovinz gegründet. Der Mann, der unter allen Anfeindungen den reinsten Willen bewährte, und an die Verbesserung der religiösen und kirchlichen Zustände seiner Religionsgesellschaft die Kraft und den Muth seines ganzen Lebens eingesetzt hatte, trat in den Privatstand zurück. Auch diesen Entwicklungen folgte Paulus mit der größten Theilnahme und Aufmerksamkeit. Wessenberg's und Consalvi's Streitigkeiten seit 1817 ergriffen ihn mächtig. Er kannte das Gallikanische und Josephinische Kirchenrecht, er kannte die Wünsche und Gesinnungen aller katholischen Reformfreunde, mit deren vielen und zwar den ausgezeichnetsten, wie dem Erzbischofe und Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker, dem Generalvikar und Coadjutor v. Wessenberg, dem katholischen geistlichen Ministerialrathe Brunner in Karlsruhe er in vertrautem Briefwechsel stand, er trat für sie und ihre Sache, für den deutschen Katholicismus gegen den Romanismus und Papismus auf. Schon in den Heidelberger-Jahrbüchern besprach er die Streitigkeiten Wessenberg's und der römischen Kurie im Jahre 1818. Im nämlichen Jahre gab er seine Untersuchungen als besondere Schrift heraus, die den allgemeinsten Anklang unter allen Freunden religiöser Aufklärung im ganzen deutschen Vaterlande fand. [42]) Die wichtigsten für und gegen

---

[42]) Beurtheilende Anzeige, welche das neueste Betragen des römisch-päpstlichen Kirchenregimentes, besonders gegen das

diesen Gegenstand erschienenen Schriften sind mit Freimuth und Sachkenntniß beleuchtet, und überall wird gezeigt, daß das klare und unbestrittene Recht auch vom katholischen Standpunkte auf Seite des grundlos angegriffenen, nirgends das katholische Princip antastenden von Wessenberg stehe. Auch in dem Sophronizon wurde selbst, als man sah, daß Wessenberg zurücktreten mußte, in gleicher Beharrlichkeit und mit gleicher Entschiedenheit die Sache des edelsten der Kirchen- und Religionsverbesserungsfreunde vertreten. Besonders waren es der Ultramontanismus und das Jesuitenthum, welche in einer Reihe der schätzbarsten Abhandlungen unter Zurückführung auf die letzten Quellen, mit Benutzung selbst seltener, handschriftlicher Excerpte, in das gehörige Licht gestellt wurden. In gleicher Weise suchte er in so vielen Heften dieser Zeitschrift für die Verbesserung des Judenthums zu wirken.

Eine plötzlich eintretende Kränklichkeit, welche Paulus zu Ende 1832, sich im ein und siebenzigsten Jahre vom akademischen Lehrstuhle zurückzuziehen, nöthigte, bestimmte ihn, auch schon 1 Jahr vorher mit dem dreizehnten, 1831 erschienenen Jahrgange seinen Sophronizon zu schließen.

Ungeachtet diese umfangreiche Zeitschrift und die durch ihre Herausgabe nothwendig gewordene überhäufte Correspondenz ihm neben seinen Vorlesungen so viele Zeit raubten, so war es ihm doch noch möglich, auch im Gebiete des Staats- und Kirchenrechtes andere selbstständige Werke neben seinem Sophronizon auszuarbeiten.

Er hatte durch seine vier Hefte über den Fonk'schen Proceß einen Namen in der Juristenwelt gewonnen. Er sah wohl ein, daß mit der Rechtserforschung und Politik die Geschichte Hand in Hand gehen müsse. Schon früher hatte er in Jena die dem bändereichen Schiller'schen Werke „historische Memoiren" vorausgehenden, übersichtlichen Darstellungen in jedem einzelnen Bande und später von Würzburg aus den letzten Band derselben mit Nennung seines Namens vollendet. Durch diese übersichtlichen Darstellungen mußte er sich mit dem historisch-politischen Stoffe der Memoiren vertraut machen. Durch diese Uebersichten entstanden selbstständige historisch-politische Abhandlungen, welche er im Jahre 1823 herausgab. [43])

Generalvikariat von Constanz, gegen die großherzoglich badische Regierung, gegen die Rechtsfreiheiten der deutsch-katholischen Kirche und gegen die Rechtsgleichheit der evangelischen Protestanten beleuchten. Vom Geheimen Kirchenrath Dr. Paulus. Heidelberg, bei Mohr und Winter, 1818. 8.

[43]) Historisch-politische Schilderungen und Denkzeichen für

Sie geben uns historische Skizzen über Heinrich IV., die Hugenotten, Ludwig XIII., Richelieu und die Fronde. „In ihnen spricht, sagt er, die Vergangenheit zur Gegenwart, während diese theils noch leidend überdenkt, was werden sollte, theils gegen Selbstverbesserungen unduldsam und ungelehrig nur, was vergangen ist, wieder zu vergegenwärtigen trachtet. Wohl uns, wenn aus fremdem Schaden klug zu werden, man auf beiden Seiten weder zu jung noch zu alt sein wollte.“

Dieser Umstand und die Liebe zur Rechtserforschung, die gerade durch diesen mit seinem günstigen Erfolge so überaus lohnenden Proceß in hohem Grade gestiegen war, bestimmten ihn zur Herausgabe einer neben dem Sophronizon erscheinenden, zwanglosen Sammlung von Rechtsaufsätzen. Er gab ihr die Aufschrift „Rechtserforschungen.“ [44])

Im ersten Hefte wird das schriftstellerische Erwerbsrecht gegen den Nachdruck vertheidigt und einige interessante, Fonk betreffende Notizen nachgetragen. Das zweite Heft enthält mehreres ungedruckte Actenmäßige über den Fonk'schen Rechtsfall, die Geschwornengerichte und einige parallele Fälle, so wie Auszüge und Bemerkungen zu der Rechtfertigungsschrift des in Bonn der Demagogie angeklagten, inzwischen nach Freiburg übergegangenen berühmten Rechtsgelehrten Carl Theodor Welcker, dessen sich Paulus schon damals mit Entschiedenheit annahm. Das dritte Heft ist das merkwürdigste, und ist auch besonders in den Buchhandel gekommen. [45]) Es beschäftigt sich mit einer durch Gründlichkeit ausgezeichneten, kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Untersuchung über das päpstliche Jubelablaßjahr. Mit Recht wird diese klare und erschöpfende Arbeit zu den besten von Paulus gezählt. Die Verkündigung des Jubelablaßjahres, welche im Jahre 1800 unterlassen und vom römischen Stuhle gerade damals auf eine Jahresfrist vom 25. December 1824 bis dahin 1825 ausgeschrieben wurde, gab ihm die nächste Veranlassung zu dieser Schrift, welche auf die letzten Quellen zurückgehend, die bezüglichen Urkunden im Originale enthält.

Forscher und Liebhaber. Von Dr. H. E. G. Paulus u. s. w. Heidelberg, Carl Groos, 1823, IV S. u. 376 S., gr. 8.

[44]) Rechtserforschungen für Juristen und Nichtjuristen von H. E. G. Paulus. Heidelberg und Leipzig, neue akademische Buchhandlung von Carl Groos, 1824, erstes Heft, 144 S., zweites Heft, 1824, 148 S., drittes Heft, 1825, 138 S. 8.

[45]) Geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubelablaßjahres von H. E. G. Paulus. Heidelberg und Leipzig, Carl Groos, 1825.

Auch für kirchenrechtliche Abhandlungen gründete Paulus bald darauf neben dem Sophronizon eine neue Sammlung, welche er „Kirchenbeleuchtungen" nannte.[46]) Selbst bei unserer vollen „Tageslichthelle" scheinen ihm Kirchenbeleuchtungen „nicht überflüssig." Religion ist ihm „das Wissen und Wollen der würdigsten Verhältnisse des Menschen zu Gott." Die Kirchen sind ihm „Anstalten, jenes Wollen, jenes Wissen möglicher zu machen." Alles, was „diesen Zweck in den Kirchen nicht fördert, ist Nebensache." Dasjenige, was „ihn sogar hindert, ist, aber nur von Innen heraus, wegzuräumen." Dazu sollen diese seine Versuche wirken.[47])

Er behandelt in ihnen die Kirchenzustände der Gegenwart sowohl der katholischen, als der protestantischen Confession, die Repräsentation der evangelischen Kirche in Württemberg, den Eid der irländischen Bischöfe, südamerikanische Zustände, die Jesuiten, das katholische Glaubensprincip, die durch den Uebertritt des Herzogs von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche herbeigeführte Rechtsfrage, „ob ein katholischgewordener Regent persönlich in das evangelisch-protestantische Kirchenwesen einwirken dürfe," oder, wie er sagt, „ob der freiwillig erklärte Gegner einer Kirche ihr Ordner und Bischof sein wolle," evangelisch-protestantische Zustände in Baiern, die Union der Reformirten und Lutheraner in Baden und Württtemberg u. s. w.

Auch, nachdem Paulus sich von seinen Vorlesungen wegen höhern Alters und Kränklichkeit zurückgezogen hatte, zeigte er sich nicht nur, wie wir oben nachwiesen, im Felde der Theologie, sondern auch in dem des Kirchen- und Staatsrechtes thätig. Wie früher, so gaben auch jetzt die Zeiterscheinungen dazu den Anstoß. Die Streitigkeiten des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Freiherrn von Droste-Vischering (seit 1837) und des Erzbischofs von Gnesen und Posen, von Dunin, wegen der gemischten Ehen mit der preußischen Regierung und das Einschreiten der letztern gegen diese Kirchenfürsten waren Ereignisse, welche deutlich den Gegensatz des altrömischen und des reformatorisch-christlichen

---

[46]) Kirchenbeleuchtungen und Andeutungen, den gegenwärtigen Standpunkt der römisch-päpstlichen, katholischen und evangelisch-protestantischen Kirchen richtiger zu kennen und zu beurtheilen. Herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus. Erstes Heft. Heidelberg und Leipzig, Carl Groos, 1827, 200 S. 8.

[47]) A. a. O. S. IV u. V.

Princips darstellten, und die Aufmerksamkeit aller denkenden Beobachter in Anspruch nahmen. Auch Paulus beschäftigte sich mit der Beobachtung dieses Streites, ging aber, wie immer, auf die Wurzeln des Kampfes zurück, und sah in diesem Streite der Erzbischöfe mit ihrer Regierung keine persönliche Fehde, sondern einen Kampf der Principien, bei dessen Entwicklung kein Gutgesinnter, kein Kenner und Freund des Christenthums gleichgültig bleiben könne.

So entstand im Jahre 1838 sein „Principienkampf." [48]) Das Werk ist nicht nur durch die Zurückführung des Streites der beiden Erzbischöfe mit der preußischen Regierung auf die einander bekämpfenden Principien, durch die Entwicklung und Beleuchtung dieser Principien, wobei Parallelkämpfe aus früherer Zeit gegeben werden, sondern auch durch die Mittheilung der betreffenden ältern und neuern Urkunden, der päpstlichen Breven, der bischöflichen und Kapitelserlasse u. s. w. wichtig. Das Princip „der römischen Hierokratie," daß „sie sich wieder zur Unabhängigkeit empor drängen müsse," gründet sich, wie der Verfasser urkundlich nachweist, „nur auf das gewiß nirgends mehr haltbare Princip von der Alleinseligmachungskraft." „Gerecht und beharrlich" sei „Losungswort im Lager der deutschen Staatsrechtlichkeit." Der Apostel hat „den Kirchen schon das Symbol (Ephes. IV, 15) vorgezeichnet: Wahrheit suchen mit thätiger Menschenliebe." [49]) Da die Hartnäckigkeit der Bischöfe fortdauerte, und von vielen hochgestellten Staatsmännern und Gelehrten, wie in Paulus Nachlasse vorliegende Briefe beweisen, der „Principienkampf" mit dankender Anerkennung aufgenommen wurde, schrieb derselbe eine Fortsetzung, und gab sie im März des folgenden Jahres heraus. [50]) In der ersten Lieferung des Principienkampfes hatte er mehr „das Princip der Staatsrechtlichkeit, dessen Gränze und Anwendung auf Kirchenvereine" erläutert. Das fortdauernde Entgegenwirken der Kirchenfürsten gegen die Staatsbefehle veranlaßt ihn nun, „das Fundament jenes entgegentretenden papalen Princips

---

[48]) Der wieder laut gewordene Principienkampf zwischen römischer Hierarchie und deutscher Staatsrechtlichkeit. Nebst unparteiischen Gedanken, wie der Streit aus der Wurzel geheilt werden könne. Von H. E. G. Paulus. Heidelberg und Leipzig, Carl Groos, 1838, XXII S. u. 239 S., gr. 8.

[49]) A. a. O. S. 238 u. 239.

[50]) Zweite strengere Beleuchtung des immer lauter werdenden Principienkampfes zwischen römischer Hierokratie und deutscher Staatsrechtlichkeit. Von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg und Leipzig, Carl Groos, 1839, XVI S. u. 276 S., gr. 8.

vollständiger ins Licht zu stellen." [51]) Auch hier werden die betreffenden Urkunden wörtlich gegeben und mit treffenden Anmerkungen erläutert. Am meisten beschäftigt sich Paulus in dieser Schrift mit einer aus den Quellen geschriebenen Untersuchung über die Fundamente der Papstmacht in den ersten christlichen Jahrhunderten. Wenn man „eine Autorität" will, so soll diese eine „auf geistige Wahrheit und Vorzüglichkeit gegründete" sein. „Das wird den Menschen, schließt er sein lesenswürdiges Buch, dessen sie sich würdig machen." [52]) Im März 1839 gab er diese Schrift heraus. Wir sind also in der Darstellung seiner schriftstellerischen Entwicklung bis zu dem Jahre gekommen, in welchem er am 15. April (und 2. Juni) die Rückerinnerungen an seine vor 50 Jahren ausgesprochene Anstellung als ordentlicher Universitätslehrer und das damals mit Karoline Paulus geknüpfte Eheband feierte. Da wir in seinem Jubiläumsjahre einen äußern Halt- oder Ruhepunkt finden, wenden wir uns einer andern Seite seiner Wirksamkeit zu.

§. 6.

Amtliche Thätigkeit bis zur Ruhesetzung (1844). Prorectorat. Studentenhändel. Beziehung zur Regierung. Die Minister v. Reizenstein und L. Winter. Correspondenz mit denselben. Paulus als Bürger.

Ordnungsliebe und praktischer Sinn waren Paulus eigen. Sie waren eine Folge seiner Erziehung und seines klaren, immer richtig blickenden und ordnenden Verstandes. Daher zeichnete er sich schon in Jena in der Verwaltung akademischer Aemter aus. Wir haben oben gezeigt, mit welchem Geschicke er die verwickelten Gegenstände seines Prorectorates zu Jena im Jahre 1799 zu behandeln verstand, und wie die tüchtige Regierung Carl August's diese seine Befähigung zum praktischen Dienste anerkannte. [1])

Vier Jahre dem akademischen Leben als Schulrath in Baiern entfremdet, hatte er auf's Neue Gelegenheit, sich im praktischen Amte auszubilden. [2])

---

[51]) A. a. O. S. III u. IV.

[52]) A. a. O. S. 276.

[1]) Bd. I, S. 308—331.

[2]) Bd. I, S. 406, ff.

Bald wurde er auch in Heidelberg veranlaßt, diese Seite seines Wirkens zur Entwicklung zu bringen.

Schon Ostern 1812 trat er als Mitglied in den engern akademischen Senat ein. Im Jahre 1813 wurde er Dekan der theologischen Facultät, Ostern 1814 erhielt er das Amt eines Prorectors der Ruprecht-Carls-Hochschule. Bei seiner Erwählung waren die Stimmen getheilt. Die eine Hälfte derselben schlug Paulus, die andere Carl Daub als Prorector vor. Die Regierung entschied sich nach einem Beschlusse vom 5. März 1814 für Paulus. Der großh. bad. Staatsrath, Johann Friedrich Eichrodt, der damals die Angelegenheiten der Hochschule leitete, schrieb an Paulus am 8. April 1814: „Ihre Ernennung zum Prorectorate beruhte auf dem besondern Zutrauen, das Ihnen in jeder Rücksicht gewidmet ist, und das man bei den dermaligen Zeiten auch besonders beachtete. Auch habe ich Ihrem Wunsche gemäß dahin es eingeleitet, daß man den sehr verdienten und würdigen, meinen lieben Freund, Herrn Justizrath Martin zum Senatsmitglied ernannt hat, von dem ich auf das Vollständigste überzeugt bin, daß seine Absichten für das Beste von Heidelberg durchaus gut sind. Zu Ihrer nun bald anzutretenden Amtsführung wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Gottes Gnade und kräftigen Beistand. Auch bin ich erbietig, in einzelnen vorkommenden Fällen, wo Sie sich an mich wenden wollen, nach möglichsten Kräften beizustehen."

Paulus trat nun Ostern 1814 das Prorectorat an. Es war ein unruhiges theils durch die kriegerischen Bewegungen in der Stadt, theils durch die Studentenhändel, deren Schlichtung mit Schwierigkeiten verbunden war. Außer einem tüchtigen Senate, bestehend aus dem Exprorector, dem Philosophen Fries und den Mitgliedern Daub, Martin, Schelver, Eschenmayer und v. Langsdorf, wurde der neue Prorector durch den vorzüglichen, nachmals als badischer Justizminister so ausgezeichneten Universitätsamtmann Jolly unterstützt.

Am 2. Juni 1814 beschloß man, wegen der Conflicte des großherzogl. Stadtphysikates mit einzelnen Mitgliedern der Universität hinsichtlich der medicinischen Polizei zweckmäßige Vorschläge auszuführen. Am 5. Juni machte der Prorector die Anzeige, daß der nach Antrag des Senates von der Regierung am 26. Mai 1819 nach Heidelberg gerufene, berühmte Arzt Konradi von Marburg nunmehr der Universität gewonnen sei. Am 30. Juni eröffnete der Prorector den hohen Beschluß, daß den Professoren nur alsdann Einquartirung gegeben werden könne, wenn die Stadt doppelt

belegt sei. Man fühlte damals allgemein, wie nothwendig es sei, die Professoren, deren Wirken man die ganze Blüthe der Stadt verdankte, möglichst mit städtischen Lasten zu verschonen. Zugleich traf man zur Ermittlung dieses Umstandes die zweckmäßigsten und umsichtigsten Anstalten. Zur Vermeidung der in jener Zeit so häufigen Streitigkeiten der Akademiker und Nichtstudenten auf den in der Pfalz beinahe jeden Sonntag wiederkehrenden Kirchweihtänzen wurde am 18. August der Antrag gestellt, entweder die Kirchweihen an einem Tage im ganzen Lande zu halten, oder ihre Abhaltung in die Oster- und Herbstferien, in denen die Studenten nicht anwesend seien, zu verlegen.

Ein unangenehmer Vorfall störte plötzlich die Ruhe seines Prorectorates.

Die Kurländer (Kuronen) hatten am 6. Nov. 1814 mit andern Studentenvereinen Duelle vor. Der Universitätsamtmann konnte das ihm angezeigte Vorhaben unmöglich unbemerkt lassen. Die Reihe der bestimmten Duelle sollte mit einem Zweikampfe in dem Zimmer eines Kurländers beginnen. Oberpedell Krings begab sich in das Zimmer desselben, und wollte die dort aufgefundenen Schläger mitnehmen. Der Student nahm einen Schläger aus dem Schranke, zog ihn gegen den diensthabenden Pedellen, und verfolgte ihn damit unter beständigen Schimpfreden vor die Hausthüre. Alle in Heidelberg anwesenden Kurländer erklärten sich für den Studenten. Sogleich wurden die Chargirten der Kurländer vor den Senat gerufen und ihnen eröffnet, daß man, wenn sie die Ruhe der Stadt störten, die Dragoner auf ihre Kosten von Schwetzingen werden kommen lassen müssen; man werde dieses jedoch unterlassen, wenn sie sämmtlich einen Revers unterschrieben, sich im Laufe der Untersuchung ruhig zu verhalten. Die Chargirten entfernten sich, und kamen bald darauf mit der Erklärung zurück, daß sämmtliche in Heidelberg anwesende Kurländer sich den Revers zu unterschreiben weigerten, daß sie ja schon früher ihr Ehrenwort auf Haltung der akademischen Gesetze hätten abgeben müssen. Am 6. November wurde somit die Requisition des Militärs (20 bis 30 Dragoner) beschlossen und die Untersuchung fortgesetzt. Am 7. November wurde der Student, der den Oberpedellen thätlich mißhandelt hatte, zur geschärften Relegation auf vier Jahre und zu einer Festungsstrafe von vier Wochen verurtheilt. Zugleich verhängte man noch gegen 10 andere Kurländer bedeutende Strafen. Am 8. November rückten die Dragoner in Heidelberg ein, und an demselben Tage Abends verließen die Studenten unter großem Geschrei „Bursche heraus“ die Stadt Heidelberg. Sie zogen

über den Neckar in das gegenüberliegende Dorf Neuenheim. In großer Anzahl brachten sie vor ihrem Auszuge dem Prorector Paulus, seinem Freunde, dem Senatsmitgliede, Justizrath Martin und dem Universitätsamtmann Jolly, der die ganze Untersuchung geleitet hatte, ein Pereat. Ein Student warf dem Prorector einen mit seinem Namen v. R. gezeichneten Stock, indem er das Fenster zertrümmerte, in ein Zimmer seiner Wohnung.

Am 9. November war unter dem Vorsitze des Prorectors Versammlung des Senates. Während der Berathung erschienen vier Abgeordnete der nach Neuenheim ausgezogenen Studentenschaft, und übergaben im Namen derselben eine Vorstellung. Der Senat erklärte, daß, wenn die Studirenden an demselben Tage bis 4 Uhr Abends in vereinzelten Truppen, höchstens zu 4 bis 6, in ihre Wohnungen still zurückkehrten, das Militär sogleich abziehen werde. Man werde dafür sorgen, daß den Studenten da, wo ihnen Unrecht geschehen sei, Genugthuung werde, den wirklich Strafbaren unter ihnen könne man keine Straflosigkeit zusichern. Am nämlichen Tage Abends 5 Uhr zeigte der Prorector in einer zweiten Sitzung an, daß die Studenten in aller Stille zurückgekehrt seien, und die Dragoner den andern Tag nach Schwetzingen abziehen würden. Die Untersuchung wurde nun ohne jede weitere Störung fortgeführt und die schuldigen Theilnehmer mit schweren Strafen belegt. Von jetzt an fand nie mehr eine weitere Störung der Ruhe und Ordnung durch die Studenten statt.

Am 28. März 1815 übergab Paulus sein Amt nebst den Insignien seinem Nachfolger, dem Bibliotheksdirektor Professor Wilken. Nie mehr übernahm er das zeitraubende Amt eines Prorectors; dagegen entzog er sich nie, so oft ihn die Reihe traf, den Geschäften des Dekans und Senatsmitgliedes. Seine Amtsführung war immer durch Klarheit, Ruhe, Ordnung und strengen, mit Milde verbundenen Gerechtigkeitssinn ausgezeichnet. Gegenüber andersdenkenden Collegen, z. B. Daub und Schwarz, war er in hohem Grade duldsam, so daß er nie anders, als mit hoher Achtung von ihnen sprach, und nie etwas Anderes verlangte, als daß man seine Ansicht gewähren lasse, wie er auch nie einer entgegengesetzten Ansicht ihre Berechtigung absprach. In gleich duldsamer Weise benahm sich Paulus gegen die katholischen Collegen, die er nie, wenn es sich um Wahl eines Abgeordneten der Universität oder Wahl eines Prorectors handelte, ihrer confessionellen Ansichten wegen zurücksetzte. Er, der entschiedene Kämpfer für den Protestantismus und gegen den Romanismus, machte seine Ansichten

nur auf dem Felde der Wissenschaft geltend. Tüchtige Collegen anderer Confessionen, ja selbst solche von zwar gleichem religiösen, aber absolut verschiedenem, politischen Glaubensbekenntnisse, wie z. B. Zachariä, achtete er, ja mit letzterm stand er selbst in besonders freundschaftlicher Beziehung. Den Studenten war er ein väterlich-treuer Rathgeber. Hunderte von Briefen ausgezeichneter Männer, welche Paulus ihre Söhne, auch wenn sie Studenten anderer Facultäten waren, zur Beaufsichtigung und Fürsorge empfahlen, liegen in seinem Nachlasse vor. Er belehrte die Studirenden nicht blos, er half ihnen durch Rath und That. Wie viele arme Studenten unterstützte er mit Geld und Büchern! Er hörte mit der größten Geduld die Zweifel der mit ihm nicht gleich Denkenden an, drang keinem seine Ansicht auf, sagte sie aber offen und ungescheut, und suchte sie immer und überall zu begründen. So lange sie ihm selbst nicht als völlig wahr erschien, stellte er sie selbst nur als zweifelhaft hin. Keiner, der Paulus' Vorlesungen hörte, und ihn näher kennen lernte, wird anders, als mit der größten Achtung von ihm sprechen. Nie war er ein Freund der Duelle und der Duellantenvereine, wie er die Landsmannschaften nannte, aber er meinte, man könne diese Sitte nicht auf einmal beseitigen, man müsse durch väterliche Belehrung in Schrift und Wort einwirken. Ein Vergehen blieb bei ihm, wenn er im Amte war, nie ungestraft; aber man sah ihm an, daß er nie gerne strafte, und daß ihm die Strafe nur ein Mittel zur Besserung war. Nie erhielt er von seiner Regierung, so abweichend seine Ansichten von den herrschenden waren, einen Verweis, im Gegentheile sehr oft urkundliche Beweise der höchsten Zufriedenheit mit seinen Leistungen. Viele der Universität ehrenvolle und nützliche Berufungen wurden durch seinen Einfluß bei der Regierung durchgesetzt. Die trefflichen Minister, v. Reizenstein und L. Winter, deren Namen in den Jahrbüchern der badischen Geschichte unvergänglich dauern, gehörten zu seinen vertrautesten Freunden. Eine große Anzahl von Briefen der beiden Trefflichen an ihn beweist eben so sehr ihre mit diesem Gelehrten übereinstimmende Gesinnung, als ihre Verehrung und Liebe zu seinem sittlichen Charakter und seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Nur Einiges wollen wir hier zum Belege aus ihren Briefen mittheilen.

Als Paulus im Sommer 1812 sich wegen einer schweren Krankheit von der Lehrkanzel auf kurze Zeit zurückziehen mußte, und sich im August zur Wiedererholung der Kräfte bei seiner Familie in Stuttgart aufhielt, schrieb ihm v. Reizenstein am 30. jenes Monats von Heidelberg aus: „Wie sehr Euer Wohlgeborn mich sowohl, als meine Frau, durch

die mir geneigtest mitgetheilten guten Nachrichten von dem steten Fortrücken Ihrer Wiedergenesung erfreut haben, dieses Ihnen zu versichern, wäre wohl unnöthig, da Sie längst unsere herzliche und aufrichtige Theilnahme an Allem, was Sie betrifft, kennen, und Sich also auch gewiß überzeugen, daß jetzt unsere Freude über Ihr Besserbefinden ebenso lebhaft ist, als vorher unsere Besorgniß über Ihre Krankheit war. Einen bessern Beweis Ihrer hergestellten Kräfte hätten Sie mir gewiß nicht geben können, als eine schriftliche Unterhaltung von zwei Seiten. Recht offenherzig aber gestehe ich Ihnen, daß ich beinahe darüber erschrocken wäre, indem ich fürchtete, diese zwei Seiten möchten Sie angestrengt haben, und Sie noch lange jede Anstrengung selbst durch Briefe an Ihre Freunde meiden müssen. Ihren Herren Collegen Thibaut und Heise habe ich die erhaltenen guten Nachrichten sogleich mitgetheilt. Ihr Vergnügen darüber war sehr groß, und Sie danken Euer Wohlgeboren herzlich für Ihr gütiges Andenken. Herrn J. R. Martin sprach ich noch denselben Abend, und er kam meiner Mittheilung durch eine angelegentliche Erkundigung nach Ihrem Befinden zuvor" . . . . „Die Frau Markgräfin v. Baireuth hat eine so lebhafte Theilnahme an Ihrer Krankheit bezeugt, daß meine Frau nicht unterlassen wird, derselben in dem nächsten Briefe an ihren Bruder Ihre glückliche Herstellung zu melden. Diese letztere suchen Sie nun, bester Herr Geheimer Kirchenrath, immer fester zu begründen. Wir würden Sie gewiß je eher, je lieber hier sehen; allein wir bitten Sie recht dringend, ja noch den ganzen Oktobermonat in Stuttgart zu bleiben und von da den ernsten rechten Vorsatz mitzunehmen, auch noch den bevorstehenden Winter hindurch modice zu leben. Daß man hier bereits, so viel nämlich von hier geschehen konnte, darauf vorgearbeitet hat, werden Sie aus der Ankündigung im Lections-kataloge sehen, und alle Ihre Freunde werden Ihnen zur Bedingung machen, nicht darüber hinauszugehen, wenn Sie auch, wie wir wünschen und hoffen, die Kraft spüren zu gelehrten Debauchen" u. s. w.

Als im Jahre 1817 die römische Kurie sich mit Entschiedenheit gegen den edlen Bisthumsverweser von Wessenberg aussprach, schickte von Reizenstein die von der Regierung verfaßte, im Drucke erschienene Denkschrift am 20. Mai 1818 mit folgendem Briefe an Paulus: „Anliegend kann ich Ihnen nun auch unsere Denkschrift übermachen, die mit den schon früher successive spedirten Beilagen ein Ganzes bildet. Ich zweifle nicht, daß sie Ihren Beifall erhalten und cum adjunctis reichlichen Stoff zu einer Recension liefern werde, auf die man in und außer Deutschland im höchsten Grade begierig sein wird. Die beiden Hauptpunkte

des Kardinals Consalvi, die Geburtswehen aller 7 Berge in der ersten und das merkwürdige Accouchement in der zweiten, das ächt römische Falsum mit dem verstümmelten Schreiben des Fürsten=Primas, die zärtliche Sorgfalt für die Bettelklöster auf der einen und die Hintansetzung der reellsten Bedürfnisse der Menschheit auf der andern Seite, Alles, Alles ist charakteristisch, und stellt uns Rom dar, wie es war, ist und — so lange man es duldet — sein wird. Ich freue mich schon im Voraus auf Ihre Darstellung in der Halleschen Literaturzeitung. [3]) Man hat mich versichert, in der nämlichen gelehrten Zeitung sei ein 5 bis 6 Stücke hindurch laufender Artikel über sämmtliche Harmsiana. Ich habe zwar kaum eine Minute übrige Zeit, allein Abends vor dem Schlafengehen fühle ich das Bedürfniß, etwas Anderes, als Akten, zu lesen. Können Sie mir also jene Stücke zuschicken, so werde ich Ihnen sehr dankbar dafür sein und das Vergnügen haben, sie Ihnen bei meiner, will's der Himmel, in etwa 14 Tagen erfolgenden Rückkunft wieder zuzustellen. Herr Sigwart[4]) scheint unsere Vocation nur zu einer festen Anstellung benutzt zu haben. Ich sollte denken, daß wir an Professor Wendt in Leipzig eine gute Acquisition machen würden."

Vom 28. Mai 1818 schrieb derselbe aus Baden: „Euer Hochwürden werden sich über obiges Datum wundern. Schon seit 5 Tagen bin ich hier, in diesem Hof=Pathmos, bin jedoch noch gar weniger Offenbarungen gewürdigt worden. Ich empfing vorgestern Ihr halb harmvolles, halb harmloses Paket. [5]) Sie haben ganz richtig errathen. Von allen Piecen hat mir keine mehr behagt, als die Schützischen theses. Ammon muß wenigstens in so fern damit zufrieden sein, als die Latinität der Calvins vollkommen gleich steht. Auch versteht sich Schütz auf das Nativitätstellen nicht übel. Die Vergleichung einer gewissen Partei mit jener der Stifter Roms wird in dem neuen Rom, wenn sie Herr Gärtler[6]) dahin spediren sollte, Halle als die Propyläen der Hölle verschreien machen. Schleiermachers Epistel zeigt eine ungeheure logische Ueber=

[3]) Paulus hatte diesen Gegenstand in den Heidelberger=Jahrbüchern so erschöpfend behandelt, daß aus seinen Recensionen ein eigenes Buch entstand. M. s. §. 4.

[4]) Der bekannte Philosoph in Tübingen, mit dem Paulus nach Hegel's Abgang wegen einer Professur in Heidelberg in Correspondenz stand.

[5]) Anspielung auf die gewünschten, von Paulus überschickten Harmsiana aus der Halleschen Literaturzeitung.

[6]) Der bekannte Verfasser einer Denunciationsschrift gegen Wessenberg.

legenheit und dialektische Gewandtheit; allein sie ist mir mit ihrem dazwischenkommenden „Verehrtester und Theuerster" zu boshaft und giftig, was ich an dem kleinen Männchen schon mehr, als einmal, zu tadeln fand. Ammon hat sich total prostituirt; seine Antwort ist weniger, als mittelmäßig; allein so geht es oft, wenn ein gelehrter Mann sich an einer einfältigen Sache verbissen hat."

Als ihm Paulus seine Rechtfertigungsschrift gegen eine gerichtliche Verfolgung des Gutzkow'schen Romans Wally im Jahre 1836 zuschickte, schrieb ihm v. Reizenstein am 4. Juli von Karlsruhe unter Anderem: „Von der so ganz ohne Verdienst zur Celebrität gekommenen Wally habe ich nichts gelesen, als blos zufällig, was davon in die hofgerichtlichen Entscheidungsgründe (in Mannheim) aufgenommen worden ist. Da die Beurtheilung dieses Romans dem Gerichte übergeben worden ist, so fühlte ich mich nicht ex officio verpflichtet, ihn zu lesen, auch trieb mich weder Neugierde, noch Neigung dazu. Soll man aber ex ungue leonem erkennen, so muß ich gestehen, daß ich nicht einmal eine Genialität schlechter Art in den Bruchstücken finden konnte, sondern daß es mir eine Lectüre ad captum von Ladendienern und Kammermädchen zu sein scheint. Aber dieses ist wohl gerade die nachtheiligste Seite. Personen, die im Stande sind, über das, was sie lesen, nachzudenken, die sich um innere Wahrheit, um Begründung dessen, was sie in die Hände bekommen, zu bekümmern vermögen, werden an so faden Schriften ohnehin keinen Geschmack finden; für solche Leser wird es überhaupt einer Preßlegislation nicht bedürfen; auch sehen wir z. B. nicht, daß die Klubs des jungen Deutschlands in der Schweiz aufgeklärte Personen in ihre Verbindungen zu ziehen suchen, sondern Handwerksbursche, für die gerade eine Wally paßt. Die Rechtfertigungsrede (von Paulus) für Gutzkow würde man am Oberhofgerichte eines Cicero würdig anerkannt haben" . . . . „Ich sehe übrigens solche literarische Verirrungen (Gutzkows) nur als ephemere Episoden an; sie sind aber, wie die Geschichte der Vergangenheit zeigt, dem Fortschritte der wahren Aufklärung immer hinderlich, und ich gehöre deßwegen zu ihren Feinden, weil ich nie aufhören werde, Freund alles desjenigen zu sein, was die Menschheit ihrer höhern Bestimmung näher bringen kann. Ich weiß, daß wir uns in dieser Gesinnung, der ich nie untreu worden bin, stets begegnen werden."

In seiner Antwort vom 7. Juli 1836 schrieb Paulus: „Zu dem Versuch mitzuwirken, damit der excentrische Gutzkow doch nicht wegen

seiner, oft ganz absurden antichristlichen Aeußerungen gerichtlich verdammt würde, bewog mich blos die Betrachtung der Umstände, daß eine kenntnißschwache, politisch-pietistische Partei zu Berlin, welche Gutzkow durch seine Vorrede zu Schleiermachers einstigen Briefen über die Lucinde, welche man mit dem Mantel der Liebe gerne ganz verschleiert hätte, persönlich sehr gereizt hatte, die von den höchst unklugen und anmaaßlichen Scriblern nur allzu leicht gemachte Gelegenheit ergriffen hatte, da das Politische still zu werden beginnt, das erstemal wegen religiöser Gegenstände ein Bücherverbot und sogar ein Verbot aller noch künftigen Schriften der einmal Anathematisirten über ganz Deutschland zu verbreiten, das meiste odium davon aber, wo möglich, auf ein badisches Gericht hinzuschieben. Hiezu kam, daß ich klar überzeugt war, Menzel, nur schlauer, nicht besser, als diese Abenteurer, habe als Lärmblaser im Cotta'schen Literaturblatt mit offenbaren Unwahrheiten und mit Leidenschaft die Tendenz des Gutzkow'schen Romänchens falsch denunzirt und aus Rivalität jenen Ketzerrichtern Holz zum Feuer zugetragen. Ich befürchtete also, daß, wenn dieser erste Versuch, auch auf das Religiöse durch Cabinetscensur Jagd zu machen und bloße Meinungen durch Straferkenntnisse zurückzuschrecken, gelänge, das Stummmachen der Verketzerten schnell zu einer Parteisache werden möchte, und daß, weil jene Weise, nicht blos Bücher, sondern Personen ins Interdict zu versetzen, alle Verleger scheu machen müßte, bald nur den Frömmlern die Publicität geöffnet bleiben würde" ...... „Von Gutzkow wußte ich nichts, als daß er früher mich wegen meiner Meinung, daß man nicht blos die Juden von den Christen, sondern auch und noch mehr die Christen von den Juden und ihrem großen und kleinen Schachergeist emancipiren sollte, recht jüdisch angegriffen hatte, wenn er gleich nicht zur Kaste der Beschnittenen gehört" .... „Im Uebrigen wird mir nur, weil ich gegenwärtig, sobald ich mich schwach fühle, ruhen kann, ein einzelnes Auflodern des Geistesflämmchens möglich" u. s. w.

v. Reizenstein erwiederte aus Rippoldsau am 20. Juli deff. Jahres: „Euer Hochwohlgeboren mir höchst interessantes und eben so erfreuliches Schreiben vom 7. erhielt ich eine halbe Stunde, ehe ich in den Wagen stieg, um mich hieher an den Fuß des Kniebisses zu verfügen und die Probe anzustellen, ob es mir noch einmal gelingen werde, meine ganz erschöpften Kräfte durch Ruhe und Bergluft wieder etwas zu heben.

Bis jetzt ist dieses nicht der Fall, und meine allgemeine Abnahme macht etwa seit 3¼ Jahren so rasche Fortschritte, daß meinem ganzen Gefühle nach das claudite rivos vor der Thüre sein muß. Zu um so größerem Vergnügen gereicht mir die aus ihrer Erwiederung geschöpfte Ueberzeugung, daß es sich bei Ihnen von nur einzelnem Auflodern des Geistesflämmchens keineswegs und überhaupt von keinem diminutivo handelt, sondern daß, um mit Pindar zu reden, das Gold Ihres Geistes noch Glanz von sich strahlt, wie Feuer in dunkler Nacht. Dabei möge man nur nicht besorgen, daß eine deutsche Regierung, vor Allem eine protestantische deßwegen die Absicht, die dunkle Nacht vorübergegangener Jahrhunderte wiederherbeizuführen, haben könne, weil man die Nothwendigkeit unserer Censur für Zeitschriften und Flugblätter wahrzunehmen geglaubt, weil man überhaupt in die Reihe von Verbrechen auch solche, die vermittelst der Presse begangen werden können — und gegen diese eine Pönalität aufgenommen hat. Beides wird gewiß ein Jeder, der das dieserhalb in Deutschland aufgestellte System theoretisch und praktisch ins Auge faßt, in weit ächterem Sinne liberal finden, als die Legislation, zu der man in Frankreich gekommen ist. Namentlich getraue ich mir auch Euer Hochwohlgeboren zu versichern, daß es wenigstens in den höheren Regionen den Intentionen der Regierungen weit ferner liegt, die gegen politische und staatsgefährliche Plane, die ja auch ohne die neuesten theils Entdeckungen, theils ruchlosen Ausbrüche der ganzen Welt vor Augen liegen müßten, genommenen Maaßregeln dazu zu mißbrauchen, um einem religiösen, ich wollte sagen, theologischen Obscurantismus die Bahn zu brechen. In dem Urtheil des Mannheimer Hofgerichts wird Niemand unterlassen haben, bezeichnend zu finden, daß hauptsächlich die Form der in der Gutzkow'schen Brochüre verurtheilten Ausdrücke als strafwürdig erkannt worden ist, und wenn man dann auf Aeußerungen stößt, wie z. B. daß Jesus Handlungsweise unbesonnen genannt wird, und überhaupt den frivolen, wäre viel zu gut, den bübischen Ton, in dem die gerügten Stellen gehalten sind, und die offenbare Absicht, damit auf den lesenden Pöbel zu wirken, in Anschlag bringt, eine Absicht, die schon in der von der saubern Coterie gewählten Benennung des jungen Deutschlands sich sehr charakteristisch ausspricht, so wird man sich geneigt fühlen, dem gerichtlichen Resultate, wenn ihm ein Vorwurf gemacht werden könnte, eher noch jenen einer zu großen, als zu geringen Milde zu geben. Meine obige Versicherung, daß Befestigung des theologischen Obscurantismus in keinem

Regierungsplane liege, hat sich in der letzten Leipziger=Messe auf eine Weise bestätigt, die man stärker sich gar nicht denken könnte. Ich fand nämlich im Katalog eine neue Auflage der sogenannten Lessingischen (Reinmarus'schen) Fragmente. Wundershalber ließ ich mir das Buch kommen, und fand richtig vierte Auflage, Berlin in der Sander'schen Buchhandlung. Wer die Fragmente kennt, wer also weiß, daß sie nicht in Persiflage, wohl aber in Argumentation und Dialektik das Stärkste sind, was in irgend einem Bande, Bolingbroke und Voltaire nicht ausgenommen, gegen unsere christliche Dogmatik — um nicht mehr zu sagen — geschrieben ist, dem muß in dieser neuen Ankündigung jedes Wort merkwürdig sein" .... „Dieser ganze Erguß hat keine andre Tendenz, als Ihnen damit einen wiederholten Beweis der eben so hoch= achtungs= als freundschaftsvollen Gesinnungen zu geben, mit denen ich, donec in vivis ero, verbleiben werde" u. s. w.

Reizenstein.

Paulus schrieb am 28. Aug. 1836 nach Rippoldsau an denselben: „Hätte ich doch nur des Wunderglaubens so viel in meine Gewalt bekommen können, um den Arzt unter den sieben Erzengeln, Raphael, flugs nach Rippoldsau abzusenden, da wenigstens hier das fast tägliche Wechseln von Hitze und stürmischer Kühlung keine eigentliche Badesaison ahnen ließ. Den Euer Excellenz immer thätig machenden Glauben an das Fortschreiten in der Perfectibilität erhalte ich auch mir durch das feste Vertrauen, daß selbst das Bösere doch die Rationalität und das Gute nicht entbehren kann, und immer aufs Neue und desto nachgiebiger darauf zurückkommen muß. Um so mehr danke ich innigst dafür, daß die ermunterndsten Zusicherungen Ihrer wohlwollendsten Zuschrift über die nicht obscurantischen Intentionen in den höheren Regionen mir diesen Perfectibilitätsglauben kräftig unterstützen" ....

„Was zunächst die etlichen mir ganz unbekannten Schriftsteller betrifft, welche Gutzkow mit der Benennung „junges Deutschland" zusammen zu fassen den unklugen Einfall hatte, so habe ich nie Grund gehabt zu einer Vermuthung, daß sie mit der Handvoll toller Abenteurer in der Schweiz, welche sich in politischen Comploten selbst verderben, irgend in einem Zusammenhang wären. Was mir von ihren aufbrausenden Schreibereien zu Gesicht gekommen war, hatte, wie auch die Wally, keine Spur von politischer Tendenz, sondern nur von der Sucht, das große Wort zu schreien und Honorare zu steigern."

„Gerade hierin schien es mir deßwegen sehr wünschenswerth, daß die Bücherpolizei nicht das Politische mit dem Kirchlichen und Literarischen vermischen und dadurch jenem, welches so eben in Deutschland in die dem Nationalcharakter gemäße Ruhe zu kommen scheint, aus Mißverständniß und blos, weil einige Berliner-Geistliche beleidigt, der Recensent Menzel zu Stuttgart aber zur Eifersucht gereizt war, eine neue gefährliche Aufregung geben möchte. Die deutsche Menge scheint mir am meisten für und gegen Zwang in Glaubenssachen aufregbar, überhaupt aber in Nichts einer eigenthümlichen und daher auch in Nichts einer anhaltenden Aufregung fähig zu sein. Selbst die Duodezrevolutionen zu Braunschweig und Dresden, vermuthe ich, hat wohl nicht die Masse, sondern dort und da eine intelligentere Kraft, die den Augenblick der drei Julitäuschungstage zu dem, was sie längst wollte, zu benutzen verstand, hervorgerufen.“ ..... „Wie lieber wollte ich statt dieser langweiligen Blätter eine Panacee überschicken. Für mich haben als solche die wiederholten Zusicherungen des hohen Wohlwollens gewirkt, das ich mir immer zu erhalten strebe“ u. s. w.

Als Paulus Reizenstein einige Jahre später seinen wegen der Streitigkeiten der Erzbischöfe von Köln und Gnesen und Posen mit der preußischen Regierung geschriebenen Prinzipienkampf überschickte, schrieb dieser im September 1838 an denselben: „Es sei mir vor Allem erlaubt, Ihnen, verbunden mit dem herzlichsten Glückwunsche dazu, meine frohe Verwunderung über die Kraft, die Frische und die logische Bündigkeit auszudrücken, durch die bei einem schon so weit vorgerückten Alter Ihr eminenter Geist die ungeschwächte Fortdauer seiner dem bösen Prinzip von lange her furchtbaren Stärke von Neuem beurkundet hat. Möge das gute Prinzip Sie noch recht lange in dieser unschätzbaren Kraft des Geistes erhalten!“ .... „Schon durch das Vorwort Ihrer Abhandlung konnte ich mich nicht anders, als sehr geschmeichelt finden, indem ich aus demselben sah, daß auch Sie gerade von dem nämlichen Prinzip ausgingen, das ich ebenfalls vom ersten Beginn an als das den ganzen Kampf entscheidende erkannte“ .... „Das Uebel sollte von der Wurzel aus angegriffen werden durch folgendes ganz einfache und sonnenhelle Räsonnement: Die Theorie, die Rom in Ansehung der gemischten Ehen aufstellt, kann nichts anderes sein, als die Consequenz aus dem Dogma der alleinseligmachenden Kirche, mit der Ausdehnung sogar, daß auch akatholische Christen gleichwohl als Häretiker der Seligkeit verlustig i. e. der ewigen Höllenstrafe geweiht sind. Ein solches Dogma

kann man allenfalls in ganz katholischen Ländern, Portugal, Spanien, Italien u. s. w. aufstellen, in einem Staate aber, dessen Einwohner zweierlei Confessionen zugethan sind, welche sowohl schon nach der Idee des Staates an sich, als nach dessen ausdrücklichen Gesetzen gleiche Rechte und gleichen Schutz dieser Rechte anzusprechen haben, muß es mit allen und jeden seiner Consequenzen als die Idee des Staates vernichtend und unchristlich geradezu aus dem Staatsschutz ausgeschlossen, es muß des Landes verwiesen und proscribirt werden." ..... „In der Hauptsache von alle dem glaube ich mich nicht zu irren; sie läßt aber leider das Uebel nur noch ärger und nahezu als unheilbar erscheinen. Wer sich vor dem Lichte fürchtet, soll sich ja nicht über die Finsterniß beschweren. Hier allein liegt es; hier muß man den sich selbst unbewußten Allirten des bösen Prinzips suchen. Daß dieses unter solchen Umständen sich immer weiter verbreitet, und mit stets größerer Keckheit auftritt, darf nicht befremden. Die Anrede, die kürzlich der Erzbischof von Paris den Uebermuth hatte an den König Louis Philipp gelegentlich des Tedeums in Notre Dame zu richten, und welche geradezu die Hoffnung der Ausrottung des Protestantismus in Frankreich aussprach, ist gewiß merkwürdig genug, noch viel merkwürdiger aber die Ruhe, mit der ein constitutioneller König sich die nicht sehr verdeckte Aufforderung zum Eidesbruch in den Bart sagen ließ." .... „Solche Ereignisse sind in der That gemacht, die ernsteste Aufmerksamkeit aller Freunde des Lichtes und der Moralität, also der edelsten Güter der Menschheit, auf sich zu ziehen, damit durch Verbreitung solcher rein geistiger Vertheidigungsmittel, wie sie in Euer Hochwürden so reich ausgestatteter Rüstkammer zu finden sind, eine bei längerem Zuwachs leicht mögliche Reaction nicht hervorgerufen werde, deren nächste Folgen wenigstens kaum zu berechnen sein dürften."

Als Paulus sein wohl getroffenes Bildniß im Februar 1839 überschickte, schrieb ihm derselbe Minister am 16. Februar jenes Jahres: „Heute hatte ich den großen Genuß, Ihre vortrefflich ausgefallene Abbildung in meinem Schlafzimmer, wo sich auch die Bildnisse meiner seligen Frau und Mutter Voß befinden, aufgenommen zu sehen. Sie befinden sich also in einer Gesellschaft, die, wie ich mir schmeichle, Ihnen lieb und werth sein wird. Ein theureres Geschenk hätte ich nicht erhalten können" u. s. w.

In demselben Jahre schickte ihm Paulus die Fortsetzung seines

Prinzipienkampfes und seine Schrift für den nach Zürich berufenen Theologen Strauß.

Darauf schrieb Reizenstein am 28. Mai 1839: „Das wohlwollende Sendschreiben nach Zürich enthält goldene Worte, und wird ohne Zweifel manche Leser beschämen, wenn es gleich nicht alle gestehen werden. Euer Hochwürden sind meine Ansichten über theologische Aufklärung, namentlich in unserer, der protestantischen Kirche, seit langer Zeit bekannt." .... „Ich glaube übrigens, daß verständige Protestanten sich über ihren Protestantismus unwillkürlich Illusion machen, und den Boden, auf dem er steht, untergraben, wenn sie den Lutheranismus zu einem neuen Papismus machen, und fortschreitende Aufklärung verdammen, glaube aber zugleich, daß die Regierungen genug thun, wenn sie nur nicht mit verfolgen, sondern die Hindernisse des Fortschreitens aus dem Weg räumen, letzteres selbst aber seinen natürlichen, ruhigen Weg gehen lassen. Läßt sich aber eine Regierung, wenn auch durch die edelsten Motive bewegen, in ihrer Eigenschaft als Regierung Partei zu nehmen, so wird sie unter 10 Fällen neunmal ihren Zweck verfehlen und eher das Gegentheil hervorrufen. Aus diesem Grund hielt ich gleich vom ersten Tage an die Berufung des Dr. Strauß an die Zürcher-Universität als zumal alleiniger Lehrer der Dogmatik für einen Mißgriff, und hätte gewünscht, daß Strauß diese Berufung unmittelbar durch ein wohlmotivirtes Schreiben abgelehnt hätte, in welchem er seine Zweifel darüber hätte ausdrücken mögen, ob die Majorität des Zürcher-Volkes hoch genug in geistiger Bildung stehe, um ihn ertragen zu können. Inzwischen hoffe ich doch, daß gegenwärtig die gefährliche Reaction ihr Ende gefunden haben wird, auf die, wie man namentlich sehen konnte, Niemand lüsterner hinblickt, als die Ultramontanen." Außer den seither erwähnten Briefen liegen noch mehr als 20 eigenhändige Schreiben v. Reizensteins, deren Mittheilung der kurz zugemessene Raum verbietet, an Paulus vor uns; denn bis zu seinem Tode setzte der Edle die Correspondenz mit demselben fort.

Aus allen erhellt die mit seinem Freunde Paulus in religiösen Ueberzeugungen so sehr übereinstimmende Gesinnung und die liebevoll freundschaftliche Theilnahme an ihm und seiner Familie.

Nur auf zwei merkwürdige Schreiben, welche der damals schon achtzigjährige Paulus seinem Freunde Reizenstein nach Karlsruhe schrieb, wollen wir noch aufmerksam machen.

Der erste Brief, der uns die Stellung des Weisen über den Wirren

der Zeit zeigt, ist vom 25. Juli 1841: „Euer Excellenz Wohlwollendstes vom 25. April hat mich innigst erfreut, aber auch eine in der That schmerzliche Sympathie in mir geweckt. Wie oft bewunderte ich in Ihrem Geiste das feste Vertrauen auf die fortschreitende Perfectibilität der Menschheit, und wie Sie selbst dafür, in so manchen Beziehungen das Möglichste zu thun nicht müde wurden. Und doch ist das Schwachmüthige, Inconsequente, Egoistische unserer Zeitumgebung, seit die äußere gewaltige Aufregung mit Napoleon verschwunden ist, so sehr im Zunehmen, daß Sie, des Anblickes dieser tiefer sinkenden Immoralität oft recht satt zu sein, mir erklärten. Das Schlimmste aber ist, daß sich die fatalen Ursachen eines solchen Ueberdrusses gar nicht läugnen lassen. Sehe ich auch nur in meinem engen Kreise umher, so hat nicht blos die Geld-, sondern besonders die Zeitverschwendung, das Streben, nur zu scheinen, was man sein oder werden sollte, die Erziehungslosigkeit, in welcher sich die Kinder in Herren der Eltern verwandeln, und die zur Vorbereitung aller Lebensthätigkeit so nöthigen Jahre nur in lähmenden Genüssen verlieren, hauptsächlich auch die Unbekümmertheit der Frauen um Hausordnung und Kinderbesorgung nebst so manchem andern Uebel sich so vermehrt, daß ich nicht begreife, wie für die folgenden Generationen etwas Solides in der Stille erwachsen soll, statt daß leere Wortmacherei und anmaßliche Behauptungssucht sich aufblähen und verdrängen. Und wie viel mehr Verkehrtheiten müssen nicht Eurer Excellenz in Ihrer viel höhern und umfassenderen Stellung sichtbar werden! Dennoch bin ich gewiß, daß auch aus den trübsten Augenblicken solcher Zeitbetrachtungen das wahre Leben, das Bewußtsein, sich selber genug zu thun, sich nur um so kräftiger erhebt, wenn nur das Körperliche, worüber der Wille viel weniger gebieten kann, nicht zu sehr entgegenwirkt.“ . . . . . „Was das allgemeinere Fortschreiten betrifft, so habe ich mir seit ziemlicher Zeit dadurch zu helfen gesucht, daß ich es mir nicht wie ein Fortgehen in gerader Linie, sondern wie die bald vor-, bald rückwärtsgehende Bewegung einer Spirallinie zu denken versuche, wie dadurch bis jetzt die Uhren belebt zu werden pflegen. Gedeiht die Erfindung der elektromagnetischen Bewegungskräfte, so können dadurch wie manche noch sonderbarere Bewegungsarten bekannt werden, deren Vergleichung mit der moralischen Geisterbewegung uns noch eher beruhigen mag! Es scheint die Zeit der mechanischen, materiellen Fortschritte eingetreten zu sein. Mich freut, daß in Baden derjenige Fürst ist, welcher die Verwirklichung jener Erfindung möglich zu machen sich entschlossen hat, die durch das großmüthige Versprechen des hohen Bundestages doch aus der

deutschen Hülflosigkeit nicht herauskäme. Auch an dem Betragen der Söhne dieses Fürsten, die in meiner Nähe wohnen, sehe ich, ungeachtet ich mit ihnen nicht in nähere Verbindung gekommen bin, daß ihrem hiesigen Aufenthalte eine solide Vorbildung vorausgegangen sein muß."

Mit der Uebersendung eines Heftes des neuen Sophronizon verband Paulus das zweite nicht minder charakteristische Schreiben vom 30. März 1841. Er entschuldigt sich, daß dieses Heft sich mehr mit politischen Gegenständen beschäftige, und fährt dann fort: „In der weitern Folge wird dann wohl die theologia mehr ihre Hörnchen hervorstrecken, da nun einmal diese — für die diesmalige Incarnation meines Ich — meine Hauptaufgabe geworden ist, mein Altwerden aber zum Theil den Zweck zu haben scheint, mich nach dem ewigen Wechsel der Dinge und ihrer Ausbildungen auch dies erleben zu lassen, wie wenn das, was ich vor 50, 60 Jahren als aufgehende Sonne betrachtete, jetzt in dem geistigen Zodiakus in das Zeichen des Krebses eintreten sollte. Das Beste ist, daß nach dem Cancer auch wieder ein leo und andere bessere Zodiakalgeister wirken." .... „Der Hang zum Exclusiven und Intoleranten kann wohl schwerlich anders, als durch das Entgegenwirken der Nichtgeistlichen auf den Synoden und sonst beschränkt werden. Euer Excellenz sind als Steuermann in einer Stellung, vermöge welcher das ganze Schiff sich einer andern Richtung zuwendet, wenn das Steuer auch nur unmerklich berührt und gelenkt wird."

So oft der Herausgeber dieser Lebensbeschreibung, der seit seiner Versetzung nach Heidelberg (6. Juni 1832) in der freundschaftlichsten Beziehung zu Paulus stand, in Karlsruhe den Minister v. Reizenstein besuchte, war des letztern erstes Wort: „Was macht unser Freund Paulus?"

Die gleiche theologische Gesinnung und das freundschaftlichste Verhältniß zu Paulus theilte der Minister Winter mit Reizenstein.

Wir geben zum Belege einige merkwürdige Briefe dieses ausgezeichneten Staatsmannes (geb. 17. Januar 1778 zu Prechthal, seit 1830 Chef des Ministeriums des Innern, gest. 27. März 1838).

L. Winter schrieb am 22. Juni 1825 an Paulus, als dieser sich für einen jungen Docenten der Theologie bei ihm um Remuneration verwendete. „Ich weiß es wohl, daß in der Regel die jungen Aspiranten zu theologischen Lehrstellen mit Mühe und Noth sich zu einem nothdürftigen Einkommen durchkämpfen müssen. Früher war es indessen wohl auch so; denn ich erinnere mich aus Semlers Lebensbeschreibung, die ich in meines

Vaters reichhaltiger Bibliothek vorgefunden und in früher Jugend oft und viel gelesen habe, wie kümmerlich der gute Mann sich durchhelfen mußte. Indessen waren damals noch mehrere kleine Universitäten, auf welchen ein junger Mann vorläufige Anstellung erhalten, daselbst, weil sie gewöhnlich wohlfeil waren, mit Wenigem auskommen, sich ausbilden, die Aufmerksamkeit auf sich lenken konnte. Diese Wege sind nun abgegraben, und darum wird jungen Docenten, wenn nicht besondere Umstände sie begünstigen, die Anstellung mit einem hinreichenden Auskommen so schwer. Die Regierungen aber, die Männer von erprobten Fähigkeiten und von einigem Ruf zu erhalten wünschen, und sie nur von andern Universitäten erhalten können, müssen diese Celebritäten mit großen Summen, weil in der Regel nur pecuniäre Vortheile solche Männer zu Aenderungen veranlassen, erkaufen. Aber durch dieses, seit etlichen zwanzig Jahren in Gang gekommene Steigern der Gelehrten sind enorme Besoldungen für einige der Matadore in jedem Lehrfach entstanden, durch welche die gewöhnlichen Mittel so aufgezehrt werden, daß zum Nachzug von jungen Docenten und zur Bildung und Vergrößerung von Instituten, Bibliotheken, Kabineten wenig übrig bleibt. Darum sind die, welchen die Sorge für die hohen Schulen und ihre Verbesserung aufgelegt ist, immer auf trockenem Sand." ......

„Sie haben zu meiner herzlichen Freude und zu meinem noch größeren Dank im vorigen Jahre für die Lehrfreiheit und für die reine Vernunft, die doch nichts dafür kann, daß sie eben auch erschaffen worden ist, ritterlich gekämpft. Ich habe von meiner Seite zu thun gesucht, was ich geglaubt habe, daß die Pflicht von mir fordre, und, wenn ich auch nicht durchdringen konnte, so ist mein Bemühen für die Gegenwart und für die Zukunft nicht ganz umsonst gewesen. Ueberhaupt leitet mich in solchen Dingen der tröstliche Glaube, daß nichts, was gut ist, ohne guten Erfolg gethan und nichts, was wahr ist, ohne Gewinn für das Reich der Wahrheit gesagt werde." .....

„Für Ihr mir gefällig überschicktes Jubeljahr [7]) danke ich Ihnen recht verbindlich. Es war sehr gut, auch dieses Kniffchen aufzudecken und zu vereiteln, wiewohl allen Bemühungen Seiner Heiligkeit und aller Römlinge in Frankreich und Deutschland ungeachtet die Zeit nicht mehr

[7]) Paulus' 1825 erschienene Schrift über das päpstliche Jubelablaßjahr im dritten Hefte seiner Rechtserforschungen d. I.

erscheinen will, in welcher alle Wege von Pilgerschaaren wimmeln [8]), und die Menschheit auf der Wanderung ist in — das Weichbild Roms; auch werden christliche Potentaten sich nicht so von Gott verlassen glauben, daß sie Zelter und Falken in schuldiger Ehrerbietung dem Bischofe in Rom darbringen. Mit wahrem Vergnügen habe ich Ihre Bemerkungen zu dem Heidelberger-Katechismus gelesen. Ich will von diesem nichts, aber im engsten Vertrauen sagen, daß unser P. Hebel ebenfalls einen Katechismus verfaßt hat, aber keinen blutigen, sondern einen Katechismus der Liebe, der Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe. [9]) Er hat den umgekehrten Weg eingeschlagen, der früher betreten wurde, und nicht mit der Behauptung angefangen, daß der Mensch durch und durch nichts tauge, voll Sünde und verkehrten Wesens sei, sich dadurch den Zorn Gottes aufgeladen, der nur durch Blut habe versöhnt werden können; auch hat er nicht eine dürre theologische Moral, angefüllt mit trockenen Definitionen und Distinctionen, aufgenommen, sondern er hat die Liebe Gottes als den Hauptgedanken aufgestellt und daran die Versöhnungslehre und die gesammte Pflichtenlehre auf seine bekannte sinnreiche Weise angeknüpft, alles ächt biblisch, würdig, klar und für die Kinder faßlich, so daß die Religion in einem heitern Bilde erscheint, und nicht in dem eines furchtbaren Gespenstes, hervorgegangen aus der Puritaner dumpfen Studirstuben." .....

„Ihr „Denkglaubiger" ist, so viel ich beim ersten flüchtigen Durchgehen bemerken konnte, keine Milchspeise, sondern ein Collegium logicum. Ich glaube, Ihren Zweck zu errathen, nämlich dem sonderbaren Gewinn unklarer Begriffe und mannigfaltig sich durchkreuzender, theils falscher, theils halb wahrer Ansichten über den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen ein Ende zu machen. Daher das Zurückgehen auf die ersten Begriffe und ihr Zerlegen in ihre einfachsten Bestandtheile und von da das allmähliche Fortschreiten zum Höchsten, was die Menschheit in diesem und jenem Leben berührt, und das Alles in einer logique serrée, wie die Franzosen sagen, die auch nicht den geringsten Zwischenraum läßt, in welchen ein Pfeil eindringen könnte."

„Ich befürchte nur, daß Sie Ihre Gegner, deren schwache Seite die Logik ist, von ihrem Nebeln und Schwebeln nicht bekehren werden.

---

[8]) Staatsminister Winter hat die h. Rockfahrt in Trier nicht mehr erlebt.

[9]) Der Entwurf zu einem neuen badischen Landeskatechismus.

Es läßt gar viel leichter, andächtig schwärmen, als gründlich denken."

Im darauf folgenden Jahre 1826 schickte Paulus seinem edeln Freunde L. Winter die Lebens- und Todeskunden von Johann Heinrich Voß.

Der treffliche Staatsminister antwortete am 6. Mai 1826: „Meinen wärmsten und herzlichsten Dank für Ihre — Apotheose, wenn ich so sagen darf. Für die Stimmung meines Gemüthes hätte sie nicht erwünschter kommen können, als heute, an dem Jahrestag des Todes meines erstgebornen Sohnes, den ich geliebt habe, wie ich nicht mehr lieben kann. Schon zehn Jahre deckt das Grab seine irdische Hülle, und noch gewährt es mir ein stilles, aber um so reineres, inniges Vergnügen, mich mit ihm zu beschäftigen und alle Erinnerungen aus seinem kurzen Daseyn zu sammeln und jene Zeit mir zu vergegenwärtigen. Alles Unangenehme des Lebens habe ich bei dem freundlichen Anblicke des Knaben vergessen; ja, ich meine, es sei mir damals nichts Unangenehmes begegnet, und es habe sogar mir nichts begegnen können. Jetzt ist es nicht mehr so. Das Drückende häuft sich, das Vergessen wird mir nicht leicht. Drücken Sie Schlosser freundlich die Hand! Er hat gewichtige Worte gesprochen in einer herrlichen Sprache. Der Schluß hat mich zu Thränen gerührt. Ich möchte von dieser Rede sagen, was einst Kant von einer Ode von Voß gesagt hat: Sie ist hundert Hekatomben werth! Auch Tiedemann danken Sie in meinem Namen herzlich! Er hat ungemein männlich und würdig gesprochen, würdig des heimgegangenen Freundes."

„Wenn es doch einmal im Rathe der Gottheit beschlossen war, daß Voß von hinnen scheiden soll, so weiß ich es ihr Dank, daß sie ihn nicht einige Tage oder Wochen später abgerufen hat. Ihnen und Andern ist Vieles erspart worden."

„Immer habe ich gehofft, nach Heidelberg zu kommen, um mich mit Voß über Manches mündlich besprechen zu können; aber es hat zu meinem Leid nicht geschehen sollen."

„Ich mag mich schriftlich Niemand anvertrauen, deßwegen habe ich ihm auch nicht geschrieben, und darum schreibe ich überhaupt so selten."

„Mit herzlichster Freundschaft

Ihr ergebenster Dr.
L. Winter."

Als der Verfasser dieser Blätter, durch seine theologischen Streitigkeiten mit dem Erzbischofe von Freiburg, Bernhard Boll (Februar 1832) veranlaßt, zur evangelisch-protestantischen Kirche nach seiner freien Ueberzeugung übertrat, und vor der Hand ohne Anstellung nach Heidelberg zur philosophischen Facultät versetzt wurde, besuchte er auf der Durchreise durch Karlsruhe den damaligen Staatsminister L. Winter. Die ersten Worte des letzteren waren: „Sie sind Theolog und Philosoph! Halten Sie sich in Heidelberg an Paulus! Das muß Ihr Mann sein. Er ist ein eben so trefflicher Mensch, als ein berühmter Gelehrter. Ich bin in Baden ziemlich zu Hause, und doch kenne ich das badische Land nicht halb so genau, als Paulus Palästina kennt!"

Die erhabenen Regenten des badischen Landes, die Großherzoge Ludwig und Leopold sprachen in vielen noch vorhandenen Briefen bei jeder Gelegenheit, der erstere mit Ausnahme von einem einzigen oben [10]) berührten Falle, in welchem sich Paulus in männlich offener Weise erfolgreich vertheidigte, der letztere immerdar und bei jeder Gelegenheit höchst ihre Zufriedenheit mit der Wirksamkeit und den Leistungen unseres Paulus aus.

Als dieser den wichtigen „Principienkampf" seinem innig geliebten, landesväterlichen Fürsten Leopold, dem erlauchten Beschützer und Förderer überzeugungstreuer Wissenschaft, übersendete, erwiederte Höchstderselbe in seiner allem Guten und Wahren mit dem reinsten, menschenfreundlichsten Herzen zugewendeten Huld am 16. Mai 1839: „Mein lieber Geheimer Kirchenrath und Professor Dr. Paulus!"

„Ihr Schreiben vom 9. dieses Monats und Ihre damit übersendete Schrift habe ich zu erhalten das Vergnügen gehabt und aus letzterer die angenehme Ueberzeugung gewonnen, daß Ihrem regen Geiste immer noch die frühere Jugendkraft unverändert beiwohnt. Ich werde die erste Muße benützen, um Mich mit dem Inhalte Ihres Werkes bekannt zu machen; einstweilen aber drücke ich Ihnen für die Mir durch dessen Zusendung bewiesene Aufmerksamkeit meinen Dank aus, und erneuere zugleich die Versicherung der vorzüglichsten Achtung und Werthschätzung, womit ich stets verbleibe

Ihr

wohlgeneigter

Leopold."

---

[10]) M. s. §. 5.

Auch als Bürger erfüllte Paulus im vollsten Sinne des Wortes seine Pflicht. An allen Freuden und Leiden Deutschlands, Badens und seiner Stadt Heidelberg zeigte er immer in Schrift und That die wärmste Theilnahme. Er war in der Theorie der Staatsverfassung dem monarchischen Princip zugethan. Nicht nur hat er dieses in seinen politischen Schriften oft und viel gesagt; auch in einem seiner ungedruckten Entwürfe späterer Zeit schreibt er: „Monarchie wird als die für unsere Zeiten passendste Regierungsform anerkannt und warum? Der psychologische Hauptgrund muß davon ausgehen, daß man die Menschen nehmen müsse, wie sie sind, und zu sein pflegen. Mehrere, mit gleicher Macht gegen einander gestellt, tragen desto mehrere individuelle Leidenschaften und Menschlichkeiten im Gemüth. Nicht lange, so werden diese gegen einander rivalisiren, sich reiben — und das Allgemeine kommt zwischen die harten Steine, und wird zermalmt, damit jeder seinen Theil davon aufzehre. Hat nur Einer die Oberstelle, die höchste entscheidende Oberaufsicht, so hat das Ganze wenigstens nur von eines Menschen Menschlichkeit und Leidenschaft das Unvermeidliche zu befürchten, was, so lange die Menschen überhaupt von Deucalions Steinen oder Jasons Drachenzähnen abzustammen scheinen, in so weit getragen werden muß, als die Menschen nicht selbst, es zu mäßigen und zu mildern, ihren Verstand, ihren möglichst guten Willen anzuwenden sich entschließen." Dieses monarchische Princip war ihm kein absolutes, sondern ein konstitutionelles.

Als am 11. November 1815 die Bürger Heidelbergs eine Bitte um Einführung einer landständischen Verfassung im Großherzogthume unterzeichneten, war auch er unter den Unterzeichnern, und fügte seiner Unterschrift folgende schriftliche Erklärung bei: „Da ich eine landständische Verfassung durchaus nicht als eine Opposition gegen den Landesregenten, sondern als das möglich beste Organ betrachte, durch welches derselbe auf die ordnungsmäßigste Art von den Bedürfnissen des ganzen Staates und einzelner Theile, von thunlichen Verbesserungen und schädlichen Mängeln der Staatsverwaltung in Kenntniß kommen kann, und durch dessen öffentliches, freimüthiges Aussprechen der allgemeinen Meinung schon allein sehr vieles Uebel zurückzuhalten ist, so nehme ich keinen Anstand, obige Wünsche und Gesinnungen auch für die meinigen zu erklären."

Mit freudigem Gefühle begrüßte er die von dem edeln Enkel des unsterblichen Carl Friedrich, dem Großherzog Carl, seinem Volke im

Jahre 1818 gegebene Verfassung. Mit der größten Theilnahme verfolgte und besprach er die landständischen Verhandlungen.

Als Carl von Rotteck, der berühmte badische Landstand und der aufgeklärte Verfasser einer so weit verbreiteten Weltgeschichte (geb. zu Freiburg im Breisgau 1. Juni 1775, seit 1798 Professor der Geschichte an der dortigen Hochschule, seit 1818 Professor der Rechtswissenschaft), 1819 unter dem Großherzoge Ludwig nach Karlsruhe zur zweiten Kammer der Ständeversammlung gewählt, bald durch seine seltene Verstandesschärfe und Rednergabe Aufsehen machte, und mit vielen Edeldenkenden für die gesetzmäßige ungehinderte Entwicklung der jungen Verfassung des schönen Landes wirkte, da folgte auch Paulus den Verhandlungen mit der unverdrossendsten Theilnahme, die er seither Württemberg gewidmet hatte. Uuter den badischen Abgeordneten Freiburgs zeichnete sich neben Rotteck besonders der verstandesscharfe Duttlinger und der wissenschaftlich hochgebildete C. Th. Welcker aus. In Heidelberg war Paulus' Freund, der Universitätsbuchhändler Johann Christian Friedrich Winter (geb. zu Gochsen am Kocher in Württemberg 1773) schon für den ersten Landtag 1819 gewählt worden, und war später noch auf zwei Landtagen besonders für Hebung des Kirchen- und Schulwesens und der Universität Heidelberg thätig. Von Rotteck und von Winter, dem Buchhändler sind viele Briefe, aus denen ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Paulus hervorgehen, vorhanden. Dieser entzog sich nie seiner Bürgerpflicht.

Im Laufe der verschiedenen Landtage seit 1819 wurde er in Heidelberg nicht nur zum Wahlmann, sondern selbst zum Obmann des Wahlcollegiums gewählt. Nach einem Briefe des Dekans Fecht von Kork ward ihm 1819 die Stelle eines Abgeordneten zur zweiten Kammer angeboten, die er jedoch ausschlug. Im Jahre 1822 schlug man ihn zur Stelle eines Deputirten der Stadt Heidelberg, die er aus Gesundheitsrücksichten ablehnte, vor. In seinem Erklärungsschreiben an die Wahlmänner vom 27. November 1822 schreibt er: „Herr Oberbürgermeister Winter hat auf das Eindringlichste das große Vertrauen der hochschätzbaren Herren Wahlmänner und Mitbürger mir bekannt gemacht. Mein bester Wille, mein innigstes Vaterlandsgefühl wäre dafür. Aber ich fühle mich doppelt unglücklich, weil ich keinem Gesunden die unsägliche Empfindlichkeit meines Körpers beschreiben kann, die allein die Ursache ist, welche mich, der ich Umgang sehr liebe, von allem Leben, wie meine lieben Mitbürger und Alle wissen, und mich darüber vielleicht für einen Sonderling

halten, abschneidet, und zu einem Eremiten macht, der, um für seinen bestimmten Amtskreis nicht immer durch Rheumatismus und Kopfschmerz unthätig sein zu müssen, sich Alles versagen muß. Unmöglich kann ich deßwegen in ein Geschäft hineingehen, wo Lebensthätigkeit das meiste Gute bereiten und bewirken soll. Ich bitte deßwegen, Ihren Freunden im Stillen meinen gefühltesten Dank auf's Allerbeste zu bezeugen.

Ihr ergebenster Paulus."

Noch im hohen Greisenalter, als er dem achtzigsten Jahre nahe stand, erwies ihm am 6. December 1836 die Bürgerschaft Heidelberg's das Zutrauen, ihn zum Wahlmanne zu wählen. Dieses wurde ihm von dem damaligen Oberbürgermeister Speyerer in schriftlicher Urkunde vom 26. Jan. 1837 eröffnet. Paulus konnte wegen vorgerückten Alters bei der Wahlversammlung nicht erscheinen. Oberbürgermeister Speyerer, dem er seine schriftliche Entschuldigung eingeschickt hatte, erwiederte ihm am 27. Januar 1837, er „werde den Inhalt derselben zur Kenntniß der Wahlmänner bringen" und „sei überzeugt, daß Alle mit ihm beklagen, ihren verehrten Obmann bei dem Acte zu entbehren."

Schon seit dem Ende des Jahres 1832 hatte sich Paulus von den Vorlesungen zurückgezogen. Nachdem er 1839 sein Amts- und Ehejubiläum gefeiert und 1841 das achtzigste Lebensjahr vollendet hatte, wurde er drei Jahre nachher nach hoher Staatsministerialentschließung vom 25. April 1844 „unter gnädigster Anerkennung seiner langjährigen verdienstlichen Leistungen" in den Ruhestand versetzt.

Nach dem sechsten Paragraphen des großherzoglich badischen Edikts vom 30. Jan. 1819 (Reg.-Bl. Nr. 4) sollte Paulus, der vom Ende des Jahres 1810 bis zum April 1844 erst etwas über 33 Jahre im badischen Staatsdienste gewirkt hatte, an seinem Ruhegehalte einen Abzug von 7 Procenten erleiden. Er wendete sich am 16. Nov. 1844 an den engern akademischen Senat, da er, die auswärtige Dienstzeit eingerechnet, über 55 Jahre als Lehrer thätig gewesen war, mit der Bitte um Belassung seines vollen Gehaltes. Mit Kraft und Anerkennung der hohen Verdienste des ausgezeichneten Collegen unterstützte der Senat der Universität einstimmig sein gerechtes Gesuch. Das juristische Senatsmitglied Mittermaier, der berühmte Kämpfer für die Humanität in der Rechtswissenschaft als Schriftsteller und Lehrer, unterstützte mit aller Macht diese Eingabe. Er schrieb am 25. November 1844 seinem Collegen: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu erwiedern, daß bereits der Herr Prorector den Entwurf des Berichts übersendet hat, durch welchen Ihr so gerechtes Gesuch nachdrücklich unterstützt ist.

Jede Gelegenheit, Ihnen meine Hochachtung zu beweisen, ist mir willkommen. Verehrungsvoll" u. s. w. Man stellte den Grundsatz in dem Berichte auf, daß es zur Erhaltung und Vermehrung der Blüthe aller Universitäten nöthig sei, vom Auslande gerufenen Lehrern auch ihre Dienstzeit an auswärtigen Universitäten anzurechnen. In dem schönen, von Mittermaier ausgearbeiteten Antrage des Senats hieß es unter Anderm: „Die würdige Idee, welche die deutschen Universitäten blühend gemacht hat, die Idee, daß alle Universitäten einen großen literarischen Freistaat bilden, wo die auf einer Anstalt zu Tage geförderte wissenschaftliche Ausbeute ein Gemeingut des an keine Landesgränzen gebundenen Reiches der Wissenschaft ist, hat auch die Ansicht von den Vocationen und von der Anrechnung der auf einer Universität zugebrachten Dienstzeit bei dem Uebertritt auf eine andere Hochschule für die berufenen Lehrer in das Leben gerufen." Ueber Paulus sagte der Bericht: „Wenden wir die aufgestellten Ansichten auf den geheimen Kirchenrath Paulus an, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sein Gesuch vollkommen rechtlich gegründet ist. Wir dürfen um so mehr auf Willfahrung seiner Bitte rechnen, als der geheime Kirchenrath Paulus nie aufgehört hat, als eine Zierde unserer Hochschule in wissenschaftlicher Auszeichnung zu wirken, und eben er, der schon so lange im Auslande als Lehrer hoch geachtet, vor seiner Berufung nach Heidelberg thätig war, nur im Vertrauen auf die seiner Zeit wohl von keiner Regierung bezweifelte Ansicht von der Anrechnung der Dienstzeit es unterließ, die ausdrückliche Einrückung der darauf bezüglichen Bedingung zu verlangen."

Seine königliche Hoheit, der durchlauchtigste Großherzog Leopold, welcher nach allen vorhandenen Briefen Paulus immer ein besonderes Wohlwollen schenkte, ließ mit seinem bekannten und allgemein verehrten Gerechtigkeitssinne dem verdienten Lehrer die hohe Staatsministerialentschließung vom 30. Jänner 1845 eröffnen, daß es „bei dessen Berufung an die Universität Heidelberg keineswegs die Absicht der Regierung gewesen sein könne, die Dienste, welche er früher in anderen Staaten geleistet, bei seiner dereinstigen Zurruhesetzung unberücksichtigt zu lassen."

So behielt er seine volle Besoldung von 2,500 fl., die er beim Antritte des Lehramtes in Heidelberg erhielt, durch die Gerechtigkeit und Gnade seines erhabenen, wohlwollenden Fürsten bis zum Tode.

Wir wenden uns nun von dem öffentlichen Wirken desselben seinem häuslichen Leben zu.

§. 7.

Häusliches Leben. Paulus mit seiner Familie. Caroline und Sophie Paulus. Beziehungen der letztern zu August Wilhelm von Schlegel. Verheirathung und Trennung. A. W. v. Schlegels ungedruckte Originalbriefe. Wilhelm Paulus. Dessen Leben und Tod.

Paulus und seine Frau Caroline waren 1789 ein liebenswürdiges junges Paar, das durch Verstand, Geist, Herz und eine angenehme Gestalt sich in der Weimar-Jenaischen Heroenzeit bald unter den Trefflichsten Freunde erwarb. Sie bildeten ein anziehendes Haus. Schiller gestand, daß er sich überall, bei Paulus ausgenommen, langweile. [1]) Schon oben schilderten wir das erste Zusammentreffen des Pauluspaares mit Göthe. [2]) Auf die künstlerische Natur der kleinen schönen Brünette Caroline mußten die bildenden trefflichen Umgebungen in Jena und Weimar wirken. Ihre innigsten Freundinnen waren die Frauen Griesbach, Schiller, Fichte, Götling, Reinhold, auch die geistreiche und originelle Geliebte und spätere Frau des Friedrich Schlegel, Dorothea Veit, eine Tochter Mendelsohns. Der Umgang mit Dichtern und Philosophen weckte den schlafenden Funken ihres genialen Wesens. Göthe, der Paulus oft besuchte, manchmal zum Abendessen bei ihm war, pflegte von der jungen Frau unseres Gottesgelehrten zu sagen: „Die Natur kann wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt.“ [3]) Nach seinem eigenen Ausdrucke blieb er mit der Familie Paulus „in immer gleichem Verbündnisse.“ Er hielt auf das Kunsturtheil der Frau Paulus so viel, daß er ihr selbst die erste Reinschrift von Alexis und Dora vor dem Drucke übergab. [4]) Noch viele Auszüge von ihrer eigenen Hand aus den trefflichen Werken klassischer Schriftsteller sprechen für den seltenen Geist und das edle Gemüth dieser ausgezeichneten Frau. Da sie Göthe so hoch stellte, war sie in Jena mit ihrem muntern freundlichen Wesen und mit ihrer gewandten Unterhaltungsgabe in allen Gesellschaften wie angebetet.

---

[1]) Bd. I, S. 339.
[2]) Bd. I, S. 335.
[3]) Bd. I, S. 336.
[4]) Bd. I, S. 335.

Paulus nannte sie oft, noch in den letzten Wochen seines Daseins, den schützenden und erhaltenden Genius seines Lebens.

Der berühmte Philosoph, Carl Leonhard Reinhold, einer der innigsten Freunde unseres Paulus, übergab ihr ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Stammblatt, welches also lautet:

In angeborner, stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Achtung da erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt."

„Schillers Don Carlos."

„Lange mögen Sie den Lebenspfad des würdigsten und besten Mannes mit Blumen bestreuen.

Jena, 22. August 1790.

Dies wünscht

Carl Leonhard Reinhold."

Durch eine schöne Tochter Sophie (geb. 3. Sept. 1791) und einen liebenswürdigen Knaben Wilhelm (geb. 3. Mai 1802) erweiterte sich der angenehme Familienkreis. Die zärtlichen Muttersorgen lenkten die junge Gattin von der schriftstellerischen Thätigkeit, zu welcher sie durch den Umgang mit dichterischen Menschen und Werken hinneigte, im Anfange ab. Als sie im Jahre 1803 nach Würzburg kamen, wuchsen die Kinder allmählich heran. Kränklichkeit hielt sie vom Besuche vieler Gesellschaften ab, und sie bedurfte diese auch weniger, da die mit Paulus damals befreundeten Familien des Philosophen Schelling und des Arztes Hoven mit ihm in einem Hause wohnten. [5]) Sie arbeitete in ihren Nebenstunden an schriftstellerischen Versuchen. Unter einem pseudonymen Namen „Eleutherie Holberg" erschien ihr Roman „Wilhelm Dumont" im Jahre 1805. [6]) Er wurde zu Jena, wo sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte, gedruckt, und der Verleger in Lübeck hatte sich durch ihres Mannes Vermittlung gefunden. Viele günstige Anzeigen lobten damals dieses Buch, und selbst Göthe,

---

[5]) Bd. I, S. 373.

[6]) Wilhelm Dumont. Ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. Lübeck, bei Friedrich Bohn, 1805, 340 S., gr. 8.

der alte treue Freund, zeichnete es durch eine ausführliche und vortheilhafte Recension in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung aus. [7]) Er sagte unter Anderm: „Die Figuren sind mehr ideell, als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannigfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Gestalten. Die Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen vertheilt" u. s. w. Dieses günstige Urtheil des Mannes, den sie unter allen deutschen Dichtern immer am meisten verehrte, ermuthigte sie, während ihres Aufenthaltes in Nürnberg und später auch in Heidelberg weitere literarische Versuche herauszugeben, an denen hauptsächlich die Charakteristik der Personen und das Gelungene der Form anzuerkennen sind. [8])

Man täuschte sich aber sehr, wenn man Caroline Paulus deßhalb für eine sogenannte gelehrte Frau hielt. Im Umgange war sie natürlich und ungezwungen, in Gesellschaft gesprächig und unterhaltend. Besonders ließ ihrer Rede der Anflug von schwäbischem Accente gut. Mit Lust bekümmerte sie sich um das Hauswesen. Sie war in der Regel nirgends lieber, als in ihrer eigenen Wohnung. Kaum konnte man eine zärtlichere und theilnehmendere Gattin und Mutter finden. In den wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens wendete sich Paulus an den bewunderungswürdig klaren Verstand seiner Frau, und er pflegte oft zu sagen, daß ihm immer glückte, wozu seine Frau ihm rathe.

Als Paulus zum erstenmale am 3. März 1807 durch seine Ernennung zum Kreis- und Schulrathe in Bamberg aus dem akademischen Wirkungskreise in den praktischen Beruf geschleudert wurde, suchte er, wenn es immer möglich war, wenigstens eine Stelle zu erhalten, deren Verwaltung ihm in der wissenschaftlichen Thätigkeit nicht störend war. Eine solche schien ihm damals ein einträgliches, frei gewordenes Amt bei der Bibliothek in Stuttgart. Er vertraute dem Scharfblicke seiner Frau, welche zu ihren Verwandten in der württembergischen Residenzstadt reisen und dort die Dinge aus eigener Anschauung kennen lernen und einleiten sollte.

Sie schrieb ihrem Gatten am 13. Mai 1807: „Heute ist nach sechs

---

[7]) Jahrgang 1806, Nr. 167, 16. Juli.

[8]) Adolph und Virginie, oder Liebe und Kunst. Ein Roman von Caroline Paulus. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag, 1811, 254 S. 8. Caroline Paulus, geb. Paulus, Erzählungen. Heidelberg, 1825. 8.

Tagen wieder der erste freundliche. Ich kann ihn nicht besser feiern, als mit einem Briefchen an meinen lieben guten Vater. Mir war, seit ich wieder hier bin, so trüb um's Herz, auch so körperlich unwohl, daß ich mir's zum ersten Gesetz machte, in dieser Zeit keine Zeile an Dich abgehen zu lassen." .... „Heute ist mein Gemüth etwas heiterer. Ich blicke ruhiger in die doppelte Zukunft, welche vor mir liegt;" (das Bleiben in Bamberg oder die Anstellung in Stuttgart), „aber ich gestehe, daß sich mein Auge ungern von der schönen Bamberger-Gegend abwendet. Die Natur bleibt doch von allen äußern Reizen der entzückendste uud wohlthätigste für mich. Das habe ich auch in Schorndorf" (Wohnort ihrer Eltern) „wieder ersehen, und eine schöne Gegend, wenn man sie auch gewohnt ist, wirkt doch immer auf unser Gemüth. Menschen und Häuser sind blos Anstalten zum menschlichen Elend, die Natur allein ist uns zur Freude und Freiheit angewiesen. Du gehörst nicht unter die Menschen; das brauche ich hier nicht anzumerken. Es gibt Wesen höherer Art, die ich aber nie wieder Menschen heißen werde! denn dieser Titel ist und bleibt verächtlich. Unter diese Wesen höherer Art gehört Emmi. [9]) Ihre edle Natur entwickelt sich mit jedem Tage schöner. Ihre äußern Fehler vermindern sich, und ibre innern Vorzüge bilden sich immer mehr aus. Sie trägt ein seltenes Glück in ihrem Busen, das ihr die Welt nicht wird entreißen können. Der Dicke [10]) ist ein gutmüthiger Gesell, der den Vater recht lieb hat, doch nicht so lieb, wie die Emmi, die ihre Liebe mehr in sich verschließt, und nur hie und da durch einen gleichsam zufälligen Ausbruch in ihrer ganzen Stärke verräth." .... „Der Oberbibliothekar bietet Alles auf, Dich nicht zum Collegen zu bekommen. Die pietistische Partei schreit über Deine extravagirenden Religionsgrundsätze; kurz die Hetze ist complett." .... „Ich bin sehr ruhig bei der ganzen Sache; ja ich muß bekennen, daß ich sehr oft wünsche, es möchte nichts daraus werden. Doch verspreche ich Dir geduldig, Alles anzunehmen, was kommt. Mein Glück besteht in Dir und in meinen Kindern. Alles Uebrige bleibt mir Nebensache. Leb' wohl lieber Papa; ich darf

---

[9]) Paulus damals 16jährige Tochter Sophie, der man in jener Zeit diesen Namen gab.

[10]) Paulus' Sohn, Wilhelm (geb. 3. Mai 1802), also damals fünf Jahre alt.

nicht zu lange Buchstaben machen. Tausend Umarmungen. Herzliche Küsse von den Kindern. Sie sehnen sich gewaltig nach dem Vater.

Ewig

Dein treues Mütterchen."

In vollster Weise sprechen die Sorgsamkeit und Liebe Carolinens zu ihrem Mannne und ihren Kindern, ihr Verstand, ihre innige Neigung zu den Schönheiten der Natur und bei der harten Beurtheilung der Menschen dennoch ein ruhiges, Alles objectiv beschauendes Gemüth aus diesem schönen Briefe. Er gibt uns ein lebendiges Bild des häuslichen Lebens, das Paulus mit ihr und seinen zwei hoffnungsvollen Kindern führen mußte.

Alle ihre Briefe, die sie von Stuttgart aus 1807 nach Bamberg ihrem Gatten schickte, beurkunden dasselbe liebenswürdige Wesen der trefflichen Gattin und Mutter.

Am 15. Mai jenes Jahres schrieb sie: "Seit 8 Tagen habe ich keine Zeile von meinem lieben Vater erhalten. Ach, wenn doch diese Zeit der Angst und des Harrens [11]) einmal vorüber wäre! Wie froh, wie ruhig könnte ich jetzt mit Dir die schöne Jahreszeit hinbringen! Ich verwünsche alle Plane. Sie stören nur den Genuß der Gegenwart, und wer weiß, ob durch sie unsere Zukunft erheitert wird? Laß mich zu Dir kommen, lieber Vater, und gib alles Andere auf! Schick' mir den Anton oder Franz. [12]) Ich bin jeden Augenblick bereit, aus diesem ungesunden Stuttgart zu kommen. Wie viel freier und wohler fühlt man sich in der schönen Bamberger-Natur!" .... "Mein Trübsinn kommt viel aus dem Körper; aber ich werde nicht eher gesund werden, bis ich über die schwäbische Gränze hinüber bin! Es gibt für mich kein Vaterland. [13]) Dort, wo die Bäume am schönsten blühen, soll mein Vaterland sein. Laß mich kommen, lieber Vater! Du sollst mich nie froher und heiterer gesehen haben, als mit Dir im Buchenwäldchen." .... "Die Gegenpartei

---

[11]) Wegen der beabsichtigten Anstellung in Stuttgart.

[12]) Kutscher in Bamberg, wo Paulus wohnte.

[13]) Frau Paulus war, wie aus ihrem handschriftlichen Nachlasse hervorgeht, eine abgesagte Feindin des Napoleonismus, der damals Deutschland beherrschte. Daher stammen ihre harten Ausdrücke.

bietet Alles auf." .... „Emmi und Wilhelm zählen die Stunden, bis sie zum Vater kommen, ich die Augenblicke." ... „Leb' wohl, lieber Vater! Heute kann ich nichts Anderes schreiben, als: Laß mich kommen, und wenn ich bei Dir sein werde, werde ich nicht aufhören, mich zu freuen, daß ich da bin. Noch einmal, laß mich kommen! Doch, wenn Du nicht willst, so will ich mich zu beruhigen suchen, so gut ich kann."

Am 16. Mai: „Zwei Stunden, nachdem ich den vorhergehenden Brief vom 15. Mai geschrieben hatte, erhielt ich die tröstliche Nachricht durch G......n, daß der König Deine Bitte sogleich und zwar etwas ungnädig abgeschlagen habe. Ich sehe es wahrlich als ein Glück an, daß dieser Versuch mißlang. Stuttgart ist so wenig der Ort mehr, der mir gefällt, daß ich, auch wenn ich Geld genug hätte, ihn nie zu meinem Aufenthalte wählen würde. Ich wünsche jetzt nichts mehr, als daß Du dieser fehlgeschlagenen Erwartung eben so heiter entgegenlächeln möchtest, als ich." .... „Emmi läßt Dir sagen, daß sie schon so weit in der Nähkunst gekommen sei, daß sie Dir Deine Strümpfe besetzen könne. Der Dicke ist gestern auf dem Stuhl nach Bamberg gereist."

Am 19. Mai: „Heute nur ein paar Worte, lieber Vater! Denn ich komme ja bald selbst, und bin schon mit Einpacken und Abschiednehmen beschäftigt. Daß der König Deine Bitte refüsirt hat, wirst Du jetzt wissen. Gestern war ich bei Spittler. Madame war allein; ich nahm mir aber die Freiheit, meinen Wunsch, auch die männliche Excellenz des Hauses zu sehen, zu äußern. Er erschien nicht eher, als bis der Leibmedicus Consbruck auch kam, vermuthlich, um nicht von einer Sache reden zu müssen, die ihm unangenehm ist. Ich schickte mich darein, und nahm freundlich Abschied." .... „Also Bamberg zu, lieber Vater! Möge es Dir so recht sein, wie mir! Man wird alle Tage klüger. Du wirst noch Gelegenheit bekommen, Dich über meinen Verstand zu wundern. Ich muß schließen. Leb wohl, guter Vater. Wie freue ich mich, Dich bald zu sehen. Wie freut sich Emmi, und auch der Dicke verlangt nach dem Pa — pa.

Dein Mütterchen."

So blieb also der neue Kreis- und Schulrath in Bamberg, und dennoch fügte es die göttliche Ordnung der Dinge, auf welche Paulus und seine Gattin immer vertrauensvoll in allen Lagen des Lebens hofften, daß jener, so unwahrscheinlich es damals war, schon nach 4 Jahren (1811)

an einer der ausgezeichnetsten Hochschulen Deutschlands unter den günstigsten Verhältnissen dem akademischen Berufe zurückgegeben ward. Als Paulus nach Heidelberg in seinen neuen Wirkungskreis kam, war er fünfzig Jahre alt, aber in der lebendigsten Frische des Körpers und Geistes. Mit ganzer Seele hing die treue, liebevolle Gattin, die sich ebenfalls dem höhern Alter näherte (sie zählte damals 44 Jahre), an ihrem geliebten „Vater.“ So nannte sie immer in Briefen und mündlich ihren Heinrich, während dieser sie nie anders, als Mutter oder Mütterchen anredete. Die zwei schönen und hoffnungsvollen Kinder, die heranblühende Jungfrau Sophie im zwanzigsten Jahre und der neunjährige hoffnungsvolle Knabe Wilhelm waren die Freude ihres Hauses, zu dessen innigsten Freunden v. Reizenstein, Voß, Heise, Thibaut, Martin, der Cameralist Eschenmayer und noch viele Andere gehörten. Wir werden unten die Beziehung unseres Paulus zu seinen damaligen und spätern Collegen und Freunden in Heidelberg berühren. Die Frauen kamen bei Caroline Paulus gewöhnlich Nachmittags zusammen. Große steife Gesellschaften haßte sie, desto willkommener waren ihr kleine, gesellige Vereine, meist im eigenen Hause. Sie war wohlthätig und schenkte den Armen viel. Auch wurden nicht unbedeutende Summen zur Anschaffung von klassischen belletristischen Schriften, die immer ihre und der Tochter Lieblingslectüre blieben, verwendet. Im Sommer oder Herbste machte die Familie jedes Jahr einen Ausflug zu den Verwandten nach Württemberg oder in die Bäder, meist nach Wiesbaden, bisweilen auch nach Cannstadt. Von dem Jahre 1821 bis 1831 besuchte Frau Paulus mit ihrer Tochter Wiesbaden. Das Nervensystem der kleinen Frau war zart und reizbar; in ähnlicher Weise auch das der größeren Tochter. Auch Paulus brauchte wegen arthritischen Schmerzen, die sich seit dem Unfalle vom Jahre 1812 häuften, im Juni 1828, 1830 und 1831 die warme Wiesbadener-Quelle. In den andern Jahren holte er das unzertrennliche Frauenpaar, Mutter und Tochter, an dem Badeort ab, wenn es die Ferien erlaubten.

Noch ist eine große Reihe von Briefen von Caroline Paulus an ihren Mann vom Jahre 1824 aus Wiesbaden vorhanden, aus welchen hervorgeht, mit welch inniger Zärtlichkeit sie an ihm und den ihrigen auch im höhern Alter (sie zählte damals schon das 57. Jahr) hing, und wie ihr ganzes liebenswürdiges Wesen sich immerdar gleich blieb.

Am 21. Juli 1824 schrieb sie aus Wiesbaden an ihren Gatten: „Schon wieder ein liebes, liebes Briefchen Nr. 4 von mei-

nem Väterle. Gestern Abend, als ich in den Saal ging, brachte es der Kellner. Ich danke Dir herzlich dafür. Zehn Tage sind nun schon vorüber von der Zeit, die wir getrennt von einander zubringen müssen. Ich freue mich jeden Tag, daß ich unserem Wiedersehen wieder um einen Tag näher bin. Ohne Dich ist es mir nirgens recht wohl. Wie froh bin ich, daß Du dich so wohl befindest, und daß Du mir die Versicherung gibst, mir immer über diesen Punkt recht offen zu schreiben. Arbeite mir nur nicht so gar viel!"

Am 26. Juli an denselben: „Lieber Vater! Wieder ein Tag vorüber und Deine Ankunft in Wiesbaden um einen Tag näher! Wie ich mich darauf freue, kann ich nicht genug sagen" u. s. w.

Am 27. Juli: „Gestern Abend kam kein Brief, heute kommt aber gewiß einer" .... „Heute muß noch ein Briefchen von Dir kommen? Nicht wahr? Daß es Dir wohl gehe und wir uns bald und froh wieder sehen, ist mein steter Wunsch. Ich umarme Dich, Du lieber, lieber Vater! An Voßens unsere herzlichen Grüße.

Dein Mütterle."

Am 30. Juli: Wie froh will ich sein, wenn ich erst wieder mündlich mit Dir reden kann. Dieser Brief wird wohl der uneinsletzte sein, wie die Schwaben sagen" .... „Leb wohl, liebes, liebes Väterle. Von der Sophie tausend Grüße.

Immer und immer

Dein treues Mütterle."

Am 5. September: „Statt meiner kommt abermal ein Briefchen, lieber, lieber Vater! Ich wollte heute abreisen" .... „Indessen sollst Du mich gewiß bald wieder sehen. Ich sehne mich sehr nach Dir, Du guter, herrlicher Papa! Emmi befindet sich wohl, und ergötzt sich nicht wenig an dem wirklich einzig schönen Gesang der berühmten Mad. Schönberger, welche gegenwärtig in Gastrollen hier auftritt. Aber sie geht auch wieder eben so gerne, als sie hier ist, in ihr liebes Heidelberg und zu dem lieben Papa zurück. Ach! hätten wir doch nur manchmal ein Stündchen! Doch bald werden wir wieder bei Dir sein, und Dir viel, recht viel erzählen. Höre nicht auf mir zu schreiben. Leb' wohl! Ich komme bald, bald, und bin ewig

Dein treues Mütterchen."

Wie glücklich war die Familie Paulus, als sie im Mai 1811 nach Heidelberg übersiedelte! Sie fühlte sich in dem schönen Neckarthale,

auf den herrlichen Höhen des Heidelberger Schlosses und unter den blühenden, duftenden Bäumen der Bergstraße, wie im Paradiese.

Doch nur zu bald sollte sich der Himmel dieses schönen und seltenen Familienglückes trüben. Ein unvorhergesehenes, scheinbar glänzendes Glück der Tochter Sophie sollte zur unversiegbaren Quelle des Leidens für diese und die mitfühlenden Eltern werden.

Als Sophie mit ihren lieben Eltern Heidelberg zum erstenmale betrat, war die zwanzigjährige Jungfrau, durch seltene Schönheit ausgezeichnet, einer frisch aufblühenden Rosenknospe zu vergleichen. Die schlanke und volle Gestalt, das große dunkelblaue, geistreiche Augenpaar, die schön gewölbte Stirne, die üppige Fülle der braunen Locken, der fein geschnittene Mund, die ausdrucksvollen, zarten Gesichtszüge, der Schnee ihrer Haut mit der zarten Rosenblüthe ihrer Wangen machten sie zu einem der schönsten Mädchen der Musenstadt. Ein Freund und Vetter unseres Paulus, Eschenmayer, außerordentlicher Lehrer der Staatswissenschaft in Heidelberg, schrieb an diesen kurz vor dessen Ankunft nach Ansbach am 19. April 1811: „Das Gerücht macht Ihre Jungfer Tochter zu einer großen Schönheit und zu einer Virtuosin auf dem Klavier. Studenten und Andere sprechen davon, und besonders die hiesigen Mädchen sind voller Erwartung und Bangigkeit wegen der ersten Eigenschaft."

Diese Eigenschaft diente leider nicht zu ihrem Glücke. Sie zog die Aufmerksamkeit Vieler auf sich, zumal, da auch ihre geistigen Vorzüge nicht minder bedeutend waren, als die äußern. Mit einem männlichen Charakter verband Sophie Paulus ein tiefes, reiches Gemüth und einen seltenen Kunstsinn und Kunstgeschmack. Im Besitze einer ausgezeichneten Kenntniß des Englischen las sie den Shakespeare, ihren Lieblingsschriftsteller, im Originale; sie spielte eben so kunstfertig das Klavier, als sie besonders in ihrem Lieblingsgegenstande, der Pferdezeichnung, stark war. Ein vernünftig religiöser Glaube im Sinne ihres Vaters beherrschte ihre Weltanschauung. Sie las jeden Tag einen Abschnitt aus der heiligen Schrift. Gewöhnlich gebrauchte sie hiezu die englische Uebersetzung. [13])

Bei einem durch literarischen Verkehr hervorgerufenen Aufenthalte in Heidelberg (1818) fesselte sie die Augen des berühmten Dichters und Kritikers August Wilhelm v. Schlegel auf sich.

August Wilhelm v. Schlegel, Sohn des aus der Zeit der

---

[13]) M. s. Bd. I, S. 344 u. 345.

Bremerbeiträge bekannten Dichters und Kanzelredners, Johann Adolph Schlegel, wurde am 8. September 1767 in Hannover geboren. In Göttingen unter Heyne philologisch gebildet, Bürgers Freund, eine Zeit lang Hofmeister in einem reichen Bankierhause zu Amsterdam, ging er nach drei Jahren des Aufenthaltes in letzterem Orte nach Jena, wo er noch nicht dreißig Jahre alt die größte literarische Thätigkeit entfaltete. Hier arbeitete er mit seinem Bruder Friedrich an dem Athenäum, war Mitarbeiter an Schillers Horen, dem Musenalmanache und der allgemeinen Literaturzeitung, begann 1797 die klassische Uebersetzung Shakespeare's, hielt ästhetische Vorlesungen, gab die erste Sammlung seiner Gedichte heraus (1800), und trennte sich bald nach geschlossener Verbindung von seiner ersten Frau, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen. Von Jena ging er 1802 nach Berlin. Schon in Jena wurde er damals mit der Familie Paulus bekannt, mit welcher jedoch sein Bruder Friedrich in innigerer Beziehung stand. Ausgewählte Stücke Calderons wurden übersetzt (1803—1809), Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Dichtkunst herausgegeben (1804). Schlegel wurde mit der berühmten Frau v. Staël bekannt. In ihrer Gesellschaft reiste er seit 1805 durch Italien, Frankreich und Deutschland. In Stockholm lernte er den Kronprinzen von Schweden (1812) kennen, der ihn in den Adelstand erhob, und den er, als es den Sturz der Napoleon'schen Gewaltherrschaft und die Gründung neuer politischer Zustände galt, als Gesandtschaftssekretär auf seinen Zügen begleitete. Nach Napoleon's Sturze (1814) kehrte er zur Frau v. Staël zurück, mit der er fortan lebte. Nach ihrem Tode ward er (1818) als Professor für die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften, wie für die orientalische Literatur, an die preußische Rheinuniversität nach Bonn gerufen. In diesem Jahre kam er nach Heidelberg. Er hatte 1814 als der freiherrliche Gesandtschaftssekretär eines mächtigen, nordischen Prinzen hohe literarische Triumphe gefeiert, zumal, da man ihn auch seit 1807 als den berühmten Verfasser eines französischen Werkes, der Vergleichung von Euripides Phädra mit der Racine'schen, hochstellte. In Heidelberg waren mehrere seiner bedeutenden Werke im Verlage erschienen, wie seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (3 Bde., 1809—1811). Eine neue Sammlung seiner poëtischen Werke wurde ebendaselbst 1811 —1815 ausgegeben. Die zweite Auflage seiner Vorlesungen über Kunst und Literatur war hier 1817 gedruckt worden. Schlegel's Gedichte zeichneten sich durch Sprache, Rythmus und Form aus, wenn ihnen auch

Tiefe und Schwung fehlten. Er hatte den Höhenpunkt seines schriftstellerischen Glanzes erreicht, als er nach Triumphen in Schweden und Frankreich der Herausgabe seiner in Heidelberg erscheinenden Schriften wegen in dem letztern Orte sich längere Zeit aufhielt. Dazu kam, daß noch unentschieden war, ob er nach Bonn oder Berlin kommen sollte. Er wollte dieses in Heidelberg abwarten. Bald aber zog ihn ein anderer Magnet in diese Stadt Er sah Sophie Paulus zu Anfange des Sommers 1818. Sie machte auf ihn bei dem ersten Anblicke einen tiefen Eindruck. Er konnte das Haus ihres Vaters um so mehr besuchen, als er diesen und seine Frau von Jena her kannte. Man sprach von der alten klassischen Zeit. Bei den Zusammenkünften und den Spaziergängen in der schönen Neckargegend war immer Sophie zugegen. Die schön-geistige Bildung, welche diese von der frühesten Jugend erhalten und später durch Lectüre und eigene Uebung vermehrt hatte, zog sie zu Schlegel hin. Längst, ehe sie ihn sah, war sie von seinem deutschen Shakespeare entzückt, bewunderte sie das, was am Gedichte Frauen immer am meisten anspricht, den Rythmus und Wohlklang seiner Sprache. Schlegel besaß eine weiche, einschmeichelnde, Frauenherzen gewinnende Natur. Er war als Mann noch in keinem Alter, vor dem die weibliche Liebe zurückschrecken konnte. Noch hatte er das einundfünfzigste Jahr nicht vollendet. Seine Bildung und seine Manieren waren zierlich und elegant. Der vieljährige Freund der Frau v. Staël hatte Liebenswürdigkeit genug, das Herz eines Mädchens zu gewinnen, das damals schon beinahe volle 28 Jahre zählte. Es geht aus Sophiens noch vorhandenen Bekenntnissen hervor, daß von Schlegel ihr zuerst seine Liebe erklärte, und daß sie erst dann, als sie sich so innig, so wahr geliebt glaubte, mit aller Schwärmerei einer Seele, wie die ihrige war, sich dem heiß Geliebten hingab. Nicht die Eltern schufen, wie Feinde derselben sagten, das Liebesverhältniß Sophiens und August Wilhelms. Es entwickelte sich durch die Verehrung der geistigen Größe Schlegels und durch sein einschmeichelndes und liebendes Wesen. Den nächsten Berührungspunkt boten Vorlesungen, welche Schlegel der lernbegierigen, in neuern Sprachen geübten Sophie gab. Sophie liebte den geistreichen Lehrer längst, ehe sie wußte, daß sie ihn liebte. Der Gewandte mochte sie durchschauen; deßhalb erklärte er sich zuerst.

Niemand fühlte sich glücklicher, als die Eltern in dem Augenblicke, in dem nach mehrmonatlichem Ein- und Ausgehen Schlegel's im Paulus'schen Hause dieser und seine geliebte Sophie nach einem Spazier-

gange an einem schönen Sommerabende zu Anfange des Monats August 1818 die entschiedene Erklärung gaben, daß sie ihr Lebensglück nur in einem dauernden ehelichen Bunde finden könnten.

Wohl sahen die Eltern die Bemühungen Schlegels um die Tochter und die wachsende Liebe der letztern. Diese war schon in einem für Mädchen vorgerückten Alter, Schlegel in einer einflußreichen, bedeutenden Stellung, in der Literatur und im Staate hochgeachtet, für eine bleibende Versorgung seiner Frau als neu ernannter Professor in Bonn in der glücklichsten Lage. Wohl hätten die maßlose Eitelkeit und das Vornehmthun, verbunden mit dem absprechenden Tone bei Beurtheilung fremden Verdienstes, das ganze auf äußern Ruhm berechnete Wesen dieses Gelehrten bedenklich machen können. Auch mußten seine frühe Trennung von der ersten Frau und der Umgang mit Frau v. Staël noch mehr zur Vorsicht rathen. Allein die Liebe zur einzigen Tochter, die nur im Besitze Schlegels das Glück ihres Lebens zu finden glaubte, und mit dieser die leicht verblendende Theilnahme an dem damals so berühmten und viel geltenden Namen des Gegenstandes leidenschaftlich kindlicher Hinneigung ließen sie manche Bedenklichkeiten, die Unbetheiligte leicht sahen, nicht erblicken. Sie glaubten und trauten der Liebe Schlegels, wie der ihres Kindes. Der Romantiker siegte. Die sonst so verständigen Eltern gaben mit Freuden ihr Jawort.

Wie glücklich sich diese damals bei dem Glücke ihres lieben Kindes fühlten, zeigt ein Brief, welchen Paulus im August 1818 an seinen Freund, den Minister v. Reizenstein schrieb. Er öffnet aber auch zugleich einen tiefen Blick nicht nur in den Seelenzustand der Eltern und der Tochter, sondern auch in die Stellung, in der sich ihnen gegenüber in jener Zeit der künftige Schwiegersohn befand.

Die Worte des entzückten Vaters lauten: „Euere Excellenz sind nicht nur mein hoher Gönner; ich bin gewiß, daß Ihr wohlwollendes Herz mich der Empfindungen der Freundschaft würdigt. So kann ich mich, aber mit der Bitte, Ihre zu vielen Geschäfte nicht durch eine Antwort zu mehren, nicht zurückhalten, Ihnen unverweilt meine Freude mitzutheilen, daß unsere liebe, gute Sophie für ihren Wunsch, nur mit einem Gatten, der zugleich in vielem Schönen und Trefflichen ihr Lehrer sein könne, sich zu vereinigen, die Erfüllung gefunden zu haben überzeugt ist. Auch wir, meine liebe Frau und ich, sind von der Biederkeit und dem Zartgefühl des Herrn August Wilhelm v. Schle-

gel aus langer Kenntniß von seinem Lebensgang (?) so überzeugt, daß wir ihm unser Liebstes mit herzlicher Zuversicht anzuvertrauen, uns heute froh entschlossen haben. Daß auch Euere Excellenz seine Bekanntschaft mit Wohlgefallen aufgenommen haben, ist uns noch mehr eine große Bürgschaft, daß wir uns in unsern zärtlichsten Wünschen für die wechselseitige Beglückung beider Liebenden nicht irren können. Ein höheres Glücksgefühl, als wenn wir Eltern dieses Wohl der Verlobten, wenn auch in der Entfernung, festgegründet, und, so wie es edle Gemüther hoffen dürfen und hoffen lassen, ungetrübt erleben, weiß ich mir nicht zu denken. Gewiß, Euere Excellenz fühlen dieses mit mir so innig, wie überhaupt jenes Vor- und Mitgefühl für alles Gute die stille Belohnung Ihres Gemüthes für so Vieles ist, was die Welt unbelohnt, ja wohl sogar unerkannt läßt. Erlauben Sie mir das Bekenntniß, daß die Hoffnung, Ihrem theilnehmenden Herzen zu einem solchen wohlthuenden Gefühle der Mitfreude Anlaß zu geben, meine Freuden über die Hoffnungen meiner lieben Sophie sehr erhöht. Erst die allerletzten Tage haben es uns gezeigt, daß der Freund, welcher nach seinem Lehrtalent die Lernbegierde der lieben Sophie anzog, von dem Wunsche, der Lehrer und Führer ihres Lebens zu werden, bei uns festgehalten wurde."

„Möchte der Himmel Ihre vielen wichtigen Bemühungen mit weit auffallenderen Freuden krönen und belohnen.

Mit devoter Verehrung

Ihr Paulus."

Mit den beseligendsten Gefühlen segneten die glücklichen Eltern den Bund der beiden Liebenden, der am 30. August geschlossen wurde. Der öffentliche Auszug der Heidelberger-Kirchenbücher von jenem Tage lautet:

„Am 30. August des Jahres 1818 wurden dahier getraut: Freiherr August Wilhelm Schlegel v. Gottleben, Ritter des kaiserlich russischen St. Wladimirordens und des königlich schwedischen Wasaordens und Jungfer Sophia Carolina Paulus."

Die Trauung verrichtete Paulus' vieljähriger Freund, Ch. Th. Wolf, der biedere und helldenkende Kirchenrath und Stadtpfarrer der evangelisch-protestantischen Providenzkirche zu Heidelberg.

Noch war es unentschieden, ob Schlegel nach Bonn oder Berlin kommen sollte. Er wünschte der Eltern und der Braut wegen das Erstere,

und eilte bald nach der Vermählung mit Paulus' Sohne, Wilhelm, nach Frankfurt a. M. und Bonn, um den in den Rheinlanden sich aufhaltenden Minister v. Hardenberg aufzusuchen und mit ihm den Gegenstand zum Abschlusse zu bringen. Die neuvermählte Sophie blieb auf den Wunsch der Eltern zurück. Sie reisten mit ihr nach Stuttgart bis zur Rückkunft Schlegels ab. Die Briefe August Wilhelm's an die unmittelbar nach der Vermählung in Heidelberg zurückgebliebene Frau liegen noch vor. Wir theilen dieselben zur Charakteristik des Verhältnisses der Liebenden mit.

Er schrieb aus Frankfurt, Donnerstag, den 10. September: „Liebe Sophie! Wir sind gestern Abend glücklich hier angekommen, aber gleich in ein unleidliches Meßgewühl hineingerathen; doch haben wir durch Friedrich's (Schlegel's Bruder) Fürsorge noch ein schlechtes Zimmer in einem der großen Gasthöfe, im Weidenbusch gefunden. Den Abend hat Friedrich bei uns zugebracht. Heute morgen habe ich schon einen Haufen Besuche gemacht, und jetzt werde ich beim österreichischen Gesandten zu Mittag speisen. Wilhelm (Paulus' Sohn) macht mir viel Freude durch sein Betragen. Heute Abend nimmt ihn Reichard mit, um die Künste eines Bauchredners zu sehen oder viel mehr. Ueberhaupt hat mir Reichard gesagt, er möchte nur immer in sein Haus kommen, wenn er nichts Anderes wüßte, sich mit seinem Sohne zu unterhalten. Er soll, hoffe ich, immer gut aufgehoben sein, wenn er mich nicht begleiten will."

Lieber Engel! Es ist eine grausame Sache mit diesem Auseinanderreisen. Wäret ihr in Heidelberg, so könnte ich wenigstens täglich ein Briefchen von Dir haben; aber nun werde ich tödtlich lange ohne Nachricht von Dir sein. Ich finde es so traurig, wieder allein zu sein und nicht auf den Sonnenschein Deiner Blicke hoffen zu können. Leb' wohl für heute! Tausend Grüße an die Eltern. Ich bin in höchster Eile.

Dein Wilhelm August."

Frankfurt, Freitags, den 11. September: „Liebe Sophie! Ich schreibe Dir wieder wenigstens einige Zeilen, ehe der Wirrwarr des Tages anfängt. Zwar weiß ich nicht, wo und wann Du es empfangen wirst, auch ist eigentlich noch nichts Wesentliches zu melden; aber ich habe das Bedürfniß, Dir unaufhörlich zu sagen, daß ich Dich liebe und mich innig nach Dir sehne. Ich denke, morgen Abend abzureisen und die Nacht durch zu fahren; so bin ich dann Sonntag

zeitig in Coblenz. Für einen Tag ist es zu weit, besonders, da man nimmer so frühe wegkommt, als man sich vornimmt. Der Fürst Hardenberg wird gewiß den 14. und 15. da bleiben, vielleicht länger. Ob Altenstein hinkömmt, habe ich nicht mit Zuverläßigkeit erfahren können. Friedrich meint, das Gehalt laufe schon vom Tage meiner Ernennung an, und sie würden sich also wohl für berechtigt halten, in mich zu dringen, wenigstens in der letzten Hälfte des Winters noch Vorlesungen zu halten. Sage dies dem Vater! Ueberhaupt scheint es mir, daß die preußischen Behörden über mich getheilter Meinung sind. Die einen wollen mich nach Bonn haben, die andern nach Berlin. Ich denke, der Staatskanzler wird für Bonn sein, und das wird wohl der Sache den Ausschlag geben. Der preußische Minister in Darmstadt, Herr v. Otterstedt, hat sich stark für Bonn geäußert, nämlich, daß es wesentlich sei, um der neuen Universität Haltung zu geben, Männer von Gewicht hinzuziehen, welche gleich den rechten Ton anzustimmen wissen. Wenn Hardenberg mir den Antritt in Bonn zusichert, so gehe ich sogleich hin, um mir eine Wohnung im Voraus zu nehmen, und ich möchte gewiß die hübscheste, die zu haben ist."

„Gestern habe ich mit ein Stücker dreißig Ordenssternen getafelt, heute werden wir ein lustiges Mittagsmahl bei dem Hamburgischen Syndicus, Gries, haben, morgen bei Reichard, wo Wilhelm auch heute hingeht. Die Gräfin Buol hat mir viel Schönes über unsere Heirath gesagt. Dies geschieht überall. Du bist berühmter, als ich, und alle Welt ist Deines Lobes voll. Fräulein Julie Saling hat übernommen, leichte Shawls und Zeuge zu einem seidenen Kleide kommen zu lassen, damit ich bei ihr das modigste und geschmackvollste auswähle."

„Gestern Vormittag habe ich ein langes und interessantes Gespräch mit Gentz gehabt, der zum Achener-Congresse geht. Heute soll ich dem Fürsten Metternich aufwarten. Lebe tausendmal wohl. Ich denke nur an Dich und für Dich. Die herzlichsten Grüße an unsere Eltern. Dorothea (Friedrich Schlegel's Frau, eine geborne Mendelsohn) schickt aus Genzano viele Glückwünsche, und wünscht mir alle Lebensfreude bis in die späteste Jugend. Philipp fragt an, ob er Dir die — [14]) zurücksenden solle? Ich mag lieber, süßer

---

[14]) Ist in der Handschrift unleserlich.

Engel, daß man mich beneide, als daß man mich bedauere. Gott befohlen!"

Coblenz, den 16. September Vormittags: „Ich habe Dir zweimal aus Frankfurt geschrieben, liebe Sophie! Seit mehreren Tagen hat es nicht geschehen können, theils, weil ich unterwegs war, theils, weil ich hier gleich in den fürstlichen Wirrwarr hineingerieth, und keinen Augenblick versäumen durfte, um der Leute habhaft zu werden, die ich sprechen mußte. Ich hoffe den Zweck meiner Reise vollkommen erreicht zu haben. Der Staatskanzler hat mich sehr gnädig aufgenommen, und sich in Betreff meines Wunsches, zuerst in Bonn aufzutreten, sogleich willfährig bezeugt. Koreff machte mir anfangs viele Einwendungen, und wollte meine Gründe nicht gelten lassen, woraus ich schließen muß, daß der Minister v. Altenstein lebhaft auf meine unmittelbare Bestimmung nach Berlin gedrungen; denn Koreff selbst hatte mir zuvor die gewünschte Modification meines Rufes als sehr leicht zu erlangen vorgestellt. Nachher habe ich ihn aber doch umgestimmt, und er hat mir versprochen, die Sache in meinem Sinn vorzutragen. Er sagte mir, der Minister wünsche meine persönliche Gegenwart, weil er mich in das Ministerium ziehen wolle, das heißt, in das Collegium, welches unter seinem Vorsitz die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts zu berathen verordnet ist. Daß ich in Berlin eine glänzende Aufnahme und mancherlei Annehmlichkeiten und Vortheile finden würde, ist ganz gewiß; aber das Wichtigste ist Deine und unserer theuren Eltern Zufriedenheit. Hierauf bin ich zuvörderst bedacht. Eine wichtige Bekanntschaft habe ich gemacht an dem Geheimenrath Eichhorn; ich schmeichle mir, sein Wohlwollen gewonnen zu haben. Ich habe sehr ausführlich mit diesem vortrefflichen Manne gesprochen, ihm meine gelehrten Plane und alles Uebrige vorgelegt. Er hat mich versichert, daß meine Wünsche, nämlich erst auf Ostern und zunächst in Bonn anzutreten, ohne Schwierigkeit erfüllt werden würden. Man hatte mir in Frankfurt gesagt, der Minister Altenstein werde um die Mitte Septembers am Rhein erwartet; er wird aber erst zu Ende des Monats oder vielleicht noch später eintreffen. Der Staatskanzler sagte mir, ich möchte um diese Zeit nach Aachen kommen, um den Minister dort zu sprechen und Alles mit ihm abzureden. Dies machte mich bestürzt, weil es mich um drei Wochen länger von Dir getrennt haben würde; aber es war nur eine leicht hingeworfene Aeußerung. Eichhorn sagte mir, ich hätte vollkommen Recht, jetzt zurückzukehren, ein solches Warten sei mir nicht zuzumuthen, und er über-

nahm es, in meinem Namen dem Minister Alles zu sagen, was ich ihm vorzutragen haben würde. Sollte Hr. v. Altenstein durch Frankfurt kommen, so könnte ich vielleicht frühzeitig genug benachrichtigt werden, um ihm dort aufzuwarten, da ich von Heidelberg aus in zehn bis zwölf Stunden hinkommen kann.“

„Heute sind so eben zwischen eilf und zwölf Uhr die beiden Fürsten Minister abgereist; aber nun sind keine Pferde bis um sechs Uhr Abends zu haben; — ich würde also bis Bonn in die Nacht fahren müssen, und werde erst morgen abreisen. Dort bleibe ich nur so lange, bis ich die vorzüglichsten Wohnungen besehen habe. Ich will es so einzurichten suchen, daß ich nicht gleich einen Vertrag abzuschließen brauche, sondern mir den bestimmten Bescheid in einigen Wochen zu geben vorbehalte. Sobald ich mit diesem Geschäfte fertig bin, reise ich sogleich wieder von Bonn ab, und werde alsdann, um die schlimmen Wege zu vermeiden, wodurch ich diesmal wieder zwischen Schwalbach und Nassau beinahe ein Unglück erlebt hätte, über Mainz gehen, — von da nach Frankfurt, um mit Friedrich zu sprechen. Ich werde mich überhaupt nur einige Stunden in Frankfurt aufhalten und eben so lange in Heidelberg, und dann geradezu nach Stuttgart gehen, wo ich den 21. oder 22. einzutreffen hoffe.“

„Ich habe zu meiner großen Freude Deinen ersten Brief empfangen — ohne Zeit- und Ortsangabe, worauf bei Reisen Alles ankommt. Dies hat die kluge Sophie vergessen und die lieben Eltern ebenfalls in den gütigen Zeilen, welche sie hinzugefügt haben, und wofür ich ihnen tausendmal danke. Indessen errathe ich, daß der Brief von Vaihingen am Morgen vor der Abreise nach Stuttgart abgefertigt worden ist. Weiter hinaus weiß ich nun nichts, und werde auch nichts erfahren, bis ich nach Frankfurt zurückkomme, da die Zeit zu kurz war, um die Briefe von dort nachschicken zu lassen.“

„Gestern habe ich eine glänzende und ermüdende Partie im Gefolge der Fürsten Minister mitgemacht. Zuerst hat man die Festungswerke von Ehrenbreitstein besehen, dann die Sayner Eisenhütte; dann sind wir nach dem Schloß Engers am Rhein gefahren, wo man um halb fünf Uhr gefrühstückt hat, hierauf zurück, und um acht Uhr Abends haben wir zu Mittag gegessen beim Minister Ingersleben. Es hat mir Gelegenheit gegeben, noch viel mit Koreff und Eichhorn zu sprechen.“

„Ich sehne mich unaussprechlich nach Dir, süßer Engel! Durch welche Sünden habe ich nur diese grausame

Trennung verdient? Es soll mir nicht leicht wieder begegnen. Es gibt keine weltlichen Vortheile, die einen solchen Verlust aufwiegen können. Ich lebe nur bei Dir und für Dich bis zum letzten Athemzuge." — „Dein Bild schwebt Nachts vor mir, und läßt mich nicht ruhen. Wann wird mir wieder der Blick Deiner himmlischen Augen begegnen? Sage Deinen und unsern Eltern, daß mir Wilhelm die größte Freude macht, und mir ein sehr lieber Begleiter ist. Aber ach! Die Begleiterin fehlt mir. Nichts kann sie ersetzen. Mit meinem Willen werde ich keine Minute mehr von Dir getrennt sein. Meinst Du es auch so? Gott, Gott hat Dich mir geschenkt! — Liebe mich, sonst muß ich vergehen!

Dein Wilhelm August."

Bonn, den 19. September, Sonnabends: „Liebe Sophie! Ich bin im Begriff, meinen Rückweg anzutreten; — doch schreibe ich Dir noch einmal in der fast unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß mein Brief vor mir ankommen könnte. Von Coblenz habe ich Dir Bericht erstattet. Die Erfüllung unserer Wünsche in Absicht auf meine nächste Bestimmung wird keine Schwierigkeit haben. Seit dem Augenblick meiner Ankunft hier bin ich herumgelaufen, um alle vermiethbaren Wohnungen zu besehen. Es wird schon viel auf die Universität speculirt. Die Wohnungen werden selten, theuer und dabei sehr mittelmäßig sein. Ein einziges Haus haben wir gefunden, welches mir vollkommen ansteht, — es wird ein sehr hoher Preis dafür gefordert. Dies hindert mich aber nicht, es zu nehmen; denn eine gesunde, geräumige, bequeme Wohnung ist die erste Bedingung des Wohlseins, und meine Sophie muß durchaus in heitern und auserlesenen Umgebungen leben. Ich habe daher dem Frhrn. v. Saxthausen, der sich meiner Geschäfte freundschaftlich annimmt, den Auftrag zurückgelassen, es sich auf keine Weise entgehen zu lassen, und, falls dem Eigenthümer ein anderer Antrag geschehen sollte, sogleich um jeden Preis abzuschließen. Du wirst zufrieden sein; das Haus hat 14 Zimmer in drei Geschoßen, worunter sechs sehr hübsche, dabei alle häuslichen Bequemlichkeiten zur Wirthschaft. Es ist auf Raum gerechnet für Besuche Deiner Eltern und Deines Bruders, auch auf Empfang etwaiger neuer Ankömmlinge in der Welt. Lebe wohl, süßes Herz! Tausend Grüße an die Eltern! Dein Wilhelm August."

Schlegel kam wirklich, seine Sophie abzuholen, nach Stuttgart, wo sie bei den Eltern weilte. Dort verweilten sie einige Zeit im Hause einer Tante, während die Eltern in Vaihingen waren, wo sie den mit Schlegel zurückgekommenen Sohn Wilhelm einer Pensionsanstalt übergaben. Von Stuttgart reisten jene nach Heidelberg voraus, wo sie die zurückgebliebenen Eltern erwarteten. Sophie schrieb an diese nach Württemberg von Heidelberg am 25. Okt. 1818.

„Eigentlich wollte ich euch nicht mehr schreiben, weil ich euch nach des Väterles Brief schon wie angekommen betrachtete. Schlegel verlangte es aber, weil er denkt, Ihr möchtet vielleicht sonst meinetwegen in Sorgen sein. In den ersten Tagen war ich nicht ganz wohl, das ist richtig; gegenwärtig aber befinde ich mich wieder besser; nur das Zahnweh will noch nicht weichen. Conradi, der uns in den ersten Tagen besuchte, rieth mir zu Bähungen, und hatte mir auch verboten, auszugehen. Ich habe also noch Niemand besuchen können, nicht einmal nach dem Flügel habe ich sehen können, weil ich nicht zur Thüre hinaus darf."

„Meine Art von Wirthschaft macht mir hie und da Geschäfte, mitunter auch ein wenig Jammer, besonders das Kochen, weil man gegenwärtig gar nichts haben kann. Du, liebe Mutter, wirst Deine Noth haben, wenn Du kommst. Unterhaltung habe ich, ich kann's nicht läugnen; auch liest mir des Abends Schlegel aus den Nibelungen und zwar von Anfang an."

„Da Ihr von Vaihingen aus noch zwei Tage zu euerer Reise braucht, werdet ihr zeitig ankommen und uns wahrscheinlich bei unserem Mittagessen antreffen; denn wir essen nur einmal, nämlich um fünf Uhr."

„Morgen kommt Ihr also nach Vaihingen. Grüßt Alles dort recht sehr. Auch von Schlegel soll ich tausend Grüße beisetzen. Er macht über Hals und Kopf Noten zu seinen Vorlesungen.

Euere treue Sophie."

Wohl mochte nach den noch vorhandenen Bekenntnissen der verehelichten v. Schlegel das von dem ursprünglich zartesten und einschmeichelndsten Tone in herrisches Gebieten übergehende, vornehmthuende Wesen des Mannes dem schlichten Jenaerkinde wenig behagen. Nicht nur mußte sie sich von allen Umgebungen gnädige Frau nennen lassen; sie durfte kein Sacktuch, das sie fallen ließ, selbst aufheben, kein Glas Wasser aus der Flasche selbst einschenken. Dazu waren die Dienerinnen da. Doch die Liebe duldet Alles; sie hört nur dann auf, wenn sie sich in ihrem innersten Wesen getäuscht sieht. Wir decken den Schleier der Vergangenheit über jenen

unseligen Irrthum, dessen Opfer Paulus' einzige Tochter wurde. Die Eltern kamen aus Vaihingen zurück. Ihr und der Tochter beharrlicher Wille entschied. Sophie folgte ihrem Gatten nicht nach Bonn. Das zerstörte Lebensglück der Tochter war der größte Schmerz, den das liebende Elternpaar empfand.

Nach Briefen vom 16., 25. und 30. November 1818 machte von Schlegel seine Ansprüche auf Sophie geltend, und rief sie zu sich nach Bonn. Sie schwieg. In ihrem Namen schrieb der tief verletzte Vater am 16. December dieses Jahres. Er drang wiederholt auf freiwillige Scheidung zur Schonung beider Theile, damit nicht veröffentlicht würde, was der Welt für immer ein Geheimniß bleiben sollte.

Nach vorhandenen Acten wurden, da Schlegel auf den Vorschlag einer freiwilligen Trennung nicht einging, die Versuche, eine gerichtliche Ehescheidung zu Stande zu bringen, noch im Jahre 1822 fortgesetzt, und waren nach vorliegenden Rechnungen mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden. Den Gedanken, die Verhandlung vor badische Gerichte zu ziehen, was man anfangs wollte, mußte man aufgeben. So blieb sie von Schlegel seit seiner Abreise im November 1818, nachdem sie nur kaum einige Wochen mit ihm verlebt hatte, wenn auch nicht geschieden, doch für immer getrennt. Dennoch machte Sophie, als Schlegel, den sie seit seiner Abreise in einem Zeitraume von 27 Jahren nicht mehr gesehen hatte, am 12. Mai 1845 im 78. Jahre verschied, weder auf das Vermögen ihres Mannes, noch auf eine Pension irgend einen Anspruch.

Ihr Lebensglück war durch diesen unheilvollen Vorfall, der so schnell auf das Entzücken über die Verbindung mit dem heißgeliebten und hochverehrten Freunde und Dichter folgte, für immer vernichtet. Wer sie in spätern Jahren mit ihren schönen ernsten Zügen, die tiefe Melancholie und Menschenscheu im Auge, still und nur ungerne gesprächig, ihren weißen Cacadu, der ihr die Stelle des Freundes ersetzte, neben sich, oder in stürmisch-wildem Brausen in bewunderungswürdiger Gewandtheit über die Tasten ihres Klaviers hinwüthen sah, konnte sich die Sonderbarkeit ihres ganzen Wesens erst dann recht erklären, wenn er von den Lebensschicksalen der Unglücklichen gehört hatte. Zwar trug sie alle ihre Liebe auf die theuren Eltern seit der Trennung von Schlegel über; aber ihr Gemüth, als dessen Grundton alle ihre Freunde die ganze und ungetheilte Hinneigung zu dem bewunderten und geliebten Dichter ansahen, war für immer zerstört und gebrochen.

Den theilnehmenden Herzen der Eltern, die in ihrem Kinde ihr ganzes inneres Familienglück erkannten, war dieses Leiden immerdar eine nie ganz versiegte Quelle des Unglücks. Aber selten kommt ein Hauptschlag im Leben ohne den zweiten. Dieser zweite unvorhergesehene traf das Leben ihres einzigen Sohnes Wilhelm.

Wilhelm war ein lebenskräftiger, talentvoller Knabe. Er hatte in seiner ersten Jugend die Volksschulen nicht besucht. Der Vater war als Gelehrter zu sehr beschäftigt, als daß er seine Zeit hinreichend zu seiner Beaufsichtigung verwenden konnte. Der Knabe war sehr lebendig, beweglich und flüchtig. Die Mutter hatte ihren einzigen Sohn mit Strenge zu behandeln nicht Macht genug. Der Unterricht wechselte zu häufig, da die Eltern seit seiner Geburt in einem Laufe von neun Jahren ihren Aufenthalt in Jena, Würzburg, Bamberg, Nürnberg und Ansbach genommen hatten. Zwar gab der Vater seinem Sohne jeden Tag zwei Stunden Unterricht. Allein dies war immer noch für den Flüchtigen, der den ganzen Tag zu beaufsichtigen und zu beschäftigen war, eine zu kärglich zugemessene Zeit.

Als Paulus ihn dem öffentlichen Unterrichte am Lyceum und der Universität übergab, war es zu spät. Ueberall fehlte ihm die solide Vorbildung, und, so viel sein Geist versprochen hatte, so artete, da er nicht an geregeltes Arbeiten gewohnt war, bald auch sein Charakter in ein unzuverläßiges Wesen aus. Um so nothwendiger schien es nun den Eltern, die in ihm und seiner Schwester die ganze Hoffnung ihres künftigen Lebens erblickten, mit Ernst und Entschiedenheit einzuschreiten und ihn fremder, aber gewissenhafter und genauer Beaufsichtigung zu übergeben. Er war zu Anfange des Jahres 1819, im 17. Jahre seines Alters, ein hochaufgeschossener Jüngling, bei Präceptor Beck in Vaihingen. Er wohnte in dessen Hause, und nahm an seinem Schulunterrichte Theil. Die noch vorhandenen Briefe desselben aus jener Zeit und die Zeugnisse des Lehrers beweisen, daß er seine Fehler bereute, und mit riesenhaftem Fleiße das Vernachläßigte einzuholen suchte. Er, der sonst nie gerne frühe aufstand, ließ sich jeden Morgen um vier Uhr wecken, und war pünktlich an seinem Arbeitstische. Oft konnte man ihn, weinend über seine frühere Nachläßigkeit, in seinem Arbeitszimmer finden, und seit seinem Aufenthalte in Vaihingen zeigte sich bei ihm ein merklicher Anflug von religiöser Schwärmerei. Da den Eltern aus den Briefen des Sohnes dessen ganze Gemüthsstimmung bedenklich erschien, reisten Mutter und Schwester im

Anfange des Junius nach Ludwigsburg, um den Sohn in eine Schule und Kost daselbst unterzubringen.

Am 5. Juni schrieb der von Paulus geschätzte Präceptor Beck aus Vaihingen: „Wilhelms Betragen ist lobenswerth, seine Willigkeit und Lernbegierde erwünscht, seine Kenntnisse aber über alle Vorstellung schwach und oberflächlich — eine Wahrnehmung, die vielleicht ihm selbst durch eine demüthigende Vergleichung mit jungen Kameraden seinen hiesigen Aufenthalt entleidet. Durch meine Behandlung suche ich mir seine Liebe und sein Vertrauen zu gewinnen, ohne ihn vergessen zu lassen, zu welchem Zwecke er hier ist."

Frau Paulus meldete ihrem Manne aus Stuttgart über Wilhelm, den sie in Vaihingen besuchte: „Von Wilhelm habe ich eben einen langen Brief erhalten. Er scheint ganz zerknirscht, und ich habe ihm, weil ich fürchte, seine zu große Muthlosigkeit möchte nachtheilige Folgen haben, einen ermunternden Brief geschrieben. Er klagt durchaus nicht, weder über den Präceptor, noch über seine äußere Lage, sondern jammert nur über sich selbst und seine begangenen Fehler. Er meint, wir möchten ihn nicht mehr lieb und alle Hoffnung aufgegeben haben. Ich werde seinen Brief aufbewahren und Dir ihn das nächstemal schicken."

Nach einem andern Briefe war Wilhelm in seinen Vorkenntnissen nicht einmal den Quartanern gewachsen, und es war natürlich wenig ermuthigend für den siebzehnjährigen Jüngling unter Kindern zu sitzen. Sein Talent hatte sich dagegen in andern Dingen über die Jahre des Kindes hinaus, besonders durch Lesen dichterischer Werke, entwickelt.

Als A. W. v. Schlegel durch die Verbindung mit seiner Schwester Sophie am 30. August 1818 sein Schwager geworden war, feierte er diese Verbindung mit einem noch vorhandenen Gedichte, das so ganz, wie es war, aus seinem Innern floß:

„Liebe gute Sophie!

Heut' ist der Tag, wo ein himmlisches Glück wird krönen Dein Leben,
Und die Wonne von Gott möge zur Seite Dir sein.
Heut' ist gekommen der Tag, an welchem die Herzen sich freuen,
Und es wird kommen die Zeit, wo sich vermehret das Glück."

* * *

„Jetzt auch laßt uns besingen Schlegel, den rühmlichen Dichter,
Und laßt erschallen sein Lob in die ätherische Luft!
Schlegel, der himmlische Dichter und der vielseitige Lehrer,
Hat sich nach Deutschland gewandt, und will beglücken das Volk.

Frankreich hat er geziert und einst die schwedische Krone,
Und in Deutschland bei uns will er beglücken die Frau.
Myrte bekrönet die Braut und Myrte ist Zierde dem Dichter.
Dich bekröne das Glück, immer gesendet von Gott!
Und um fernere Liebe bittet der Bruder die Schwester
Und der Dichter wird auch wohl mir erfüllen den Wunsch!
Wilhelm."

Später schrieb er nach der Trennung des Ehepaares am 24. December 1818:

„Um Deine Huld hat vergeblich geworben ein schändlicher Paris;
Fluch soll bedecken sein Haupt! Weiberheld ist er ja nur!"

Es war wohl ein Fehler, den eine überzärtliche Mutterliebe beging, als sie den Sohn nach dessen Wunsche aus dem Hause des tüchtigen Präceptors Beck in Vaihingen entfernte. Da sich in Ludwigsburg kein Unterkommen in einem Lehrershause fand, wurde er nach Stuttgart in das Haus des trefflichen Schulmannes, Prof. Oettinger zu Ende Junius 1819 gebracht. Damals war noch die letzte Woche des Julius eine übliche Sommerferienzeit. Man verlegte sie, damit der Universitätsabgeordnete Thibaut ohne Unterbrechung seiner Vorlesungen zur Ständeversammlung nach Karlsruhe gehen konnte, auf die Woche vom 4. bis 11. Juli.

Als Paulus am 4. Juli in der württembergischen Residenz ankam, traf er seinen Sohn am Scharlachfieber erkrankt. Der Hofmedikus Schelling erklärte, daß „vor 3 bis 4 Wochen ohne Gefahr einer Hautwassersucht an das Transportiren des Kranken nicht zu denken sei."

In jenem verhängnißvollen Augenblicke erhielt Paulus den Befehl der Regierung vom 10. Juli, sich aus dem Königreiche zu entfernen, da seine Gegenwart, weil eben die Ständeversammlung in Ludwigsburg eröffnet werden sollte, „nur politische Einmischungen und Umtriebe zum Zwecke habe." Er vertheidigte sich in dem oben dargestellten Schreiben vom 15. Juli [15]) bei dem Könige von Württemberg.

Die Gerechtigkeitsliebe des Königes gestattete dem Vater in einem an den Minister der Residenzpolizei, Freiherrn v. Phull am 22. Juli gerichteten Erlasse, „falls der Krankheitszustand des Sohnes seine Anwesenheit in Stuttgart nothwendig machte, den Aufenthalt für die Dauer der Krankheit." Jedoch wurde die „ausdrückliche Bedingung" gestellt, daß

[15]) M. s. oben §. 5.

„Paulus sich mit seinem Ehrenworte verpflichte, auf keine Weise weder schriftlich noch mündlich auf die württembergische Verfassungsangelegenheit" einzuwirken.

Theils wegen seiner Vorlesungen, deren Wiederanfang in Heidelberg er durch Anschlag am schwarzen Brette schon auf den 19. Juli bestimmt hatte, theils, weil er jeden Schein von Mißbrauch der erhaltenen königlichen Interimserlaubniß vermeiden wollte, trat Paulus mit Frau, Tochter und dem wiedergenesenen Sohne schon am 24. Juli die Rückreise an. Offenbar war es bei einer so leicht gefährlich werdenden Krankheit und den frühern Warnungen des Arztes bedenklich, den Sohn mitzunehmen, und es wäre gewiß besser gewesen, wenn sie diesen, der in dem Oettinger'schen Hause oder im Kreise liebender Verwandten gewiß ganz gut und sicher aufgehoben gewesen wäre, nicht mitgenommen hätten. Der Arzt hatte am 4. Juli von drei bis vier Wochen gesprochen. Man hatte zwanzig Tage, also kaum drei Wochen gewartet. Leider zeigten sich bald die traurigen Folgen.

Zehn Tage nach der Rückkehr in die Neckarstadt, in den ersten Tagen des Monats August wurde der Sohn, vielleicht in Folge einer Erkältung, recidiv. Friesel und Nervenfieber zehrten seinen kräftigen Körper auf. An dem Tage, an dem Paulus seinen Sohn verlor, hatte er Kraft genug, eine Vorlesung zu halten. Ehe er diese hielt, sprach er noch in tiefster Wehmuth mit demselben. Der frühere schwärmerische Anflug von Religiosität hatte jetzt die Seele des Sohnes ganz ergriffen. Himmel, Christus, Wiedersehen waren die Grundtöne seines Gespräches. Mit freudiger Hoffnung sah er in die Welt hinüber, die ihn erwartete. Als der Vater aus der Vorlesung kam, und mit Aengstlichkeit, jetzt wieder nach erfüllter Pflicht ganz dem Vaterherzen folgend, sich nach dem theuren Sohne erkundigte, war dieser eben hinübergegangen in das von ihm mit freudiger Zuversicht geglaubte Jenseits. Die Eltern weinten an der Leiche ihres einzigen Sohnes. Er war am 30. August des Jahres 1819 im vollendeten 17. Jahre seines kurzen Daseins verschieden.

Die öffentlichen Auszüge der Kirchenbücher lauten: „Im Jahre 1819 starb dahier (in Heidelberg) Herr August Wilhelm Paulus, alt 17 Jahre, 3 Monate, 4 Tage. Eltern: Herr H. E. G. Paulus, großh. geh. Kirchenrath, Dr. und Prof. der Theologie an der Universität und Frau Karoline, Friederike, Elisabethe, geb. Paulus, evangelisch = lutherisch."

Der Vater aber schrieb, indem er seine gedruckte Rechtfertigungs=

schrift wegen der Ausweisung aus Württemberg beilegte, dem königl. württembergischen Minister der Residenzpolizei, Freiherrn v. Phull in Stuttgart am 27. August 1819: „Mein Wilhelm ist recidiv geworden. Doch beginnt heute ein neues Hoffen seiner Genesung. Ach, welche Folgen hängen oft an einem Federzuge!"

Als ein einziger Tag die väterliche Hoffnung vernichtet und das theure Leben des Sohnes zerstört hatte, blieb der Brief liegen, und Paulus fügte am 29. August bei: „Schnell ist es anders geworden. Das Opfer ist gefallen. Unrettbar! Ach mit allen, auf seine herrlichen Anlagen, auf seine schnell gereiften Vorsätze gebauten Mutter- und Vaterfreuden! Ich weiß, daß Euer Excellenz fühlen als Vater. Der Ewige bewahre Sie vor solchem herzdurchschneidendem Kummer."

Am Tage der Beerdigung Wilhelms (30. August) war es ein Jahr, als die Schwester Sophie mit Schlegel getraut worden war. Ein Doppelschmerz mußte die Herzen der trauernden Eltern und der bekümmerten Schwester erfassen.

So trugen die tief gebeugten Eltern mit ihrer Hoffnung auf das künftige Glück der einzigen Tochter Sophie auch die auf das schöne, junge Leben des einzigen Sohnes Wilhelm zu Grabe.

Ein Kleeblatt — Heinrich, Caroline und Sophie — blieb übrig. Die drei Unzertrennlichen, Vater, Mutter und Tochter waren sich fortan Alles. Die Zeit heilet alle, auch die härtesten Wunden des Menschen. Auch diese Wunden vernarbten, und nach vielen Jahren des stillen einförmigen Lebens im Hause feierten die liebenden Drei im vorgerückten Alter (der Vater war im 78., die Mutter im 72., die Tochter im 48. Lebensjahre) an dem doppelten Jubelfeste des Amtes und der Hochzeit des alten Paulusspaares, am 15. April und 2. Juni 1839, die Rückerinnerung an das viele Schöne, Große und Herrliche, was sie die göttliche Ordnung der Dinge empfinden und erleben ließ, in dankbarem, tiefinnigem Gefühle. Lebte doch immer frisch und grün der Baum, um den sich, wie zarte Ranken, die Liebenden schlangen, und waren für ihn immer noch die Ranken da, denen er Halt und Stütze, Leben und Kraft gab. Eines lebte in dem Andern, eines durch das Andere. Das tiefste Gefühl der reinsten, zartesten Gatten- und Kindesliebe beseelte denjenigen, dem leidenschaftliche Gegner, denen es unbegreiflich war, daß die reine Vernunftforschung einen solchen Charakter erzeugen konnte, als einem einseitigen kalten Verstandesmenschen so oft das Gemüth absprachen. Also haben wir das häusliche Leben unseres Paulus bis zu dem Ruhepunkte, mit welchem ein neuer

Abschnitt beginnen soll, begleitet. Werfen wir nun, ehe wir sein Jubiläumsjahr 1839 schildern, einen Blick auf die Collegen und Freunde desselben.

§. 8.

Paulus Collegen und Freunde in Heidelberg. Ungedruckte Originalbriefe von Thibaut, Heise, Zachariä, v. Langsdorf, Fries, Ulrich Friedrich Kopp, Hegel, Christoph Schlosser, Hillebrand, Karl Ullmann, Christian Theodor Wolf.

Paulus zeichnete sich durch Verträglichkeit und ein mildes, duldsames freundliches Wesen seinen Collegen gegenüber aus. Die beiden Lehrer Daub und Schwarz waren die einzigen ordentlichen Professoren in der theologischen Facultät, als jener in dieselbe eintrat. Beide standen als Gottesgelehrte auf dem orthodoxen, supernaturalistischen Boden, und hatten also im Princip und Wesen des Glaubens eine von Paulus durchaus verschiedene Ansicht.

Karl Daub, seit 1791 Docent in Marburg, seit 1794 ordentlicher Lehrer der Theologie in Heidelberg, hatte ein vorwaltend mystisches Element in seinem 1816 erschienenen Judas Ischariot zur Entwicklung gebracht, welches sich unmöglich jemals mit den reinen Verstandeselementen der Paulus'schen Theologie befreunden konnte. Nach jener Schrift erscheint Satan als „sein eigener Schöpfer," als „das wundervollste Scheusal der Natur," das Gott „aus Liebe duldet." In seinen andern Werken zeigen sich mehr die Einflüsse der Zeitphilosophie, die Daub im Besitze eines philosophisch-gebildeten Geistes und einer bedeutenden Schärfe des Denkens mit der Theologie zu vereinigen versucht. Immer aber blieb ihm in der philosophischen Untersuchung das supernaturalistische Glaubensbekenntniß maßgebend. Er war nur in sofern Hegelianer, als ihm (ein Irrthum, den er mit Vielen theilte) das Hegelthum als eine Stütze des christlichen Glaubens galt. Den auch von seinen Gegnern geachteten Kenner der Theologie und Philosophie traf mitten in seinem Berufe auf der Kanzel ein seinem Leben rasch ein Ziel setzender Schlagfluß (22. November 1836).

Nie sprach Paulus anders, als mit der größten Hochachtung von seinem Gegner Daub. Nie legte er, wie dies jetzt so häufig bei den Parteiungen des Tages geschieht, des Gegners Handlungsweise unsittliche Triebfedern unter. „Daub ist, wie mir, die Wissenschaft das Höchste," pflegte er oft zu sagen, „aber er hat einen andern Weg, zum Ziele zu gelangen, einge-

schlagen, als ich. Es wäre sehr anmaßend und ungeschickt von mir, wenn ich ihn darum verfolgen oder hassen wollte. Ich achte und liebe seinen Charakter.“ Wir haben schon oben [1]) Briefe von Daub mitgetheilt, aus welchen dessen hochachtungsvolle Gesinnung gegen seinen Collegen Paulus hervorgeht. Das, was letztern selbst oft unwillkürlich zu Daub zog, war die Philosophie. Beide schätzten sie außerordentlich, und nach beiden konnte die Theologie erst durch Philosophie eine wirkliche Wissenschaft werden.

Ein Berührungspunkt mit Schwarz erhielt Paulus außer den Facultätsgeschäften durch die Heidelberger=Jahrbücher, welche jener immer besonders reichlich bedachte.

Friedrich Heinrich Christian Schwarz, seit 1789 hessischer Pfarrer, 1804 an die neu organisirte Universität Heidelberg gerufen, war besonders als praktischer Theolog und Pädagog bekannt. Am meisten sprach man von seiner „Erziehungslehre.“ Er starb am 3. April 1837. Auch er war und vielleicht noch mehr, als Daub, im Gegensatze zu Paulus' theologischen Ansichten. Der orthodox=supernaturalistische Standpunkt Daub's war auch der seinige; er hielt sich aber nicht an die philosophische Begründung des Glaubens, sondern vielmehr an das einmal Gegebene der Offenbarung, das er gläubig festhielt, und praktisch anzuwenden suchte. Wenn auch Paulus, was den wissenschaftlichen Werth betrifft, jeder Zeit Schwarz weit unter Daub stellte, so war doch auch das Verhältniß zwischen ihm und Schwarz durchaus kein feindliches. Im Gegentheile geht aus noch vorhandenen Briefen von Schwarz an Paulus hervor, daß sich immer eine anständige und collegialische Beziehung zwischen beiden erhielt. Paulus war zwar bei seiner entgegengesetzten wissenschaftlichen Richtung kein Freund seiner beiden, ordentlichen Collegen, mit denen er anfangs die theologische Facultät allein ausmachte; aber immer erfüllte er die Pflichten der Collegialität und Humanität gegen seine Fachgenossen; er achtete an ihnen und ihren Leistungen, was nach seiner Ueberzeugung zu achten war.

Seine meisten Freunde hatte Paulus in der juristischen und philosophischen Facultät. Es waren unter den Juristen besonders Thibaut, Heise und Martin, auch K. S. Zachariä, mit welchen Paulus in freundschaftlichem Verkehre stand.

Anton Friedrich Justus Thibaut, seit 1799 ordentlicher

---

[1]) M. s. §. 2.

Professor der Juristenfacultät zu Kiel, von 1802—1805 in Jena, wo er Paulus kennen lernte, seit 1805 in Heidelberg als Lehrer durch seine Pandektenvorlesungen und als Schriftsteller durch sein System des Pandektenrechtes berühmt, hatte seine Freude über Paulus' Berufung in einem oben mitgetheilten Schreiben bekundet. Er unterhielt seine freundschaftliche Beziehung zu Paulus bis in die letzte Zeit seines Lebens († 28 März 1840). Noch am 17. August 1835 schrieb Thibaut an diesen: „Hieneben sende ich Ihnen mit dem herzlichsten Dank den wundersamen Menu zurück. Das IV. Kapitel scheint ganz für Sie geschrieben zu sein. Halten Sie sich daran und unbedingt, also auch in geistiger und geistlicher Hinsicht an IV. Kap. §. 37, 38 a principio, sofern Sie nicht fürchten, daß daraus nach XII. §. 40 für Sie dereinst ein dritter Grad entstehen könnte. Für meine Wenigkeit habe ich mir blos angemerkt IV. Kap. §. 204.

Ergebenst

A. F. J. Thibaut."

Zu den besten Freunden unseres Paulus gehörte auch der berühmte Rechtsgelehrte Christoph Reinhard Dietrich Martin, geb. zu Bovenden bei Göttingen 1772, seit 1802 Professor der Rechte in Göttingen, seit 1805 in Heidelberg Vorstand des Spruchcollegiums daselbst, als Lehrer bedeutend, als Schriftsteller durch sein Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes und durch sein Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilrechtes ausgezeichnet.

Im Jahre 1815 hatte dieser seine Entlassung genommen, wurde in Jena Oberappellationsrath, und ging 1840 in den Privatstand über. Noch vorhandene Briefe beweisen, daß Martin auch nach seiner Trennung von Heidelberg immer seinen Freund Paulus in theurem Andenken behielt.

Mit dem berühmten Rechtsgelehrten Arnold Heise (geb. am 2. August 1778 zu Hamburg, gestorben als Präsident des Oberappellationsgerichts zu Lübeck am 6. Februar 1851) war Paulus schon vor seiner Ankunft in Heidelberg in vertrautem Briefwechsel. [2]) Auch, nachdem Heise Heidelberg verlassen hatte, schrieb er Paulus immer noch in der gewohnten Anhänglichkeit. Er war so sehr an sein liebes Heidelberg gewohnt, daß er von Göttingen am 28. Juni 1814 einen Brief mit der Aufschrift „Heidelberg" schickte, und verbessernd hinzufügte: „Soll heißen Göttingen; aber Heidelberg steckt mir noch immer im Munde, in der Feder und im Herzen." Er nennt Paulus „seinen lieb-

---

[2]) M. s. §. 2 u. Bd. I, S. 425 u. 426.

sten Freund." Auch der ausgezeichnete Rechtsforscher K. S. Zachariä gehörte zu diesen Freunden. Geb. 14. Sept. 1769 zu Meißen, eines Advokaten Sohn, seit 1797 Professor der Rechte in Wittenberg, seit 1807 in Heidelberg hatte er sich als Schriftsteller durch das Handbuch des französischen Civilrechts und die vierzig Bücher vom Staate in den weitesten Kreisen den Namen eines tiefen und scharfen Denkers erworben. Er blieb bis zu seinem Tode (27. März 1843) in immer gleich freundschaftlichen Beziehungen zu Paulus. Ungeachtet er als Landstand und Lehrer von ganz andern politischen Grundsätzen und Ansichten, als der mehr freisinnige Paulus ausging, so bewunderte dieser nicht nur die Fülle der Kenntnisse, sondern auch die vorzügliche Verstandeskraft dieses seltenen Mannes, dem er unter allen Rechtsgelehrten, die er kennen gelernt hatte, den Vorzug gab. Als Paulus von 1819 bis 1821 mit der Ehescheidung seiner Tochter Sophie umging, wendete er sich mehrmals an Zachariä, der ihm immer den zweckmäßigsten Rath über das rechtlich Ausführbare gab. Auch, als Zachariä einige Zeit die Obercensur der Heidelberger-Jahrbücher führte, bewunderte er die Milde und Duldung des sonst ganz Anders Denkenden, mit welchen dieser auch seinem Princip ganz widersprechende politische Behauptungen stehen ließ. Nur einmal schlug Zachariä eine Aenderung in einer Recension unseres Paulus in den Heidelberger-Jahrbüchern vor. Er schrieb ihm bei dieser Gelegenheit am 10. Januar 1824: „Gegen den Abdruck der mir mitgetheilten Recension habe ich schlechterdings nichts einzuwenden, eine einzige Stelle S. 4 Zeile 12 verbis: „nöthig, wie überhaupt" u. s. w. ausgenommen. Diese muß abgeändert werden (z. B. so nöthig, ungeachtet die), wenn sie die Censur passiren soll. Desto weniger bin ich mit der Grundansicht des Herrn Recensenten einverstanden. Ich wünsche zwar ganz so, wie er, daß dem Volke das Maß von gesetzmäßiger Freiheit zu Theil werde, dessen es nur fähig ist. Aber der Herr Recensent behandelt die Aufgabe, wie ein Stubengelehrter; ich glaube sie als ein Weltmann zu behandeln. Und so lange die öffentliche Freiheit nicht ein Hausrath ist, glaube ich, auf dem richtigeren Wege zu sein. Ich wünschte nur, daß der Herr Recensent, mein sehr verehrter Freund und College, in einer sogenannten konstitutionellen Monarchie eine Zeit lang Minister oder Mitglied der zweiten Kammer wäre. Er würde von seinen Irrthümern um so leichter geheilt werden, da mir das, was er über die Presbyterien geschrieben hat, beweist, daß er mit andern Leuten ähnlicher Meinung nicht zu verwechseln ist."

„Meine Zeit schonend würde ich mich nicht so ausführlich erklärt haben, wenn es mir gleichgültig sein könnte, daß ein Mann, wie unser Paulus, so über einige Hauptsätze des öffentlichen Rechtes urtheilt, wie er urtheilt."

„Zum beliebigen Gebrauche.

Zachariä."

Dieser abweichenden Ansicht ungeachtet blieb Zachariä immer ein wahrer Freund unseres Paulus. Er gehörte nicht zu jenen Fanatikern, wie sie unsere Zeit in Menge kennt, die nur das preisen, was von ihrer Clique kommt, und, den Gegner zu schwächen, weder Lüge noch Verläumdung sparen. Als Paulus durch einzelne Aufsätze im Sophronizon Anstoß gegeben hatte, und von einem Verweise, der ihm zu Theil werden sollte, die Rede war, schrieb ihm Zachariä, der damals als Landstand alle Verhältnisse genau kannte, im Jahre 1825: „Es hat mir sehr leid gethan, Sie vor meiner Abreise (morgen Frühe 4 Uhr) nach Karlsruhe nicht zu Hause zu treffen. Imminet tempestas. Nach Ihrer gütigen Aeußerung darf ich den Wunsch äußern, daß Sie sich bis zu meiner Rückkunft schlechthin die Akten offen erhalten."

Von den Philosophen gehörten v. Langsdorf und Fries zu seinen Freunden. Der berühmte Mathematiker Langsdorf dachte mit Paulus in theologischen Dingen völlig gleich, und beschäftigte sich, seit er um Pensionirung eingekommen war (1826), auch als Schriftsteller mit theologischen Untersuchungen. In seinem „Leben Jesu" ging er selbst noch weiter, als sein Freund.

Als Paulus im Jahre 1826 den Tod seines trefflichen Freundes Voß in der Frankfurter Oberpostamtszeitung anzeigte, schrieb ihm Langsdorf: „Ich fand nach der Rückkunft vom Spaziergange Ihren herrlichen Aufsatz über Voß. Mit welchen Empfindungen mag ihn Mancher gelesen haben! Heute erhielt ich das schöne Geschenk der Tiedemann'schen Rede. Erlauben Sie mir, Sie als den zu betrachten, an den man seinen herzlichen Dank dafür abgeben darf."

Derselbe schrieb in dem nämlichen Jahre am 1. November, als Paulus ihm das Anerbieten machte, sich mit ihm in bestimmten Stunden über theologische Gegenstände zu unterhalten: „Mit dem verbindlichsten Danke nehme ich Ihre gütigste Anerbietung für den künftigen Sommer an, um so mehr, da ich dann im vollen Genusse des Freiherrnstandes, in den ich nächstens werde erhoben werden, ungestört mich mit einem solchen Studium werde unterhalten können; denn schon vor sechs Wochen habe ich um Ver=

setzung in den Pensionsstand gebeten" .... „Vossen's Dogmatik, die ich noch nicht so genau kannte, ist ganz die meinige." Ueber das von ihm herausgegebene Leben Jesu schrieb er an Paulus am 18. Sept. 1828: „Ich glaube, daß in der Hauptsache Ihre Ansichten dieselben sein werden." Am 22. Januar 1830 schrieb er über Paulus' den Supernaturalismus betreffende Schrift: „Meinen herzlichsten Dank für dieses schöne Geschenk. Einer so gediegenen Arbeit ist der Beifall des Publikums gewiß." — Am 25. December desselben Jahres: „Die Supernaturalisten betrachten die Rationalisten oder rationalistische Christen zum Theil als theologische Zigeuner" .... „Ich erstaune über die Ausfälle gegen Herrn Bretschneider, der mir noch zu orthodox ist." Langsdorf blieb sich in Gesinnung, Wort und That, als Mensch und Schriftsteller bis zu seinem Tode (10. Juni 1834) durchaus gleich. Als er das Herannahen desselben fühlte, nahm er in Verbindung mit allen Angehörigen seiner Familie das Abendmahl. Die Feier fand 8 Tage vor seinem Tode statt, und war eben so rührend, als erhebend. Als Zeugen waren sein Freund Paulus und der Darsteller dieses Lebens, dem der Verstorbene immer ein besonderes Vertrauen schenkte, eingeladen. Beide Zeugen zeigten die schöne Feier der Liebe in der Kirchenzeitung an. Einige Wochen vor seinem Tode hatte Langsdorf im 78. Jahre seines thätigen Lebens die schöne Schrift über die Unsterblichkeit der Seele herausgegeben. [3])

Als Fries, der bekannte Philosoph, schon lange in Jena war, schrieb er von da am 15. December 1828 seinem alten Freunde Paulus: „Erhalte uns der Himmel noch lange Ihren heitern Sinn und Ihre freie Kraft! Denken Sie zuweilen freundlich Ihres Freundes und Verehrers." Außer dem alten Voß, von dem wir in einem besondern Abschnitte handeln werden, war aber unter allen seither genannten Collegen keiner in innigern und freundschaftlicheren Beziehungen zu Paulus, als der mit ihm durchaus gleich gesinnte Kopp, von dem jener auch noch in den letzten Jahren seines Lebens nie anders, als mit der größten Verehrung sprach.

Der berühmte Paläograph Ulrich Friedrich Kopp (geb. 18. März 1762 zu Kassel), seit 1788 Justizrath, zuletzt geheimer Referendär zu Kassel, seit 1802 Direktor des dortigen Hofarchivs, seit 1804

---

[3]) Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung, Jahrgang 1834, Nr. 135 (24. August) S. 1089—1095. Nekrolog: Karl Christian v. Langsdorf von K. A. v. Reichlin Meldegg.

Kabinetsrath, hatte in diesem Jahre seine Entlassung aus hessischen Diensten genommen, und war seit 1808 Ehrenprofessor an der Universität Heidelberg. Er lebte später zu Mannheim, und starb auf einer Reise zu Marburg 1834. Der Geheimerath Kopp hat sich durch seine Palaeographia critica (1817—1829) und seine Bilder und Schriften der Vorzeit (1819—1822) einen dauernd ruhmvollen Namen in der paläographischen Literatur gesichert. Er hatte in Controversfragen der morgenländischen Sprachforschung, besonders des Hebräischen ein vorzügliches Zutrauen zu Paulus. Gelehrte Gegenstände gaben die nächste Veranlassung zu einer umfassenden, noch vorhandenen Correspondenz der beiden Freunde. In theologischen Gegenständen dachten sie gleich. Ein vorherrschender Zug in dem gelehrten Kopp war der frische Humor, der in allen seinen Schreiben an Paulus lebt. Kopp schrieb von Mannheim aus an Paulus am 10. November 1821: „Was mein Uebelbefinden betrifft, so wird das nichts zu sagen haben. Denn ich verlasse mich darauf, daß Unkraut nicht so leicht vergeht. Indessen ist heute der Admiral Kinkel an einer ähnlichen Krankheit (Entzündung im Unterleibe) gestorben und neulich zwei junge Kaufleute unter dem Kaufhause. Was kann's helfen? Es gibt der Wege gar viele da hinüber, und wenn es einmal heißt: Marsch! so gehet man weiter, und siehet, wie's drüben aussieht. Wenn mir einmal dergleichen in der Geschwindigkeit passiren sollte, so nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mich nicht vorher empfohlen habe" .... „Da ich jetzt immer auf das Sterben zurückkomme, so fällt mir ein, was ein Schwabe mir in mein Stammbuch geschrieben:

Ein großachtbarer Rathsherr sah
Einst einen todten Esel liegen.
Das arme Thierchen ging ihm nah,
Und er fing voller Mißvergnügen
Und doch mit einer Amtsmien' an:
Wie bald ist's doch um uns gethan!"

Am 1. Januar 1822: „Also vor allen Dingen viel Glück zu diesem Jahre! und, wenn ich auch meine Wenigkeit bedenken darf, viel Ferien. [4]) Sodann danke ich Ihnen, verehrtester Freund, für Ihre gütige Beantwortung meiner Anfrage, ob sie gleich nicht so ausgefallen ist, wie ich

---

[4]) Kopp beginnt viele seiner Briefe mit den Worten: „Es sind Ferien," weil er sich meist in den Ferien mit seinen gelehrten Anfragen an den Orientalisten Paulus wandte.

gewünscht hätte. Ich mache jetzt selbst eine Probe, ob ich Schrift gießen kann. Denn, wenn ich nicht bankerott werden will, so muß ich auf alle Ersparnisse denken. Von dem 2. Theile meiner Bilder u. s. w. habe ich z. B. bis jetzt nur 7 Exemplare verkauft! Eichhorn hat mir offenbar geschadet, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil ich nicht in verba Göttingensium habe schwören wollen. Sed magis amica veritas — es mag auch gehen, wie es will. In meiner jetzigen Arbeit bekommen die Altdeutschen manchen Hieb, besonders die, welche allenthalben Mysterien sehen. So hatten sie auf dem tonderischen goldenen Horn den Odin, Menschenopfer und Gott weiß was Alles gesehen aus der Heidenzeit. Jetzt habe ich die Inschrift gelesen, und daraus erhellet, daß das Horn ein Bierbecher eines guten christlichen Engländers war" .... "Vergessen Sie nicht im neuen Jahre Ihren — Plagegeist."

Ein anderesmal schrieb er: "Daß ich noch nicht ersoffen bin, mögen Ihnen diese Zeilen beweisen. Was aber nicht ist, kann noch geschehen, indem ich, wie Sie wissen, den freien Willen "nicht zu ersaufen" abläugne. Jetzt erst eine Anfrage, deren Beantwortung, vorausgesetzt, daß Sie Ihnen nicht so viel Mühe macht, ich gelegentlich mir erbitte. Bei Agrippa pag. 446 stehet, daß der Herr Teufel besprochen wird: Per nomen Yet V, quod Adam audivit et locutus est! Da nun bei Fabretti ein Amulet ist, bei welchem Y und V stehen, so möchte ich wohl wissen, worauf sich Jenes bezieht? Vielleicht wissen Sie mehr vom alten Adam, als ich. Auch Ihrer *σοφία* [5]) (woraus ich schließe, daß Ihre Frau Gemahlin *φρόνησις* ist;) bitte ich meine ehrerbietigste Empfehlung zu sagen.

Der Aergste."

Mehrere seiner Briefe, die er durch Gelegenheit an Paulus übermachen ließ, haben die Adresse:

Πρὸς Παῦλον, τὸν αἱρεσίαρχον (an Paulus, den Erzketzer).

Einen derselben schließt er: "Ihren Damens küsse ich die Hände; denn mehr darf ich ja nicht. Ihnen empfehle ich mich bestens als Ihren gehorsamsten Dr. und wohl bekannten

K — etzer."

Aber auch unter den später angestellten Collegen fand Paulus innige und treue Freunde.

Seit 1816 war der berühmte Philosoph Hegel in Heidelberg. Schon in Jena stand er als Docent seit 1801 und nach der Schlacht

---

[5]) Paulus' Tochter, Sophie.

von Jena als Zeitungsredacteur seit 1806 in Bamberg und seit 1808 als Rector des Gymnasiums in Nürnberg mit Paulus in den freundschaftlichsten Verhältnissen, welcher als Kreis- und Schulrath die Oberaufsicht über die gelehrte Anstalt, die unter der Leitung Hegel's stand, hatte. Dieser nannte daher scherzhaft Paulus immer seinen Herrn. Auch die Frau des Philosophen war eine Freundin der Frau unseres Gottesgelehrten. Da Hegel schon während seines Aufenthaltes in Bamberg und Nürnberg seine bedeutendern Werke, die Phänomenologie des Geistes und die Logik, herausgab; so war es natürlich, daß er auch von dort den Blick auf eine Docentenstelle an einer deutschen Universität richtete. Paulus schien ihm der natürlichste und beste Vermittler zu einer Berufung nach Heidelberg. Noch vorhandene Briefe Hegel's an Paulus zeigen, daß die Initiative zu einer Berufung nach Heidelberg von Hegel selbst ausging, und daß diese durch Paulus allein zu Stande kam.

Hegel schrieb am 13. Juli 1811 an Paulus, also, nachdem letzterer kaum einige Wochen sich von seinen Freunden in Baiern getrennt hatte, und an dem Orte seiner neuen Bestimmung angekommen war, von Nürnberg: „Wenn Sie auch nicht Zeit und Muße haben, sich Ihrer hiesigen Freunde, deren Sie so Viele zurückgelassen, zu erinnern, so werden Sie doch Zeit und Muße dazu haben, einen Brief an Sie zu lesen, und hoffentlich sich dadurch auffordern lassen, auch antwortlich von sich Nachricht zu geben. Die uneins schlechteste Hypothese zur Erklärung Ihres Stillschweigens war die, daß Sie krank seien. Herr v. Hoven[6]) hat Sie durch das Stillschweigen an ihn widerlegt. Die allerschlechteste, daß Sie mit Baiern und den Akten auch Nürnberg und uns vergessen hätten, lasse ich nicht aufkommen. Ich meines Orts halte dafür, daß es Ihnen nach den vielen ausgestandenen Seelen- und Leibesleiden zu wohl ist, um ihren Genuß der jetzigen Naturumgebung und Verhältniß-Zufriedenheit durch briefliche Bemühung stören zu wollen. Ohnehin fallen Schriftsteller unmittelbar nach der Sthenie geistiger Productionskraft in eine Asthenie des Schreibens, bis sie sich nach und nach wieder recolligiren. — Ich kann mich nicht länger enthalten, Ihre jetzige Wohllebenheit, wie ich hoffe, nicht zu stören und mich als ein Nürnberger-Object und altes Familienstück in Ihre Heidelberger-Welt einzuschieben und mit der Frage vorzutreten: Wie Sie leben? Wie Sie sich befinden, wie es Ihnen überhaupt

---

[6]) Paulus' Arzt in Baiern.

geht? — eigentlich, um nur die Bestätigung alles des Guten zu erhalten, das wir uns von Ihnen vorstellen und wünschen."

„Bei uns hier ist Alles im alten Zustande, und einen Ruck zum Bessern erwartet in dieser Welt ohnehin Niemand mehr; doch ist's auch nicht schlimmer geworden. Ich genieße mit meiner lieben Marie (Hegel's Gattin) eines ruhigen, immer sich verinnigerenderen Glücks. Den Hauptruck, der noch zu machen ist, wird uns mit des Himmels Hülfe der Herbst herbeibringen. Niethammer hat seit undenklichen Zeiten nichts von sich hören lassen. Daß er nicht davon konnte, wissen Sie und wußten es" [7]) .... „Noch ist nichts ausgeführt, noch kein Studien- und Schulfonds erneuert, unsere Besoldungen 4 und 5 Monate zurück, Ammon das Versprechen, ihm die hiesigen Schulgeschäfte aufzutragen, noch nicht bewerkstelligt. Derselbe soll wild darüber wegen Greifswalde wieder in Unterhandlung getreten sein. Wegen Erlangen's Organisation und Dotirung altum silentium. Seit den Hoffnungen, die mir Niethammer vor 2 Monaten gab, höre ich in Beziehung auf mich nichts mehr davon. Der heiße Sommer hat vielleicht die Herrn noch nicht zur Arbeit kommen lassen. Sonst aber können auch Einrichtungen mit dem Befehl, den 1. Oktober in Ausführung zu kommen, Ende November publicirt werden. Unter allen diesen Umständen habe ich nicht vergessen, daß Sie und der Herr [8]) in Heidelberg sind und wir meinten, man könne meiner vielleicht daselbst bedürfen. Was meinen Sie wohl jetzt, da Sie an Ort und Stelle sind? Meine liebe Marie würde auch, Ihre dortige Anwesenheit noch nicht gerechnet, lieber dort, als hier oder in Erlangen sein; ich also ohnehin. Oft sprachen wir zusammen darüber. Daß an Hemden, Betten, Schreinwerk emsig gearbeitet wird, werden Sie sich vorstellen. Wo wir das Alles aufstellen und zerreißen sollen, steht noch in des Schicksals Hand und vornehmlich in der Hand guter Freunde. Welchen Beweis von Freundschaft für mich der Herr [9])

---

[7]) Der damalige Oberschul- und Kirchenrath Niethammmer in München hatte eine durch Paulus' Vermittlung eingeleitete Berufung nach Greifswalde ausgeschlagen, weil man gewisse, von ihm gestellte Bedingungen in Baiern einging. M. s. §. 1.

[8]) Paulus wurde von Hegel als dessen Vorgesetzter Scherzweise nur der Herr genannt. Hegel unterscheidet in ihm zwei Wesen, den Herrn und den Freund.

[9]) Unter dem Herren ist immer Paulus als Hegel's ehemaliger Oberschuldirektor verstanden.

noch beim Abschied vis à vis von Herrn v. Tucher ausgeübt, hat mir Marie erzählt und sie und ich dankbar erkannt. Ich darf Sie bitten, den Herren um seine Meinung zu fragen, ob ich einen Gedanken an Heidelberg haben könne, und ob seine Freundschaft für mich daselbst etwas zu bewirken vermöge, und ob er den dortigen Zustand für mich gedeihlich und vorzugswürdiger finden würde? Wie groß würde mein Glück sein, daselbst endlich den Port meiner Bestimmung zu finden! Nicht wahr? Hierauf lassen Sie mich nicht ohne Antwort? Zieht der Tod des alten Großherzogs keine Veränderungen nach sich in Beziehung auf die Universität?"

„Merkel und seine Frau fragen mich oft nach Ihnen, und immer noch konnte ich ihnen und sie mir nichts von Ihnen erzählen. Das Andenken der Frau v. Tucher und des Herrn v. Tucher brauche ich bei Ihnen gleichfalls nicht aufzufrischen. Vorzüglich hoffe ich von Ihnen ein Gemälde über die Vergnüglichkeit des Herren zu erhalten, wie er von Aktenstaub befreit, zur Jugend des Universitätslebens zurückgekehrt ist. Er sei glücklich darüber gepriesen und herzlich darin gegrüßt! Aber was macht denn die gute Virginie *Πολυονυμος* in Heidelberg? [10]) Ich schicke ihr einen Kuß auf ihre schöne Hand. An Wilhelm ebenmäßig meine Grüße. Leben Sie wohl, theuerster Freund.

Ihr

getreuester Hegel."

Die freundschaftlichen Beziehungen zu Paulus dauerten in der Ferne fort.

Hegel schrieb am 18. April 1814 aus Nürnberg: „Ich bediene mich dieser Gelegenheit (er empfahl einen jungen Theologen), um Sie zu fragen, wie Sie sich befinden und wie es Ihnen geht? Es ist sonst so wenig Verkehr von hier und Ihrer Gegend, wenigstens für mich, daß nur selten ein Ton von da hinüber an mich klingt. Der alte freundschaftliche Verkehr aber hinterläßt die Sehnsucht, ihn von Zeit zu Zeit zu erneuern und nicht ganz verkommen zu lassen. Von Döderlein hatte ich vor sechs Monaten die letzte erfreuliche Nachricht von Ihrer fortdauernd guten und gestärkten Gesundheit, so wie der der Frau und Tochter vernommen. Von letztern hatte ich eine trübe Kunde einer Art von Zwist, daß die Tochter

---

[10]) Paulus' Tochter, die von Zeit zu Zeit die Namen Emmi, Sophie, Eleutherie u. s. w. wechselte.

Fenstervorhänge aufgemacht, welche die Mutter, die solch' fremdes Unbielefelderzeug nicht gerne gesehen, wieder beseitigt habe, gelesen; ich hoffe aber, mit der jetzigen Wiederherstellung aller Dinge wird auch dies gänzlich beigelegt und nur allegorisch zu nehmen gewesen sein. Aber was haben Sie zum großen Napoleon gesagt? — will ich nicht fragen; es wäre über unsere geschehen sein sollende Befreiung noch viel Anderes zu fragen."

„Was sagen Sie aber dazu, daß ich das Werk, das Sie hier so verdienstlich begonnen, die Organisation des hiesigen Volksschulwesens weiter führen soll — zum Ende? — Wer sollte sich diese Hoffnung oder diesen Wunsch machen können? Es versteht sich, daß die guten Nürnberger zur Befreiung auch die Befreiung von solchen Schultribulationen rechnen. Ich habe unverdientermaßen und hoffentlich auf nicht allzulange das Referat in hiesigen Schul- und Studiensachen zu meinem Rectorat seit 6 Monaten. Meine Frau und mein Junge befinden sich wohl. Jene läßt Sie insgesammt sehr herzlich grüßen, und bittet Sie, wie ich, um Ihr ferneres freundschaftliches Andenken und zuweilen Nachricht von demselben.

Mit Hochachtung und Liebe Ihr

Hegel."

Wie innig das Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern, wie fortdauernd das Streben Hegel's nach akademischer Thätigkeit war, und welche Ansicht Hegel von dem Vortrage der Philosophie hatte, zeigt der von demselben aus Nürnberg geschriebene Brief vom 30. Juli 1814: „Es ist schon einige Zeit, daß ich keine Nachrichten von Ihnen, theuerster Freund, erhalten habe. Durch die dritte Hand habe ich jedoch das Wesentliche gehört, daß Sie sich fortwährend wohl befinden. In den Jahrbüchern finde ich von Zeit zu Zeit Worte und Winke der Wachsamkeit für protestantische Freiheit, welche die jenseitigen Aeußerungen und Versuche wahrnehmen."

„In Ihrer Gegend wird der Drang von Märschen und Einquartirungen nun auch abgeschlossen sein. Wie oft haben wir an Sie bei der unerwarteten Wendung der Dinge gedacht, wodurch der Schauplatz des Krieges in Ihre Nähe gelegt wurde, und noch mehr bei der sich einmal zu eröffnen scheinenden Aussicht, daß Sie wieder unser baierischer Mitbürger werden könnten! Noch öfter aber habe ich Veranlassung zu denken, wie viel mir abgeht, einen so wohlmeinenden und erfahrenen Freund nicht mehr an der Seite zu haben. Doch auch in der Ferne erlauben Sie mir, an Ihren Rath, und, wenn es sein kann, an Ihren Beistand zu

recurriren. Sie wissen durch einen Brief, den Ihnen der Studiosus Fuchs von hier wird überbracht haben, daß mir zu meiner hiesigen Stelle das Referat in Schul- und Studiensachen übertragen worden ist. So sehr meine Lage dadurch gewonnen hat, so unüberwindlich bleibt mein Wunsch, wieder auf eine Universität zu kommen. Seit mehreren Jahren bin ich vom Senat in Erlangen zur dortigen Professur vorgeschlagen. Unter gegenwärtigen Umständen dürfen wir zwar hoffen, daß so manche bisher aufgeschobene Einrichtungen ihre Vollendung finden sollen. Jene Hoffnung ist aber theils noch schwankend, theils aber müßte sie einer andern Aussicht nachstehen, wenn sie sich für mich eröffnen könnte. Wieder mit Ihnen zusammen zu sein, blieb ein Wunsch. In Berlin aber ist Fichte's Stelle noch nicht besetzt. Nach den öffentlichen Blättern soll diese Universität erhalten werden, was früher wegen der Wiederherstellung Halle's als ungewiß angegeben war. Würden Sie nicht eine Gelegenheit und die Freundschaft für mich haben, über die Absichten mit jener Stelle Benachrichtigung zu erhalten und meiner Erwähnung zu thun? Sie wissen von mir, daß ich mich nicht nur mit alter Literatur, sondern auch mit Mathematik, neuerlich mit der höhern Analysis, der Differentialrechnung, mit Physik, Naturgeschichte, Chemie zu sehr beschäftigt habe, um mich von dem Schwindel der Naturphilosophie, ohne Kenntnisse und durch Einbildungskraft zu philosophiren und leere Einfälle, selbst des Aberwitzes, für Gedanken zu halten, ergreifen zu lassen. Dies könnte mir negativer Weise wenigstens zur Empfehlung dienen."

"Ihre gütige Freundschaft wird mir die Bitte, die ich an Sie mache, zu gute halten. Ich bitte noch, mich der geschätzten Frau und Tochter, auch dem Wilhelm bestens zu empfehlen, und sehne mich herzlich, wieder einmal Nachrichten von daher zu erhalten.

Ich verharre hochachtungsvoll

Ihr ergebenster Hegel."

Besonders offen und frei äußert sich dieser, als ihm durch Paulus die Aussicht auf eine künftige Lehrstelle der Philosophie an der Universität Heidelberg eröffnet wurde, in einem Briefe aus Nürnberg vom 9. Oktober 1814:

"Ich darf es nicht länger anstehen lassen, auf Ihr Schreiben vom 16. August zu antworten. Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, mein theuerster Rathgeber und Leiter, zeigten freilich einen und andern Faden

auf, an dem die Sache, wegen der ich auch diesmal wieder meine Zuflucht zu Ihnen nehme, aufzunehmen gewesen wäre. Wenn ich Anstand, den directen breiten Weg einzuschlagen, nahm, so hat sich doch daraus ein Fingerzeig zu etwas Analogem ergeben, das nun dem Willen Gottes anheim gestellt sein soll. Aber, auf welchen traurigen Beinen, nämlich statt auf zweien, sogar auf einem halben bei Ihnen die Philosophie steht, habe ich mit Befremden aus Ihrem Schreiben ersehen; nur die eine Hälfte des officiellen Dispensators der Philosophie gehört derselben an, die andere der Physik" [11]) .... „Viel lieber aber, als an die leidige Anführung dieser bei allem Verdienst unverdient noch leidigen Note [12]) will ich mich an die Ahnung und Wünsche der Frau halten. Bekanntlich hat Gott den Frauen gegen unsern expliciten Verstand den tiefern, impliciten, die Sehergabe in Ahnungen, Träumen u. drgl. zum Voraus gegeben. Dies wußte man längst; aber neuerlich tritt auch die Philosophie hinzu, und beweist uns, daß Glauben und Ahnen eben die Philosophie und das „wahrhafte Wissen selbst" ist. Accipio daher auf's Liebste das omen unserer Constellation zu Jena, Bamberg, Nürnberg, welches die Frau reedirt und auf das schönste und beste Congrediren im südlichen neckarländischen Eldorado gestellt hatte. Sollte denn eine Note unüberwindlich sein? Den Glauben an Unüberwindliches haben wir erst kürzlich stürzen sehen, und die Congresse mögen ihn noch mehr stürzen. Sollte es denn nur einen einzigen Weg, nämlich durch einen notirten Mann geben? Sollte die Physik ihren Friesrock nicht selbst ganz brauchen, ihre Schöße zu decken und für die Philosophie nicht noch ein besonderer Rock nöthig sein, um sie in diesen kalten Zeiten warm zu halten? — Fragen, deren Schlichtung ich theils in die Hände der Freundschaft, theils aber auch in die Hände — des großen Congresses niederlegen will. Es scheinen sich innere nähere Gelüste zur Rheinpfalz zu äußern. Wie wär's, wenn wir zunächst wieder Landsleute würden? Wie ginge es der Nachtmütze auf ihrem Kopfe diesmal? Von jenem Congreß verspricht sich alle Welt, also auch ich, gewiß sehr viel; ich würde mir noch mehr sogar davon versprechen, wenn derjenige, welcher den papiernen Vorcongreß in den Jahrbüchern zusammen separirt, eine und dieselbe Person, Puissance oder desgleichen wäre, die

---

[11]) Anspielung auf den Physiker Fries, der damals in Heidelberg zugleich Professor der Philosophie und Physik war.

[12]) Hegel hatte durch eine Note in einer 1814 erschienenen Abhandlung einen Universitätslehrer (Fries) in Heidelberg verletzt.

den Wienernachcongreß zurechtsetzt." .... Hegel spricht von einer „artistisch-literarischen Idee, nämlich der Errichtung der großen Nationaldenkmalssäule in Verbindung mit einem umfassenden Nationalarchive zur Conservation der altdeutschen Monumente und vaterländischen Antiquitäten aller Art, als das Nibelungenlied, Reichskleinodien, König Rogers Schuhe, Wahlkapitulationen, freie Verfassungsurkunden, Albrecht Dürerische Holzschnitte, Norica" u. s. w. „Es soll an einem stillen Ort erbaut werden, damit der Genuß vor dem übrigen realitätischen Lärm gesicherter sei. Man gibt schon an, daß K.......r große Hoffnung habe, dabei angestellt zu werden." Er spricht ferner von einem wissenschaftlichen Congreß. „Er soll mit einer großen Feierlichkeit beschlossen werden, einer Procession," welcher „als Kammerdiener und Trabanten etliche zahme Hauskatzen, als Inquisition, Jesuitenorden" u. s. w. folgen." „Die Hauskatzen seien wohl zahm geworden; wozu sie also? hatte man gegen die Begleitung eingewandt. Eben, war erwiedert worden, darum sollen sie Dornbüschel unter die Schwänze gesteckt kriegen zur Erregung mehrerer Kratzlust gegen den Pöbel, wenn er aus Gelüsten nach den papierenen Fleischtöpfen Aegypti linksum zu machen sich einfallen lassen wollte." „Aber vor dem Lärmen der Dinge, die geschehen sollen und all des leidigen Geschwätzes davon kommt man gar nicht zu sich selbst und zur Hauptsache; ich kann daher nicht mehr von Ihrer unter Theologen so seltenen Treue an freier philosophischer Untersuchung — aller Ahnung zum Trotz —, von den erlittenen Anfechtungen, die ich ohnehin nicht lese, auch nicht einmal von der vor 6 Wochen erfolgten Niederkunft meiner Frau mit einem Sohne sprechen, die beide wohl sind, und an dem das Wort der Schrift erfüllet worden: Und er soll heißen — Emmanuel — und die sich Ihnen insgesammt herzlichst und bestens empfehlen, wie

Ihr

Hegel."

Auch im darauf folgenden Jahre gab dieser wieder die erste Veranlassung zur Fortsetzung des Briefwechsels.

Er schrieb am 16. August 1815 aus Nürnberg: „Obgleich — dessen unerachtet kann ich mich nicht enthalten, Herrn Dr. Seebeck zur Auffrischung Ihres Andenkens an mich einige Buchstaben mitzutheilen. Haben Sie uns denn, theuerster Freund, so ganz und gar vergessen, daß Sie gar nichts mehr von sich brieflich hören lassen? Auch vielen andern Andenkenden (so wurde

ich noch von dem seligen Vagand, acht Tage vor seinem Tode, nach Ihnen gefragt) kann ich keine Auskunft von Ihnen oder einer Erinnerung Ihrer an uns geben."

„Lassen Sie dem G— e, Jesuiten und dergleichen zuweilen auf eine Viertelstunde Ruhe, und geben Sie uns, die wir als Kinder darum bitten, einige Brosamen der Unterhaltung."

„Daß aber neben den Jesuiten und den isidorischen Dekretalien — Gott verzeih' dem Betrüger, der sie geschmiedet — alles das Unheil, das sie angerichtet, nun auch ich und meine arme unschuldige Logik so arg an Pranger gestellt werden, das ist, werden Sie sagen, gerechte Rache. Ich als der Beleidigte dagegen muß es platt und plump finden um so mehr, da die Unwissenheit, die dabei in Mund genommen wird, ganz krasser Weise geradezu zu retorquiren ist. Gott gebe, daß ihm, diesem Lichtmangel, heimgeleuchtet werde. Vielleicht heißt es: Pedes eorum, qui efferent te, jam ante januam."

„Wie macht sich dieser Mensch mit seinen Herren Bouterweck, Schulze und Consorten so breit! Wenn solches geschieht dem dürren Holze, was soll's am grünen werden?"

„Von der kleinen Frau aber und der schönen Emmi hätte ich doch auch gehofft, seit lange einmal wieder einen fernen Ton zu hören. Ist's doch, als wenn ich längst auf der Insel St. Helena lebte. Wie ich nun in schnellster Eile die Gelegenheit Dr. Seebeck's ergriffen, so hoffe ich, werden Sie mir doch auch eine kleine Erwiederung schenken, die so werth ist Ihrem

Hegel."

Im Jahre 1816 am 2. Mai trat nun dieser entschieden mit seinem Gesuche um die Professur der Philosophie in Heidelberg in einem Briefe an Paulus auf. Er schrieb: „So eben wird mir aus Weimar geschrieben, daß nach dem eigenen Ausdruck des Ministers v. Gersdorf Fries für Jena, wohin man vor etlichen Monaten Schelling zu ziehen gesucht hatte, engagirt ist. Diese Gelegenheit zeigt sich zu schön, als daß ich mich überwinden könnte, bei Ihnen, hochgeschätztester Freund, anzufragen, wie es nun in Heidelberg steht, Sie um einen Rath, ob ich dabei einen Schritt thun soll, und vornehmlich um Ihre Hülfe und Fürsprache anzusprechen. Jene Nachricht ist positiv. Sie kennen meine Wünsche zu sehr, als daß ich noch mehr hinzuzusetzen brauche. Ich füge nur etwa dies noch bei. Von meinem ersten Versuch in Vorlesungen zu Jena ist ein Vorurtheil

gegen mich zurückgeblieben in Ansehung der Freiheit und Deutlichkeit des Vortrags. Ich bin allerdings noch streng an den Buchstaben meines Heftes gebunden gewesen; — aber eine achtjährige Uebung im Gymnasialunterricht hat mir wenigstens zur Freiheit des Vortrags geholfen, die man wohl nirgends besser, als durch ein solches Verhältniß gewinnen kann. Ein eben so passendes Mittel zur Deutlichkeit ist dasselbe, und ich glaube auch hierüber die Gewißheit in mir haben zu können. Von andern Seiten ziemt mir noch weniger zu sprechen. Am liebsten wäre mir allerdings, wenn zur Einleitung kein Schritt von meiner Seite erforderlich wäre. Sonst, wenn ein solcher nöthig sein sollte, so möchte vielleicht ein ostensibler Brief an Sie hinreichend sein. Wer könnte aber besser, als Sie, die Anleitung hiezu geben und machen? Und bei wem könnte ich mehr freundschaftliche Gesinnung für mich voraussetzen? Der Frau bitte ich noch meine Angelegenheit bestens zu empfehlen; nächstens werde ich es selbst thun. Der lieben Emmi und dem lustigen Namensbruder meine besten Grüße. Von meiner Frau, die vom harten Anfall wieder wohl ist, desgleichen an Alle. Ihr

Hegel."

Schon am 13. Juni 1816 schickte dieser auf Paulus' Rath den ostensiblen Brief, in welchem er um die getrennte Professur in Heidelberg, welche Fries mit der Physik vereinigt bekleidete, dringend einkömmt.

Dem ostensiblen Briefe legte er noch ein besonderes Schreiben an den alten Freund bei, worin er unter Anderem sagt: „Es würde zu weitläufig sein, zu schreiben, wie sich die Antwort auf Ihren gütigen Brief so lange verzögert hat. Einen Theil davon hat meine Ungeschicklichkeit in ostensiblen Briefen und diplomatischen Benehmungen. Es möchte dem anliegenden vielleicht auch dies oder jenes fehlen, um ostensibel zu sein. Wie sehr sollte es mich freuen, meine Hoffnungen erfüllt und mich in Ihrer Nähe zu sehen"! ... „Herrn Prof. Daub's gütige Gesinnungen gegen mich sind mir bekannt. Ich würde mich auch unterstanden haben, mich an ihn selbst zu wenden, wenn ich nicht wüßte, daß bei Ihnen Alles in den besten Händen ist, und Sie ihn von selbst anregen werden, wenn Sie es für nützlich halten. Da er, wie ich höre, Prorector ist, so wäre dies eine weitere Veranlassung dazu. Ich darf Sie ersuchen, ihm meine achtungsvollste Empfehlung zu vermelden" .... „Nochmals empfehle ich mich selbst auf's Beste. Ihr

Hegel."

Paulus leitete die Sache bei seinem Freunde, v. Reizenstein, ein, und nach einem Briefe vom 20. Juli 1816 hatte Hegel schon „bestimmten Aeußerungen“ der Regierung entgegengesehen. Er sagt in dem Briefe unter Anderm: „Ich sage Ihnen tausend Dank für das gütige Interesse und die freundschaftlichen Bemühungen, die Sie für mich haben wollen“ .... „Einstweilen mit Liebe und Treue aus der Ferne

Ihr Hegel.“

Inzwischen hatte dieser auch schon damals Aussicht nach Berlin. Er schrieb am 8. August unter Anderm: „Ich habe im Briefe an Daub meine Aussicht nach Berlin erwähnen zu dürfen geglaubt, die allerdings sehr bestimmt zu sein scheint; aber man rechnet, daß dort ein Reichsthaler so viel ist, als hier ein Gulden, und, da noch nichts Förmliches an mich gekommen, so würde es thöricht sein, die Aussicht nach Heidelberg zu compromittiren, die mit vielen andern Rücksichten so freundlich herwinkt“ .... „Nun, so wären wir denn so weit, daß ich bald meiner Erlösung aus dem Katzenjammer unseres Schul- und Studienwesens entgegensehen dürfte, entgegensehen der freundlichen Wiedervereinigung mit meinem Mentor, der herzlichen und schalkischen Landsmännin und der lieblichen Virtuosin. Doppelt erfreulich ist mir dies wegen meiner Frau, der die Ablösung von der Mutter, Tante ꝛc. und der Vaterstadt um so viel erleichtert wird, und der bei der Parallele mit den Freunden, die sie in Heidelberg erwarten darf, der Name Berlin doppelt widrig klingt“ .... „Der Herr (so nennt Hegel Paulus scherzweise) hat bisher geholfen; so wende ich mich an denselben auch in allen ferneren Nöthen.“ .... „Dank für Alles, den erkenntlichsten, für die gegenwärtigen Liebesdienste, die die größten sind. Ich werde aus neuer Brust mit neuem Athem athmen. Thibaut's gütige Gesinnung gegen mich, die Sie mir schrieben, hat mich herzlich erfreut. Ich bitte ihm mich bestens zu empfehlen und ihm zu danken. Der Ihrige

Hegel.“

Zu Bedingungen einiger pecuniären Vortheile bei Uebernahme der Stelle in Heidelberg hatte ihm Paulus gerathen und sich für Verwirklichung derselben kräftig verwendet.

Schon am 22. August schrieb ihm Hegel: „Die liberale Erledigung meiner geäußerten Wünsche werden Sie, hochgeschätzter Freund, längst vernommen haben, und ich habe diesen Zusatz unter Anderm vornehmlich Ihrem Rathe zu danken“ .... „Herr Daub sicherte mir eine

baldige Zusendung der Signatur zu" .... „Heute habe ich Herrn v. Zentner die vorläufige Anzeige meiner Berufung und vorläufige Ankündigung meines Dimissionsgesuchs gemacht" .... „Darf ich mir Ihre Direktion, die, wie ich weiß, meine Sicherheit dabei ganz berücksichtigt, erbitten? Ich muß abbrechen. Sonnen gehen auf, und Sonnen gehen unter, und immer — währt des Examens Gericht.

Ganz der Ihrige

Hegel."

Der König von Baiern suchte ihn zu halten. Er war inzwischen zum Professor in Erlangen ernannt worden, und schrieb am 6. Sept. 1816 an Paulus: „Sie werden wohl durch Schelver, dem ich es geschrieben habe, wissen, daß ich nun auch zum Professor der Dichtkunst, Beredtsamkeit, griechischen und lateinischen Sprache rc. rc. zu Erlangen ernannt worden. Mein Brief an Herrn v. Zentner, worin ich mir seine hohe Protection für mein Entlassungsgesuch ausbat, ging am 22. hier ab. Unter dem 25. ist meine Ernennung erfolgt, hier am 30. eingetroffen. Mein Entlassungsgesuch ist vom 24. und am 25. hier abgegangen. Gestern kam noch ein Rescript, mich zu vernehmen, ob, da man mich für Erlangen zu erhalten wünsche, ich nun nicht diese Universität dem Rufe nach Heidelberg vorziehe. Ich werde das Geeignete antworten. Heute steht meine Ernennung im Regierungsblatt. Ich weiß, daß Sie sich dies Alles nicht irren lassen. Wenn es an Orten nöthig sein sollte, dies zu bezeugen, so bitte ich, es in meinem Namen zu thun" .... „Herrn v. Reizenstein werde nicht unterlassen, seiner Zeit (er ist in Baireuth gegenwärtig) meinen Dank zu machen, so wie ich Ihnen denselben der Zeit abstatte. Die Besserung meines Gehalts dient mir zur wahrhaften Beruhigung und Befestigung.

Indessen von Herzen der Ihrige Hegel."

Dieser nahm also in Heidelberg an, und erhielt seine Signatur. Er schrieb am 13. September an Paulus: „Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt. Wir danken der kleinen Frau auf's Beste, daß sie uns unter Dach und Fach gebracht hat" .... „Vor der Hand bin ich höchst dankbar für Alles, was Sie, die Frau und unsere andern Freunde für uns gethan haben. Eine Magd verspricht uns die kleine Frau gleichfalls parat zu halten. Den allgemeinen Katzenjammer über die Mägde bin ich gewohnt, verspreche aber meiner Frau auch hierüber, wie über alles Andere, in Heidelberg goldene Berge" .... „Unsere Abreise hoffen und wünschen wir allerdings gegen Mitte Octobers zu machen. Nur hange ich dabei von

der verdammten Dimission ab. Diese und viele andere Bavarica muß ich noch in Rücken schaffen, bis ich mir das Haus und die Freunde in Heidelberg gehörig und ungezwackt vorstellen darf. An Daub habe ich über meine Erlanger-Ernennung und meine Erklärung und erneuertes Dimissionsgesuch des Breitern auf eine ostensible Art geschrieben.

Ihr Hegel."

Inzwischen erhielt dieser die Entlassung, und wollte am 11. October nach Heidelberg reisen, als sich ein neues Hinderniß, die frühzeitige Niederkunft seiner Frau, zeigte. Er schrieb schon am 13. Oktober 1816 an Paulus: „Meine Frau, durch die Anstrengung des Einpackens angegriffen, hat eine frühzeitige Niederkunft gemacht. Sie befindet sich übrigens jetzt nach Lage der Sache sehr wohl; aber noch ist es unentschieden, ob sie mit mir wird gehen können, wenn ich den äußersten Termin abwarte, um abzugehen, oder ob ich allein reisen muß. Ueber diesen Termin nun wollte ich Sie um genaue Benachrichtigung und Direktion ersuchen. Den 28. fangen, wie Sie mir schrieben, die Lectionen an, die, wie ich sehe, auf den 21. angekündigt sind" .... „Höchstens könnte meine Frau den 21. oder 22. abreisen und wir dann den 24. oder 25. eintreffen" ...... „Ich ersuche Sie, einen Voranschlag zu besorgen und anzugeben, daß ich die Encyklopädie der Philosophie fünfmal in der Woche lesen und die sechste Stunde zu einem Conversatorium, verbunden mit schriftlichen Ausarbeitungen, verwenden werde. Sollten Sie passende Stunden anzugeben nöthig und räthlich erachten, so würde ich Sie eben darum ersuchen. Die Philosophie mußte sich immer nach den Brodcollegiis herumdrücken und in Heidelberg um so mehr, da dort nicht das vortreffliche Gesetz der baierischen Universitäten gilt, welches das Hören der Philosophie zur Pflicht macht. Ist 6—7 Uhr Abends keine solche freie und dort gewöhnliche Stunde?" .... „Leben Sie indessen auf's Beste wohl. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, und schließen Sie uns in Ihr Gebet ein.

Ihr Hegel."

Später wurde Hegel während seiner Wirksamkeit in Heidelberg (1816—1818) wegen eines Aufsatzes in den Heidelberger-Jahrbüchern mit seinem Freunde gespannter. Doch behielt dieser immer auch nach jenes Gelehrten Uebersiedlung nach Berlin (1818) jene Hochachtung gegen denselben, die einem seltenen philosophischen Genie und einem Gelehrten von diesen umfassenden Kenntnissen gebührt. Auch in den letzten Lebensjahren gab er, so wenig er die baroken Spielereien der Hegel'schen

Dialektik und ihre ungenießbare Kunstterminologie billigte, zu jeder Zeit Hegel in der gründlich gelehrten, tiefer eingehenden Bildung vor Schelling den Vorzug.

Von der medizinischen Facultät stand keiner Paulus näher, als der schon durch die innige Freundschaft mit Voß jenem geistesverwandte, berühmte Physiologe Tiedemann (jetzt in Frankfurt a. M. lebend).

Seit 1817 war der berühmte Geschichtschreiber, Christoph Schlosser (geb. zu Jever 1776) in Heidelberg angestellt. Das Princip des Lichtes und Rechtes, für welches dieser als Lehrer und Schriftsteller wirkte, war auch dasjenige, welchem Paulus alle Kräfte seines Daseins weihte. Die Heidelberger=Jahrbücher gaben einen Berührungspunkt zur persönlichen nähern Bekanntschaft; ein zweiter war die Bekanntschaft mit Johann Heinrich Voß. Noch viele kleine, von Schlosser vorhandene Briefe an Paulus beweisen seine freundschaftliche Theilnahme und verehrungsvolle Gesinnung für diesen und dessen verdienstvolle Wirksamkeit. Am 27. Oktober 1840 schrieb er an Paulus: „Ich weiß übrigens nichts von den Jahrbüchern, als daß ich es mir sauer damit werden lasse, und Sie werden es mir glauben, daß ich Ihren berühmten und geachteten Namen und Ihre durchdachten Arbeiten lieber neben mir sehe, als das Gesalbader von G. und Consorten" .... „Wenn Sie nicht mit Ihren Wünschen befriedigt werden, so melden Sie es mir! da höre ich auf zu liefern; andere Controle habe ich nicht."

Viel früher schrieb derselbe an ihn: „So eben wird mir ein „kurzgefaßter Inbegriff der nöthigsten Kenntnisse zum nützlichen Studiren der Geschichte" von einem gewissen S — zur Ansicht gebracht. Der Mensch ist ein Jesuit und dringt auf jesuitische Studien. Könnten Sie nicht mit Ihrem Namen eine blos ironische Anzeige machen? Sie dürften dann nur sein Hindeuten auf den Verfall der Schulen seit der Abschaffung der Jesuiten, sein Schimpfen auf Protestanten, seinen Gebrauch des Zedler'schen Lexikons als Quelle, sein Geständniß, daß er Pölitz, Rotteck, Eschenburg ungeachtet ihrer Ketzerei abgeschrieben habe, aus ihm anführen. Lassen Sie den Wisch von 67 Seiten von Winter oder Mohr zur Ansicht kommen! Er ist zu Mainz gedruckt. Sie werden gleich erkennen, daß es für Sie, nicht für mich gehört. Es handelt sich um das obstare principiis des Jesuitismus in unserem Lande. Pag. 57 steht folgender Satz: Wir können daher aus dieser ganzen Abhandlung den Schluß ziehen und

als eine unwiderlegliche Behauptung aufstellen, daß, wer nicht mit Verstand und Herzen Katholik ist, vergebens auf den Namen eines wahren pragmatischen Geschichtsforschers Anspruch macht!!

F. Ch. Schlosser."

Seit 1817 wirkte auch der rühmlichst bekannte Philosoph Hillebrand als Privatlehrer an der Ruprecht=Karls=Hochschule. Auch in hessischen Diensten hielt er stets das Band der innigsten Hochachtung und Verehrung fest, das ihn, den mit Paulus gleichgesinnten, an diesen mit allem Feuer jugendlicher Begeisterung geknüpft hatte. Als Hillebrand noch in Heidelberg war, schrieb er den 5. Februar 1819 an Paulus, indem er diesem den ersten Theil seiner philosophischen Propädeutik übersandte: „Euer Hochwürden geben als ausgezeichneter Gelehrter und Denker zugleich ein vortreffliches Beispiel, indem Sie durch Klarheit der Begriffe und wahrhaft vernünftige Speculation einer fast unerträglichen Phantasterei, mystischen Sucht und Verachtung alles besonnenen Philosophirens fremd bleiben. Mag daher der übermüthige Nimbusjäger oder unwissenschaftliche Epopte einer in sich selbst vergehenden Weisheit über mich das Urtheil — er ist ein gewöhnlicher Vernunftphilosoph — aussprechen; immer werde ich mich freuen, in Ihnen einen eben so hell sehenden, als befugten Richter zu sehen."

Inzwischen waren auch in der theologischen Facultät Veränderungen vor sich gegangen. Der schon zur Zeit, als Paulus im Mai 1811 in Heidelberg auftrat, in dieser Facultät als Privatdocent der Kirchengeschichte wirkende Dr. Neander war nämlich im Winter $18^{12}/_{13}$ außerordentlicher Professor geworden. Im Winter $18^{13}/_{14}$ trat zu den Privatdocenten Dr. Lewald hinzu, der seit 1817 Repetent war. Im Winter $18^{18}/_{19}$ war der Kirchenrath und Stadtpfarrer Dr. Abegg Privatdocent der Theologie. Seit Sommer 1819 wurden Lewald außerordentlicher und im Winter $18^{20}/_{21}$ Abegg ordentlicher Professor derselben. Umbreit wurde 1820 ordentlicher Professor der philosophischen, 1829 der theologischen Facultät, in welcher er im Winter $18^{20}/_{21}$ als Privatdocent auftrat, und noch im Jahre 1821 als außerordentlicher Professor wirkte. Im Winter $18^{22}/_{23}$ fing Hanno als Privatdocent an, im Sommer 1830 Hitzig. Nachdem Ullmann 1829 nach Halle abgegangen war, begann er, nach Heidelberg 1836 zurückgerufen, auf's Neue daselbst seine theologische Lehrwirksamkeit. Mit allen genannten Mitgliedern

der theologischen Facultät war Paulus in freundschaftlicher Beziehung. Lewald und Hitzig stimmten mit ihm in den Principien überein, und gingen, wie er, von einer rein rationellen Auffassung des Christenthums aus. Wenn auch die meisten übrigen theologischen Lehrer mit ihm in den dogmatischen Anschauungen und in den Principien, von welchen aus diese entwickelt wurden, nicht überall übereinstimmten, so sprachen sie doch bei jeder Gelegenheit die ungeheuchelten innigen Gefühle der Hochachtung und Verehrung gegen ihren ältesten, durch tiefe und umfassende Gelehrsamkeit, durch Schärfe und Klarheit des Denkens und durch einen reinen Charakter ausgezeichneten Collegen aus. Die Milde und Duldsamkeit, mit denen Paulus auch da, wo er einer andern Ansicht war, auftrat, die Anerkennung, die er bei jeder Gelegenheit auch gegen die Verdienste anders denkender Facultätsmitglieder aussprach, sicherten ihm ein bis zu seinem Tode immer gleich angenehmes collegialisches Verhältniß. Auch von Berlin aus bewahrte der berühmte Kirchengeschichtschreiber Neander ein freundliches Andenken an Paulus, von dessen religiösen Ansichten er so bedeutend abwich. So oft er durch Heidelberg reiste, besuchte er Paulus; studirende Jünglinge aus dem Norden empfahl er seinem Freunde in Heidelberg nach noch vorhandenen Briefen in der herzlichsten Weise, und benützte jede Gelegenheit, den alten Collegen seiner Verehrung und Freundschaft zu versichern. Mit besonderer Vorliebe hing Paulus an dem gründlichgelehrten Lewald und dem später nach Zürich berufenen, tüchtigen Theologen Hitzig.

Dazu mochte wohl auch der Umstand beitragen, daß beide in theologischen Dingen mit ihm gleich dachten.

Ernst Anton Lewald (geb. zu Hannover 1790) war durch eine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit im Gebiete der Theologie und Philosophie ausgezeichnet. Sein Charakter war bieder, seine theologische Anschauung frei und aufgeklärt, sein Vortrag weniger beredt; auch waren ihm eine gewisse Schüchternheit und Aengstlichkeit eigen, die oft das bedeutende Wissen, das er in sich trug, nicht im vollen Lichte erscheinen ließen. Paulus sagte manchmal von ihm: „Lewald ist viel tüchtiger, als Viele glauben. Andere zeigen gleich, was sie sind; bei Lewald muß man erst suchen; aber der Kenner findet dann sicher den Edelstein.“ Wie viel Paulus auf ihn hielt, geht schon einfach daraus hervor, daß er in dem Testamente ursprünglich Lewald die patristischen und kirchengeschichtlichen Werke bestimmt hatte, und nur durch Lewald's frühern Tod, den festen Vorsatz auszuführen, verhindert ward. Eine gleiche Theilnahme zeigte Paulus

auch aus der Ferne an der schriftstellerischen Wirksamkeit und der Lehrthätigkeit, wie an den Lebensschicksalen seines durch Kenntnisse und Talent so ausgezeichneten Schülers Hitzig.

Die rühmlichst bekannten Herausgeber der seit 1828 erscheinenden Studien und Kritiken, Karl Ullmann, geb. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, seit 1821 Professor der Theologie in Heidelberg, der scharfsinnige, geist- und gemüthreiche Geschichtschreiber der christlichen Kirche, und Friedrich Wilhelm Karl Umbreit, geb. 11. April 1795 zu Sonneborn in Sachsen-Gotha, Eichhorn's Schüler, Hammer's Freund, der vom Genius der Dichtkunst begeisterte Kenner und Ausleger morgenländischer Kunstwerke, hatten zwar beide von jeher von Paulus abweichende, theologische Anschauungen. Niemals aber that dies ihrer Hochachtung und Verehrung gegen den ehrwürdigen Veteranen der evangelisch-protestantischen Kirche irgend einen Abtrag, wie sie solches auch im Vereine mit Lewald bei dem Jubelfeste desselben im Jahre 1839, welches wir im Verlaufe dieser Geschichte darstellen werden, in so schöner Weise bethätigten. In gleicher Art zeigte Paulus immer eine herzliche Theilnahme an den Schicksalen und Leistungen dieser seiner beiden Collegen.

Als Ullmann, zu Anfange des Jahres 1842 an eine auswärtige Hochschule abgerufen, der Universität Heidelberg erhalten wurde, sprach Paulus seine Freude über dieses Ereigniß am 14. Januar 1842 in folgendem Schreiben aus:

„Schon 5, 6 Wochen hält mich der Winter, dem ich zu trotzen nicht wage, in meinem kleinen Büchernest. Dies darf mich aber nicht hindern, Ihnen, hochgeschätzter Herr College, meine Freude zu bezeugen, daß Sie sich ungeachtet anderer anziehender Aussichten, bei uns zu bleiben, entschlossen haben. Entschuldigen Sie nur, daß mein herzlicher Glückwunsch nicht, wie von Ihnen bei meinem Jubiläum, mündlich geschieht. Er ist nicht ein kalter Buchstabe und mit der angelegensten Bitte um die mir so werthe Fortdauer Ihres Wohlwollens verbunden. Vale validissime!

Ergebenster

Paulus."

Darauf erwiederte Ullmann am 15. Januar 1842: „Ich hatte mir vorgenommen, heute selbst zu Ihnen zu kommen; allein heute durch vielerlei Geschäfte und morgen durch einen Ausflug zu meinem Vater abgehalten, muß ich mir den Besuch auf spätere Tage vorbehalten. Indeß kann ich nicht unterlassen, Ihnen vorläufig schriftlich den herzlichsten Dank

für die gütige Theilnahme auszusprechen, die Ihr freundliches Schreiben von gestern an den Tag legt. Es thut mir ungemein wohl, diese Theilnahme von verschiedenen Seiten zu erfahren, und Sie werden es im besten Sinne nehmen, wenn ich sage, daß ich dabei auf Ihre Stimme einen ganz besondern Werth lege. Bewahren Sie mir auch ferner Ihre Gewogenheit, und genehmigen Sie freundlich den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung, womit ich verharre.

Ihr ergebenster

C. Ullmann."

Mit besonderer Liebe hing Umbreit an Paulus. Das Band gemeinschaftlicher Studien verknüpfte die beiden Orientalisten näher. Jener legte immer einen besondern Werth auf den Umgang mit Paulus. Bis in das höchste Alter des Letztern, ja bis zu seinen letzten Lebenstagen setzte er regelmäßig und öfter seine Besuche bei seinem väterlichen Freunde und Collegen fort, und bewunderte immer die Frische des Geistes in dem langsam absterbenden Greisenkörper. Er achtete und liebte, wenn er auch andere Ansichten über die Principien und die Consequenzen des christlichen Glaubens hatte, in Paulus die reine Wahrheitsliebe, die Schärfe des Verstandes, die Ueberzeugungstreue und die liebenswürdige Menschenfreundlichkeit des seltenen Mannes. Noch vorhandene Briefe desselben liefern für seine dem hochgeschätzten Collegen treu ergebene Gesinnung die schönsten Belege.

Als er im Herbste 1820 zum erstenmale Paulus als College begrüßte, nahm dieser Umbreit's „eben erschienenes Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande als orientalische Bewillkommnungsgabe mit der gewohnten Güte auf." [13]) Die ersten Untersuchungen von Paulus über das hohe Lied [14]) waren auch die erste Veranlassung zu seiner Berufung nach Jena.

Diese wurden nun auf's neue von Umbreit mit erläuternden Bemerkungen zur Erinnerung an die schöne Jenaerzeit herausgegeben. Die zu Paulus' Amtsjubelfeier erschienene Zuschrift sollte „ein Blumenstrauß auf dieses Gottesgelehrten Arbeitstisch sein." [15]) Der Zweck bei der Hin-

---

[13]) Erinnerung an das hohe Lied. Sendschreiben an Paulus u. s. w. bei seinem fünfzigjährigen Professorjubiläum am 15. April 1839 von Dr. Friedrich Karl Wilhelm Umbreit, d. Z. Dekan. Heidelberg, Karl Winter, 1839, 8. S. 3.

[14]) Eichhorns Repertorium, Jahr 1785, Thl. 17, S. 108 ff.

[15]) Erinnerung an das hohe Lied u. s. w. von Umbreit, S. 3.

zufügung von „kritisirenden Bemerkungen“ zu Paulus' Untersuchungen war, wie Umbreit in der Vorrede sagt, „auch seinerseits davon Zeugniß abzulegen, wie ihm aus seiner collegialischen Gemeinschaft seit einer langen Reihe von Jahren bei einer verschiedenen theologischen Richtung die sichere Erfahrung sich kund gegeben, daß Paulus selbstständige Forschung über Alles gelte, und jenes berühmte Grundwort seines Systems, Ueberzeugungstreue, zur wirklichen That des Lebens geworden.“ [16]) Wir werden noch einmal auf diese Schrift bei der Darstellung des Jubelfestes zurückkommen.

Als Paulus längst von der öffentlichen Lehrwirksamkeit sich zurückgezogen hatte, traten seit 1837 Rothe (jetzt in Bonn), seit 1847 Hundeshagen, seit 1851 Schenkel als ordentliche Mitglieder, Schöberlein seit 1851 als außerordentliches Mitglied in die theologische Facultät ein. Paulus sprach, ungeachtet er mit diesen Collegen nie in nähere Berührung kam, bei jeder Gelegenheit seine Theilnahme an ihren Leistungen und seine Verehrung für ihre Persönlichkeit aus.

Der Darsteller dieses Lebens hörte Paulus nie anders, als mit besonderer Achtung von ihnen und mit freudigen Hoffnungen auf ihre Wirksamkeit für die Zukunft der theologischen Facultät sprechen. Von Hundeshagen und Schenkel sagte er oft: „Beide Männer kommen aus dem biedern Schweizerlande, und haben Sinn für eine gesetzmäßig freie politische Entwicklung. Das wird und muß auch auf ihre kirchliche und religiöse Anschauungsweise vortheilhaft wirken. Die liberale Seite der protestantischen Theologie hat durch sie sicher einen Zuwachs erhalten, wenn ich gleich aus ihren Schriften weiß, daß ihre theologische Ansicht eine ganz andere, als die meinige ist.“

Mit Freuden sah Paulus in dem talentvollen Sohne seines Freundes, des Stadtpfarrers und Kirchenraths Dittenberger, Wilhelm, einen freisinnigen und beredten Kanzelredner heranreifen, der, seit 1833 ein Mitglied der theologischen Facultät, gegenwärtig die Stelle eines Oberhofpredigers und Oberconsistorialrathes in Weimar bekleidet. Zudem erfreute sich Paulus an der Thätigkeit und den späteren Schicksalen seiner Collegen, der Licentiaten Eberlin (s. 1833) und Seisen (s. 1839). Zu den Collegen, die Paulus öfter besuchten, und immerdar eine freundschaftliche Gesinnung für ihn hegten, gehörte auch der geniale Geschicht-

---

[16]) A. a. O. S. 4.

forscher, Friedrich Kortüm, von dessen römischer Geschichte jener im historischen Fache ein Kenner, immer zu sagen pflegte, daß er sie zu den vorzüglichsten Werken der neuen Zeit zähle. Auch der berühmte Staatsrechtslehrer R. Mohl, seit 1851 in Heidelberg, war schon früher, wie vorhandene Briefe zeigen, in freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Paulus. Der Darsteller dieses Lebens stand schon vor seiner Versetzung nach Heidelberg im Briefwechsel mit demselben, und erfreute sich seit 1832 seiner innigsten Freundschaft.

Außer der Universität standen alle evangelischen Geistlichen der Stadt, auch jene, welche, wie die meisten seiner theologischen Collegen, andere religiöse Meinungen hatten, zu ihm in freundschaftlicher Beziehung. Besonders waren es die älteren Stadtpfarrer Heidelbergs, die einen vertrauten Umgang mit Paulus hatten, und immer mit der größten Begeisterung von ihm sprachen. Wir nennen hier Christian Theodor Wolf, Dr. der Theologie, geb. 1765, Hülfsprediger und später ersten Stadtpfarrer, Dekan und Kirchenrath in Heidelberg, gestorben 1848, den freigesinnten, volksthümlichen Redner und praktischgewandten Geschäftsmann, für Licht in der Kirche und Religion unabläßig wirkend, ein gleich treffliches Mitglied des Presbyteriums und der Generallandessynode, Johann Friedrich Abegg, Dr. der Theologie, geb. 1765, seit 1807 Pfarrer bei St. Peter, dann bei heil. Geist, ordentl. Professor der Theologie und Kirchenrath, gest. 1841, den liebenswürdig-gemüthlichen und menschenfreundlichen Biedermann, Theodor Friedrich Dittenberger, geb. 1766, seit 1807 Pfarrer bei Providenz, dann bei heil. Geist und Kirchenrath, gest. 1843, den kenntnißreichen Geographen und unterhaltenden Gesellschafter, wie den praktisch-gewandten Gottesgelehrten, Johann Georg Friedrich Dreuttel, Dr. der Theologie, geb. 1780, seit 1823 am Gymnasium, dann Stadtpfarrer bei heil. Geist und Dekan der Diöcese Ladenburg, gestorben 1845, den rechtgläubig festen, kräftigen und tüchtigen Verfechter der Kirche auf den Synoden, Ernst Karl Kleinschmid, Dr. der Theologie, geb. 1775, seit 1810 Professor am Gymnasium, dann Stadtpfarrer bei St. Peter und Providenz und Kirchenrath, gest. 1847, den gemüthlich begeisterten Kanzelredner und liebenswürdigen Menschen, Pestalozzi's begeisterten Freund, Friedrich Jakob Züllig, Dr. der Theologie, geb. 1780, seit 1819 Stadtpfarrer bei St. Peter und Providenz, gest. 1844, den tief denkenden, beredten und aufgeklärten Theologen, den freimüthigen Landstand,

den scharfsinnigen Verfasser eines theologischen Meisterwerkes über die Apokalypse.

Alle diese Männer waren Freunde unseres Paulus. In den theologischen Ansichten und Gesinnungen standen ihm Wolf und Züllig am nächsten. Sie huldigten, wie er, entschieden dem Princip des Rationalismus. Um so inniger war das Band der Freundschaft, das sie mit dem ersten Verfechter des theologischen Systems, das sie vertheidigten, verknüpfte. Auch Kleinschmidt, noch von Jena her Paulus' Schüler, sprach nie anders, als mit Begeisterung von ihm, und gehörte zu seinen Geistesgenossen. Abegg, Dreuttel und Dittenberger waren dem orthodoxen Systeme ergeben. Dies hinderte sie jedoch nicht, die größte Achtung gegen die Ueberzeugungstreue und die tiefe Gelehrsamkeit ihres berühmten theologischen Freundes auszusprechen. Vor Allen aber war es Wolf, der mit Paulus immer in den vertrautesten Beziehungen stand, eine eben so biedere, als liebenswürdige und geistesfreie Persönlichkeit. In vielen noch vorhandenen Briefen spricht er seine Gesinnung gegen Paulus aus. Als jener auf der Generalsynode zu Karlsruhe 1834 einen kräftigen Vortrag über Pietismus und Separatismus hielt, und Paulus ihm selbst von seinen Aufsätzen hierüber mittheilte, schrieb er diesem am 30. Juni 1834: „Um so erfreulicher und tröstlicher war es mir, mich durch das Lesen Ihrer herrlichen Aufsätze zu überzeugen, daß ich denselben, wenn auch noch so unvollkommen, gemäß gearbeitet habe. Mit dem Fortgang unserer Synodal-Verhandlungen und bei der gemeinschaftlichen Diskussion über die allmählich aus den Commissionen gekommenen Arbeiten habe ich mich zu meinem großen Vergnügen täglich mehr überzeugt, daß die große, große Mehrheit der Versammelten ächte protestantische Geistesfreiheit liebt, wünscht und zu befördern ernstlich bemüht ist, aber auch jedem Mißbrauche derselben ernstlich vorzubeugen sucht, und daß wir keine Rückschritte besorgen dürfen. Ein vortrefflicher Mann ist unser Herr Präsident, der Staatsminister Winter, der sich mit einer wirklich bewundernswürdigen Offenheit gegen alle Verdunklung und für die Behauptung und Beförderung der gründlichen und lichtvollen Erkenntniß der Wahrheit äußert, und für diese mit aller Anstrengung auch seines Nachdenkens mitwirkt. Ihm ähnlich wirkt, wenn dieser an seiner Stelle präsidirt, auch der zweite Präsident, Herr Geheimerrath Berg."

Zu den nähern Freunden unseres Paulus gehörten auch außer dem alten, treuen Freunde C. Th. Welcker, der vielseitig gebildete, freidenkende Philosoph Christ. Kapp und der durch seine psychiatrischen

Schriften berühmte Irrenarzt, Friedrich Groos (geb. 1768, gest. 15. Juni 1852). In den letzten Tagen seines Lebens sprach dieser edle, durch Reinheit des Charakters und religiöse Vorurtheilslosigkeit mit Paulus so innig geistesverbundene Denker, dessen nähere Freundschaft auch der Herausgeber dieser Blätter genoß, von dem damals in Aussicht gestellten, gegenwärtigen Denkmale der Freundschaft, dessen Erscheinen er nicht mehr erleben sollte, mit vieler Sehnsucht. Nicht lange vor dem Tode seines Freundes schrieb Groos: „Paulus glaubt an kein Wunder, und doch ist er mit seiner seltensten Geistesfrische im höchsten Greisenalter selbst das größte Wunder."

Unter den übrigen Einwohnern Heidelbergs hatte Paulus ferner viele und treue Freunde. Wir nennen hier Buchhändler Winter, Vater, den Bankier Fries, Vater, und den Partikulier Ferkel, welche mit vielen andern, aufgeklärten Bürgern der protestantischen und katholischen Bevölkerung bei jeder Gelegenheit eine verehrungsvolle und treu ergebene Gesinnung gegen ihren Herzens- und Geistesfreund Paulus bethätigten.

Auch Paulus' tüchtige und theilnehmende Aerzte, Segin, jetzt in Amerika, der als medicinischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Professor Dr. Wilhelm Arnold und der nun in Weinheim angestellte Physikus Diehl gehörten zu den innigsten Verehrern der seltenen Geisteskraft, des edlen Charakters und der wissenschaftlichen Leistungen des Verewigten, und von diesen, wie von den frühern Aerzten seines Hauses, den berühmten ärztlichen Schriftstellern, Conradi und Puchelt, sprach Paulus immer mit großer Verehrung und Anerkennung. In freundschaftlichen Beziehungen zu demselben standen ferner der aufgeklärte Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde, Rechtsanwalt Küchler und der treffliche Prediger derselben, Dr. Brugger.

Keiner aber war Paulus näher, als der schon aus alter Zeit mit ihm so enge verbundene Johann Heinrich Voß. Von der Beziehung unseres Theologen zu ihm und seiner liebenswürdigen Familie handelt der nächste Paragraph.

§. 9.

Beziehung zu Johann Heinrich Voß und dessen Familie. Ungedruckte Originalbriefe von Johann Heinrich Voß und seiner Gattin Ernestine, gebornen Boie.

Unter allen Familien, mit denen Paulus in seinem ganzen Leben in Berührung kam, stand keine ihm und den seinigen näher, als die Fa=

milie Voß. Wir haben schon oben dieses Verhältniß in Kürze angedeutet und einen Brief von Johann Heinrich Voß an Paulus, ehe dieser nach Heidelberg kam, mitgetheilt, aus welchem die innige Theilnahme dieses Gelehrten an Paulus' Anstellung in der Neckarmusenstadt hervorgeht. [1]) Seit 1802 lebte Johann Heinrich Voß mit einem Gnadengehalte in Jena, er wohnte bei Griesbach, dem wärmsten Freunde unseres Paulus. Hier lernten sich die beiden Freunde des Lichtes, hier auch die beiden im Hauswesen eben so erfahrenen, als geistig hochgebildeten Frauen, Caroline Paulus und Ernestine Voß, kennen. Das Band der Freundschaft, welches sich hier knüpfte, dauerte für das ganze Leben. Als Paulus des Klimas wegen 1803 von Jena nach Würzburg ging, war sein erster Gedanke, möglichst viele freisinnige und gründlich gelehrte Denker an diese Hochschule zu berufen. Zu diesem Zwecke schrieb er 1804 an seinen innig verehrten Freund Voß.

Dieser erwiederte ihm von Jena am 3. Mai 1804:

„Ich habe Ihren Vorschlag, mein guter und verständiger Paulus, in ernsthafte Ueberlegung genommen. Das schöne weinreifende Würzburg, die wohlwollenden und thätigen Pfleger der jungen Akademie und mehrere Männer von Geist und Gefühl geben der freundlichen Einladung einen mächtigen Zug; um so mehr, da ich selbst schon hinüberblickte, ob dort endlich ein heimischer Winkel bis zur letzten Ruhe sich finden würde. Aber meinem gewiß nicht fortschlummernden Eifer, für das Aufblühen der klassischen Literatur mitzuwirken, wären die Kräfte nicht gemäß, und bei redlichem Wollen nicht können, ist ein peinliches Gefühl. Eben der Nervenschwächlichkeit wegen gab mir mein Fürst eine Pension, welcher ich bei irgend einer Anstellung zu entsagen für Pflicht hielte. Es hätte demnach in jedem Falle nur von einer freien Rathgebung und Wirksamkeit durch einen rüstigen Ausüber die Rede sein können, und so verstehe ich auch Ihren Antrag. Wenn ein Rath fruchten soll, so muß er ein empfängliches Herz finden, das ihn lieber nimmt, als entbehrt, und dazu gehört eine gewisse Aehnlichkeit von Bildung und Ansicht. Meinen ältesten Sohn hätte ich in diesem Betrachte vorzüglich gewünscht und seiner Liebe für die Klassiker zugetraut, daß er bald meines Rathes nicht mehr bedürfen würde. Ihn hat man aber ohne mein Zuthun in Weimar mit so zuvorkommender Güte berufen, daß es undankbar wäre, dem mit jugendlicher Schaamröthe erhaltenen Rufe gleich nach der Annahme wieder zu entsagen. Der

---

[1]) M. s. §. 2, S. 36 u. 37.

Herzog hat mir selbst, der keine Verpflichtung hat, blos mir den Aufenthalt angenehm zu machen, eine Naturalienlieferung aus eigenem Antriebe bewilligt. Ich fange an, mich heimisch zu fühlen, und, was mir nicht ansteht, gegen so Manches, das mir sehr gefällt, aufgehen zu lassen. Ich habe mein Haus eingerichtet, meinen Garten bepflanzt, meine Bücher gestellt, mein Klavier gestimmt. Aufbrechen und Umziehen habe ich einmal erfahren, und rücke ungern von Neuem, meine Frau noch weniger. Also meinen herzlichsten Dank, Ihnen, lieber Freund, und durch Sie dem edlen Beförderer Ihrer Akademie, die gewiß die Erleuchterin des südlichen Deutschlands werden wird. Kann ich im Spätsommer die Reise nach Ulm ausführen, so komme ich gewiß durch Würzburg, und freue mich, wie Aeneas in Karthago, der sinnvollen Anlagen und des ruhigen Strebens von allen Seiten. Daß auch Widerstrebende sich einmengen und böse Gerüchte ausstreuen, erwartet man bei jeder, vom Gemeinen sich entfernenden Sache. Vater Griesbach und mich haben die Zischler nicht irre gemacht. Leben Sie wohl, mein lieber, rechtschaffener Freund, den ich gerne meinen Nachbar genannt hätte. Auch entfernt wollen wir uns nicht wieder fremd werden. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken von Herzen. Der Ihrige

Voß."

Paulus wendete sich nun abermals mit der Bitte, einige tüchtige Philologen für Würzburg vorzuschlagen, an Freund Voß.

Dieser schrieb ihm aus Jena am 2. August 1804:

„Ihr letzter unerwarteter Brief, mein theuerster Freund, hat mich in eine angenehme Stimmung versetzt, woran versteckte Eigenliebe gern einigen Antheil haben mag. Sie melden mir den rastlosen Eifer Ihres so hell, als edel denkenden Herrn Obercurators, seine junge Akademie nicht bloß mit Berufswissenschaften, sondern, was diese zugleich nährt und veredelt, mit dem Geiste des klassischen Alterthums auszustatten. Sie fügen dem Wunsch des trefflichen Mannes hinzu, daß, wenn ich selbst dem Amte eines Musenpriesters für Süddeutschland entsagen muß, ich wenigstens ein Paar jüngere Freunde von gleich gutem Willen vorschlagen möchte."

„In einer so wichtigen Angelegenheit ein solches Zutrauen, erfordert meinen thätigsten Dank. Mir glüht das Herz bei dem Gedanken, etwas zur Bildung der künftigen Jugendlehrer beitragen zu können."

„Wir haben, meine Frau und ich, eine Reise nach Ulm und durch die Rheingegenden zurück beschlossen; wir werden den Heimweg über

Würzburg nehmen. Dann erfahre ich umständlicher, als in Briefen geschehen kann, was zur Sache gehört, und bespreche mit Kundigen, was rathsam und ausführbar ist. Weil das Bedürfniß drängt, beschleunige ich meine Abreise, und hoffe in etwa 3 Wochen bei Ihnen zu sein."

„Vater Griesbach erholt sich wunderbar. Noch vor wenigen Tagen kam er in der größten Hitze, die auch wir Jenaer nicht mäßig finden, und erfreute uns durch seine muntere Kraft. Ich, der Jüngere, mußte nach Kühlung athmen. An Gabler hat er einen verständigen und redlichen Freund wieder gewonnen. Den Dr. Niethammer verliere ich ungern, aber für ihn muß ich mich freuen. Leben Sie wohl, Guter, und gedenken Sie unser in Liebe.

Voß."

Der berühmte Sprachforscher und Dichter war seit 1805 „durch Badens Karl Friedrich nach Heidelberg zu amtlicher Mitwirkung für die Universität" mit einem Gehalte gerufen, wohin er im Sommer jenes Jahres ging. [2])

Am 10. April 1806 schrieb die treue Lebensgefährtin des biedern Voß, Ernestine, aus Heidelberg an ihren geliebten Freund Paulus, der damals noch in Würzburg war:

„Uns geht es so wohl, daß wir wünschten, es gehe jedem, den wir lieb haben, wie uns; also dehnt sich dieser Wunsch auch recht kräftig auf unsern Paulus aus. Voß wünscht nichts sehnlicher, als thätig mitwirken zu können, Sie hieher zu ziehen, wo wir Ihrer so sehr bedürften. Es scheint aber, als ob Alles ruht, was die Akademie angeht, bis Reizenstein wieder aus Paris zurück ist. Wie lange das dauern kann, darüber hat noch kein Mensch Vermuthung. Creuzer ist jetzt in Marburg, um sich ein wenig auszulüften. Im geheimen Rath, den Creuzer und Voß über unsern Paulus hielten, habe ich auch mitgesessen und mitgestimmt. Schade, daß wir nicht auch das Recht hatten, Dekrete auszufertigen. Der Kurfürst wird bald in Schwetzingen sein. In traulichem Gespräch, wofür der Alte Sinn haben soll, läßt sich dann vielleicht etwas mitwirken. Voß hat immer viel Muth, wenn was Gutes durchzusetzen ist. So oft Würzburg genannt wird, und das geschieht jetzt oft, wünschen wir Sie dort weg. Der

---

[2]) Abriß meines Lebens von Johann Heinrich Voß in Paulus' Lebens- und Todeskunden über J. H. Voß, S. 32.

Himmel erhalte Sie gesund und unverzagt! Hier ist es himmlisch! Alles ist grün! Alle Bäume blühen, und es rührt sich kein Lüftchen. Wir sind auch jeden Nachmittag bis Sonnenuntergang im Freien, und es macht uns jung und muthig. Den Winter haben wir auch Manches zu tragen gehabt, was man gerne hinter sich hat. Wir beide grüßen Sie und Ihre liebe Frau und die Kinder herzlich. Ihre Freundin

E. Voß."

Wie sehr aber der alte Voß sich freute, als Paulus endlich durch Reizenstein's Bemühung nach Heidelberg kam, geht aus dem oben mitgetheilten Briefe vom Jahre 1811 hervor. Von jetzt an dauerte die innigste Seelenfreundschaft unseres Paulus und seiner Frau mit dem ehrwürdigen Ehepaare Voß bis zu dessen Tode fort. Sie besuchten sich jeden Tag, sie saßen vertraut beim gemeinschaftlichen Familienmahle, sie besprachen im geselligen Vereine die Ereignisse der politischen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Welt, die Angelegenheiten und Händel der Universitäten, wie die kleinsten Familieninteressen und Geschichten der Stadt. Verhinderten Zeit, Gesundheitsumstände oder kleinere Ferienreisen das Zusammensein, so unterhielt man sich in kleinen Briefen, deren noch eine große Menge von Voß und seiner Ernestine vorliegt. Für Voß und Paulus gaben zunächst die Heidelberger-Jahrbücher, der Sophronizon, die Halle'sche allgemeine Literaturzeitung, gelehrte Personen und Bücher Stoff zu schriftlichen Besprechungen, wie sie sich noch in Originalbriefen von Voß an Paulus von 1812 bis 1826 vorfinden. So schrieb Voß an Paulus, als er diesem einen Aufsatz für den Sophronizon schickte:

„Auf der Allee in Baden wollte ich eben ein nützliches Wort zu dem unnützen Ewald sprechen, als Schweighäuser mich mit freundlichem Schlag auf die Schulter zum Spaziergang abrief. Da dacht' ich, der liebe Gott will's nicht haben, daß ich das Wort hier ausspreche. Es scheint, der liebe Gott meint es so auch mit Schelling. Mein Drucker klopft um Manuscript. Freund Paulus wolle mein Geschriebenes nur durchsehen, und bald mit heiterem Kopf, was er noch geschrieben wünscht, selbst schreiben und im Sophronizon bekannt machen. Wohlsein!

Voß."

Ein andermal schrieb er am 10. Februar 1822: „Der Halle'sche Rec. der Cr. S. hat mit den niedrigsten Schmähungen geantwortet, ohne auf die Sache sich einzulassen. Schütz und Ersch haben diese Unwürdigkeit aufgenommen und nicht einmal darunter gesetzt, daß sie an dem Streite nicht Theil nahmen. Ehe ich also weiß, wie sie die Ehre ihres

Blattes mit der Ehre der Wahrheit und des Anstandes auszugleichen gesonnen sind, kann ich den ihnen bestimmten Aufsatz über den Byssos nicht absenden. Guten Morgen! Voß."

In andern Briefen: „Was machen wir mit dem langsamen Engelmann? Unser Antreiben hilft nichts. Vorigen Mittwoch lieferte er den zweiten Bogen zur Correctur; am Samstag sollte der dritte folgen, und heute am Mittwoch ist er noch nicht da. Wenn das so fortschleicht, so kommt der dritte Theil des Sophronizon erst im Oktober heraus, nachdem die Junker die neuen Fesseln geschmiedet haben. Versuchen Sie, was zur Beschleunigung dienen kann. Guten Morgen.

Voß."

* * *

„Können Sie, Geplagter, noch einen Blick auf den armen Sünder verwenden? Wenn Sie das erste Blatt in der Ordnung finden, so bitte ich, dies gleich für meinen Abschreiber zurückzuschicken. Haben Sie den Hamburger-Aufsatz bei der Hand? Hug's Mythenschnack hätte ich gern.

Voß."

* * *

„Der Herr Insp. B. verlangt Theoduls Gastmahl zurück, das ich längst nicht mehr habe. Wo es stecken mag, weiß ich nicht, und frage in dieser Verlegenheit, ob es etwa zu Ihnen gelangt sein könne?

Voß."

* * *

„Wann ward Lavater verwundet? Es scheint im Spätjahr 1799. Wann starb er? Im Oktober 1800, wohin der Münster'sche Verfälscher das Datum 5. April verrückt, muß er schon sehr schwach gewesen sein. Die allgemeine deutsche Bibliothek gibt gewiß Auskunft.

Voß."

* * *

Das über den Zeitgeist, einen Abdruck aus dem Staatsanzeiger von A. Müller (einem der letzten Stücke von 1817) hatt' ich von Prof. Martens geliehen. Wahrscheinlich sind die in Münster gedruckten drei kleinen Schriften Stolbergs, worunter es steht, noch im Buchladen. Ich sende der hochgräflichen Gelehrsamkeit noch Einiges mit.

Voß."

* * *

In der Neckarzeitung Nr. 115 wird unser Hermann und Klopstock's bestes Gedicht, die Hermannsschlacht, ungünstig behandelt.

Sind wir so reich an vaterländischen Tugenden, daß wir solche That und solchen Gesang in den Schlund werfen dürfen? Oft schon ward die Erbunart der Deutschen, Verkennung des Einheimischen, durch auswärtige Anerkennung zu einigem Nachdenken gebracht. Rede demnach ein römischer Geschichtschreiber, der frei war von Gunst und Ungunst. Ueberlegen Sie, Freund, ob das Urtheil des Tacitus an den deutschen Beobachter oder an den Verunglimpfer selbst müsse gesandt werden. Guten Morgen.

Voß."

* * *

„Mein lieber Paulus muß diesen Schluß, der den vorigen ersetzen soll, vor dem Druck mit seiner Bedachtsamkeit genau ansehen. Morgen soll das erste Blatt zum Setzer. Den vorigen Schluß heben wir auf, bis wir sehen, was die Flüchtlinge vornehmen.

Voß."

* * *

„Darf ich nicht um Ihre und um Jacobi's Schrift gegen Körte bitten? Hier das Wesentliche. Die frühere Schrift von Jacobi ist nicht zu finden. Sie wird, wenn sie zum Vorschein kommt, nachgesandt.

Voß."

* * *

Dank für die sorgfältige Durchsicht. Die Bearbeitung der H. an D. sende ich Ihnen zum unbeschränkten Gebrauch. Den Huß bring' ich Ihnen selbst, wenn ich mich nach dem Kadmos umgesehen.

Voß."

* * *

Im Sophronizon wird Herr Perthes gar nicht erwähnt aus Schonung. Sein Vorgeben, daß er in beiden Schriften geschmäht werde, hatte mich getäuscht. Hier das Buch von Huß.

Voß."

* * *

Während Voß auf Paulus in allen Stücken ein unbedingtes Vertrauen setzte, that dieses Ernestine in gleichem, ja vielleicht noch in höherem Grade. Der Darsteller dieses Lebens führt aus der großen Anzahl der von Ernestine an Paulus geschriebenen Briefe nur einige, besonders bezeichnende in Auszügen an.

Am 25. Juli 1823 schrieb Ernestine Voß an Paulus, als er mit seiner Familie zu Wiesbaden die Badekur brauchte:

„Nicht blos, was in unserem Hause der Theilnahme fähig ist, sondern

Alle, die es gut mit Ihnen meinen, freuen sich herzlich, daß es Ihnen Allen im Bade wohl geht" .... „Für mein stille liebendes und bedürftiges Gemüth wird es doch oft bei dem Segen Gottes (sie redet von den kleinen Sohneskindern, die sie besuchten) des Geräusches zu viel. Wenn Alles so seinen ebenen Gang geht, kann ich mich noch sehen lassen; aber im Getümmel kann ich nicht immer mir selbst treu bleiben, und darnach strebt man doch so gern. Auch der Vater ist nicht ganz wohl, aber doch Gottlob! heiter, sein Uebel ist im Magen, und Conradi thut, was er kann. Wir sind beide froh, daß er so viel Lust an geistiger Beschäftigung hat, daß die Langweile ihn nicht plagt, er spielt oft Clavier, und geht, wenn's irgend sein kann, im Garten. Dann schleiche ich zuweilen auch ein Stündchen oder ein Viertelstündchen herauf, wie es die Umstände erlauben. Unser Paulus fehlt uns sehr, der treue Freund, den wir so ganz zu schätzen verstehen. Möge er recht ausgeruht und gestärkt wieder zurückkehren! Wie wollen wir uns dann freuen!" .... „Besuche regnet es jetzt, und das ist Voß nicht unlieb. Wenn nur nicht drei hinter einander kommen, wie neulich! Ammon aus Dresden wollte Paulus im Bade aufsuchen. Gestern Abend war der Prof. Wachsmuth aus Kiel bei uns zu Tische, ein sehr angenehmer, lebendiger Mann, der uns Manches von Holstein erzählte" .... „Wie herzlich werden wir uns freuen, wenn Sie erst von Ihrer Reise im stillen Stübchen erzählen, und recht gestärkt und heiter die Prüfungszeit überstanden haben! Bis dahin gehe es Ihnen recht wohl, und der Himmel gebe euch gutes Wetter! Von uns die herzlichsten Grüße an euch alle drei."

Am 7. Juli 1825 an denselben nach Wiesbaden, als er wieder daselbst mit den seinigen das Bad brauchte: „Wenn ich Sie wirklich mit einem Brieflein erfreuen kann, so muß ich eilen. Herzlich freue ich mich, daß Sie bald wieder heimkehren" .... „Paulus steht auch was Großes bevor zur Leibesstärkung. Wenn er sich wieder auf seinen alten Platz setzt, und die gemachten Reiseerfahrungen auskramt, so fülle ich seinen Krug mit baierischem Bier, welches jetzt hier gebraut und vom Vater hoch gepriesen wird. Nun sage keiner mehr, daß die Heidelberger nicht im Steigen zum Hohen und Höchsten sind" .... „Heute hatten wir einen hohen Besuch im Garten, den Präsidenten Drais aus Mannheim mit seiner Tochter. Wir waren aber beide im Negligé. Es war uns wirklich rührend, diesen Mann, der blind war, und sich von einem Israeliten operiren ließ, so heiter und lebenslustig vor uns zu sehen. Nun wollen wir ihm auch einen Gegenbesuch machen, welches vor 17 Jahren freilich mit

mehr Grazie hätte geschehen können. Das sind Unterlassungssünden, deren wir viele auf uns haben, und die uns der liebe Gott nicht anrechnen wird. Mein Vater ist sehr heiter und thätig, auch hat er seit der Reise, von der er noch immer gern redet, mehr Eßlust. Was die Menzel'sche Schrift hier wirkt, davon hören wir in unserer Abgeschiedenheit von der Welt nichts. Gewiß glauben doch Viele, er habe sich geärgert. Mich möchten sogar Manche der Flunkerei beschuldigen, wenn sie von mir erzählen hörten, er habe sie mir Samstag Abend, als er sie erhielt, gleich unter viel Lachen vorgelesen, und Morgens, als er sich zum Kaffee hingesetzt, herumgesonnen, was ihm gestern Abend Unerwartetes begegnet, bis er endlich das Büchlein, auf dem Pult liegend, erblickte. Ihr Brechmittel hat uns sehr belustigt. Also nicht einmal eine Nacht aufgeregter Stimmung war die Wirkung" . . . . „Nun gebe der Himmel noch gutes Reisewetter und uns Allen ein fröhlich Wiedersehen! Der Vater grüßt so herzlich, wie ich, euch alle drei und die lieben Schellenbergs."

In Heidelberg schrieb sie an Paulus: „Wie ein wohl aufgefaßtes Bächlein Thränen im Ueberfluß das Lachen in Fluß bringt, so möge auch beifolgendes Thränenopfer Ihnen ein freundliches Lächeln entlocken, das aber kein Maler verewigen soll. Zur Erläuterung Folgendes: Xanthos [3]) erzählte gestern Abend, S. habe Roux einen Besuch gemacht, um ihm für sein wohlgetroffenes Bild zu danken, und sei dabei so gerührt gewesen, daß er seinen Dank mit einem Thränenstrom geendet. Dies begeisterte meinen Vater, der dafür hielt, auf Erden müsse nichts umkommen, zu diesem Epigramme:

Wie aus dem Spiegel holtest Du
Mein lächelnd Angesicht, o Seelenmaler Roux!
Schau meiner Rührung Thränenopfer hier!
Für Lächeln dankt dies Weinen Dir."

. . . . „Eben sagt mir Voß, ich soll noch diese Zeilen darunter schreiben, damit die Moral nicht fehle.

S. an die Seinigen:

So lächelnd denk' ich mich als Gottesfreund, ihr Kinder!
So weinend denk' ich mich als Sünder.

Unterschrift des Gemäldes:

Fromm lächelnd jag' ich Ketzer aus,
Fromm lächelnd hüt' ich Gottes Haus."

---

[3]) Ihr Sohn, Heinrich Voß.

Nicht lange vor Voß's Tode 1826 schrieb Ernestine an Paulus: „Er hat eine bessere Nacht gehabt, fühlt sich sehr matt; doch ist er heiter, und sagt: Morgen wird es besser. Chelius ist auch zufrieden; doch meint er, die Krankheit sei noch im Steigen. Ich will mich fest an meinen Vorsatz halten, nicht zu sorgen für das, was uns kommen kann, sondern, so viel ich vermag, jedes Heute mit Ruhe zu tragen streben und mit heiterm Angesicht zu leisten suchen, was ich vermag. Jetzt, Gottlob, will er selbst die Nacht Niemand um sich haben.

Ihre treue

E. V."

Am 28. März, Abends zwischen 5 und 6 Uhr, wurde Voß mitten in einem heitern Gespräche, nachdem er seit Anfange des Monats März von periodisch wiederkehrender Anwandlung von Ohnmachten ergriffen worden war, plötzlich wieder von einer Ohnmacht befallen, bei deren Eintritt er die ihm zunächst stehenden Personen heftig umklammerte, und dann auf sein Lager zurücksank. Nach vier Minuten erwachte er höchst ermattet, und äußerte, ein Gefühl gehabt zu haben, das dem beim Sterben wohl nicht unähnlich sein dürfte. In der Nacht schlief er meistens. Am 29. März um 10 Uhr Morgens überfiel ihn abermals eine kleine Ohnmacht. Nachmittags um 5 Uhr besuchte ihn sein treuer Freund, der berühmte Naturforscher Tiedemann, und fand ihn sehr heiter. Voß erzählte Manches aus seiner Jugend, scherzte, und sprach dann über die Vorstellungen, welche die Alten von der Reinigung der Seele nach dem Tode gehegt hätten. Um drei viertel auf 6 Uhr, da sich Tiedemann mit seiner Gattin am Bette befand, sank Voß plötzlich mit einem Ach, die rechte Hand nach dem Herzen führend, auf sein Lager zurück, und verschied ohne allen Todeskampf. Alle Erweckungsversuche waren fruchtlos. [4]) Mit ihm verlor Paulus seinen treuesten Freund, die Wissenschaft einen ihrer größten und edelsten Geister. Jener setzte ihm in den „Lebens- und Todeskunden" ein des Trefflichen möglichst würdiges Denkmal. Es enthält außer einem von Voß selbst stammenden Abrisse seines Lebens Erinnerungen und Empfindungen von Paulus, die klassische Rede Schlossers, wie sie am Grabe hätte gehalten werden sollen, und die schönen, von Tiedemann am Grabe gesprochenen Worte.

Fest dauerte das Band, das Ernestine Voß an Paulus und

---

[4]) M. s. Tiedemann's Bericht über J. H. Voß letzte Tage, abgedruckt in Paulus' Conversationssaal und Geisterrevue, S. 1020, ff.

seine Familie knüpfte, auch nach dem Tode des treuen Gatten; ja es schien durch den herben Verlust, der sie jetzt an seinen besten, zurückgelassenen Freund wies, noch fester, noch inniger zu werden. Aus vielen, nach Voß's Tode geschriebenen Briefen Ernestinens gehen ihre treueste und reinste Liebe zu dem Gatten, ihr innigstes und unbedingtestes Vertrauen zu dem Freunde, ihre Gottergebenheit, Früchte des tief-innigsten Gemüthslebens, hervor. Betrachten wir die schöne Seele, wie sie vor uns liegt, in einigen der sprechendsten Briefe.

Sie schrieb an Paulus bald nach dem Tode ihres Mannes: „Ich danke Ihnen herzlich, mein theurer Freund, daß Sie mich heute gedruckt und schriftlich gerührt und wahrhaft erfreut haben. Ja, auch ich will mit gerührtem Danke mich daran halten, was er mir war, was er mir noch ist und bleiben wird, so lange mein Herz schlagen kann. Aber selbst Gott hat Geduld mit mir, daß ich an diesem Tage, an dem mein irdisches Dasein abgeschnitten ward, dies in einem Grade fühle, wie an keinem andern. Was für mich auf Erden fehlt, das weiß nur ich, und wie segensreich und erfreulich kann ich oft mich daran halten, daß es mein Theil war! Aber heute doch nur mit Thränen! Und das sollt ihr, die ihr mich um seinet- und meinetwillen lieb habt, theilnehmend mit mir fühlen. Bleibt mir treu. Ich weiß es zu schätzen mit ganzer Seele.

Ernestine Voß."

Später: „Den herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wie wohl thut es mir, daß alle, die mir nahe stehen mit ihrem Herzen, es mit mir fühlen, daß herzliche Theilnahme mein Trost ist. Gar zu tröstlich ist an solchen Tagen besonders der Gedanke, daß die theuern Vorangegangenen um uns sind. Sehr weich bin ich heute, und wer will es mir verdenken? Selbst er thäte es nicht.

E. V."

Am 30. Juni 1826 an Paulus in Wiesbaden:

„Wie ich euch vermisse, ihr lieben Paulussens, das kann ich euch nicht sagen. Es ist mir immer zu Muth, als könne ich jetzt nirgend fest stehen, und muß ja auch dies tragen lernen. Hätte ich nur erst die Nachricht, daß ihr dort glücklich angekommen und mit leidlicher Behaglichkeit eingerichtet und bei dem fast immer rauhen Wetter den Zweck der Badereise nicht verfehlt! Heute ist das Wetter leidlich warm, aber doch voll Regenwolken, und der Haushahn kräht als Zeichen,

daß sie noch herunter wollen. Wir alle müssen sie dann freilich annehmen und uns zu schützen suchen, daß wir nicht naß werden. Im Garten war ich noch nicht, seit ihr weg seid. Es treibt mich ja auch nichts hin!“ .... „Theebesuche habe ich fast zu viele. Die drücken, ob ich gleich die gute Meinung dabei ehre; denn die Gespräche gehen einem aus, und ich kann keine mehr lenken und leiten. Der Vater nannte das Buttermilchsgespräche. Ich armes, verwöhntes Geschöpf überall! Wie wohl wird mir dann oft, wenn ich meine Beklemmung in Thränen gelöst sehe!“ .... „Bleibt und werdet Alle gesund und gestärkt, und behaltet mich lieb. Liebe tröstet, hebt und stärkt, und wie sehr bedarf alles dessen euere ewig treue und dankbare

E. V.“

Am 17. Juli 1826: „Es ist ein gar zu trauriges Gefühl, die Gedanken nicht beisammen halten zu können, die geschwächte Erinnerung der Vergangenheit. Der Vater pflegte mich immer aufzufordern, wenn ich kleinmüthig war, mich anzustrengen, meine Hände in Bewegung zu halten. Dies habe ich jetzt so viel möglich zu üben gesucht und wirklich mit Anstrengung Handarbeit gemacht, und gewiß, ich habe ihm auch im Grabe gedankt für diesen freundlichen Rath! Samstag war unser 49. Hochzeitstag. Das war ein trüber Tag!“ .... „Wie große Freude wird Paulus an der Rede haben, die mein Vater bei seiner Einführung in Eutin gehalten! Es ist ein wahrer Spiegel für jeden jungen Mann, der seinem Amte vorstehen will, zum Nutzen Anderer und zur eigenen Ruhe. Die fand ich, wo ich sie nicht suchte; er selbst hat sie mehrmals gesucht. Neulich hat mich tief bewegt eine Stelle, die ich in einer Sammlung Briefe von mir an meinen Heinrich fand, als er in Halle studirte, wo die Erzählung von des Vaters und unser Aller Freude vorkam, als er zu Schulzens Melodie Lieder machte: „Es ist deinem Vater ein angenehmer Gedanke, wenn Schulz, der längst lebende, gesunde, kräftige gewesen wäre, er dieselbe Treue für seine Lieder gehabt hätte. Er fragt sich dann manchmal mit Wehmuth: Werde ich auch nach meinem Tode einen solchen Freund haben?“ Ja, mein theurer Vorangegangener! Wohl hast du einen solchen treuen Freund an deinem Paulus! Der wird mit den deinen sorgen, daß noch Manches aus deinem Innern und Häuslichen zur Förderung des Guten nicht untergehe!“ .... „Doch wäre es ja für ihn noch schwerer gewesen, da er das Aeußere hätte auf sich eindringen sehen, wovon er sich

nie gerne berühren ließ.[5]) Zürnet nicht, daß ich wieder wortreich geworden. Es überfüllt mich so, ich nicht weiß, wie!" .... „Nun kehrt auch Alle gesund und kräftig zurück, und tragt mich fürder mit Ruhe und Geduld. Ich umarme euch mit herzlicher Liebe

E. V."

Am 12. Juli 1827 an Paulus nach Wiesbaden: „Gar zu herzlich hat es mich gefreut, einen eigenhändigen Brief zu erhalten, daß es Ihnen wohl geht. Fast habe ich dies aber auch erwartet; denn alle drei waren ja den Tag vor der Abreise muthig und heiter, und der gute Muth ist ja überall ein Vorbote des Gelingens. Recht dankbar bin ich auch meinem lieben Paulus, daß er es eigenhändig bezeugt hat, daß Folgsamkeit in Rücksicht auf Arbeit eine nothwendige Bedingung beim Baden ist. Recht gestärkt und recht heiter sollt ihr Alle zurückkehren auch zu meiner Freude! Die liebe Mutter (Paulus' Frau) sagt von ihrem eigenen Befinden gar nichts. Dies soll mir ein Zeichen sein, daß sie sich wohler fühlt. Ach, wie soll es mir so wohl sein, wenn ich euch erst wieder habe, ihr lieben, treuen, für mich so thätig wirkenden Seelen durch Liebe und Rath und That! Auch will ich recht ernstlich streben, euch Freude zu machen und in diesen für mich so ernst wehmüthigen Tagen erkennen, wie herzlich ich Gott zu danken habe, daß er mir so lange ließ, was er mir gab. Wir rechneten beide nicht auf eine solche Reihe Jahre, als wir unsern Lebensweg begannen. Gar recht ist es mir, daß ich diese Tage still und ruhig für mich bleibe" .... „Heute, vor neun und vierzig Jahren ward unser Friz geboren. Der Vater litt fast mehr, als die Mutter, die in Lebensgefahr war. Er war es selbst, der sich im Pfarrer von G. schilderte, der in der Dämmerung im Garten auf- und abschritt, und im Herzensgebet für Mutter und Kind alle Blätter an den Sträuchen abzupfte. Wie innig schloß er den Erstgebornen an's Herz, während die fast bewußtlose Mutter in's Bett gebracht ward! Nun ist es mir ein tröstlicher Gedanke, daß diese Lieben mir jetzt nahe sind und mitwirken, daß ich in stiller Ergebung trage, was mir der Vater unser Aller bestimmt. Mit dem Schlaf geht es leidlich, weil ich gewöhnlich gleich einschlafe; aber oft schon, wenn's noch ganz dunkel ist,

---

[5]) Anspielung auf das Voß's Benehmen tadelnde, kurz vor dessen Tode angekommene, von dem damaligen Prorector Tiedemann in treuer und zarter Freundschaft zurückgehaltene Regierungsrescript.

bin ich wieder wach, und dann bin ich nicht Herr meiner Gedanken, die mir so Manches lebendig auffrischen. Schwer, sehr schwer ist es, die letzte zu sein! Aber doch danke ich Gott, daß er das schwere Loos mir zugetheilt hat" .... „Gestern habe ich die ersten Bogen von Abekens Heften über unsern Heinrich [6]) bekommen und sie heute mit großem Antheil und großer Freude gelesen. Er hat Alles, was er über diesen edeln, schönen Charakter gesagt, mit sehr passenden und gut gewählten Auszügen aus Briefen belegt. Täuschung ist freilich bei mir verzeihlich; aber ich meine, daß selbst einer, der ihn nicht gekannt, dies Werklein mit Antheil lesen wird. Der Anfang ist mir zu breit, und setzt nicht in die Stimmung, die mir die rechte beim Lesen zu sein scheint. Am besten kann ich mich darüber aussprechen, wenn ich selbst einen Versuch mache, niederzuschreiben, wie ich es lieber hätte. Solcherlei Beschäftigung in stillen Stunden wirkt wohlthätig auf mich, und mein Paulus, der so leicht das Rechte zu finden weiß, soll dann ehrlich sagen, wenn ich dem Abeken Unrecht gethan, indem ich mir mehr zutraute, als mir gebührt zu thun. Folgsam bin ich. Das, hoffe ich, weiß mein Paulus" .... „Ein Schwiegersohn, wie Paulus, der könnte mir schon recht sein. Doch halte ich das Gefühl für mich wohlthätiger, mein Auge zu ihm empor zu heben, als sei er mein Vater. Behaltet mich immer und allzeit recht lieb!

Eure treue

E. V."

Am 8. Juli 1828 nach Wiesbaden: „Mögen Sie nun gestärkt und gründlich geheilt zurückkehren, auch deßwegen, daß ich Sie nicht wieder den Winter ganz entbehre. Der Eigennutz mischt sich überall hinein. Gewiß haben Sie sehr recht, acht Tage länger zu bleiben. Die Studenten haben ja auch Gewinn dabei, wenn der Vater sich recht gründlich pflegen und ausruhen kann. Er brauchte es auch so sehr der liebe Paulus, von dem die Alten, wie die Jungen, noch so gerne und so viel lernen können!" .... „Der Vater soll ja fortfahren zu leben, daß er Lob verdiene; ich stimme recht kräftig mit ein, ihn zu loben, daß er hübsch faulenzt und spazieren geht, und unter den Seinen hausväterlich gesprächig ist. Aber ich werde mich gar zu sehr freuen, wenn ihr wieder kommt" ....

---

[6]) Ihr ausgezeichneter, am 20. Okt. 1822 zu Heidelberg als ordentlicher Professor der Philologie gestorbener Sohn, Heinrich Voß.

„Der Divan von Göthe hat mich sehr angenehm unterhalten. Die Verse sind nicht für meinen Sinn, aber die Prosa desto mehr. Recht wohl hat es mir auch gethan, wie er über Voß, den Uebersetzer, spricht. Das ist ein anderer Ton, als der ist, den Schlegel anstimmt" .... „Die Großherzogin, die jetzt in Rohrbach ist, beschäftigt jetzt unser liebes Heidelberg. Vorigen Donnerstag war sie bei Thibaut im Musikverein von sieben bis eilf Uhr. Samstag war sie bei Mitchels zum Thee, gestern bei Chelius. Da hat sie selbst alle Professores und ihre Frauen genannt, die sie gerne sehen wollte, Schlosser, Creuzer, Schwarz" .... „Am 15. denken Sie meiner mit Liebe! Dies wird der dritte ohne ihn. Wie fröhlich feierten wir stets diesen Tag, auch, wenn wir allein waren. Behaltet mich immer recht lieb; dann lebt ihr auch nach seinem Willen; Alle drei behaltet mich lieb!

Euere treue

E. V."

Vom 4. Juli 1830: „Das Verlangen, zu wissen und recht bestimmt zu wissen, wie es Ihnen und dem lieben Paulus geht, lenkt mich heute die Feder einzutauchen. Der eigene Trieb fehlt, da ich mich noch immer müde und nichtsnutzig fühle. Neulich klagte ich Puchelt, es mache mich so kleinmüthig, daß der Sommer so gar keine Anstalt mache, bei mir zu vergüten, was der Winter verdorben. Seine lächelnde Antwort war: Was begehren Sie denn aber auch von einem Sommer, der noch gar nicht bei uns eingekehrt ist? Darauf ist freilich nichts zu erwiedern. Aber, wie soll man es denn anfangen, den Muth zum Leben, den man gebraucht, wieder zu gewinnen, da der längste Tag schon vorüber ist, und man die Erfahrung für sich hat, daß der Winter nie etwas Gutes mit einem im Sinne hat? Mein Paulus wird wohl sagen, daß man jeden Zustand allmählich leidlich und erträglich findet. Freilich, darnach strebe ich wohl; aber es will noch bis jetzt nicht gelingen. Das Abgespanntsein ist ein schwerer Zustand, besonders, wenn man nicht, wie ein armer Vogel, sich dadurch tröstet, daß man immer den Hunger stillt, wenn man die Augen offen hält, und dann den Kopf unter die Flügel steckt, wenn der Kropf gefüllt ist. Der Husten kehrt immer wieder, und die Füße sind sehr dick. Dabei habe ich selten Lust etwas vorzunehmen. Doch auch die guten Seiten will ich nehmen. Meine Blumen erfreuen mich sehr, und ich nütze ihnen durch meine Pflege; aber im Garten war ich erst dreimal und immer sehr kurz. Auch haben mich zwei Recensionen sehr angezogen im 34. Bande des Hermes, 1. Stück, die eine über den Briefwechsel von Göthe

und Schiller, die so recht den Gesichtspunkt auffaßt, aus dem diese gelesen werden müssen, die zweite über den ersten Band der Voß'schen Briefe. Die wird auch meinen Paulus sehr freuen; denn sie spricht so recht aus, daß wir den Zweck nicht verfehlt, den wir bei dieser Ausgabe hatten" .... „Nun schreibt recht bald, und, wenn ich Besseres von mir zu sagen habe, antworte ich. Ich grüße euch alle Drei herzlich. Mutter und Tochter gefielen mir besser bei der Abreise. Der Vater ließ die Flügel hängen, wie ein Vogel. Ihr Weiber sollt stark und rüstig bleiben, und der Vater soll es auch wieder werden! Vor dem 70. Jahre muß man sich das Alter gar nicht nahe kommen lassen .... Die Frau Umbreit hat ein Mädchen, und ist sehr wohl, und er hat gesagt, es sei ihm zu Muthe, als wäre ihm ein Großherzogthum geschenkt.

Euere treue

E. V."

Am 10. August 1831 nach Wiesbaden: „Ohne ein Lebenszeichen von mir gesehen zu haben, sollen meine lieben Paulus doch nicht wieder nach Heidelberg zurückkehren, und schreiben konnte und mochte ich nicht, so lange ich im Druck (durch Besuch) lebte, und mich als eine Nebenperson im Hause zu betrachten hatte. Heute athme ich recht frei, so weit es der Schmerz in der Brust zuläßt, und sehe wenigstens die Möglichkeit vor mir, die alte stille Heiterkeit wieder zu erhaschen, die einzig mein Leben zu einem leidlichen machen kann" .... „Meine Blumen sind mir in dieser Zeit wahre Tröster gewesen, und ich danke dem lieben Gott von ganzer Seele, daß er die Liebe dazu in meine Seele so fest gelegt. Auch der Vater hat die Liebe dazu als etwas Dauerndes erkannt; denn er hat mir mehrmals gesagt: „Du wirst auch in einer bessern Welt noch Blumen sehen und pflegen, wenn auch nicht auf die Art, wie hier." Die Passionsblume hat eben vor meinen Augen zwei Knospen entfaltet, welches ich noch nie gesehen; und es hat mich gefreut, daß dies gerade heute war, wo ich der Hebung vom Kleinlichen bedarf" .... „Meines Paulus Angesicht vermisse ich in der Mittagsstunde oft schmerzlich. Gewiß, er weiß es nicht ganz, wie wohl mir seine Theilnahme thut, die sich auf Alles erstreckt, was mein Herz beschäftigt. Dafür bringe ich ihm auch einen schönen Blumenstrauß, wenn wir uns drüben wiedersehen, und der Vater dankt ihm, daß er der Einsamen so treu blieb. Euch Allen den herzlichsten Dank für jedes Liebeszeichen.

E. V."

Den 20. Februar 1834: „Heute vor 83 Jahren kam mein Voß in die Welt! Dies regt Vieles in mir auf. Wie viel Schönes und Liebes! Es war Gottes Wille, daß ich noch so lange ohne ihn hier weilen solle. Er wird mir ferner Kraft schenken, den Rest meiner Tage ruhig und ergeben fortzuwandeln. Mit treuer Liebe Ihre

E. V."

Bald darauf, am 10. März 1834 entschlief Ernestine Voß im 78. Jahre ihres Alters. Eine der schönsten Seelen, die je in diesem irdischen Dasein gelebt, wurde den liebenden Umgebungen, die sie so innig verehrten, entrissen. Die Sehnsucht des festen Glaubens an ein Wiedersehen des heißgeliebten Gatten führte sie tröstend und erhebend hinüber. Das der Familie Paulus so theure Voß'sche Kleeblatt, der Vater, die Mutter und der theure, liebenswürdige Heinrich waren jener vorangegangen. Nur die Erinnerung an die schönen Stunden der innigsten Seelenfreundschaft und die Liebe, die sie auf die nachgelassenen Söhne und Enkel übertrugen, blieben Paulus und seiner Frau als ein dauerndes Unterpfand einer für immer vorübergegangenen, schönen Zeit.

§. 10.

Paulus' auswärtige Collegen und Freunde. Ungedruckte Originalbriefe von Charlotte v. Schiller, Karl Leonhard Reinhold, Loder, Wilhelm v. Humboldt, Forberg, dem Arzte Hufeland, de Wette, Schnurrer, Uhland, Friedrich August Wolf, Jacobs, Gesenius, Franz v. Baader, Krug, Ladislaus Pyrker. Ungedruckter Originalbriefwechsel zwischen Johann Leonhard Hug und Paulus. Ungedruckte Originalbriefe von H. J. v. Wessenberg.

Ein reichhaltiger Briefwechsel, welcher durch seinen äußerst anziehenden Inhalt Stoff zu einem besondern Werke, einem gewiß nicht unwichtigen Beitrage zur Literärgeschichte unserer Zeit, bietet, liegt uns vor. Ihm entnehmen wir die vielseitigen freundschaftlichen Beziehungen, in denen Paulus zu den ersten literarischen Größen dieses und des vorigen Jahrhunderts stand. In besondern Abschnitten werden wir seine Verbindung mit Göthe, Jean Paul und den beiden Schlegel behandeln. Den Grund zu den schönsten Freundschaftsbeziehungen der Collegialität legte Paulus in Jena. Von dieser Stadt her waren durch die Bande der Freundschaft außer Göthe, Schiller und den beiden Schlegel Wilh. v. Humboldt, Karl

Leonh. Reinhold, Froriep, Forberg, Griesbach, J. D. Gries, die beiden Hufeland, Chr. Gottfr. Schütz, Niethammer, Loder, de Wette u. s. w. mit ihm verbunden. Besonders innig war seine Verbindung mit Schiller und dessen Familie, welche wir schon früher darstellten. [1]) Auch nach Paulus' Entfernung von Jena dauerte die Freundschaft mit Schiller, wie wir aus einem ungedruckten Originalbriefe des letztern oben zeigten, fort. Aber sie blieb auch nach Schiller's Tode dauernd und fest. Schillers treffliche Frau, Charlotte, geb. v. Lengefeld, wendete sich vertrauensvoll am 15. März 1813 von Weimar in einer Familienangelegenheit an Paulus. Der Brief beginnt mit den Worten: „Sie erlauben mir, verehrungswürdiger Freund, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wenden darf, die, obgleich sie nicht mich persönlich betrifft, doch mir eben so nahe am Herzen liegt. Das verjährte Vertrauen, das keine Zeit schwächen kann, die Freundschaft, die Sie Schiller bewahrten, die Theilnahme, die Sie mir stets zeigten, und die Freundlichkeit, mit der Sie meine Söhne aufnahmen, dies Alles gibt mir Muth, auch jetzt Ihnen mit Vertrauen meine Wünsche vorzutragen. Ich kenne Ihre Theilnahme an dem Wohl der öffentlichen, wie der Privatangelegenheiten, und weiß, daß Sie gewiß thätig sind, wenn es das Wohl meiner Familie betrifft." Der Brief schließt mit den Worten: „Möge es Ihnen immer wohl sein! Sie wissen ohne diese Versicherung, wie viel Gutes ich Ihnen wünsche. Ich hoffe, Sie genießen die Ankunft des Frühlings in ruhigen Stimmungen, während wir vielleicht manchen Stürmen entgegensehen. Doch wird auch dieses vorübergehen und Muth und Fassung und Ergebung ist's, was wir bedürfen, und wir werden es finden, wenn wir die Hülfe suchen, die uns nie fehlt, die Hülfe einer höhern Macht. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und mit Wohlwollen gönnen Sie mir, auf dieselbe rechnen zu dürfen in allen Zeiten meines Lebens. Ihre Frau und meine Pathe Caroline [2]) umarme ich.

Ihre stets ergebene Freundin

Charlotte Schiller."

Am 23. März 1815 schrieb dieselbe von Weimar den schönen Brief an ihren Freund Paulus:

„Ob ich wohl hoffe, daß das Andenken an die ruhigen Zeiten in dem friedlichen Saalthale, wie mir, auch Ihnen immer heilig und

---

[1]) Bd. I, S. 338 bis S. 342.

[2]) Paulus' früher Caroline genannte Tochter Sophie.

lieb ist, und daß Sie sich gerne daran erinnern lassen, verehrter Freund! und daß der Ueberbringer dieser Zeilen, Sohn des trefflichen Professor Balsch, Ihnen ohne mich schon empfohlen sein wird, so kann ich doch dem Wunsch seiner Mutter nicht widerstreben, diesen Sohn durch mich Ihnen empfohlen zu wissen. Sie ist mir eine treue, theilnehmende Freundin und mir innig lieb durch die Art und Weise, wie sie ihren jetzigen mühevollen Auftrag erfüllt, wie sie mit der herzlichsten Liebe und Sorgfalt den Kindern, die ihrer Obhut vertraut sind, Alles ist. Wir sehen uns oft und denken in den ungleichartigsten Umgebungen gern und mit Rührung an unser Leben in Jena."

„Wie anders sind uns seitdem die Ansichten des Lebens geworden! Wie viel Elend und Schmerz haben wir gesehen, und wie hat selbst das Schicksal uns das Liebste geraubt! Die letzten zehn Jahre meines Lebens sind mir immer ein Kampf. Mein Gefühl, meine Sehnsucht führen mich in eine andere, höhere Welt, und die Liebe zu meinen Kindern fordert wieder, daß ich dem Leben sein volles Recht einräume, und für sie denke, und wieder mit aller Kraft, als wenn ich auch noch Glauben und Muth festhalten könnte."

„Im Gemüth, wie in der moralischen Welt, sieht man keinen Ruhepunkt bei solchen Zeiten und Ereignissen."

„Meine Kinder sind gesund und entwickeln sich immer kräftiger. Meine Söhne haben den ernsten Willen, das Gute zu bewirken. Meine Töchter gehen in stiller, friedlicher Umgebung der Zeit entgegen, wo auch sie der Welt mehr angehören werden. Ich glaube nicht, ich darf es frei sagen, daß sich je ein Gemüth findet, welches reinern und frömmern Willen hat, wie dieses meiner Caroline. Vor zwei Tagen ist sie confirmirt worden. Ihre Fassung bei deren tiefem Gefühl hat mir wohl gethan. Emilie entwickelt sich auch auf eine interessante Weise, und hat viel in der Gemüthsstimmung von ihrem jüngern Bruder."

„Es ist mir so wohlthätig, meine Kinder der Liebe von Schiller's Freunden empfehlen zu können, und deßwegen spreche ich Ihnen davon; denn glauben Sie mir, daß ich mit Rührung und bleibender Dankbarkeit Ihrer Freundschaft für Schiller gedenke, und Sie dafür segne. Erhalten Sie mir auch gerne den Glauben, daß Sie mit dem Andenken Ihres verewigten Freundes das meinige verbinden, und mir Ihre Theilnahme und Wohlwollen erhalten. Ich grüße herzlich die liebe Frau und Tochter. Möchte ich mich noch einmal an der schönen, blühenden Bergstraße mit Ihnen finden können! Die

Erinnerungen an Heidelberg sind mir sehr lieb. Alles Gute sei mit Ihnen, wie meine Wünsche dafür es sind.

Charlotte Schiller."

Von den Briefen aus der Jenaerzeit sind besonders die von Paulus berühmtem Jenaer-Collegen, dem Philosophen Karl Leonhard Reinhold, wichtig. Dieser (seit 1794 in Kiel lehrend) schrieb am 8. Mai 1800, gleich, nachdem Bardili seinen Grundriß der ersten Logik herausgegeben hatte, einen Brief an den damals noch in Jena wirkenden Paulus, welcher die Rückkehr Reinhold's an diese Universität wünschte: „Vor Allem meinen herzlichen Dank für den neuen Beweis Ihres alten freundschaftlichen Wohlwollens, den mir Ihr Schreiben vom 8. Mai gestern den 25. gebracht hat, und der, wenn er auch sonst keine weitern Folgen haben sollte, wenigstens als eine theure Erinnerung Ihr unvergeßliches Andenken auf immer begleiten wird."

„Allerdings ist mir mein ehemaliger, mit derselben Arbeit dreimal mehr Früchte erzielender und durch eine glückliche Erfahrung von sechs Jahren erprobter Wirkungskreis noch immer wünschenswerth. Bei der geringeren Anzahl der Berufenen findet sich hier nur zu selten ein oder der andere jener Auserwählten, von denen ich in Jena umringt war, und die durch ihren Eifer die schönste (mir auch noch durch Gewohnheit zum Bedürfniß gewordene) Ermunterung des akademischen Lehrens ausmachen. Meine in den letzten zwei Jahren in Jena mir so bedenklich gewordene Kränklichkeit hat nicht nur überhaupt in Holstein abgenommen, sondern seit drei Vierteljahren eine glückliche Wendung genommen, die mich in einen bessern Gesundheitszustand, als ich je in meinem Leben genossen habe, versetzte, und es ist nicht nur Muth und Kraft zu neuen schriftstellerischen Versuchen für die Bearbeitung meiner Wissenschaft, sondern auch die Lust und Liebe zu meinem frühern Beruf als Jugendlehrer, der mir immer noch näher am Herzen lag, bei mir wieder eingekehrt, wie ich denn in dem gegenwärtigen Sommerhalbjahre außer den Privatis über Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie zwei Privatisima, das eine über die Kantische, Fichte'sche und Bardili'sche Philosophie, das andere über alle Systeme seit Descartes wirklich lese und zum Theil erst ausarbeite. Wie so manches Hülfsmittel meiner weitern Ausbildung, meines Fortschreitens mit meinem Zeitalter, das ich in Kiel vermisse, würde ich in Jena wieder finden! Die Wiedervereinigung mit Ihnen, theurer Freund, und ein Paar andern Collegen, die ich durch die Entfernung zwar nicht höher schätzen und wärmer lieben, aber besser benutzen gelernt habe, und die Nachbarschaft

von Oßmanstädt, die uns in dem Verhältniß, als das unvermeidliche Lebensende unserer Eltern unaufhaltsamer sich nähert, anziehender werden muß, würde mich für die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, die ich erst in Kiel und Holstein kennen gelernt habe, sicher schadlos halten."

"Dagegen ist in dem Politischen und Oekonomischen meiner Lage kein Grund für, desto mehr aber gegen den Wunsch einer Veränderung. Bei derselben Gelegenheit, als die Preßfreiheit in Dänemark selbst eingeschränkt wurde, ist sie in ihrer vorigen Unbeschränktheit den beiden Herzogthümern neuerdings gesetzlich zugesichert worden, und, was Cramer und Thieß hier betraf, und bei demselben Betragen, das im Auslande freilich nicht, wie hier, bekannt ist, mich auch wohl in Jena betroffen hätte, kann mich sicher nie treffen. Ueberdies bin ich nicht nur mit den drei Staatsministern — Schimmelmann, Cajus und Christian Reventlow, die zu verschiedenen Zeiten Holstein besuchten, sondern auch mit unserm Kronprinzen, seinem Schwiegervater, unserm Statthalter und dem Herzog von Augustenburg persönlich bekannt, und kann mich mit Grund und Recht ihres Zutrauens und selbst ihrer Gunst erfreuen."

Mein fester unverkürzter Gehalt von 900 Rthlr. holst., nach cursächs. Währung über 1000 Rthlr., beläuft sich mit der mir vom Stadtmagistrat baar ausgezahlten Vergütung für mein Haussteuerfreiheitsrecht zwischen 50 und 60 Rthlr. und den Facultätssporteln auf sichere 1000 Rthlr. holst. Die Honorarien für meine zwei ordentlichen Privatcollegien haben mir bis jetzt nie weniger, aber immer mehr, als 400 Rthlr. abgeworfen. Meine Frau erhält nach meinem Tode als Kielerprofessor 150 Rthlr. holst. Pension aus der hiesigen Wittwenkasse und eine ganze Jahresbesoldung, folglich 900 Rthlr. holst. als sogenanntes Gnadengehalt. Meine sechsjährige Arbeit für die Universität und der sogenannte Studentenbeifall, der mir verhältnißmäßig in demselben Grade, wie in Jena, treu geblieben ist, und das hohe Alter mehrerer Collegen lassen mich bei der Gesinnung meiner Regierung gegen mich einer nicht sehr fernen Gehaltsverbesserung entgegensehen. Unser neuer Curator, Friedrich Reventlow zu Enkendorf in Holstein, ist zwar kein Freund der Philosophie, aber ich müßte mich sehr irren, wenn er dieselbe nicht in meinen Händen wenigstens unschädlicher glaubte, als in denen ihrer gewöhnlichen Bearbeiter und Ausspender."

"Es ist zwar hier im Ganzen theurer, als in Jena. Aber auch

daselbst haben seit meiner Entfernung die Preise der Lebensmittel wohl noch beträchtlicher zugenommen, als die Frequenz der Studirenden abgenommen hat" .... „Aber nun auch von etwas Anderm. Daß Sie den Grundriß einer ersten Logik von Ihrem Landsmanne und meinem neuen Freunde und Lehrer Bardili mit keiner Sylbe erwähnen, hat mich nicht wenig überrascht. Haben Sie dieses in seiner Art einzige Buch nicht gelesen, so beschwöre ich Sie, vorher nichts anderes zu lesen, zu schreiben, zu meditiren, bevor Sie es nicht gelesen haben. Haben Sie es aber schon gelesen, so haben Sie es wohl auch studirt, und wir sind auf dem Wege, über Philosophie wieder eben so sehr und noch mehr einig zu werden, als wir es je waren. Noch vor Kurzem dachte ich über Fichte's und Schelling's Verdienste um die Wissenschaft, wie Sie. Noch immer halte ich viel von diesem Verdienst; aber ich bin überzeugt, daß auch sie auf den sichern Gang der Wissenschaft nur bestimmter hingedeutet, denselben eben so wenig, als Kant, gefunden und selbst betreten haben, und daß das Ende des transcendentalen Idealismus, nachdem er seine Dienste geleistet hat, nicht genug beschleunigt werden kann, wenn er nicht eine unheilbare Verwirrung in den Köpfen anrichten und auf das Subliniren ein verderbliches Präcipitiren erfolgen soll. Auch in Schelling's neuestem Werke stellt sich mir der transcendentale Idealismus nur angenscheinlicher als eine methodische Verkehrung der Vernunft, als durchaus consequenter Unsinn, als durchaus streng durchgeführte Formalität der Unvernunft dar, und, so groß mein Respect für die Vernunftform ist, so groß ist mein Abscheu vor der absoluten Inhaltslosigkeit, zu der jene Form durch jenen Virtuosen hinaufgeläutert ist. Schelling ist consequenter, als Fichte, und eben darum absolut gottlos. An die Stelle desjenigen, den die Bardili'sche Philosophie durch ihr Denken des Denkens als Denkens, als des über die Natur und alles Denken hinausliegenden Prius κατ' ἐξοχην — durch's Gewissen Gott genannt — erkennt oder vielmehr anerkennt, und für dessen Anerkennung Kant und Fichte so viel thun, als ihr nicht rein durchgeführter Idealism — eben, weil er nicht rein durchgeführt ist, thun konnte, — tritt bei Schelling als das Uebervernünftige, das auch seine transcendentale Vernunft nicht ganz entbehren kann, — zur Ausfüllung der ungeheuren Lücke die Phantasie, im freien Produciren zum Behuf der Vernunft die Poesie ein, die uns für die Religion schadlos halten, oder vielmehr unsere

Religion werden soll, wofür sie auch im Athenäum bereits feierlich anerkannt ist.“

„Wie wohl ist mir, wie heiter und ruhig blickt mein Geist um sich herum, seit ich über den rein transcendentalen Idealismus, den ich ein paar Jahre für das Höchste hielt, nun hinaus bin, und der Rausch der reinen Vernunft als der selbstständigen, selbstgenügsamen, selbstsetzenden, aus dem mich weder Jacobi noch selbst Neeb in seinem trefflichen Buche — Vernunft gegen Vernunft — ganz erwecken konnte, durch Bardili, dessen Grundriß ich zwölfmal hinter einander las, völlig niedergeschlagen ist! Aber ich sehe nun auch völliger ein, was ich schon seit Jahren geahnet, und wornach ich mich in meinen Vorträgen an die akademische Jugend instinktartig gerichtet habe, daß Kant und noch mehr Fichte und nun auch Bardili nur für Lehrer der Philosophie und Bearbeiter der Wissenschaft, keineswegs aber für Lehrlinge der Philosophie und Anfänger brauchbar, oder auch nur erklärbar sind, und daß der akademische Unterricht sich auf eine bloße Einleitung und Vorbereitung in das Studium der Philosophie durch zweckmäßig gewählte Vorkenntnisse einschränken müsse. Als Lehrer der Lehrer mögen Fichte und Schelling erbauen; — aber als Lehrer der Studirenden zerstören sie, und auch die Naturphilosophie Schelling's ist selbst, von ihm mündlich vorgetragen, für Studenten nicht nur eine unverdauliche, sondern eine Geist und Herz tödtende Speise. Nie werde ich über Fichte'sche und Bardili'sche Philosophie als solche anders, als privatissime lesen — und in der Metaphysik immer nur eine Beschreibung der metaphysischen Lehrbegriffe — historische Darstellung der metaphysischen Dogmen vortragen, so wie ich in der Moralphilosophie immer mit Kant von dem sittlichen Selbstbewußtsein als unmittelbar gewisser Thatsache in meinen Vorträgen ausgehen werde. Ich werde so von den Mehrsten verstanden, und nütze Allen.“

„Ich habe eine aus mehreren zerstreuten Abhandlungen bestehende Uebersicht des Zustandes der deutschen Philosophie in den letzten zwei Jahren dieses Jahrhunderts unter der Feder, in der ich von meiner Correspondenz mit Jacobi, Bardili und Thorild unter andern einen nicht unfruchtbaren Gebrauch zu machen gedenke, den mir diese Freunde auch schon erlaubt haben. Das erste Heft soll, will's Gott, zu Michaelis bei Perthes in Hamburg erscheinen.“

„Meine Frau und meine vier Kinder sind wohl und heiter, und der dießjährige Frühling hat uns zu sehr glücklichen Menschen gemacht, dafür

wir ihn auch durch fast täglichen Genuß im Freien in unsern herrlichen Ostseeküstengegenden geehrt haben."

„Schützens Abfertigung Schelling's wird ein schlimmes Aufsehen machen, das selbst Schützen, in wiefern auch er schimpft, z. B. erstunken und erlogen — pfui! nicht in guten Geruch setzt. Legt man's doch darauf an, mit Philosophie und Geschmack nur aus Philosophie und Geschmack Barbarei zu treiben."

„Grüßen Sie Ihre liebe Frau auf's Herzlichste von mir und den Meinigen, und küssen Ihr holdseliges Mädchen, das noch sehr lebendig seit 6 Jahren mir vor der Seele schwebt, und lieben ferner Ihren

Reinhold."

Derselbe schrieb am 1. Mai 1801: „Liebster Paulus! Ja, ich habe seit meiner Antwort auf die bewußte Anfrage [3]) nicht aufgehört, ein Schreiben von Ihnen zu wünschen und zu hoffen. Nicht zwar über den Gegenstand der bewußten Anfrage; — denn ich glaubte, daß Sie mir nach jener Antwort nichts weiter darüber zu sagen hätten, als daß nicht weiter davon die Rede sein könne. Aber ich sehnte mich sehr, zu wissen, ob Sie Bardili's Grundriß studirt hätten, und was Sie unter jener Voraussetzung davon dächten."

„Von Schelling's Rückkunft nach Jena habe ich zwar, ich weiß selbst nicht, wann und wie gehört. Aber, ungeachtet Sie die Entfernung desselben von Jena unter den Gründen anführten, welche Ihren Plan motivirten, so habe ich doch denselben unter den übrigen fast ganz außer Acht gelassen, und erst heute fiel es mir auf, daß ich also nur an Schelling's Platz einen Wirkungskreis in Jena gefunden haben würde. Ich läugne Ihnen nicht, daß mir bei meiner gegenwärtigen Ueberzeugung von der Verderblichkeit der Philodoxie, die von diesem Menschen und den übrigen Aposteln des transcendentalen Evangeliums in Jena gepredigt wird, vor dem Gedanken graut."

„Unmöglich kann Ihnen vor dem Titel, der Dedikation, der Schreibart, der Polemik, und wie alle die Cruditäten des Bardilischen Buches heißen mögen, mehr geekelt haben, als mir selber, und nie habe ich einen schwerern Sieg über mich selbst erhalten, als, indem ich das Lesen dieses Buches das Erstemal bis an's Ende aushielt. Aber mein Glaube an die Transcendentalphilosophie überhaupt war schon vorher wankend geworden, da ich dieselbe in ihrer völligen Consequenz endlich

---

[3]) Wegen einer von Paulus ausgegangenen Zurückberufung nach Jena.

ergriffen hatte, und die Mängel der bisherigen Logik und der in der Transcendentalphilosophie unbestimmt gebliebene Begriff des Denkens machten's mir möglich, den Grundriß das Zweitemal zu lesen, da ich denn so viel darin fand, daß ich ihn darauf noch zehnmal hintereinander las."

„Schon der Umstand, daß Sie an die Transcendentalphilosophie glauben, ein reines Bewußsein nicht sich selbst widersprechend finden, das Denken nur für einen Zustand des Bewußtseins ansehen u. s. w., macht es Ihnen schlechthin unmöglich, den Grundriß der Mühe des Studirens, wie er studirt werden müßte, um ihn zu verstehen, werth zu finden. Darum mußten Sie um so mehr auch meine Beiträge nur einer flüchtigen Durchblätterung würdigen können."

„Darum glauben Sie, ich habe im ersten Heft meiner Beiträge das reine Bewußtsein als etwas, das zur Individualität gehöre, beschrieben, — was Sie denn freilich nicht anders, als völlig unrichtig finden können. Nein, liebster Paulus! Ich habe in den „Ideen — eine Heautogonie," die ich wohl aufmerksam von Ihnen gelesen wünschte, angefangen zu zeigen, daß und wie das sogenannte reine Bewußtsein eine Täuschung ist, in welche sich eine gewisse Art von Individuen durch mißlingende Spekulation versetzen. Dasselbe habe ich im 2. Hefte von einer andern Seite zu zeigen gesucht, und werde es im 3. von einer dritten Seite auffallend machen. Ich möchte wohl, daß Sie jenes 2. Heft zweimal mit Muße durchlesen könnten und wollten."

„Vielleicht kommen Sie dann auch zur Ueberzeugung, daß die Modifikation, unter welcher Sie den reinen Transcendentalismus wahr finden, zuerst diesen, dann sich selbst aufhebe. Liebster Paulus! Wie würden Sie sich wundern, wenn es Ihnen gelänge, sich aus der Transcendentalphilosophie heraus und in den rationalen Realismus hineinzufinden! Sie würden keinen Augenblick mehr zweifeln, daß die bisherige Philosophie das sei, wofür ich Sie im 3. Stück des Merkurs S. 129—193 erklärt habe. Aber dann würden Sie auch einsehen, daß wir eben so wenig eine Theologie, als Philosophie, bis jetzt haben, und beides zugleich und in einer und derselben Wissenschaft, von welcher die Theologen keine Ahnung haben, gewinnen müssen. Wenn's unter unsern Theologen, die ich kenne, einen gibt, dem darüber die Augen aufgehen können und müssen, so sind Sie es, ausgerüstet durch alle ältern und neuern Vorkenntnisse und durch Liebe zur Wahrheit. Die Aufopferung der Individualität an die

Wahrheit, die keine Individualität verträgt, die Selbstverläugnung traue ich meinem Paulus, wie mir selbst, zu. Das Wahre im Individuum als solchem ist nur das, was dasselbe nicht sich selbst gibt, was es von dem Wesen der Wesen zu Lehen trägt. Nur durch Bescheidenheit ist daher wahre Erkenntniß in uns, und das Princip aller Bescheidenheit ist, daß wir durch uns selbst der Wahrheit nach nichts sind. Judicium meum justum est, quia non quaero voluntatem meam. Joannis c. 5, 50. Mit inniger Liebe und ewiger Treue

Ihr

Reinhold."

Ein anderer Brief desselben ist vom 19. April 1802: „Sehr angenehm ist mir Ihr durch Feuerbach erhaltener Brief. Ich verdanke demselben nicht nur ein lang vermißtes Lebens- und Liebeszeichen, sondern auch die Ueberzeugung, daß Sie es mir nicht übel genommen, oder wenigstens vergeben haben, daß ich Ihren Namen vor dem bewußten Aufsatze öffentlich nannte. Ich hoffte und wünschte besonders von Ihnen verstanden zu werden; wußte aber, daß dieses ohne wiederholtes Studium jenes Aufsatzes nicht möglich wäre, und wollte Ihnen zu diesem Behufe den Aufsatz näher an's Herz legen. Ich glaube nun, daß Sie ihn wirklich schon einigemal gelesen haben" .... „Der Himmel weiß, daß ich nicht, um meine Schriften durch Polemik pikanter zu machen, nicht, um die Namen Fichte und Schelling zu verdrängen, deren Besitzer mit der Denkart des Zeitalters zu gut stehen, und in der Hauptsache in dem Egoismus eines Jeden ihrer Leser zu mächtige Stützen haben, — nicht um meines Namens willen, von dem ich weiß, daß er ausgelöscht ist aus dem Buche der für jetzt Lebendigen, nicht für mich — denn ich habe in der That als philosophischer Schriftsteller nichts dabei zu gewinnen und zu verlieren, sondern nur darum und in sofern polemisire, als ich mich dazu verpflichtet halte. Ich weiß, daß die Subjectivirung des Denkens das *πρωτον ψευδος* der Philosophie ist. Darf ich dazu schweigen? Da Sie ungeachtet Ihrer Ueberzeugung, daß der Aufsatz Nr. 3 des 3. Heftes in der Hauptsache verloren und verschwendete Mühe ist, nicht aufhören wollen, bei mehreren Veranlassungen über diese Ideen zu denken, so beschwöre ich Sie, im vierten Heft zuerst den Aufsatz — Schlüssel zur Philodoxie — und dann die übrigen bis an's Ende, endlich aber die Phänomenologie zu lesen und darauf noch einmal Nr. 3 des 3. Heftes einer Durchlesung zu würdigen. Bis jetzt ahnen Sie in der That nicht, was mit dem Realismus gemeint sei, und ich nehme gerne alle

Schuld davon auf mich selber" .... „Ich bitte Sie noch vor Ende der Ferien um ein Paar belehrende Winke, die mir bei meiner Darstellung höchst wichtig sein werden" .... „Für die moralische Veredlung, die uns in der Kantischen Epoche so viel Hoffnung und Freude gewährte, kann ich, seit ich dieselbe näher kenne und weiß, daß wir, ich und Sie, es besser gemeint, als verstanden haben, mir es nicht leid sein lassen. Ich mag nicht thun, als ob ein Gott wäre, damit ich die Ehre und Freude habe, mich selbst achten zu können. Ich weiß, daß ich mich nur in sofern und darum achten kann, wann und in wiefern ich durch mein Wissen und Wollen Gott an der Natur manifestire. Die Subjectivirung der Vernunft ist Vernichtung derselben, es sei in der Moral, es sei in der Logik."

„Prof. Thibaut, den ich sehr hochschätze, wird sicher auch Ihre Hochschätzung bald gewinnen. Ich wünsche insbesondere Ihrer Universität Glück zu diesem sehr geschickten und fleißigen Lehrer."

„Sophie [4]) dankt nebst mir Ihrer lieben Frau für die freundliche Erinnerung. Ich umarme Sie mit inniger unwandelbarer Liebe und Verehrung. Ewig Ihr

Reinhold."

Der berühmte Anatom Loder, [5]) einst der Glanzpunkt Jena's, von dem ein sehr ausführlicher und wichtiger Briefwechsel vorliegt, schrieb vom 8. Mai 1811 aus Moskau, wohin er gerufen wurde, an Paulus: „Könnte ich nur einen Tag bei Ihnen sein! Was würden wir uns da von vergangenen und gegenwärtigen Dingen sagen können, was sich nicht schreiben läßt! Der einzige Ort, dessen Siegel in unsern Zeiten uneröffnet bleibt, ist das Herz; an diesem unzugänglichen Orte wollen wir Alles aufbewahren, bis unsere Lippen sich öffnen und dem Freunde jenes Siegel lösen können. Vielleicht schenkt mir einmal der Himmel die Freude, Sie und einige von Ihrer Art in Deutschland einmal wieder zu sehen. Fuit alma nostra Salana! Leider fuit, und ich möchte hinzufügen: Nos quoque (ibi) fuimus, et flos ille fuit caducus. Ich kann mich der Thränen nicht erwehren, wenn ich daran denke, was Jena sonst war, und was es jetzt ist, überhaupt, was an mancherlei Orten war, und was jetzt ist. Quis talia fando temperet a lacrimis? u. s. w."

Auch der geistreiche Wilhelm v. Humboldt gehörte zu denjenigen

---

[4]) Reinhold's Frau, Wieland's Tochter.

[5]) M. s. Bd. I, S. 352. 253. 267.

Gelehrten, welche mit Paulus in Jena Freundschaft für das Leben schlossen. In einem Briefe aus Wien vom 22. Mai 1812 empfiehlt jener ihm seinen Sohn Theodor. Er sagt in demselben unter Anderm: „Auch ich habe, seitdem ich Sie in Nürnberg verließ, mancherlei Schicksale gehabt, befinde mich aber jetzt in einer Stelle, die mir schon viel Zeit zu eigenen Studien läßt, ungemein wohl. Die öffentliche Thätigkeit kann nur Befriedigung gewähren, wo sie einen gewissen Zweck hat, der wenigstens von Wahrscheinlichkeit des gelingenden Erfolges begleitet ist. Ich bin eigentlich nur zufällig in dieselbe gerathen, und werde sie ohne Bedauern, ja gern, wie es die Umstände herbeiführen, wieder verlassen. Meine Frau und meine Kinder sind wohl, und, wenn sie sich auch nach Italien zurücksehnen, so gefällt es ihnen doch hier recht wohl. So vergeht das Leben, ohne daß man eigentlich weiß, ob und wie man zu seinem Ziele gelangen wird. Möge es Ihnen und den Ihrigen wenigstens auch angenehm und freudig verstreichen, und mögen Sie sich dann manchmal freundschaftlich unserer und der Zeit erinnern, die wir in Jena zusammen zubrachten, und die ich immer zu den glücklichsten meines Lebens rechne. Empfehlen Sie uns Ihrer lieben Frau recht herzlich, und erhalten Sie uns Ihr gütiges Andenken. Mit aufrichtiger und lebhafter Freundschaft ganz der Ihrige

Humboldt."

Noch war auch Forberg unter den mit Paulus in Jena Verbundenen. Derselbe, der in Jena mit seinem bekannten Aufsatze in J. G. Fichte's Journal Veranlassung zum bekannten Atheismusstreite 1799 gegeben hatte, schrieb aus Coburg am 20. Juli 1821 an Paulus: „Die Welt hat seit meinen atheistischen Händeln nichts mehr von mir vernommen und dabei wohl auch nichts verloren. Sie haben dafür desto thätiger in das immer unübersehlicher werdende Getreibe der Literatur eingegriffen, und thun es noch zu Ihrem Ruhme und zur Freude aller Freunde klarer Erkenntniß. Wie sehr danke ich Ihnen manche köstliche Recension in den Heidelberger-Jahrbüchern! Die letzte von Siklers Hymnus an Demeter hat mich besonders ergötzt, da ich dem tollen Umsturz, den dieser Autor aller Grammatik und öfters allem Menschenverstand zum Trotz mit seinen Etymologien treibt, längst nicht ohne Ingrimm haben zusehen können, und doch mit Schrecken fand, daß Manche, die sich in diesem Fach eine Stimme anmaßen, thun, als wäre etwas daran. Welch einen gewaltigen Kämpfer haben Sie an dem alten Voß in Heidelberg! Ich finde mich persönlich auf Vossen's Seite; aber ich möchte um Alles in der

Welt nicht gegen alte, noch lebende Freunde so schreiben, wie sich Voß erlaubt.“ — „Mein äußeres Schicksal ist günstiger geworden, als ich früher zu hoffen wagte. Ich habe einen Sohn, der jetzt in Halle Theologie und Philologie studirt, und zwei Töchter zu Hause. Des Glaubens habe ich in keiner Lage meines Lebens bedurft, und gedenke, in meinem entschiedenen Unglauben zu verharren bis an's Ende, was für mich ein totales Ende ist, es wäre denn, der neue Wunderthäter im Bamberg brächte mich noch auf dem Wege des Schauens zum Glauben. [6]) Denn, wer ein wahres Wunder thut, dem glaube ich, unvermögend, ein solches Gewicht für meine Lehre in die Wagschaale zu legen, Alles, was er will“ .... „Verzeihen Sie meiner Redseligkeit. Wie viel hätte ich noch mit einem Manne, wie Sie, in dessen Ansichten ich immer die meinigen verklärt wieder finde, zu plaudern! Leben Sie wohl, und, wenn Sie sich alter Zeiten erinnern, so schenken Sie auch einen Augenblick freundlichen Andenkens Ihrem Sie innig verehrenden

Forberg.“

Als Paulus seine Beurtheilung des Fonk'schen Processes [7]) an den berühmten Arzt Hufeland nach Berlin einsandte, antwortete ihm dieser von da am 12. November 1823: „Noch bin ich Ihnen meinen Dank für Ihre gütigen und höchst interessanten Zusendungen schuldig, die mir außer ihrem innern Gehalt auch als Zeichen des Andenkens alter Freundschaft einen hohen Werth hatten. Durch Reisen und viele Geschäfte wurde diese Antwort so lange aufgehalten, und nun freut es mich fast, da sie jene Sache nun schon als beendigt betrachten kann, an der Sie so lebhaften Antheil nehmen, und gerade auf die Art beendigt, wie Sie es wünschten, und zu der Sie so kräftig und edel hingewirkt hatten, und gewiß beigetragen haben. Denn ich habe dafür gesorgt, daß Ihre Schrift in die rechten Hände kam. So hat es auch hier endlich geheißen: Veritas vincit! Und so wird es zuverläßig mit vielen andern schwierigen Punkten der jetzigen Zeit am Ende gehen. Denn — das ist mein Trost — je weiter die Welt kommt, desto unwiderstehlicher wird die Kraft der Wahrheit, — und das Zubinden des Mundes kräftigt sie desto mehr im Innern. Wie gerne hätte ich Sie und die liebe Frau wieder einmal in Ihrem schönen Thale besucht! Aber mein

---

[6]) Man sieht, F. war noch der Alte von 1799, wie er sich im Atheismusstreite gezeigt hatte. M. s. Bd. I, S. 310, ff.

[7]) M. s. §. 6 dieses Theiles.

Weg führt mich dieses Jahr nach Osten, um meine Tochter aus Odessa in Schlesien zu sprechen, welche dort sehr glücklich an den berüchtigten, aber völlig verkannten Stourdza verheirathet ist. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Frau und Tochter herzlich von mir und meiner Frau. Mit unveränderlicher Freundschaft und Hochachtung Ihr ergebenster

D. Hufeland."

De Wette, der Paulus ebenfalls zuerst in Jena näher kennen lernte, schrieb diesem unter Anderm, was besonders seine Verheirathung betraf, im Anfange seines wissenschaftlichen Strebens am 25. April 1805 aus jener Stadt nach Würzburg: „Was meine akademische Laufbahn betrifft, so werde ich erst künftigen Winter lesen. Diesen Sommer arbeite ich noch an einer Schrift: Ueber die Aechtheit der mosaischen Bücher, in welcher ich den alten Streit beizulegen und überhaupt diese wichtige Untersuchung von allen Seiten zu beleuchten gedenke. Ich werde nicht versäumen, sie Ihnen so bald als möglich vorzulegen. Wie sehr freut mich die Theilnahme, die Sie mir bezeugen! Möchte ich sie doch in Zukunft verdienen!" Weitere vorhandene Briefe belegen das zwischen beiden berühmten Gottesgelehrten auch später fortdauernde Band der Freundschaft.

Briefe von Schiller, A. W. v. Schlegel, Froriep, Griesbach, J. D. Gries, dem Juristen Hufeland, Chr. Gottfried Schütz, Niethammer, welche alle den Grund zur Freundschaft mit Paulus in Jena legten, wurden im Verlaufe dieser Darstellung gegeben.

Paulus stand ferner mit seinen Freunden aus Württemberg, Schnurrer, von dem wir einen vollständigen, sehr wichtigen Briefwechsel besitzen, Ferd. Gmelin, Hauber, Uhland, Bengel, J. G. Flatt, Gaab, Malchus, R. Mohl und aus Baiern mit Ast, Feuerbach, dem Kriminalisten, Aschenbrenner, Mannert, Markus im Briefverkehre.

Als Paulus seinem Schnurrer in Tübingen die Verlobung der Tochter Sophie mit A. W. v. Schlegel anzeigte, schrieb ihm der alte treue Freund von Stuttgart, wohin er sich nach seiner Pensionirung zog, am 14. August 1818: „Ihre Vaterfreude belebt und erheitert mich mit dem so angenehmen Gefühl der Mitfreude. Dies werden Sie dem alten, treuen Freund zutrauen und nicht ungern glauben auch ohne weitere Betheuerungen."

„Gott verleihe dazu seinen reichsten Segen! Dies wird geschehen, muß geschehen; denn es ist doch eine eigene Fügung. Meine wohl alt-

väterische Weise, die Ereignisse dieses Lebens anzusehen, war von jeher diese, daß nur dasjenige mir wahre Zufriedenheit gewährt, was nicht gemacht ist, sondern was sich selbst macht" .... „Stolz möchte ich darauf sein, daß Sie mich werth erachteten, unmittelbar von Ihnen selbst zu vernehmen, was natürlich nur den Nächsten zuerst berichtet wird" .... „Dies ist so ganz die Ihnen eigene Weise; ich erkenne es und weiß es zu würdigen. Ich hoffe, es wird mir das Glück gewährt, Sie bald hier zu sehen und mündlich meine treuen Wünsche auszusprechen. Bis dahin auf alle Zukunft mit Verehrung und Liebe Ihr treu verbundenster

D. Schnurrer."

Die Lage, in der sich ein großer deutscher Dichter vor mehr, als dreißig Jahren befand, und das Vertrauen, das er auf den verehrten Paulus setzte, gehen aus dem Briefe Uhland's aus Stuttgart vom 18. Dec. 1818 hervor: „Schon bei Ihrer Anwesenheit in Stuttgart ist die Rede davon geworden, wie sehr mir eine baldige Veränderung meiner Lage wünschenswerth sei. Die Advokatenpraxis habe ich nie aus Neigung getrieben, sondern sie sollte mir blos dazu dienen, mich bis zur Erledigung unserer Verfassungsangelegenheiten in einiger Unabhängigkeit zu erhalten. Nun ist aber nicht blos die endliche Herstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes weit aussehend, sondern ich bin auch, wie Sie schon aus meinen mündlichen Aeußerungen wissen, durch eine nächst bevorstehende Justizorganisation gedrängt. Bei uns unter dermaligen Verhältnissen in den eigentlichen Staatsdienst zu treten, ist gegen meine Ihnen bekannten Grundsätze. Mein angelegener Wunsch muß es daher sein, außerhalb Würtembergs eine Stelle zu finden, die mir das nöthige Auskommen gewährte, und mich in eine meiner Neigung und Naturanlage angemessene Thätigkeit versetzte."

„Sie haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrstelle für deutsche Literatur in Verbindung mit der Theorie der schönen Wissenschaften, welche bei der neuorganisirten Universität Basel errichtet werden soll, dorthin gewendet habe. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es sich mit der wirklichen Ersetzung der neuen Lehrstühle noch ziemlich in die Länge ziehen dürfte."

„Auch in Karlsruhe war ich neuerlich, und erkundigte mich dort, ob nicht auf einer der badischen Universitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich besonders noch die Erklärung altdeutscher Dichterwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man schien dieses nicht für unmöglich zu halten.

Sollte sich hiezu Gelegenheit darbieten, so erlaube ich mir Ihre Verwendung in Anspruch zu nehmen."

„Frühe schon habe ich ein Augenmerk auf die freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Interesse, zu erfahren, ob nicht daselbst bei dem Gymnasium in den oben bemerkten oder verwandten Lehrfächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei eine Anstellung zu erhalten wäre. Ich selbst kenne in Frankfurt Niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß Sie daselbst angesehene Bekannte haben, bei denen durch Ihre gütige Vermittlung zu meinem Zwecke gewirkt werden möchte."

„Die literarischen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, sind außer einer von mir selbst verfaßten juridischen Dissertation von 1810 eine Abhandlung über das altfranzösische Epos in der Zeitschrift — die Musen von 1812, das Resultat meiner Nachforschungen in den altfranzösischen Handschriften der Pariserbibliothek, die 1815 bei Cotta erschienene Sammlung meiner Gedichte, die Ihnen bekannten vaterländischen Lieder, die beiden historischen Schauspiele, Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier, deren letzteres nächstens bei Reimer in Berlin erscheinen wird. Geschäftskenntnisse in anderer Beziehung habe ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministeriums erworben."

„Sie würden mich nun zum lebhaftesten Danke verpflichten, wenn Sie es übernähmen, bei Ihren Freunden in Frankfurt Erkundigung einzuziehen und mir von deren Resultat baldige Nachricht zu geben. Der ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung beharre Ihr

D. Ludwig Uhland."

Ueberaus zahlreich war der Briefwechsel unseres Paulus mit den berühmten Sprachforschern älterer und unserer Zeit. Wir nennen hier nur Bruns, Böttiger, Jacobs, Kopp, Kanne, Friedrich August Wolf, J. K. Orelli, Tychsen, Creuzer, Siebenkees, Schweighäuser, Welcker in Bonn, Fr. v. Laßberg, Grotefend, Eichstädt, Mannert, Ast, Thiersch, J. Hottinger, Lobeck, Weber in Bremen u. A.

Welch' besonderes Vertrauen der unsterbliche Kenner der klassischen Sprachen und des klassischen Alterthums, Friedrich August Wolf auf Paulus setzte, zeigt sich in seinem, aus Halle am 21. Mai 1805 an jenen geschriebenen Briefe: „Ein Blatt von Ihrer Hand, hochzuverehrender Herr Doctor, das mir gestern ein junger Mensch aus der dortigen

Gegend übergab, veranlaßt mich, Ihnen heute zu schreiben. Der Inhalt meines Schreibens aber ist von der Art, wie man nur an den vertrauten und geprüften Freund schreiben darf. Wenn ich Ihnen hierin unbescheiden erscheine, und den anerkannt rechtschaffenen Mann mit dem Vertrauten verwechsle, so verzeihen Sie mir. Den Beweis, daß Sie dies zu thun geneigt waren, werde ich in der Art sehen, wie Sie meine Fragen beantworten und meine Bitte aufnehmen."

"Die erste meiner Bitten ist um die vollkommenste Verschwiegenheit dieses unseres Briefwechsels. Die Sache ist diese. Schon vor mehreren Monaten fragte Jemand aus München als Organ der dortigen Regierung bei mir an, ob ich einen Platz in der baier'schen, neu zu organisirenden Akademie der Wissenschaften annehmen möchte, und, wenn ich es möchte, welche Forderungen oder Bedingnisse ich machen würde. Ich überlegte lange hin und her, und schob eine bestimmte Antwort auf, so sehr mich Klima, Ort, Muße und vieles Andere gleich anfangs mächtig reizte, lediglich darum, weil ich nicht wußte, was ich gegen meinen hiesigen Gehalt oder vielmehr Einkünfte dort als Aequivalent anzusehen hätte. Ich ließ mir am Ende blos merken, daß ich hier jährlich gegen 3000 Rthlr. stehe. Lange hatte ich von München durch verschiedene irrige Nachrichten die Idee von großer Theurung; ich hielt es weit theurer dort, als bei Ihnen, wo ich höre, daß 5000 fl. noch nicht das sein sollen, was uns 3000 Rthlr. sind. Seit einiger Zeit erhalte ich aber ganz entgegengesetzte Nachrichten über München, und die frühern Reitzungen kehren verdoppelt zurück. Mein erster, dringendster Wunsch wäre daher, von Ihnen als ehemaligem Bewohner von Jena, so rein, als möglich, zu erfahren, was ich über jenes Verhältniß zu glauben habe. Ich bin gewiß der letzte, der bei einem solchen Wechsel, zumal nach Süden hin, Alles gegen Metall rechnen möchte; aber ich habe eine Familie und so manche eigene Bedürfnisse, daß ich blos nichts zu verlieren, blos dort so zu leben wünschte, wie ich es hier kann. Denn mit eigenem Vermögen mir gelehrte Muße erkaufen, ist mir nicht mehr möglich, nachdem ich es vor 15—22 Jahren hier leider allzusehr habe thun müssen. Ein anderes Bedenken entsteht, wenn man mich in München etwa zugleich bei der Direktion gelehrter Schulen anstellen wollte. Kann dies rathsam bei der jetzigen, uns seit 6 Wochen so furchtbar geschilderten Lage dortiger Umstände sein? Rathsam nämlich für einen Menschen, der zwar gerade nicht immer, wie unser lieber Luther zu Jena, Kränze flechten will, aber doch nichts mehr haßt, als Streit und Zwist und Beschäftigung mit Persönlichkeiten? Hierüber besonders wünschte ich

Ihre Belehrung, und ich gelobe Ihnen, nicht einmal der Sachen, die Sie mir anvertrauen, gegen irgend Jemand zu gedenken. Ganz unbekannt, wie alle übrigen dortigen Zustände, ist mir auch, wiefern Ihr Franken in Absicht der Schuleinrichtungen mit den andern Provinzen zusammenhängt, und ob wirklich in Baiern noch blos Katholische die höchste Aufsicht über das Schulwesen führen, und so Mehreres. Wäre sonst ein Zusammenhang, und würden Sie glauben, daß dies in München nicht unerhört klänge, so würde ich mir die Freiheit wünschen, im Sommer von Zeit zu Zeit in Würzburg lesen zu dürfen, wo ich jedoch mich verbindlich machen wollte, nur eine ganz unbesetzte Doctrin zum Gegenstand zu wählen. Es geht mir hierin, wie Michaelis in Göttingen; so sehr ich mir endlich Muße zu vielen Dingen gar sehnlich wünschte, die mir hier so sehr fehlt, so besorge ich doch, es könnte mich nach einigen Jahren die Lust anwandeln, mich wieder auf alte Weise auszusprechen. Es versteht sich übrigens, daß ich zu diesem Zwecke bei Ihnen nichts bedürfte, als die Rechte eines ehrlichen Magisters. Bei solchen Wanderungen aber hoffte ich es dann in Gesundheit und Munterkeit trotz meinen 44 Jahren mit jedem Magister des heiligen römischen Reichs aufnehmen zu können."

„Nun, was dünkt Ihnen zu allen diesen Ideen und Bedenklichkeiten? Oder was fällt Ihnen noch sonst aus näherer Kenntniß von München ein, was mir bei weiterer Verhandlung frommen könnte? Von der bisherigen hat in hiesiger Gegend Niemand, auch der nächste Bekannte nicht eher ein entferntes Wort durch mich erfahren, als schon aus einem baierischen Briefe die Sache als eine geflüsterte Sage hieher erscholl. Sie hat sich dann schnell hier verbreitet, ob ich gleich tapfer widersprach. Ich habe selbst nach Berlin das Gerücht für falsch erklärt, weil ich dort nichts suche, und nichts zu wünschen brauche, als, wenn ich wirklich gehen will, meinen Abschied. Nachdem ich so lange geschwankt und nun dies Schwanken überdrüßig bin, so freue ich mich im Voraus auf die von Ihnen erbetene Antwort. Sie soll die Sache auf's Schnellste entscheiden helfen. Mit vorzüglicher und empfundener Hochachtung nenne ich mich Ihren ergebensten

F. A. Wolf."

Paulus' alter Freund, der ausgezeichnete Philologe Jacobs, schrieb aus Gotha am 10. November 1817: „Erlauben Sie mir, Ihnen für die vielfältige Belehrung und das Vergnügen zu danken, das ich aus Ihren Beurtheilungen das Kirchenwesen betreffender Schriften in den Heidelberger-Jahrbüchern schöpfe. Ich nehme den lebhaftesten Antheil daran, und

unerachtet mir im Ganzen wegen der Fortschritte der guten Sache und der wahren Religion nicht bange ist, so scheint mir doch der Ernst und Eifer, mit dem Sie jeder Art von Willkür entgegentreten, den Bedürfnissen einer Zeit gemäß, wo die Feinde der Freiheit, wie Pilze, aufwachsen, und die Glückseligkeit der Hierarchie zuerst in der römischen Kirche herstellen und dann in die protestantische einführen möchten. Reinhard's Ansehen hat in dieser Rücksicht großen Schaden gethan, und wirkt noch fort, zumal unter der sächsischen Geistlichkeit, der es nun auch Ammon recht machen will, ohne eigentlich zu wissen, wie er es anfangen soll. Von unserm Bretschneider ist noch nicht klar, was er eigentlich will. Indeß wird sein Wille sicherlich nie ein starker und eifriger Wille, sein Wirken nie positiv bedeutend sein. Ihr

Jacobs."

Von biblischen Sprachforschern war Paulus mit Alter, Bertholdt, Rosenmüller, J. D. Michaelis, Severin Vater, Winer, Hartmann, Gesenius, Lücke, Engelhardt, Kaiser u. A. in freundschaftlichem, noch vorliegendem Briefverkehre.

Der berühmte Gesenius schrieb ihm von Halle am 6. November 1821: „Verehrtester Freund! Lange schon war es meine Absicht, mein Andenken bei Ihnen durch einige Zeilen zu erneuern und Ihnen meinen herzlichen Dank zu widerholen für die sehr gütige Aufnahme, die Sie mich und meinen Begleiter bei unserer vorjährigen Ausflucht in Heidelberg finden ließen; aber ich wünschte Ihnen zugleich meinen Commentar über den Jesaias einsenden zu können, der erst jetzt fertig geworden. Nehmen Sie denselben als einen Beweis meiner innigen Verehrung auf, und erlauben Sie mir den Wunsch, daß er Ihrer Aufmerksamkeit, vielleicht Ihres Beifalls nicht unwerth sein möge. Von Seiten der historischen, kritischen und dogmatischen Forschung, in welcher ich ja Ihren Fußstapfen gefolgt bin, hoffe ich dies mit einiger Zuversichtlichkeit, von Seiten der philologischen würden wir uns nicht minder über die Principien leicht völlig vereinigen, da Ihnen meine neuern Arbeiten und selbst die gegenwärtige zeigen, wie ich immer mehr den Blick auf Etymologie durch Dialektsvergleichung gerichtet habe."

„Mit großer und freudiger Theilnahme habe ich in den letzten Jahren wiederum gesehen, wie Sie sich recht eigentlich ein höchst dankenswerthes Geschäft daraus machen, allen schiefen und verschrobenen Tendenzen in Reli-

gion und Wissenschaft einen gründlichen Damm entgegenzusetzen. Ihre trefflichen Abfertigungen der Herren L. und S. halte ich für um so verdienstlicher, da es wirklich, was ich kaum glaubte, unbefestigte Gemüther genug gibt, bei welchen dergleichen doch Eingang findet, oder sie auf kurze Zeit verwirrt."

„Von meiner vorjährigen Reise sage ich Ihnen nur so viel, daß ich in England, namentlich an dem eigentlichen Ziele meiner Reise, der Bodleyana, eine über alle Erwartung gute Aufnahme gefunden habe. Ich habe, unterstützt von dem trefflichen Nicoll, welcher jetzt den Uri'schen Katalog fortgesetzt hat, gethan, was sich in nicht vollen 3 Monaten thun ließ, und will nun diesen Winter ernstlich daran gehen, etwas davon für den Druck zuzubereiten. Zuerst meine Excerpte aus den syrischen Originallexicis und die samaritanischen Liturgien oder vielmehr alphabetischen Psalmen. Daß mich schon in Stuttgart Kanzler v. Schnurrer, der ehr- und liebenswürdige Greis, mit einigen seiner Abschriften aus Oxforder grammatischen Handschriften beschenkt hat, werden Sie aus der Vorrede zum Jesaias erfahren, auch im Kommentar selbst Gebrauch davon gemacht finden. Unter denen, die sich in Oxford mit Theilnahme nach Ihnen erkundigten, war besonders der alte Dr. Routh, jetzt Präsident of Magdalen-College, dessen reliquiae sacrae Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt sind. Er hatte sich so eben in seinem 70. Jahre zum erstenmale verheirathet" .... „Ob Ihnen meine Erklärung von Jesaias Cap. 53 zusagen wird, muß ich erwarten, da es gewiß höchst schwer ist, hier etwas Positives aufzustellen, was allgemein genugthue; aber das Negative, was ich S. 162, 163 zu begründen gesucht habe, scheint unserm Zeitalter noch dringender nothwendig zu sein. Hrn. Hofrath Chelius bitte ich gelegentlich meinen Dank für seinen trefflichen ärztlichen Rath zu widerholen, welcher die unmittelbare Heilung meiner mit Elephantiasis behafteten Hand zur Folge hatte, so wie bei dem ehrwürdigen Vater Voß mein Andenken zu erneuern. Mit treuer Ergebenheit stets der Ihrige

Gesenius."

Von den Philosophen waren außer J. G. Fichte, K. L. Reinhold und Forberg, von denen bereits Mittheilungen gegeben wurden, Benecke, Carus, Carové, Eberhard, Heusinger, H. Schmid, Sigwart, Ast, Aschenbrenner, Fr. v. Baader, Krug, J. H. Fichte u. A., von den mit ihm gleich gesinnten rationalistischen Theologen Röhr, Wegscheider, Tzschirner, Zeller, Schuderoff, Schult-

heß u. A., von Kirchenhistorikern Gieseler, Henke, Plank, Dähne, Gurlitt, Fr. Illgen, Sakreuter u. A., von Historikern und Politikern v. Dohm, Mannert, v. Malchus, Murhard, C. Th. Welcker, Pfeilschifter, Pölitz, Karl v. Rotteck, v. Raumer, L. Wachler, E. Münch, Kolb, Hermann v. Rotteck u. A., von andern Theologen, welche, wenn sie auch mit Paulus in theologischen Dingen nicht ganz gleich dachten, zu verschiedenen Zeiten Gefühle der innigsten Hochschätzung gegen ihren Freund aussprachen, wie Stäudlin, Strauß in Berlin, de Wette, Justi, Nast, Nitzsch, Neander, Middeldorpf, Ernst Zimmermann, Baumgarten-Crusius, v. Ammon, Hirzel, Hezel, Horst, Marezoll u. A., mit unserm Paulus in noch vorliegender schriftlicher Verbindung.

Franz v. Baader schrieb von Baden am 22. August 1821: „Werthester Freund! Seit 10 Tagen bin ich hier, und suche meine durch die letzte Krankheit so erschütterten Kräfte wieder zu sammeln für meine Kämpfe, die mich beinahe jeden Winter erwarten. Ich durchmustere meine Korrespondenzen, und finde beschämt auch Ihren letzten Brief vom 28. Juni. Sie haben mir Unrecht gethan, wenn Sie mein langes Stillschweigen dem Wankelmuthe zuschrieben, der wahrlich meine Sünde nicht ist. Ohne Ihnen zu schreiben, habe ich für Sie gewirkt, und vielleicht den orthodoxen Eifer Ihrer Confessionisten mehr als einmal im Zaum gehalten. Sogar Ihre Theilnahme an den Voß' und Stolberg'schen, nicht gar erbaulichen Händeln habe ich einmal benützt, um zu beweisen, daß Sie der protestantischen Kirche, was man anstritt, noch sehr zugethan seien. Herr v. Wessenberg geht seinen festen Gang fort, und gewinnt täglich mehr Anhänger unter der Geistlichkeit — selbst unter denen, die ihn anfangs von ganzem Herzen haßten. Man ignorirt sein Fortwirken als Bisthumsverweser, und es ist kein Zweifel, daß sich die Kurie mit ihm aussöhnen wird, sobald der Großherzog sich dafür bestimmt ausspricht. Wir sehen stündlich der Antwort des Papstes auf die Frankfurtererklärung entgegen. Es ist möglich, daß die preußischen Unterhandlungen, die in manchen wesentlichen Punkten so sehr mißlungen, d. i. römisch gelungen sind, — wohl eine neue von den Finanziers gerne gesehene Verzögerung herbeiführen; allein — am Ende muß die gute Sache doch siegen. Von Herzen Ihr

Franz Baader."

In welcher Lage der bekannte Philosoph Krug sich in Leipzig

1828 befand, geht aus einem Briefe desselben vom 7. März jenes Jahres an Paulus, seinen ehemaligen Lehrer, hervor: „Meine hiesige Existenz fängt an sehr prekär zu werden. Der päpstliche Vikar und das katholische Konsistorium in Dresden sind durch den Widerstand, welchen Tzschirner und ich ihren Anmaaßungen und proselytenmacherischen Umtrieben entgegengesetzt haben, sehr gegen uns aufgebracht worden. Jenem (Tzschirner, der indessen gestorben war) können sie nicht mehr schaden. Ihr Grimm wirft sich nun auf mich allein. Schon ist mir angedeutet worden, daß man mich, wenn ich, wie bisher, zu schreiben fortführe, meines Amtes entsetzen würde. Was soll ich thun? Ich habe zwar Familie. Aber soll ich darum schweigen, wenn es Noth thut, zu reden? Das kann ich nicht. Indessen möcht' ich es doch nicht gern bis zur Entsetzung kommen lassen, was allemal in den Augen des Publikums diskreditirt. Wissen Sie daher ein anderes Plätzchen für mich, so melden Sie mir es gefälligst. Ich gehe dann von selbst, und habe nachher volle Freiheit, das ganze Unwesen aufzudecken" .... „Indessen empfehl' ich mich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen, und beharre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung ganz der Ihrige

Krug."

Von bedeutenden katholischen Theologen und Kirchenschriftstellern, mit welchen Paulus im näheren brieflichen Verkehre stand, sind besonders Ladislaus Pyrker, Ignaz Heinrich von Wessenberg, Johann Leonhard Hug, Bischof Gregoire, Salat, Brunner, geistlicher Ministerialrath in Karlsruhe, Alexander Müller, Amann, E. Münch u. A. zu erwähnen.

Der berühmte Dichter, Ladislaus Pyrker, Patriarch und Erzbischof von Venedig, hatte schon am 31. Oktober 1825 Voß den Dank für eine ausgezeichnet günstige Recension seiner Rudolphias in dem 2. Hefte des Sophronizon jenes Jahrganges ausgesprochen. Er sagte unter Anderm in diesem im Paulus'schen Nachlasse vorhandenen Briefe: „Ihr Urtheil ist für mich von solchem Gewicht, daß ich über das fernere Schicksal meiner Werke vollkommen befriedigt bin!" Da diese Anzeige allein von Paulus stammte, übergab diesem sein Freund Voß den Brief. Aber schon am 20. August 1826 schrieb Pyrker aus Venedig an Paulus: „Sie haben mir in den letzten zwei Jahrgängen Ihres Sophronizon durch die Beurtheilung meines Rudolph von Habsburg und der Tunisias eine große Freude gemacht, auch mir in Hinsicht des erstern noch den Beifall unseres größ-

ten Literators, des verewigten Herrn Hofr. J. H. Voß öffentlich zugesichert, für welches ich Ihnen hiemit den verbindlichsten Dank melde, und zugleich mir die Freiheit nehme, Ihnen die zweite vollständige Ausgabe meiner Perlen der h. Vorzeit, da den erstern noch Moses, Samuel und der Sieg des Judas Makkabäus beigefügt worden sind, zu übersenden. Diesen soll noch zu Ende dieses Jahres die neue vollendete Ausgabe meines Rudolph v. Habsburg folgen und mit dieser meinen literarischen Arbeiten das Ziel aufgesteckt sein. Indem ich Ihnen allerdenkliches Wohlergehen wünsche, habe ich die Ehre, mit größter Hochachtung zu sein Ihr ergebenster

J. L. Pyrker."

Als Paulus im Jahre 1828 das Leben Jesu herausgegeben hatte, suchte ihn Johann Leonhard Hug, der ausgezeichnete Sprachforscher und Theologe, in der Zeitschrift für die Geistlichkeit der Erzdiöcese Freiburg nicht nur mit den Waffen der Wissenschaft, sondern selbst mit den herbern des Spottes zu bekämpfen. Schultheß in Zürich nahm sich des angegriffenen Freundes an, und gab eine besondere Schrift gegen Hug heraus. Am 20. Hornung 1830 schrieb jener aus Zürich an Paulus: „Schon letztes Spätjahr vernahm ich zufällig von Dr. St. von Freiburg, wie Dr. Hug Ihr Leben Jesu verunglimpft und als ob er hoch über Ihnen stände an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, mit vornehmer Schnödigkeit Ihre Person mitgenommen habe. Und so fand ich's wirklich, da einige Zeit nachher das Hug'sche Journal mir zu Handen kam. Da nun, wie ich weiß, dieser Mann auch bei vielen Protestanten in übermäßiger Achtung steht, und ohne Zweifel die Antirationalisten ihm lauten Beifall klatschen und schreien werden: Sehet! Auch der schriftverständigste Theologe der katholischen Kirche macht gemeine Sache mit uns gegen einen gemeinen Feind des Christenthums! so fand ich's der Mühe werth, ihn zu züchtigen, wie er's verdient. Möge es auf eine Ihrer und der Sache würdige Weise geschehen sein!" u. s. w.

Paulus hatte inzwischen von Hug Mancherlei gelesen, was in ihm eine hohe Meinung von seinem wissenschaftlichen Werthe hervorrief. Diese hatte er ohnehin schon früher gehegt, und er ergriff, als er an einen treuen und gründlich gelehrten Kämpfer für Licht und Recht in der katholischen Kirche, den Hofrath Amann in Freiburg, damals Prorektor der Universität, schrieb, die Gelegenheit, auch des berühmten Theologen an der Alberto-Ludoviciana zu erwähnen. Er schrieb am 5. März 1837 an Amann: „Hug, höre ich, wird sich nun etwas entromanisiren. Möchte er doch noch viel für philologische und historische Studien aus sei-

nen Vorarbeiten zu Tag fördern! So wenig er mich liebt, so sehr schätze ich seine Aufsätze in der Freiburger=Archiepiskopal=Zeitschrift. Ich lerne viel auch aus dem, wo er Unrecht hat, weil er es mit so viel Schein umgibt. Als 76jährig habe ich große Ursache, mich glücklich zu preisen, daß ich noch so manches kräftige Stündchen habe zum Arbeiten, wenigstens zum Genießen anderer Arbeiten. Bei unsern Jahrbüchern bin ich jetzt ohnehin nur auf Theologica eingeschränkt. Der Schauplatz bleibt. Die Acteurs wechseln. Qui mimum vitae sat bene transegit, plaudat sibi, etiam absque plausibus. Hochachtungsvoll der Ihrige

Paulus."

Als Hug die Erwähnung seiner Person in diesem Briefe erfuhr, schrieb er am 24. März 1837 an Paulus: „Die freundliche Erinnerung, welche Sie mir in Ihrem Briefe an Herrn Collega Amann widmen wollten, verfehlte Ihres Eindruckes nicht. Sie denken mich als einen leidenschaftlichen Mann; der bin ich nicht. Immer heitern und frohen Sinnes kann ich augenblicklich böse werden mehr über Meinungen, als über Menschen; aber ich kann Niemanden hassen. [8]) In denselben Stunden, wo ich gegen Sie zu Felde lag, hätten Sie mich bereit finden können zu den größten Freundschaftsbeweisen mit eigener Aufopferung. Glauben Sie an mein besseres Gemüth, und erlassen Sie mir jene Parenthese. Sollte ich siebenzig und zwei Jahre gelebt und immer gelernt, Tag und Nacht gelernt haben, ohne etwas Gutes zu lernen? Welch eine Wissenschaft, die an dem Menschen nichts bessert!"

„Was ich gegen Sie schrieb, betraf die Sache, nicht Sie. Ich ehrte von jeher an Ihnen einen Mann von Geist und außerordentlicher Begabung aus freiem Anerkenntnisse. Der selige Schnurrer steigerte mein eigenes Urtheil in einem Briefe, ich glaube damals, als Sie nach Heidelberg berufen wurden, mit den Worten: „Ueberall wird Paulus herrschen, wo er sein wird."

„Daß ich zuweilen gegen Sie in einen scherzhaften Ton eingefallen bin, das ist meine Sünde, der ich mich schuldig gebe. Ich habe mir nicht immer Freunde damit gemacht und mich doch nicht gebessert,

---

[8]) Paulus hat im Briefe an Amann nirgends gesagt, daß ihn Hug hasse, sondern nur, daß dieser ihn nicht liebe, und das konnte er gewiß nach den bittersten Verunglimpfungen in jener Recension mit allem Rechte sagen.

weil sie zu tief in meinem Frohsinn wurzelte. Lassen Sie mir diese Frevelhaftigkeit gütig hingehen, damit wir uns nicht länger mißverstehen."

„Sie loben an mir, daß ich mich entrömert zu haben scheine. In dieser Beziehung ist nie etwas dazu und nie etwas davon gekommen. Es blieb immer beim Alten. Ich habe in meinem politischen und kirchlichen Bekenntnisse nichts geändert, seitdem ich mich selbst verständigt und meine Stellung in Kirche und Staat begriffen habe, und das ist schon ziemlich lange. Mit meiner Art zu sehen habe ich keinem Theile meiner katholischen Mitbrüder genügt; beide waren so ungerecht, mir nicht zuzutrauen, daß ich vernünftig genug sein dürfte, zu wissen, warum ich weder diesem, noch jenem huldige. Jeder verlangte von mir, seiner Meinung zu sein, und grollte auf mich, daß ich mich oft erkühnte, auch eine Meinung zu haben. Es gibt nichts Intoleranteres, nichts Hochmüthigeres, als die Oberflächlichkeit. Glauben Sie dieser Art von Geisteskranken nichts. Ich werde nie aufhören zu handeln, wie es sich für einen Mann von Werth geziemt, und werde Ihnen mit hochachtungsvoller Ergebenheit zugethan bleiben, wenn Sie es auch nicht der Mühe werth halten sollten, über mich ins Klare zu kommen. Wir sind alte Männer. Nehmen wir in Friede Abschied von einander.

Hug."

Am 20. August 1837 antwortete Paulus: „Recht von Herzen versichere ich, daß durch die meinen Exegesen entgegengesetzten Gründe nie ein Funken von persönlichem Unwillen in mir entstanden ist. Ich hoffe, in meinen Erwiederungen ist nirgends ein solcher zu erblicken. Die zwei ersten Hefte der von Ihnen so musterhaft ausgestatteten Zeitschrift, deren Beendigung ich sehr bedauere, erhielt ich durch den Verleger. Diese las, überdachte und benutzte ich. Da ich die Fortsetzung nicht erhielt, verlor ich sie aus dem Gesicht. Erst kurz vor meinem Letzten an Herrn Hofr. Amann war ich veranlaßt, auch die spätern Hefte mir von der Universitätsbibliothek geben zu lassen, und Mehreres, so wie man von Ihnen nichts ohne vielfachen Nutzen lesen kann, zu durchblicken. Nur, weil dies so eben geschehen war, floß etwas darüber in den vertraulichen Brief an ihn, was unstreitig damals meine Meinung war, was ich aber jetzt nicht mehr bestimmt weiß.

Davon, daß der so gelehrte und doch auch so leicht übertreibende Freund Schultheß für mich oder meine Ansicht gegen Sie schrieb, wußte ich nicht nur zum Voraus kein Wort; selbst vom Gedruckten habe ich nur ein paar Bogen erhalten und flüchtig gelesen."

So ist es nun einmal mit mir. Non quis, sed quid. Nichts würde mir erwünschter sein, als wenn wir Sie, kenntnißreicher Mann! hier haben könnten. Wie oft würde ich den Freund meines verehrten Schnurrer um Mittheilungen aus dem Schatze seiner Forschungen und um Winke seines feinen Geschmackes bitten, gewiß sie erhalten und möglichst zu benutzen suchen! Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und wechselseitiges Vertrauen! Dies ist die herzlichste Bitte Ihres hochachtungsvoll ergebensten

Paulus."

In einer Nachschrift erwähnt dieser, daß er in seiner Geisterrevüe „Einiges über Hug" aus Münch's Lebensbildern „abgekürzt" und „gemäßigt" aufgenommen, aber selbst „kein unfreundliches Wörtchen dazu gesetzt, manches gemildert, das Gute gerne mehr verbreitet habe." Er fügt dieser Nachschrift bei: „Meine jetzt nachgeschickte Vorrede (zur Geisterrevüe) erklärt mich, wie ich es immer bin, zu Berichtigungen bereit. Vermuthlich aber ist es Ihrer und meiner würdiger, es wenigstens, insofern es nur Excerpt aus Münch ist, zu ignoriren." -

Am 14. November 1837 erwiederte Hug aus Freiburg: „Die Antwort auf Ihre gefällige Zuschrift vom 20. August, zwar etwas spät, war mir aber darum nicht weniger willkommen und angenehm; ich müßte den entgegengesetzten Schluß, den man von meiner Zögerung herleiten möchte, alles Ernstes zurückweisen. Nachdem ich sieben Jahre nie einen ganzen Tag außerhalb unserer Stadt, außer in Geschäften, zugebracht habe, fühlte ich das Bedürfniß so dringend, mir selbst auf einige Wochen anzugehören, daß ich das Nöthige eilig abthat, und den Geschäften entlief, um in den reizenden Umgebungen meiner Vaterstadt die Oertlichkeiten jugendlicher Freuden aufzusuchen und mich ganz dem Genusse eines müßigen und lebensfrohen Daseins hinzugeben. Das gelang mir auf's Vollkommenste. Indessen haben sich aber meine Arbeiten um nichts verringert. Das Schlimmste war, daß ich keine Lust dazu mitgebracht hatte, und doch mußten sie geschehen. Manchmal habe ich gewünscht, unsern berühmten Paulus kennen zu lernen;

aber, da ich den Weg zu ihm nur durch eine Menge dazwischen liegender Visiten finden konnte, kam es mich schwer an, diesen Dornenpfad zu betreten, und so blieb es beim Wunsche."

„Die Geisterrevüe kam mir noch nicht zu Gesicht. Sollten Sie mich auch, wie Dr. Münch, unsäuberlich berührt haben, so macht es bei mir keinen Unterschied mehr. Ich bin hartschlägig geworden. Von der Zeit, wo es mir allmählich glückte, über den gemeinen Haufen mich hervorzuthun, bekam ich Gegner und sogar bittere Feinde, die nichts Böses gegen mich unversucht ließen, weil ich ihnen im Wege zu stehen schien. Menschen anderer Art glaubten, ich müßte an ihren erleuchteten Planen Antheil nehmen, und, als ich mich nicht zu ihrer Weisheit erheben konnte, beschloßen sie im Ingrimm, mich moralisch zu vernichten. Noch stehe ich da aufrecht, ungebeugt, und gehe heitern Sinnes, wie ehevor, meiner eigenen Nase nach. Sie sehen, daß ich desfalls gleichgültig werden, oder mich zu todt zürnen müßte, wornach mich nicht gelüstet hat."

„Jedoch ein Bedenken, Hochverehrter! Die Geisterrevüe kann nicht mit den drei bekannten Fragen abgethan werden. Sie müssen meine Individualität zur Sprache bringen. Wie soll dies geschehen, da Sie mich nicht kennen, oder aus dem Berichte Uebelwollender mißkennen? Besprechen Sie meine wissenschaftliche Richtung? Aber auch diese geht vom innern Menschen aus. Wollen Sie mich darüber hören? Ich erwarte alles Gute, was einst kommen soll, von der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung der Menschen. Wir können die Zukunft nicht vorausleben, aber an dem, was sie bringt, verdienstlich arbeiten. Das Voranstürmen verwirrt den Gang der Dinge in der Gegenwart, und störet die Verrichtungen der Zukunft. Was wir von der Vergangenheit Gutes überkommen haben, für dessen Besitz müssen wir uns wehren, pro aris et focis. Ich habe Sie, Hochverehrter, lange genug belästigt; aber ich möchte von Ihnen nicht verkannt sein. Bei vielen Andern liegt mir weniger daran.

Hug."

Wenige Correspondenzen dienen so sehr zur Charakteristik dieser beiden ausgezeichneten Größen der protestantischen und katholischen Kirche. Der geist- und gemüthvolle Prälat der katholischen Kirche, Freiherr Heinrich Ignaz v. Wessenberg, der von frühen Zeiten bis auf die letzten Lebenstage unseres Paulus mit diesem in noch vorhandenem, anziehendem Brief-

wechsel stand, schrieb, als er sein wichtiges, vortreffliches Werk über die Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vollendet hatte, am 10. März 1840 an Paulus: „Endlich ist mein angekündigtes Werk nach schweren Geburtswehen an's Licht getreten. Ich säume nicht, Ihnen ein Exemplar zu senden. Nehmen Sie es wohlwollend auf. Es wird vielseitige Anfechtung finden. Darauf bin ich gefaßt. Das Hauptaugenmerk des Verfassers ist auf den katholischen Klerus gerichtet. Aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich beurtheilt zu werden. Uebrigens hoffe ich, durch die Beurtheiler des Werkes in den Stand gesetzt zu werden, ihm, wofern eine zweite Ausgabe stattfindet, einen höhern Grad von Vollendung zu geben."

„Mein Wunsch ist erreicht, wenn meine Ansicht so glücklich ist, zur tiefern Begründung ächt christlicher Gesinnung in Vielen beizutragen. Denn dies thut wohl am meisten Noth. Ein wirksameres Mittel, dem aus Selbstsucht, Stolz, Genußgier hervorgehenden Weltelend zu steuern, kenne ich nicht."

„Machen auch Sie mich mit Ihren gegenwärtigen Arbeiten bekannt. Sie sprachen mir einst von dem Vorhaben eines Werkes, das gleichsam eine Revision Ihrer sämmtlichen Studien und Beobachtungen sein sollte. Genehmigen Sie den Ausdruck der großen Hochachtung, womit ich verbleibe Ihr ergebenster Freund

J. H. v. Wessenberg."

Paulus schrieb demselben am 10. Juli einen äußerst anerkennenden Brief mit der Beigabe seines eben erst erschienenen Werkes über die Kirchenunion in der baierischen Pfalz. [9])

Dieser erwiederte in einem trefflichen, die edle Seele des seltenen Geistes bekundenden Briefe vom 8. December 1840 aus der Seestadt: „Erst vor drei Wochen bei meiner Rückkunft aus Italien, das ich von den Ufern des Genfersee's bis Palermo ganz durchwandert habe, empfing ich dahier, mein verehrter Freund, Ihren werthesten Brief vom 10. Juli nebst dem beigelegten Geschenke. Recht sehr erfreute mich die Anerkennung, welche Sie dem Geiste meiner Arbeit über die großen Concilien ertheilen. Belebung des Sinnes für die christliche Wahrheit, welche Gott der Menschheit leuchten ließ, um ihr Leben zu erneuern und zu heiligen —

---

[9]) Die protestantisch-evangelische unirte Kirche in der baierischen Pfalz. Eine Sammlung von Actenstücken u. s. w. von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, bei C. F. Winter, 1840. XXXVI u. 397 S. gr. 8.

ist mein einziger Zweck. Welchen würdigeren könnten wir uns vorstecken, wenn wir unsere Kräfte der Darstellung kirchlicher Dinge widmen? Auch in dem geschichtlich-polemischen Werke, dessen Zusendung ich Ihnen von Herzen verdanke, erkenne ich mit wahrer Freude die gleiche Tendenz. Sie haben meine innerste, durch alle Stadien bekräftigte Ueberzeugung ausgesprochen, da Sie (S. V) sagen, daß das Seligwerden von dem möglichst redlichen und thätigen Wollen, das unverkennbar Wahre zu glauben und zu thun, nicht aber von den bei jedem Menschen so sehr verschiedenen Kräften und Mitteln des Wissens abhänge. Wann werden die Theologen einmal aufhören, das Heil der Welt von dogmatischen Begriffsbestimmungen zu erwarten, während doch die Geschichte so deutlich nachweist, daß die Stärke des alle Anlagen zum Guten befruchtenden Pflichtglaubens, dessen Sie S. 4 erwähnen, mit dem dogmatisirenden Eifer zu allen Zeiten im umgekehrten Verhältnisse gestanden? Vieles in Ihrem Briefe über die Bekenntnißunion in der baierischen Pfalz war mir neu. Mir däucht, daß das Eifern gewisser Leute für den Buchstaben der Symbole durch starke Beiimpfung politischer Ansichten zu falscher Münze geworden sei."

„So trüb auch jetzt der Horizont aussieht, so dürfen wir getrost einer künftigen Aufheiterung desselben entgegensehen. In dem Läuterungsfeuer der Zeit kann nichts Unreines die Probe bestehen. Vielleicht komme ich einmal nach Heidelberg, um nachzusehen, ob nichts Wichtiges für die Conciliengeschichte in der großen Bibliothek daselbst noch verborgen liege. Mit der alten Hochachtung Ihr ergebenster Freund

J. H. v. Wessenberg."

Auch später dachte Paulus in einer sehr günstigen Beurtheilung des Wessenberg'schen Werkes. [10])

Von andern bedeutenden Männern und Frauen, mit welchen jener nach noch vorhandenen Briefen in näherer Verbindung stand, nennen wir außer den seither erwähnten nur noch Bacherer, Friederike Brunn, Büttner, v. Beyme, v. Benzel-Sternau, Ernst Bischoff in Bonn, Boie, Brabant in England, Degen, E. Duller, Dechent in Westhofen, S. Erhardt, Leander van Eß, Ersch, Eisen-

---

[10]) Allgemeine Kirchenzeitung, Jahr 1840, 11. Oktober, Nr. 162, S. 1317—1319.

schmied, Eichrodt, Dekan Fecht, Consul Flügel, Germar, Ferd. Gmelin, Heine, Hauff, Hofacker, Hanhart, Fr. Haug, Hufnagel, Hofmann in Jena, Hebel, Horn, Hartleben, v. Hoven, Jassoy, v. Lang, Laguna, Maßmann, v. Massenbach, v. Maucler, Molter, Meier, J. H. Nägeli, Nüßlin, Oertel, Pahl, Pott, Paniel in Bremen, Graf Kuno v. Ranzau, v. Ring, Ruhkopf, Rinnäcker, v. Reinhard, Reinwald, F. Rückert, Schleußner, Heinrich und Alois Schreiber, Wilh. Snell, Süßkind, Schwebel-Mieg, v. Sensburg, v. Struensee, v. Stengel, Schlichtegroll, Siebenkees, W. Stark, C. D. M. Stahl, Gustav Schlesier, Paul Scheel, Tischendorf, Tischbein, Usteri, Venturini, v. Voigt, Villers, K. Wächter, Weitzel, v. Wedekind in Darmstadt, Frau v. Wolzogen, Weckherlin, Warnkönig u. A.

Unter den auswärtigen Freunden unseres Gottesgelehrten sind es Göthe, Jean Paul und die beiden Schlegel, deren freundschaftliche Beziehungen zu ihm wir in besondern Abschnitten darstellen.

§. 11.

Göthe. Ernestine Voß über ihn. Desselben ungedruckte Originalbriefe. Göthe und Paulus nach einer ungedruckten Originalschrift des Letztern.

Wir haben schon früher die innigen Beziehungen, welche zu Jena und Weimar im Laufe von 14 Jahren (1789—1803) zwischen Göthe und der Familie Paulus sich anknüpften, dargestellt. [1]) Die hohe Meinung, welche Göthe zu jeder Zeit von der seltenen Begabung und den bedeutenden Kenntnissen unseres Gelehrten hatte, [2]) so wie die Eingenommenheit für die überaus liebenswürdige Natur der „kleinen Frau," wie er Caroline Paulus zu nennen pflegte, trugen nicht wenig zu dem immer gleichen Verbündnisse mit Paulus bei. [3])

Göthe machte von Weimar aus eine Kunstreise an den Rhein, den Main und den Neckar in dem Sommer 1814, und wiederholte sie 1815. In jedem dieser beiden Jahre zog ihn außer seinen Freunden Pau-

---

[1]) M. s. Bd. I, S. 334—337.

[2]) Bd. I, S. 336 u. 337.

[3]) Bd. I, S. 337.

lus und Voß die altdeutsche Gemäldesammlung der Brüder Boisserée nach Heidelberg. Sulpiz und Melchior Boisserée aus Köln und Johann Baptist Bertram aus derselben Rheinstadt hatten sich seit 1809 in dieser Stadt niedergelassen und dahin seit 1810 ihre für die deutsche Kunstgeschichte so überaus wichtige Sammlung altdeutscher Gemälde nach und nach verbringen lassen. Im Jahre 1814 wurden von unserm Dichter die Kunstwerke und Kunstreste in Köln, Frankfurt und Darmstadt besucht. In Bingen beging man am 16. August das Rochusfest. Man machte von Wiesbaden aus im August und Anfangs September Ausflüge. [4]) Er hielt sich auf seiner Reise bei dem berühmten Mineralogen, Geheimenrath v. Leonhard einige Zeit in Hanau auf, und wohnte der ersten Feier des 18. Oktobers in Frankfurt bei. Von hier aus wurde auch Heidelberg aufgesucht, wohin ihn Kunstsammlungen und alte Freunde riefen. [5]) Er kehrte noch in demselben Jahre nach Weimar zurück. Im Jahre 1815, als der „politische Himmel sich nach und nach aufzuklären schien,“ trieb es ihn abermals „ins freie Geburtsland.“ Auch hier zog ihn wieder das Studium der altdeutschen Baukunst an. Zu diesem Zwecke machte er seine Fahrt nach Köln „in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers v. Stein.“ Mit Sulpiz Boisserée, der sich das Studium des Kölner-Domes und der altdeutschen Kunst zur Lebensaufgabe gemacht hatte, reiste nun Göthe von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmstadt nach Heidelberg, wo die Gebrüder Boisserée seit fünf Jahren ihre ihm so überaus wichtige Gemäldesammlung aufgestellt hatten. Sulpiz Boisserée begleitete ihn bei seiner Abreise bis nach Würzburg, von wo Göthe über Meiningen, den Thüringerwald und Gotha nach Weimar zurückreiste, und daselbst am 11. Oktober wieder ankam. [6])

Damals schrieb Ernestine Voß Einiges über des großen Dichters Aufenthalt in Heidelberg nieder. Folgende Aufzeichnung derselben findet sich in dem Paulus'schen Nachlasse:

„Seit wir in Heidelberg waren, fanden wechselseitig freundliche Grüße statt. Gegen unsern Sohn in Weimar blieb der väterliche Ton nicht blos in wissenschaftlichen, sondern auch in persönlichen Verhältnissen. So zeigte er ihm bei einem schmerzhaften Lippenübel die herzliche Theil-

---

[4]) Göthe's sämmtl. Werke, kl. Ausg. letzter Hand, Bd. 43, S. 247.
[5]) Göthe's sämmtl. Werke, kl. Ausg. letzter Hand, Bd. 32, S. 91.
[6]) Göthe a. a. O. S. 95—100.

nahme, die sich so weit ausdehnte, daß er gerne mit beitrug, ihn aufzuheitern und vor ängstlicher Sorge zu bewahren. Sehr billigte er es, daß der Sohn seine Stelle aufgab, und nach Heidelberg zog, um seine Gesundheit zu stärken. Als er später auf einer Reise Göthe wieder besuchte, und gewiß nicht mit vorlauter Andringlichkeit ihm nahte, fand er mit Trauer im Herzen, daß das alte Verhältniß sich anders gestaltet. Er ward freundlich angenommen, aber mit der Steifheit, in der Göthe nie liebenswürdig war."

"Im Jahre 1814 besuchte Göthe Heidelberg zum erstenmale und zwar in heiterer Stimmung. Gegen uns war er sehr freundlich, und hatte Gefallen an unserer gemüthlichen Wohnung, so wie an Vossens gestärkter Gesundheit. Auf eine herzliche Theilnahme hatten wir nicht gerechnet, waren also vollkommen befriedigt mit der Unbefangenheit und Freundlichkeit. Er brachte auch einen Tag bei uns zu in heiterer Gesellschaft und wir mit ihm bei andern Freunden. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Heidelberg, aber körperlich unwohl und dadurch verstimmt. Wir hatten nur ein freundliches Wiedersehen mit ihm auf ein halbes Stündchen. Er kam gleich den ersten Abend, und traf Voß in seinem kleinen Zimmer bei der Arbeit. Die Aussicht aus dem Fenster machte ihm so lebhafte Freude, daß er ankündigte, er wolle zu einer Stunde wieder kommen, wo ihn die Sonne nicht störe, und diese Aussicht zeichnen. Die Stunde kam bei seinem Uebelbefinden nicht. Unser Sohn nahte ihm diesmal noch schüchterner, als das erstemal, und merkte bald, daß ein kurzer Besuch der angemessene war."

"Als Göthe's Sohn in Heidelberg studirte, den wir in seiner kindlichen Unbefangenheit gerne hatten, fand er in unserem Hause die Aufnahme, welche es ihm zum Bedürfniß machte, oft wiederzukehren. An Heinrich schloß er sich kindlich an, wie er es in Weimar gewohnt gewesen war, und nahm Rath und Warnung so herzlich hin, wie Beides gegeben ward."

"Nach Vossens Scheiden habe ich an Göthe geschrieben, weil mein Herz es bedurfte, und ich bereue nicht es gethan zu haben, obgleich die Erwiederung durch ein bronzenes Medaillon ohne einige Zeilen von seiner Hand kam. So sehr mich dieses schmerzte, hab' ich doch später erkannt, daß es zum Ganzen paßte und eigentlich gut gemeint war. Ein gewisses Dankgefühl werde ich mit ins Grab nehmen, wie auch Voß es gethan hat."

"Was hier über Göthe gesagt ist, war bis auf die letzten Absätze

geschrieben, als er noch unter uns weilte, und wäre ihm ohne die mindeste Scheu vorgelegt worden, wenn ihn sein Gefühl dahin geleitet hätte, es zu wünschen."

„Eingedenk alles Guten, die Zufälle alle vergessend, segnen wir ihn, deß Stätte nun leer ist.

Ernestine Voß."

Anders war es mit Paulus. So lange Göthe 1814 und 1815 in Heidelberg war, besuchte er jeden Abend das Paulus'sche Haus. Immer stand auf dem runden Tische des freundlichen Empfangszimmers eine Flasche guten alten Rheinweines, den der Dichter am liebsten trank. In traulichem Gespräche unterhielt sich Göthe mit seinem Freunde Paulus und der theuren Freundin, der er zuerst in einer schönen Zeit zu Jena die Reinschrift des Gedichtes „Alexis und Dora" überreicht hatte. [7]) Auch in Heidelberg übergab er Paulus bei seiner wiederholten Ankunft ein Gedicht, welches er am 1. Januar 1815 nach einer fröhlich zugebrachten Neujahrsnacht eigenhändig niederschrieb. Das noch in dem Paulus'schen Nachlasse vorhandene Gedicht lautet:

„Der gute Schenke spricht:
Heute hast du gut gegessen,
Doch weit besser noch getrunken.
Was du bei dem Mahl vergessen,
Ist in diesen Napf gesunken.

Dieses nennen wir ein Schwänchen,
Wie's auch sattem Gast gelüstet,
Und ich bring' es meinem Schwane,
Der sich auf den Wellen brüstet.

Doch vom Singschwan will man wissen,
Daß er sich zu Grabe läutet.
Laß mich jedes Lied vermissen,
Wenn es auf dein Ende deutet!
(Nach dem Lateinischen.)

Weimar, den 1. Januar 1815.

Göthe."

Dieser überbrachte damals seinen Freunden auch eine meisterhaft ausgeführte, ungewöhnlich große Bronzedenkmünze, welche auf der Vorderseite das trefflich gelungene Brustbild Göthe's mit lateinischer Umschrift: „Johann Wolfgang v. Göthe im 66. Lebensjahre" und auf der Rückseite

---

[7]) Bd. I, S. 335 u. 336.

das im Auffliegen begriffene Götterpferd mit der griechischen Unterschrift: „Auf! O mir theurer Flügel des Pegasus!" darstellt.

Die Verehrung der Familie Paulus für unsern Dichter war so groß, daß während eines Spazierganges zu den schönen Schloßruinen ein Blatt, das Göthe als merkwürdig auffiel, eines der Familienmitglieder zu sich nahm. Wohl verwahrt wurde es in Papier gelegt und aufgeheftet. Noch befindet es sich im Paulus'schen Nachlasse mit der Aufschrift: „Ein Blatt, auf welches Göthe aufmerksam machte."

Auch, nachdem derselbe nach dem zweiten Aufenthalte in Heidelberg (1815) sich für immer von den Freunden getrennt hatte, blieb das „Verbündniß ein immer gleiches."

Nach einem Zwischenraume von mehr, als zehn Jahren schrieb Göthe an seine Freundin, Karoline Paulus: „Sie erhalten, theuerste Freundin, nächstens mit der fahrenden Post eine Medaille, zwar nicht die gewünschte, welche doch auch bald möglichst folgen soll. Denken Sie dabei eines Freundes, der sich so gern in Ihrer Nähe fand, und in Gedanken oft bei Ihnen ist."

„Ein zweites Exemplar sei für unsere werthe Ernestine Voß bestimmt. Möge sie es als Erwiederung ihres lieben Briefes ansehen! In Worten mich auszudrücken, wird mir in solchen Fällen immer schwerer, ja unmöglich."

„Wo ich meine Freunde früherer Zeit antreffe, erkennen sie mich wieder, wie ich denn auch in der Ferne an Allem, was ihnen begegnet, einen herzlichen Antheil nehme."

„Gedenken Sie mein, wie immer, und lassen mir die Hoffnung, es werde dasjenige, worauf ich jetzt Zeit und Kräfte verwende, auch Ihnen zur Freude und Bestätigung liebevoller Gesinnung gereichen."

„Gruß und Heil in der Nähe und nach allen Seiten

Weimar, den 3. Mai 1826,

treu angehörig

Göthe."

Als die schöne Denkmünze, welche auf der einen Seite Göthe im Alter, auf der andern den Großherzog und die Großherzogin von Sachsen-Weimar darstellt, vollendet war, überschickte sie Göthe augenblicklich mit einem freundlichen Schreiben an Freund Paulus:

„Die schon heute vor einem Jahre mir gnädigst zugedachte, so ehrenvolle Medaille hat sich in der Zeit zu einem bedeutenden Kunstwerk gesteigert, und gibt mir den schönsten Anlaß, meine theuern geprüften Freunde

auf's Traulichste zu grüßen und mich ihrem ferneren Wollwollen angelegentlichst zu empfehlen.

Weimar, den 7. November 1826.

J. W. Göthe."

Außerdem legte der unsterbliche Freund zwei schön und sinnig gemalte Bildchen dem lieben Paulus paare zur Erinnerung bei.

Das eine Bild stellt einen Genius, hoch in blauen Lüften schwebend, dar. Tief unter ihm erblicken wir die von kleinen Wölkchen umgebene Erdkugel.

Unter dieses Bild schrieb der Dichter eigenhändig:

„Zwischen oben, zwischen unten
Schweb' ich hin zu munt'rer Schau.
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich am Blau.

Weimar, den 30. März 1826.

J. W. Göthe."

Ein anderes Bildchen zeigt im Aetherblau, von dem Sonnenlichte seitwärts beschienen, kreuzweise über einander liegend Pinsel und Feder, von einem Lorbeerkranze umgeben. Darunter schrieb Göthe eigenhändig die schönen Verse:

„Auf den Pinsel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken.
Dann erreichen sie das Ziel,
Erdensöhne zu beglücken.
Künstlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn sie treulich ihn verdient."

Weimar, den 30. März 1826.

J. W. Göthe.

Noch befand sich in zwei Exemplaren für Paulus und seine Frau Göthe's Profil von Schwerdgeburth bei dieser Sendung. Die lithographirte Unterschrift lautet:

Am 7. November.

„Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund.
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund.

1825.

Göthe."

Als Paulus sein Leben Jesu vollendet hatte, übersandte er es durch Göthe seinem einst so gnädigen Herrn und Fürsten, Carl August von Sachsen-Weimar. Der große Freund des erhabenen Fürsten erwiederte:

„Gegenwärtiges Blatt und die darin anzukündigende Sendung macht Ihnen, verehrter vieljähriger Freund, gewiß einen schmerzlich angenehmen Eindruck, wenn ich vermelde, daß unser abgeschiedener hoher Fürst den ersten Theil Ihres wichtigen Werkes, der ihm seiner Zeit durch mich zu Handen gekommen, in den letzten Monaten mit großem Antheil gelesen und sich dergestalt damit beschäftigt hat, daß er, das gesendete Exemplar zur Bibliothek hingebend, sich ein anderes eigens anschaffte, welches er nur in dem Falle zu thun pflegte, wenn er ein Werk theils länger bei sich zu behalten, theils unmittelbar andern Personen mitzutheilen geneigt war. Dies geschah denn auch mit Ihrer vorzüglichen, vieljährig gereiften Arbeit, indem er sich darüber öfters mit mir und andern zu unterhalten pflegte, auch wohl den Wunsch äußerte, Ihnen etwas Angenehmes dagegen erweisen zu können.“

„Diese von ihm gehegte, gemüthliche Absicht zu erfüllen hat ihn ein frühzeitiges Geschick verhindert. Sein durchlauchtigster Nachfolger jedoch, davon unterrichtet, hat sich's, wie in allem Uebrigen, auch hier zur Pflicht gemacht, seinem Willen, seinen Vorsätzen genug zu thun, und trägt mir daher auf, beikommende, in solchen Fällen ertheilte, goldene Medaille Denenselben zuzusenden, mit der Versicherung, daß er für den schönsten Theil seines ihm zugefallenen Erbes die Anerkennung und Hochschätzung rechne, welche sein verewigter Herr Vater den Verdiensten aller Art, besonders auch solchen, wodurch Sie sich, mein Theuerster, ausgezeichnet, gewidmet habe.“

„Mit ganz eigenem Vergnügen erfülle ich den gnädigsten Auftrag, und bitte, beim Anblick dieser Denkmünze sich auch meiner zu erinnern, eines zwar schweigsamen, aber immer im Stillen aufrichtig theilnehmenden Freundes, wobei ich mich auch den lieben Ihrigen auf's Angelegentlichste empfohlen wünsche.

Weimar, den 7. Oktober 1828.

J. W. Göthe.“ [8])

---

[8]) Dieser letzte Brief Göthe's an Paulus ist in desselben Bildungs- und Lebensskizzen, S. 179 u. 180 abgedruckt.

Die von diesem dem alten Freunde Paulus übersendete werthvolle goldene Verdienstmedaille hat die Inschrift: Doctarum frontium praemia.

Nicht lange nach diesem Schreiben, am 22. April 1832 starb Göthe.

Aber treu und fest, wie der Dichter war, dauerte die Erinnerung der Freundschaft und Verehrung in den Seelen der liebenden und geliebten Freunde. Jede Nachricht, die öffentliche Blätter über die letzten Tage, den Tod und die Bestattung des Hochverehrten gaben, schrieb sich mit Sorgfalt Karoline Paulus nieder, und der Gatte bewahrte sie nach ihrem Tode als heilige Erinnerungszeichen an sie und an ihn, die beiden Unvergeßlichen.

Fünf Jahre nach Göthe's Tode setzte ihm Paulus ein öffentliches Denkmal der Liebe und Verehrung. [9])

Kein Denker stand in Geist und Gemüth vor Paulus' Augen über Göthe. Jede Stunde, die er mit diesem lebte, jedes Wort, das dieser sprach, war ihm heilig. „Es kommt keiner mehr, wie Göthe. Ich habe keinen, wie Göthe, kennen gelernt. Er war ganz anders, als wir Andern. Bei ihm konnte ich mir denken, was das sein muß, was man Inspiration nennt. Wir Andern mußten es suchen; er hatte es schon, und hatte mehr, als wir, wenn wir lange gesucht hatten“ — pflegte er oft zu sagen. Es war rührend, als der verehrungswürdige Gottesgelehrte, dem neunzigsten Lebensjahre nahe, im Jahre 1849 die Feder ergriff, um Erinnerungen aus Göthe's Umgang aufzuzeichnen, an deren Vollendung ihn die eintretende Augenschwäche verhinderte. Die noch vorhandenen Blätter haben die Aufschrift: „Göthe und Paulus.“ [10]) Wir theilen aus denselben das zur Charakteristik Göthe's und seines Freundes Dienende mit:

„Auch auf die psychologisch-historischen Resultate meiner orientalisch-theologischen Studien achtete er als auf Früchte genauer alterthümlicher Local- und Zeitkenntnisse, wie ein Brief an Schiller dies bezeichnete, theilnehmend. Hatte er doch selbst einst Hebräisch gelernt, und in den als mosaisch überlieferten fünf vordersten Bibelschriften Manches einer geschichtlich forschenden Sachkritik, wie sie damals, auch nach Richard Simon, noch höchst selten war, unterworfen. Ueberhaupt hatte Göthe aus der väterlich strengen Jugendbildung mehr dergleichen Vorübungen auch klassischer Sprachkenntnisse in sich verschlossen, welche, wer ihn als Hof- und

---

[9]) M. s. Paulus' Conversationssaal und Geisterrevüe, Stuttgart, Schweizerbart, 1837, S. 355—418.

[10]) Bd. I, S. 335 u. 336.

Staatsmann sah, nicht leicht in dieser gelehrten Weise voraussetzen konnte. Meist denkt man blos an den Dichter. Meist vergegenwärtigt man sich zu wenig, was in diesem umfassenden Genius immer vereint hervortrat, da in demselben tagtäglich der tief beschauende und selbst sehr gerne zeichnende Künstler, der in's Alterthum zurückblickende Sprachgelehrte, der Beobachter fortschreitender Literatur mit dem thätigen Geschäftsmann und dem für höhere Staatsaufgaben umsichtigen Rathgeber schnell wechselnd zusammenwirkte, und uns doch in 55 Bänden eine Sammlung treffend ausgesprochener Gedanken hinterließ, die von seinem Geschäftsleben meistens unabhängig so hervorgedrungen waren, daß sie kaum je besser zu sagen gewesen wären."

„Dieses Vielthätigsein war möglich, weil, wie wir von ihm selbst hörten, er wie ein Gesetz befolgte, was Amt und Geschäftsaufträge betraf, immer zuerst abzumachen, alsdann aber dem, wozu ihn der Geist trieb, mit ungetheilter Fertigkeit sich ganz hinzugeben."

„Zu allen diesen Tendenzen kam in Göthe fortwährend, aber mehr wie eine problematische Unterhaltung und nicht eigentlich als Beschäftigung eine gegen hyperphysische Selbsttäuschung des damals gepriesenen „absoluten Speculirens" sehr behutsame Aufmerksamkeit hinzu. Für Ahnungen über das Uebermenschliche hatte Göthe eine erhebende, staunende Andacht in sich. „Wie jenes Uebersinnliche gleichsam von oben her mit unserer Natur und Naturphilosophie zusammenhängt, dies" — rief er mir einmal zu — „ist die Frage." Aber sein ahnendes Denken war mit der besonnensten Scheu vor allen Dogmen als Behauptungen verbunden, besonders, wenn man das Praktische darnach oder dagegen reguliren zu wollen fürchten ließ."

„Gerade seit 1789, als ich an Eichhorn's Stelle nach Jena zuerst in die philosophische Facultät berufen wurde, trafen dort mehrere Freunde des kritischen Philosophirens (Reinhold, Schiller, Erhard Schmid, Fichte, Niethammer, Forberg, Stahl, Ritter, auch der, dem aus „der Weltseele" Alles gegeben sein sollte) als Lehrer zusammen. Spinoza, weil die alte Ausgabe seiner Schriften eine Rarität in den Bibliotheken war, wurde, wie eine mystisch magische Offenbarung, von Schelling hervorbeschworen, geheimnißvoll gedeutet und mißgedeutet. Ich förderte deswegen 1802 und 1803 als in der Jenaischen Denkfreiheit rationalisirender Professor der Theologie die Ausgabe Spinoza's."

„Göthe stimmte mit der von dem abstractesten Philosophen nicht zu

erwartenden Weltanschauung überein, wie sie von diesem im tractatus theologico-politicus auf das sogenannte alte Testament angewendet ist."

„Was das Hinüberblicken in das absolute Hyperphysische in der Philosophie betrifft, so wollte Göthe die Philosophen von Profession darüber, wie er zu sagen pflegte, „gerne gewähren lassen, so viel sie könnten." Er ließ als Zuhörer gerne sie sich aussprechen, auch, wenn sie, wie Schelling, es gleichsam als etwas ihnen ausschließlich offenbar Gewordenes im Besitz und Verschluß zu haben, die Miene machten."

„Göthe sagte oft wünschend und hoffend: „Je mehr man sich an dem Speculiren über das Uebermenschliche trotz aller Warnungen Kant's vergeblich abgemüht haben wird, desto vielseitiger wird dereinst das Philosophiren zuletzt auf das Menschliche, auf das geistig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft so zu benennende Naturphilosophie erfaßt werden."

„Was die mathematischen und physikalischen Vorkenntnisse betraf, schätzte Göthe, wie er dies mir mehrmals sagte, Hegel mehr, als Schelling."

„Für meine Neigung, das Wesentliche der Personen, den Charakter als Gemüthsrichtung zu beobachten, hatte ich bei Göthe vieljährige Gelegenheit."

„Von Manchem, was leicht mißverstanden werden konnte, sprach er nicht gerne, selbst nicht in engern Kreisen. Wer ihn handeln sah, hatte mehr, als Worte. Sonst lenkte er die Unterhaltung stundenlang mit Laune und Gemüthlichkeit, wie er wollte."

„Man hat ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er von Vielen das anwendbar Gute für seine Zwecke zu benützen und gleichsam auszuschöpfen gewohnt war. Freilich ist es die alltägliche Erfahrung, daß, wenn einer die guten Eigenschaften eines Andern aufgezählt hat, doch alsdann auch ein bedenkliches „Aber" folgt, damit nicht etwa die Schattenseite vergessen werden möchte. An Göthe bemerkte ich als Regel das Umgekehrte. Sein Scharfblick erfaßte das Gute, wofür einer anwendbar, und davon allein sprach er dann so, daß er den Schein nicht scheute, wie wenn er das Uebrige nicht beobachtete, was doch, auch wenn er es nicht von Amtswegen zeigen mußte, zugleich ohne Zweifel geschah. Das anwendbar Gefundene machte er lieber bald für sich, bald nach andern Beziehungen geltend, immer aber mit williger Anerkennung des Ur=

sprungs. Zugleich war er wechselseitig dagegen von dem Seinigen mittheilend, fördernd, berichtigend. Mit einem Worte zu sagen: Er war im Wesentlichen freisinnig gegen Oben und Unten."

„Ich nenne ihn überhaupt gerne selbst einen politisch Freisinnigen im besten Sinne dieses Wortes. Denn ein solcher ist, wer in Allem das Gute, was er hat, gerne geltend macht, und für das Ganze fördert, nicht aber der, welcher die Menge glauben macht, das unaufhörliche Wechseln und Wählen der Entscheider dessen, was die Menge selbst nicht versteht, gewähre jedem Einzelnen einen Antheil an dem Regieren, und sei daher in einer gemeinschaftliches Wohlbefinden des Volkes bezweckenden Regierung eine unentbehrliche Form, da doch vielmehr auch der Erbregent ein wahrer Freisinniger ist, wenn er nur durch freisinnige Einrichtungen gemeinnützlich regieren will, und nach diesem Maßstab im Großen und Kleinen regieren läßt."

„Der Begriff „Volk" umfaßt nicht blos die des Regiertwerdens Bedürfenden, sondern auch die im Ganzen und Einzelnen Regierenden."

„Zwischen diesen beiden Theilen des Staates stand und hielt sich Göthe mit seiner vielseitigen Menschenkenntniß und vollen Urtheilskraft, und war bald für den einen, bald für den andern, wo derselbe Recht zu haben schien, auf ausführbare Weise thätig oder zum Einwirken bereit. Aber Parteimann zu werden, oder etwa, wie neuerlich zu Frankfurt, das Anhäufen aller Macht in eine durch ein machtloses, leicht auflösbares Volksparlament wenig controlirte Hand zu legen, sich an eine verabredete Stimmenmehrheit einer Partei zu fesseln und das Wohl Aller von der Zahl, von der als souverän gepriesenen Majorität der anwesenden Votanten abhängig zu machen, war bei Göthe eine Unmöglichkeit."

„Auf die Regierenden wirkte Göthe zutraulich, um sie zu Verbesserungen geneigter zu machen. In dem schon Vorhandenen fand er gerne heraus, was bestehen konnte, und durch Berichtigungen noch „stabiler" zu machen war. Das Gegentheil suchte er nicht zu halten, aber auch nicht zu zertrümmern. Ohne Aufsehen zu erregen, rückte er Manches dieser Art bei Seite und Besseres an seine Stelle" .... „So war auch Carl August, Göthe's Augustus und Mäcenas zugleich, eines der

nachahmungswürdigsten Beispiele" .... „Die lange regierende und dann auch im Privatstand das Bessere um sich versammelnde und belebende Herzogin Amalie war nicht umsonst Friedrich's des Großen Anverwandte. Sie bewies, was ohne künstliche Instructionen für die Vorübungen des Erbregenten dadurch zu gewinnen war, daß sie den Sohn mit den Trefflichsten der Mitzeit umgab."

„Eine erfreuliche Thatsache war es, wie ohne ein erkünsteltes Vielregierenwollen der bessere Sinn Propaganda machte. Wie viel trug Göthe's Vielseitigkeit dazu bei, daß Geschmack und vorurtheilfreies Urtheil auch von Oben herab, auch in den Hofunterhaltungen vorherrschend wurden! Darf man vergessen, wie viel Göthe hiezu auch durch vielseitige Leitung des Theaters wirkte? Wo ist nach Verdienst geschätzt worden, wie neidlos Göthe Schillern benutzte, unterstützte, sich gleichstellte, und mit ihm ohne Rivalität durch Vereinigung dessen, was er voraus hatte, mit dem, was ihm im kritischen Bewußtsein der Regeln abging, oft gleichsam eine Person, ein doppelseitiges Ganzes ausmachte? Wie oft war ich voll Bewunderung, wie in Schiller die Genialität doch nur mit unverkennbaren Kraftanstrengungen sichtbar wurde, während in Göthe sich Alles von selbst zu fügen und zu gestalten schien!"

„Für Carl August blieb Göthe immerfort ein vertrauter Freund. Er hatte durch ihn das in unserm nicht reichen Deutschland so selten mögliche Glück, daß ihm für seine nicht finanziell zu berechnenden Arbeiten, Reisen, Erwerbungen in Hinsicht auf die nöthigen Einnahmen vollkommene Sorglosigkeit gewährt war." — „Wenn ein Gegenstand seine Amtsthätigkeit und die Staatsregierung betraf, so hielt sich Göthe mit unverkünstelter Lebensklugheit auch gegen den Regenten auf der Linie des angestellten Geschäftsmannes und Berathers, der das Mögliche eben dadurch herbeiführen konnte, weil er das Vorhandene nicht umstürzen und dadurch „verbösern" anstatt „verbessern" wollte, vielmehr das Vorhandene zu gewinnen trachtete, damit es sich selber zu verbessern geneigter würde."

„Wer kann sich in jene Zeiten zurückdenken und sich doch einreden lassen, daß der, welcher Egmont, Großkophta, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, die Wahlverwandtschaften u. s. w. aus freier Wahl und offenbar mit Lust und Liebe zu Gegenständen seiner genialen Bearbeitung machte, der, welcher erst den Tell an Schiller gleichsam übertrug, welcher Fichte, wenn man ihn gleich als Verfasser der Flugschrift „Zur Berichtigung des Urtheils über die französische Re-

volution" kannte, nach Jena berief, dennoch nicht, im klaren Bewußtsein über den Regierenden und Regierbaren stehend, für beide Theile des Staatsvereines zu denken und zu wirken, gleich gut gesinnt gewesen sei?"

"Nachdem viele Jahre hindurch in dieser Regierungsweise ohne Störung gewirkt war, durfte Göthe der Wirklichkeit zu Ehren singen:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der Meine,
Kurz und schmal ist sein Land, Weniges, was er vermag;
Aber wendete so nach Innen, nach Außen die Kräfte
Jeder, da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

"Göthe dachte also ernstlich genug an das Deutschsein, aber nicht an das Großwerdensollen durch Menschenzahl und Raum, durch einen Einheitszwang zu einem erst werdensollenden Reich, das selbst für einen Friedrich den Großen unübersehbar sein müßte."

"Man darf zu jenem Göthe'schen Rühmen der geistig großen Einheit wohl hinzufügen:

War nicht also im Wendepunkt alten und neuen Bestrebens
Weimar und Jena, wie man's aussprach, ein zweites Athen?"

"Und so rechtfertigte es sich in der That. Auch zu uns erscholl tagtäglich der jenseitige Umsturz, welcher noch so wenig wußte, was als wahre Republik werden sollte; auch für uns in Jena ging kein Abend vorüber, an dem nicht der Moniteur in folio gelesen, den Girondisten Heil gewünscht wurde; aber Unzufriedenheit mit unserm eigenen Zustand entstand dadurch nicht, weil man diesseits nicht in eine parteisüchtige Einseitigkeit übergehen wollte, und, wenn man in dem bisherigen Gleichgewicht und Zusammenwirken beider Theile das Heil fand, dieses kein Rückwärtswirken (Reagiren), vielmehr ein Fortsetzen des als ausführbar erprobten Fortschreitens nannte" ....

"Auch, als der Herzog von Weimar als preußischer General in Begleitung seines Göthe in den von den beiden deutschen Großmächten übel berechneten und unglücklich ausgeführten Feldzug verwickelt wurde, und sich da zugleich die Furcht verbreitete, daß die feinere Conversation der zu Eisenach zugelassenen Emigrirten höhern Einfluß gewinnen könnte, sprach Göthe selbst bei der Rückkehr, dem Herzog nahe stehend, laut

die Versicherung aus: „Jedermann darf gewiß sein, daß der Regent ganz ungeändert zurückgekommen ist.“

„Unvergeßlich muß es bleiben, wie späterhin der ungebeugte Fürstenmuth seiner über Vorurtheile sich erhebenden Gattin den Herzog persönlich vor Napoleon rechtfertigte, und das zitternde Land gegen des Eroberers Rachedrohung rettete. Bekannt ist ohnehin, wie Napoleon selbst seine Achtung gegen den die deutsche Bildsamkeit durch französische Musterbilder weckenden Wieland und ebenso gegen den die Selbstständigkeit deutscher Vorbilder den französischen gegenüber sicher stellenden Göthe absichtlich bezeugt hat.“

„Da ich mit den Meinigen vor diesen über Jena gekommenen Folgen diplomatischer Parteiplane aus Gesundheitsrücksichten 1803 das mir als Bildungsort meiner freien Wissenschaftlichkeit nirgends wieder ersetzte Jena mit südlichen Gegenden vertauscht hatte, blieb dennoch, wie Göthe es (Bd. 31, S. 92) in seinem Tagebuche ausdrückt, „auch mit Paulus ein immer gleiches Verbündniß,“ während auf seiner Seite Göthe schwerere Aufgaben erlebte, durch die That zu beweisen, daß es sein Charakter, seine innigste Gemüthsstimmung war, ohne den Namen eines sogenannnten liberalen Parteigängers durch Förderung freisinniger Staatseinrichtungen der Wirkung nach ein wahrhaft politisch Freisinniger zu sein.“

„Carl August war Großherzog, Göthe als Staatsminister Excellenz geworden. Ihre Gesinnung und Handlungsweise wurden durch diese gebieterischen Wirkungen des unter der Form von Constitution herrschenden Eroberers nicht einseitiger gemacht.“

„Als der Korse zum zweitenmale entthront wurde, waren zu Wien neue Beschlüsse gefaßt worden“ . . . .

„Landstände wurden eine anerkannte Nothwendigkeit“ . . . .

„Carl August erklärte schon den 15. November 1815 in dem bei Besitznahme neuer Landestheile veröffentlichten Patent offenbar aus rationeller (durch Denken der Sachgründe festgefaßter) Ueberzeugung seinen freisinnigen Entschluß, auf die wahrhaft richtige Weise, nämlich durch wohlerwogene Uebereinkunft zwischen den Regierenden und Regierten, Landstände unverzüglich in's Leben zu rufen.“

„Wir sichern, sagt diese wichtige Urkunde, [11]) den Einwohnern der

---

[11]) Klüber's Staatsarchiv des deutschen Bundes, Heft I, 1816, S. 24 ff.

hierdurch von uns in Besitz genommenen Länder allen den Schutz, die unparteiische Rechtspflege und Religionsfreiheit zu, deren unsere Unterthanen in unsern übrigen Landen zu genießen haben. Wir versprechen ihnen gleichmäßig und gemeinschaftlich mit den letztern eine landständische Verfassung zu geben, welche ihnen das Recht gewähren soll, durch aus allen Klassen der Staatsbürger von unsern Unterthanen selbst erwählte Repräsentanten bei der Gesetzgebung mitzuwirken, Steuern und Finanzmaßregeln, die das Vermögen des Landes oder der Unterthanen betreffen, nur nach freier Prüfung zu bewilligen, über Mangel und Mißbräuche in der Landesverwaltung und Gesetzgebung mit gutachtlichen Vorschlägen zur Abstellung derselben uns Vorschlag zu thun, so wie auch bei willkürlichen Eingriffen der Staatsbeamten in die gesetzliche Freiheit, die Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger, bei uns Klage zu führen und auf rechtliche Untersuchung ihren Antrag zu richten" ....

„Ohne Zweifel würde der selbstdenkende Fürst diese so ausdrückliche Zusicherung der staatsrechtlichen Freiheiten zu veröffentlichen nicht geeilt haben, wenn nicht Göthe nebst dem verdienstvollen, 1816 sein Amtsjubiläum feiernden Staatsminister Voigt, den jener in seinem Tagebuche (Bd. 31, S. 268 und Bd. 32, S. 114) als „treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreund und Mitarbeiter" mit Herzlichkeit rühmt, mit dem fürstlichen Patent so bereitwillig übereingestimmt hätte" ....

„Das in dem fürstlichen Patente enthaltene Wort von „zugesicherter Religionsfreiheit" erinnert mich, daß auch die Frage, wie Göthe sich zur Religiosität und besonders zur christlichen verhielt, nicht zu umgehen sei. Ahnungen von einer höhern Geisterwelt deutete er gerne an mit dem Ausdrucke „Dämonen" und „Dämonisches," und suchte auf der Leiter des Nachdenkens (der Rationalität) die fehlenden Sprossen zur Entdeckung ihres unsichtbaren Zusammenhangs mit dem Erkennbaren, aber ohne daß er davon etwas abhängig machte. Gedruckt sind kräftige Erklärungen, wie hoch er es schätzte, daß wir Christen ein Volksbuch haben, welches in gleichzeitigen Ueberlieferungen zeigt, wie in einer fast isolirten Landesstrecke des Orients, dessen Sprachen nicht den Kopf, sondern immer das Herz als den Sitz des Bewußtwerdens bezeichnen, Gottandächtige Gemüther im Geiste Gottes, d. i. in Gott treuer Gesinnung allmählich und stufenweise den schönsten und reinsten Begriff der Religiosität suchten, und immer gereinigter fanden" ....

„Für den ohne Hyperphysik praktischen Göthe war zwar immer die

Rationalität, das ist, das dem menschlich=möglichen Nachdenken Wahre oder Wahrscheinliche das auch für die Pflichteneinsicht (Moral) Genügende. Dennoch betrachtete er auch das Reinmoralische gerne aus dem Standpunkte der Religiosität, weil er für diesen nicht einmal das Theoretisiren über das Sein Gottes voraus=zusetzen für nöthig fand, welches ohnehin als etwas Uebermensch=liches nicht von unserm, von Raum und Zeit ausgehenden Vorstellungs=vermögen zu erfassen ist, und gar zu leicht der reinen Moralität etwas von Furcht oder Hoffnung beimischt. Dagegen kann die Religiosität schon sehr ernst und fruchtbar in dem Gemüth beginnen, wenn es der Pflichten schon durch Nachdenken über sich selbst gewiß, aber zugleich sich bewußt ist, wie leicht der Mensch, wenn er die Fragen über das Rechte und Unrechte für sich allein betrachtet, allzu nachgiebig oder zweifelhaft werden kann. Viel leichter entschieden aber wird Jeder sein, wenn er sich einem im Wissen und Wollen des Rechten vollkomme=nen Geist als Ideal gegenüberstellt, und an sich die Frage stellt, wofür dieser sich entscheiden würde? Erkennt nicht der Selbstdenkende auf diesem Wege gerne, wie sich reine Religiosität dort anschließe, wo die Ratio=nalität, die Pflichteneinsicht durchführend, ihr Geschäft beendigt hat, in=dessen das Durchdenken der reinen Moral (Ethik) unmittelbar zum Ideal von Gott führt, welches uns über das Rechte und Unrechte unparteiischer, als wir selbst, antwortet, auch, wenn wir es uns nur als möglich vorhalten? Unsere Religiosität besteht alsdann in der wohlbedachten Entschlossenheit, mit einem das Rechte vollkommen wissenden und wollenden Geiste, wie es Jesus nach Matth. 5, 48 fordert, übereinstimmen zu wollen, ohne uns zuvor in theoretische Beweisführungen über sein Wirklichsein einzulassen, welches doch deswegen, weil wir Unvollkommene das Voll=kommene, als ohne Raum und Zeit bestehend, nur denkbar, aber nicht vorstellbar finden, keineswegs verneint werden kann."

„Zu Besprechungen mit mir über den Bibelinhalt, besonders über die Fragen, worin das Religiöse des Judenthums vor Christus bestand, und wodurch das Urchristenthum sich über das Judenthum so erhob, daß es eine allgemeine, eine Weltreligion werden konnte, war Göthe durch meinen synoptischen Commentar der drei ersten Evangelien veranlaßt, welcher in den vor jedem Abschnitte vorangehenden Inhalts=anzeigen das rein historisch nachweisbare Resultat allgemein verständlich anzugeben versucht" . . . .

„Lavater drängte wiederholt in Briefen auf Göthe ein, um ihn

zum Glauben an das Urchristenthum zu bewegen, während er ihm meist in seinem Streben nach dem Uebermenschlichen Wundergeschichten als evangelisch vorhielt, welche der richtigeren Auslegung gemäß entweder gar nicht als Wunder im Texte angegeben sind, oder als Wunder aufgefaßt wurden, weil sie zwar Thatsachen, aber solche waren, von denen die Bewunderer einen entscheidenden Theil der Entstehungsursachen theils nicht beobachteten, theils gar nicht kennen konnten."

„Göthe schrieb schon den 6. August 1782 deswegen an den vornehmlich durch die Physiognomik und überhaupt durch die Kunst mit ihm verbundenen Freund: „Du hälst das Evangelium, wie es steht, für die göttliche Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, und das Feuer löscht" u. s. w. . . . .

„Schade, daß Göthe keinen Antrieb hatte, tiefer in die Lösung von Unglaublichkeiten einzugehen, welche meist mit der Nachweisung endigen können, daß das Nichtglauben derselben nicht den Bibeltext, sondern nur die Auslegungen treffe. Controversen über Kirchendogmen sind nicht leicht mehr, als Auslegerstreit. Deswegen drang Luther in seinen urprotestantischen Briefen an Papst Leo X. auf nichts so sehr, als auf freie, nicht zum Voraus durch Symbole umgarnte Schriftauslegung" . . . .

„Wie theilnehmend Göthe in viel spätern Jahren eine nach gleichen Grundlagen durchgeführte Evangelienerklärung in Betrachtung zog, davon zeugt er selbst in einem Briefe an Schiller vom 19. Februar 1802: „Mit Paulus habe ich eine sehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er ist in diesem Wesen so von Grund aus unterrichtet, in jenen Orten und jenen Zeiten so zu Hause, daß so Vieles der heiligen Schriften, was man sonst in idealer Allgemeinheit anzustaunen gewohnt ist, nun in einer specifischen und individuellen Gegenwart begreiflich scheint" u. s. w.[12])

„Göthe interessirte sich für die Erklärbarkeit der in den Evangelien als Wunder erzählten Erfolge, weil durch eine Erklärung der Wunder als Thatsachen in einem etwas minder gewöhnlichen und doch natürlichen Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen der Zweifel gegen die Möglichkeit einer, so weit die Evangelien reichen, glaubhaften Geschichte des Urchristenthums schwindet."

Paulus entwickelt zum Schlusse in dieser letzten, im 88. Jahre seines Lebens abgefaßten Abhandlung seine Ansichten über Jesus und die Lehre des Urchristenthums in ihrem Verhältnisse zur spätern Entwicklung

---

[12]) Bd. I, S. 336.

des Kirchenglaubens in der Weise, wie wir sie im Verlaufe dieser Darstellung kennen lernten. Er betrachtet sie als die Ansichten, denen auch Göthe im Wesentlichen beistimmte. Als der hochbetagte Greis des fehlenden Augenlichtes wegen in den letzten Jahren seines Lebens weder schreiben, noch lesen konnte, machte es ihm eine wahre Seelenfreude, sich von seiner Vorleserin, Katharine Rösler von Urach, die schönsten Stücke Göthe's, wie Tasso, Iphigenia, Egmont, Faust u. s. w. vorlesen zu lassen und mit dem Darsteller dieses Lebens über Zweck und Inhalt der einzelnen Werke sich zu besprechen. Sein Auge strahlte noch im höchsten Alter von einem bewunderungswürdigen Feuer, wenn er besonders die psychologischen Züge in diesen dramatischen Meisterwerken entwickelte. Göthe's Leistungen waren ihm das Höchste, was der Menschengeist in unserer Zeit erreicht hat. Oft pflegte er zu sagen, daß die Werke desselben mehr wahre Philosophie enthielten, als alle philosophischen Werke Fichte's, Schelling's, Hegel's und der neueren Philosophen zusammen genommen. Noch in den allerletzten Tagen sprach er mit Rührung von seinem unsterblichen Freunde und der schönen Zeit in Jena und Weimar. Von dem großen Geiste jenes Dichters anerkannt und geliebt worden zu sein, blieb ihm bis zu den letzten Tagen die schönste Erinnerung seines Lebens.

§. 12.

Jean Paul Friedrich Richter und seine Beziehung zur Familie Paulus. Jean Paul's ungedruckte Originalbriefe.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. zu Wunsiedel im Baireuthischen 1763, gest. 1825, vereinigte in seinen Werken eine unerschöpfliche Fülle des Humors und Witzes mit einer Tiefe und Innigkeit des Gemüths und einem Ernste der vielseitigsten Wissenschaftlichkeit, wie sich diese selten in einem menschlichen Geiste verbunden zeigen. Ein Mann von seiner in ihrer Art einzigen Richtung in der Literatur mußte auf eine so durch und durch ästhetisch ausgebildete, selbst von Göthe überaus hochgestellte Frau, wie Karoline Paulus, einen nachhaltigen bleibenden Eindruck machen. So war es auch. Nur flüchtig hatte der geniale Dichter im Anfange dieses Jahrhunderts, als er sich in Weimar und Jena aufhielt, die Familie Paulus kennen gelernt.

Damals hatte Karoline Paulus daselbst (also vor 1803) bereits über ihn Folgendes in ihren Papieren aufgezeichnet:

„Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten und womit besonders

ders der Glanz unseres Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachschuß bekam, gehört die Erscheinung des Jean Paul. Hier unter uns kennt ihn fast Niemand, und diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehen und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen, und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftstellermenge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen, nicht unsere Sprache allein, schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation. Nichts Mögliches an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein, als in einer ganz neuen, ihm nur eigenen Sprache ein Jean Paul geharnischt auftritt, und dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, Niemand von einem so seltenen Manne Spuren gehabt. Wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein; aber wohlthuend, wie das Gestirn des Tages, ist sein Verweilen."

„Er soll, nicht über 40 Jahre alt, einen kahlen Scheitel haben, mehrentheils still sein; wenn er aber einmal redet, möchte man nie wieder von ihm gehen. Seine Schriften, die selbst von den geübtesten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eigenen Gang und Ton. Die Natur ist sein Haus, die Weisen sind sein Spielwerk, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Geschaffenes ist ihm unbekannt. Mit unsäglichem Forschen hat er Alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschaun seiner göttlichen Bilder stört, und wie wir auch murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt, wie wir muthlos stille stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren scheinen; — so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihm bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überschwenglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat."

Diese Aufzeichnung mag uns einen Begriff von der Verehrung geben, welche Karoline Paulus Jean Paul zollte, ehe sie ihn noch persönlich kennen lernte.

Eine genauere Bekanntschaft ward im Jahre 1811 gemacht, als die Familie Paulus sich noch in Baiern befand. Die alten Freundschaftsverhältnisse wurden durch wiederholte Besuche des Dichters in

Heidelberg erneuert und befestigt. Dahin zog ihn außer der Familie Paulus die Familie Voß. War doch der geniale Sohn des unsterblichen Johann Heinrich Voß, der Sprachforscher Heinrich, der vertrauteste Seelenfreund Jean Paul's. [1])

Jean Paul wollte nach einem Briefe an Heinrich Voß vom 12. Mai 1817 von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage in Heidelberg bei seinen Freunden zubringen. Der Dichter wollte nicht bei seinen Freunden wohnen, sondern sich ein Zimmer miethen. Sein Freund Heinrich besorgte ihm eine Wohnung im goldenen Hechte, nahe an der Neckarbrücke, mit der Aussicht auf den Fluß und das Schloß, und gab ihm hievon am 14. Juni Nachricht. Jean Paul kam. Nächst dem Aufenthalte bei seinem Freunde Heinrich und dessen patriarchalisch liebenswürdiger Familie fühlte er sich nirgends wohler, nirgends heimischer, als bei Paulus. Er achtete die Gelehrsamkeit, die vielseitige Bildung, den Verstand, die religiöse Gesinnung und freisinnige Richtung desselben, und gehörte schon, von allem diesem abgesehen, weil unser Gottesgelehrter der erste Freund des alten Voß war, zu seinen innigsten Freunden und Verehrern. Das liebenswürdige Wesen und die ästhetische Bildung der Mutter und Tochter Paulus', welche beide längst Jean Paul aus seinen Werken lieben und bewundern gelernt hatten, ehe sie diesen persönlich kannten, zog seine Gemüthsseite zu den Frauen im Hause, während sein Verstand so viele Nahrung im Umgange mit dem Vater Paulus fand. Die meisten Tage, die er in Heidelberg zubrachte, war er am runden Tische im Empfangszimmer mit Vater, Mutter und Tochter im traulichen Gespräche. Kleine Fahrten nach Mannheim, Weinheim, Neckarsteinach wurden gemacht. Jean Paul war im Juli und August in Heidelberg und der Umgegend, und reiste am 23. des letzten Monats nach Hof zurück. Er hatte während seines Aufenthaltes in der Neckarstadt auch Frankfurt und Mainz in Ausflügen besucht, und schrieb aus der letzten Stadt, ehe er von Heidelberg Abschied nahm, an Sophie Paulus, die mit kindlichem Gemüthe an ihm hing, und die er dieser gemüthlichen Ergebenheit wegen wahrhaft und innig liebte, am 10. August 1817:

„Meine Sophie! Das erste hier geschriebene Wort ist an Sie. In Mannheim konnte ich mich Abends aus dem Zimmer, worin so viel Liebes gewesen (Voß und Paulus mit den Ihrigen hatten ihn dahin

---

[1]) M. s. Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg, C. F. Winter, 1833. 8.

begleitet), nicht herausbringen. Morgens konnt' ich eben darum nicht mehr darin bleiben, sondern ging für den ganzen Tag zu Sternberg, dessen Gattin anstatt im Wochenbette, wie das Gerücht gesagt, blos einige Stunden auf Spaziergängen gewesen war. Dieser Sternberg bietet mir nun einen halben Himmel, und wenn Sie ihn theilen, einen ganzen an. Er und andere meiner Freunde wollen nämlich für den nächsten Sonntag (den 17.) die Aufführung der Oper Vestalin von Spontini veranstalten, welche die heilige Madonna unter den Opern (die andern sind dagegen nur Nonnen) sein soll. Sonnabends komm' ich in Mannheim an, Sonntags kämen Sie mit den Ihrigen. Bis um 9 Uhr hörten wir die Sphärentöne, und nachher führ' ich mit Ihnen nach Heidelberg zurück, und die Sphärentöne klängen fort, und in der Geisterstunde stiegen wir mit Herzen voll Tönen und Geistern aus. Ich hätte freilich des Guten zu viel. Aber Gott hat mich auf meiner Reise daran gewöhnt."

"Schreiben Sie mir das Ja oder Nein nach Mainz. Jetzo haben Sie doch den ersten Stoff zu einem Briefe, den zweiten können Sie aus der bisherigen Heidelberger-Geschichte nehmen und den dritten aus Ihrer oder meiner Seele. Ihre Seele wäre mir aber lieber. Sie und der Rhein gehören nun in meinem Herzen zusammen, und, wo ich ihm auch begegne, wird Ihr Bild, wie das eines Gestirns, auf ihm schwimmen. Die Stunde des ersten Sehens wird ihn verschatten oder überglänzen überall, wo er auch noch schöner ströme."

"Wie oft setzt' ich mich gestern in meinem einsamen Wagen rückwärts, um nach den theuren Heidelberger-Bergen zu schauen, welche in der Ferne glänzten, als über der Gegend um mich Wolken standen."

"Ihre geliebte Mutter, Ihr lachender Vater und Ihr dienstgefälliger Wilhelm sei gegrüßt! Lebe wohl, Sophie!

Jean Paul Fr. Richter."

Nachschrift: "Den Brief nach Mainz adressiren Sie "abzugeben an Herrn Hofrath Jung auf der hintern Bleiche." Ihre Ankunft in Mannheim lassen Sie mir sagen an Baron Sternberg, wohnhaft bei der Kapucinerkirche."

Noch sind auch kleine Schreiben aus Jean Paul's Aufenthalt in Heidelberg von 1817 vorhanden.

"Guten Nachmittag! Nur um ein einsilbiges Wort bitt' ich Sie, um das Ja oder Nein, ob Sie und die Ihrigen heute Abend bei Muncke sind. Schicken Sie ein Nein, so kann ich nach so langer Abwesenheit nicht

unterlassen, mich Nachmittags ein wenig an ihr rundes Tischchen zu setzen, das auch die Meinungen rundet, etwa die magnetischen ausgenommen.

Dr. Richter."

* * *

„Guten Morgen, liebe Sophie! Auf Verlangen der Frau Kirchenräthin soll ich Ihnen schreiben, was sich von selber versteht, daß Sie nämlich Ihren Gast mitbringen möchten. Da sie den Thee zum Theil mir zur Freude gibt, so weiß sie recht gut, wer nicht wegbleiben darf, wenn diese ganz sein soll. Der gestrige Abend bei Dapping war ein Festabend. Warum aber müssen wir beide unsere Feste abgesondert feiern, als wären wir verschiedene Religionsparteien? Wollen Sie mir nicht einige Federn schicken, damit ich sie für die Baireuther-Briefe fertig schneide? Noch zwei andere gute Morgen!

Richter."

* * *

„Sophie! Mit diesem wahren und weissagenden Namen würd' ich Sie nach allen möglichen Veränderungen Ihres Namens stets nennen! Guten Morgen! Theilen Sie den guten Morgen in zwei Stücke, und doch behalten Sie ihn ganz. Weiter wollt' ich auf meiner Anhöhe nichts schreiben und schicken. Aber lange dauert es mir, bis ich wieder am runden Liebesmahltischchen sitze.

Dr. Richter."

Am 23. August 1817 reiste Jean Paul von Heidelberg ab. Schon am 5. September schrieb er aus Baireuth:

„Meine gute Sophie! Sie und Ihre herrliche Mutter haben mir innig wohlgethan mit Ihren Blättern. Unser ganzer Schauplatz, unsere Berge und unsere Thäler und unser Neckar, Alles hat sich nun in dürftiges Postpapier verwandelt, und es gibt keine Stimme und kein Auge mehr."

„Am Sonntage vor 8 Tagen ging eben die Sonne unter, als ich in Würzburg einfuhr, und ich blickte lange in sie, aber sie ging allein unter und unsere Tage nicht. So bleib es! Außer uns ist ohnehin ewiges Vergehen. Desto fester sei in uns das Bestehen der Stunden, die sich von Außen ins Innere geflüchtet."

„Meine Tochter Emma dankt Ihnen in ihrem eigenthümlichen Stile. Ihrer so innig von mir geliebten Mutter dankt meine Frau — eine Karoline der andern — für die schöne Wahl des d'amity."

„Herzlich grüß' ich Ihren Vater, dem ich doch noch einen Morgenabschied während Ihrer Träume an's Fenster hinauf schicken konnte."

„Und so lebe denn wohl, unvergeßliche Sophie, und schreibe mir vor allen Dingen jeden Schmerz, den Du hast; denn Deine Freuden kenn' ich. Uns scheidet nichts, kein körperlicher Abschied, auch das höchste Glück nicht, das ich Dir so innig wünsche.

Jean Paul."

Jean Paul's Tochter, Emma, legte einen anziehenden und charakteristischen Brief vom 4. September 1817 an die Freundin Sophie bei.

„Entschuldigen Sie sich und mich, liebe Sophie, wenn Sie jetzt vielleicht einen eben so langen, als langweiligen Brief erhalten, den Sie aber blos Ihren niedlichen Geschenken und den lieben Worten, welche darauf standen, zu verdanken haben. In dem Namen meiner Geschwister und meiner danke ich herzlich. Wir wollen den Dankfaden nicht so schnell abschneiden, als die Parzen das Lebensgespinst oder Gespenst."

„Mit welchen Freudenfeuern mein Vater zurückkam und empfangen worden, können Sie sich denken. Er arbeitet beinahe täglich in einem Garten, um das schöne Wetter zu genießen, welches sich bisher ein wenig nach dem Parisermodejournal richtete, und bald Sommer- bald Winterkleider anzog. Vernünftige Leute aber riethen, bei letzterem zu verbleiben, was es auch thut, obgleich der Winteranzug glänzender ist."

„Die Menschen haben eben so gut zwei Geistkniee, als zwei Körperkniee, unter denen sie zusammensinken, nämlich die höchste Freude und den höchsten Schmerz. Warum werden denn blos Greise mit Kindern verglichen, da doch der Mensch ein ewiges Wickelkind bleibt? Denn, wie viel Bänder und Kissen gehören nicht dazu, um ihn aufrecht zu erhalten!"

„Wundern Sie sich über diesen Katzen- oder Ideensprung nicht! An den Schreibtischen — diesen eigentlichen Sprachzimmern und Hörsälen des Geistes — kommen oft närrische Sachen zum Vorschein, zumal, wenn man so, wie ich, einen langen und noch dazu langweiligen Brief versprochen hat.

„Soll ich noch einmal um Entschuldigung bitten? Doch die Frage ist ja schon eine! Nun quäle ich Sie nicht länger. Leben Sie wohl.

Ihre

Emma Richter."

In einem Briefe an Heinrich Voß schloß Jean Paul abermals eine kleine schriftliche Erinnerung an die Familie Paulus ein. Sie lautet:

„Baireuth, den 16. December 1817.

Guten Morgen, meine liebe Sophie!
Guten Tag, liebe Frau Kirchenräthin!
Guten Abend, lieber Herr Kirchenrath!
Gute Nacht, lieber, mit Allem sich reimender Schelm Wilhelm!

Richter."

Auch im Sommer 1818 zog es Jean Paul wieder zu seinem geliebten Heinrich Voß und der theuren Familie Paulus in Heidelberg. Sein letzter Brief von Frankfurt, ehe er die Neckarstadt betrat, war an Heinrich Voß vom 12. Juni 1818. Ende Juli verließ er Heidelberg. Wie überall, so wurden ihm auch hier große Feste bereitet. Er schrieb in jener Zeit an Heinrich Voß: „Ich habe die Nachtfreuden und Mittag- und Abendessen und Nachtwachen bis 1 Uhr und die Lobreden so satt, daß ich lieber zu meiner Familie umkehrte, wenn ich nicht in Heidelberg innig geliebteste Menschen hätte."

Schon, ehe er wiederholt 1818 nach Heidelberg kam, schrieb er am 3. Februar jenes Jahres an Sophie Paulus: „Warum hab' ich Ihnen denn nicht schon längst gedankt, gute, freundliche Sophie, für ein so beschwerliches Amt, da sie leichter die Heldin, als die Correctorin eines Romans sein könnten? Ich kann Ihnen wenig vergelten, da ich höchstens der Corrector des mündlichen Druckfehlers net zu werden vermag."

„Für das angebotene Geschenk einer Wohnung bei Ihnen und den Ihrigen sei der Dank eines gerührten Herzens, das schon von der Wohlthat, nicht erst zu ihr kommt, gesagt. Ihr rundes Tischchen, mit der Familiendreieinigkeit besetzt, ist ja mehr, als Alles, was Sie mir von Ihrer Wohnung geben können. Und an diesem Tischchen werd' ich bei der Kürze meines Aufenthaltes nicht lange bleiben dürfen. Herzlich grüß' ich durch Sie alle Ihre Geliebten, Mutter und Vater und Wilhelm.

Ihr unveränderlicher

Richter."

Auf der Reise schrieb derselbe von Frankfurt am Main am 31. Mai 1818:

„Meine gute Sophie! Nun brauch' ich nur noch einen Schritt von 6 Meilen zu meiner Frühlingsfreude. Wie viele himmlische Stunden werden in der ersten Minute stecken, die ich mir verewigen will, damit sie immer frisch bleibt! Es verlohnt jetzo kaum der Mühe, daß ich nur ein vernünftiges Wort oder ein freudiges sage. Das Wiedersehen steht ja so nahe! Mit eigener Freude fand ich Ihren Brief von anno 1811 wieder, zu

welchem Sie die Hand und Ihre geliebte Mutter die Gedanken geliehen und worin sie ihrer theuersten Tochter mit großem Lobe gedachte. Sie haben bisher so lange geschwiegen, daß es wohl gut wäre, wenn Sie sprächen, eh' ich Sie hörte, und also nach Frankfurt schrieben."

„Sie thäten meiner Seele damit wohl und besser, als sie es bisher durch ihr äußerliches Schweigen verdiente. Ihre geliebte Mutter sei recht gegrüßt, und ihren kräftigen Vater grüßt noch mit mir der Senator Schmid aus Bremen. Lebe wohl, meine Sophie!

Richter."

Während seines zweiten Aufenthaltes in Heidelberg (von Mitte Juni bis Ende Juli 1818) schrieb Jean Paul am 18. Juni an Karoline Paulus: „Verehrte Freundin! Ich bitte Sie um 6 Flaschen von dem Weine, den Sie so gütig für mich verschrieben haben. Beinahe so weit war ich, als Sie mitten in der Bitte sie schon erhörten, Sie Gute! Gotte segne Sie und Ihre innigst geliebte Tochter für Alles!

Ihr

Richter."

Am 25. Juni an Sophie Paulus: „Beiliegend wird Ihnen, meine theure Sophie, die für den Damenkalender vollendete Kleinigkeit geschickt. Möge sie bei Ihnen und bei Ihrer, von mir immer wärmer geliebten Mutter einige meiner Druck- oder Sprachfehler entsündigen! Leider hab' ich von Ihnen allen — auch Ihren Herrn Vater mit eingerechnet — immer einige Verzeihung nöthig, und doch ist mein innerstes Innere nichts, als Dank und Liebe für Sie Alle.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter."

Am 28. Juni an Karoline Paulus: „Guten Morgen, verehrte Freundin! Darf ich mir den schönen Tag noch verschönern und Ihre gütige Erlaubniß benützen, einmal Mittags bei Ihnen zu essen? In einigen Tagen bin ich ohnehin verschwunden, und wohne nur noch in Ihren Bücherschränken. Meinen Morgengruß an Herrn Kirchenrath und Sophie!

Ihr

Dr. Jean Paul Fr. Richter."

Am 29. Juni an dieselbe: „Verehrte Freundin! Furchtsam dankend send' ich Ihnen den ungefähren Betrag der 6 Flaschen Wein, die Sie für mich mit so gütiger Willigkeit verschrieben. Die leeren Flaschen laß' ich im Gasthof zum Abholen zurück. Zum mündlichen Besprechen ist dies kein Gegenstand für uns beide."

„Morgen hab' ich nicht nur die Freude, Sie zu sehen, sondern auch den Schmerz! denn es ist die letzte. Meinen innigsten Morgengruß an Sie und den Klaviervirtuosen und an den Hrn. Kirchenrath.

Ihr

Dr. Jean Paul Fr. Richter."

Inzwischen wurde Sophie Paulus mit August Wilhelm v. Schlegel am 30. August 1818 getraut. Die unseligen Folgen jener Ehe, welche, kaum geschlossen, wieder getrennt ward, wurden oben dargestellt. [2]) Karoline Paulus besuchte mit ihrer Tochter Sophie im Mai 1819 ihren Sohn Wilhelm, der in einer württembergischen Lehranstalt unter der Aufsicht des Präceptors Beck war. Sie verbrachte ihn von da nach Stuttgart, und traf daselbst ihren Freund Jean Paul an.

Karoline Paulus schrieb an ihren Mann aus Stuttgart am 10. Juni nach Heidelberg: „Gestern hat uns Jean Paul besucht. Unsere Unterhaltung mit ihm wirst Du leicht errathen können. Er hat gewüthet gegen Schlegel, und ich habe ihn ritterlich secondirt."

Am 4. Juli 1819 schrieb Jean Paul an Karoline Paulus: „Geliebte Freundin! An diesem himmlischen Tage sehne ich mich gar zu sehr nach so langem Herumschiffen auf dem Gesellschaftsmeer endlich auf Ihrer glücklichen Insel anzukommen, zumal, da es das letztemal ist; denn anfangs dieser Woche reise ich ab. Von 12 bis 8 Uhr habe ich mich für Sie frei erhalten. Nach 8 Uhr seh' ich die Hellseherin. Verzeihen Sie das zudringliche Bestimmen der Zeit einem, der nur wenige hat. Meinen wärmsten Morgengruß Ihrer Sophie. Eben bekomm' ich ein Briefchen der Herzogin als Abendeinladung auch zum Abschiede. Könnt' ich nicht Mittags kommen? Aber der Wunsch ist vielleicht zu stark.

Ihr

Jean Paul."

Aus Baireuth schrieb derselbe am 21. April 1820 an Karoline Paulus: „Ich danke Ihnen, verehrte Freundin, für Ihre Worte, wenn auch spät, mit ganzem Herzen, so wie das Ihrige für mich immer ein ganzes geblieben. Die schönen Tage in Ihrem Hause hat mir noch kein anderes wiederholen können. Desto tiefer fühlt' ich Ihnen alle Ihre Schmerzen nach, welche darauf kamen. Wahrlich, auf der runden, glatten Erdkugel steht fast keine Freude fest, als nur die der wissenschaftlichen Untersuchung. Hier liegt mein Gruß an Ihren Herrn Gemahl

---

[2]) M. s. §. 7, S. 207.

sehr nahe, den ich noch bitte, das allegorische Wurzelunkraut von Kanne so auszuziehen, wie das historische von Stolberg. Es geh' Ihnen wohl!

Der Ihrige

J. P. F. Richter."

An demselben Tage an Sophie: „Sie haben, meine gute Sophie, mein Herz schön erwärmt durch Ihr Andenken an unsere unvergeßlichen Tage, deren Abendroth nie untergehen soll. Der Mörder Ihres Frühlings werde nie unter uns genannt. Im Unglücklichmachen war er zum erstenmal ein kühner Dichter."

„Immer, meine liebe Sophie, werd' ich mich erinnern, wie vertrauend und liebend Sie gegen mich gewesen! aber, wie könnt' ich mich erinnern, wenn ich es nicht noch voraussetzte, und auch von meiner Seite erwiederte?"

„So bleib' es unter uns!

Ihr Richter."

Am 14. Oktober 1820 schickte Jean Paul seinen theuren Sohn Max, durch Körper und Geist gleich anziehend, zur Vollendung seiner Studien nach Heidelberg.

An jenem Tage schrieb er an seinen Freund:

„An meinen geliebten und liebenden Paulus!"

„Vor Ihnen steht nun mein glücklicher Sohn! Ich wollte, ich stände nicht weit von ihm. Mögen Sie von der Liebe, die Sie für den Vater gehabt, so viel für den Sohn abfließen lassen, als er verdient! Der treffliche Vater Paulus wird gewiß an ihm einen bononischen Stein antreffen, der sein griechisches und orientalisches Licht einsaugt. Mit alter Liebe und Dankbarkeit

Ihr

Jean Paul Fr. Richter."

Heinrich Voß schrieb schon am 21. Oktober an den Vater: „Da haben wir ihn, den Sohn Deines Herzens, Du geliebter Jean Paul. Ueberall gefällt er. Wär' er nicht zu fest, ich würde für seine Bescheidenheit fürchten."

Die Familie Paulus trug ihre Liebe zum Vater auf den Sohn über, der in ihrem Kreise wie das treue und heiß geliebte Kind des Hauses war.

Nicht lange sollte das tief fühlende Herz Jean Paul's das selige Bewußtsein der Freuden an diesem Sohne genießen. Schon am 27. Sept. 1821 schrieb er aus Baireuth seinem geliebten Heinrich: „Mein

guter Heinrich! Mein Max wurde in der vorigen Woche begraben! Sein Heidelberger-Leben, Kranksein, Heilen und Reisen endigten ihn hier mit einem Nervenfieber. Lasse mich schweigen! Mein Leben ist gar zu arm geworden auf einmal."

Noch am 22. December jenes Jahres schrieb er seinem Heinrich: „Bringe aus meiner verwundeten Seele ein frohes Neujahr Allen, Paulus' und Daub und Schwarz und Tiedemann's."

Aber auch den theuersten Seelenfreund seines Lebens, den heiß geliebten Heinrich Voß, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt und auf den er die Liebe zu seinem Sohne Max übertragen hatte, sollte Jean Paul verlieren. Der letzte Brief seines Heinrich war vom 10. August 1822. Nicht lange nachher schloß Heinrich Voß die Augen, die immer dem Guten und Großen im Leben zugewendet waren (20. Oktober 1822). Viel später, am 2. Februar 1823 schrieb Jean Paul an Ernestine Voß: „O mein Heinrich, mein Heinrich! Heidelberg kann ich nun nicht mehr sehen. Es würden zwei Schwerter da durch meine Seele gehen."

Der liebende Vater und Freund folgte bald dem geliebten Sohne und Freunde (24. November 1825).

Aber das Andenken an den Geliebten verschwand nie aus den treuen und edlen Seelen des Paulus'schen Kleeblattes und des Voß'schen Elternpaares.

§. 13.

Die Brüder Schlegel. Ungedruckte Originalbriefe Friedrich Schlegel's und seiner Frau Dorothea, gebornen Mendelsohn.

Noch mehr, als August Wilhelm, dessen Verbindung mit der Familie Paulus wir oben darstellten, [1]) stand sein fünf Jahre jüngerer Bruder, Karl Wilhelm Friedrich v. Schlegel, Paulus in der Jenaisch-Weimarischen Zeit nahe. Geboren zu Hannover am 10. März 1772, studirte er in Göttingen. Vor Allem zog ihn das Studium des klassischen Alterthums an. Auch er wollte, wie sein Bruder August Wilhelm, in der Sturm- und Drangperiode als Kritiker, mit jenem und Tiek Gründer der romantischen Schule, wieder eine neue dichterische Zeit selbst Göthe und Schiller gegenüber gründen. Doch war

---

1) M. s. §. 7, S. 196—207.

in den Brüdern Schlegel das kritische Element stärker, als das dichterische, die klassische Werke mit Geschmack auffassende und darstellende Kraft bedeutender, als die selbstschaffende. Ludwig Tiek hatte ein Jahr vor dem Auftreten Friedrich's v. Schlegel seine Genovefa in Jena vorgelesen, auch der Bruder August Wilhelm Friedrich's Erscheinen vorgearbeitet. Im Jahre 1800, als Paulus mit seiner Familie in Jena war, hielt vor einer begeisterten Jugend Friedrich v. Schlegel seine Vorlesungen. Wenn er auch in der Form als Lehrer und Schriftsteller unter seinem Bruder stand, so waren seine Gedanken kräftiger und anregender. Man wollte von Seite der romantischen Schule ein neues junges Deutschland gründen, das Alte stürzen, Neues aufbauen. Viele schöngeistige Naturen wurden von der neuen Richtung ergriffen. Eine der vorzüglichsten war die selbst von Göthe noch als Schriftstellerin anerkannte [2]) Frau unseres Paulus.

In den gesellschaftlichen Kreisen zu Jena zeichneten sich Karoline Paulus und Friedrich v. Schlegel aus. Erstere, welche Reinhold mit der Königin Elisabeth im Don Carlos verglichen hatte, war in den heitern Geselligkeitskreisen nur unter dem Namen Elisabeth, der jüngere Schlegel unter dem Namen Friedrich bekannt. Noch sind viele Briefe von Friedrich an Elisabeth vorhanden, welche uns einen Blick in die heitere Geselligkeit zu Jena im Anfange dieses Jahrhunderts werfen lassen. Friedrich war die Seele heiterer Gesellschaftskreise und im Hause Paulus gerne gesehen. Friedrich's erste, Aufsehen erregende Wirksamkeit in Jena fällt in den Zeitraum von 1800 bis 1802. Bereits hatte sich dieser in jener Zeit durch die Herausgabe der „Griechen und Römer“ (1797), der Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1798) und der Lucinde (1799), die so großen Anstoß erregte, einen bedeutenden Namen erworben. Seine lebenskräftige und gesellig heitere Natur zog eine der geistig begabtesten Frauen jener Zeit, die von ihrem Manne geschiedene Frau Dorothea Veit, Tochter des berühmten Mendelsohn, mächtig an. Dorothea war ein merkwürdiges Wesen und eine Zeit lang die Seele der romantischen Schule und aller Werke und Thaten Friedrich's. Aus ihrer ersten Ehe besaß sie zwei Söhne, von denen der jüngere, Philipp, in Bonn gebildet, später ein bedeutender Künstler wurde. Eine Jüdin, hatte sie schon, ehe sie Schlegel kannte, eine Ansicht von den religiösen Glaubensbekenntnissen, wie sie Lessing in seinem

---

[2]) M. s. §. 7, S. 189 u. 190.

Nathan ausspricht. Aelter, als Friedrich, war sie im Besitze einer einnehmenden, aber nicht schön zu nennenden Gestalt. Doch ein hochbegabter seltener Geist sprach aus ihrem seelenvollen Auge. Sie war mit Glück als Schriftstellerin aufgetreten; aber nicht unter ihrem, unter Friedrich's Namen waren ihre Werke erschienen. Dorothea wurde Friedrich's Geliebte, später seine Frau. Ihre ganze Seele, ihr ganzes Wesen gehörte nur dem geliebten Friedrich. Die Jüdin wurde durch ihn Protestantin, und trat später mit ihm zur katholischen Kirche über. Ihre Liebe zu Karoline Paulus, die sie mit ihrem Friedrich in Jena kennen lernte, war eine Schwärmerei, die an Anbetung gränzte. Oft pflegte sie zu sagen, sie sei in Karoline Paulus beinahe verliebter, als in ihren Friedrich. Dieser und seine Dorothea waren leidenschaftliche, heftige Naturen. Karoline Paulus, ruhig und mild, fühlte sich zu beiden ihrer seltenen Geistes- und Gemüthskräfte wegen angezogen. Seine wilde, unstete Natur trieb Friedrich von einem Orte zum andern. Im Jahre 1802 ging er nach Dresden, von da bald darauf nach Paris. Er haßte bald die Protestanten, wie er sich ausdrückte, weil sie nichts für ihn thaten. Katholiken aus Köln, die ihn in Paris, wo er eine Zeit lang (1803) mit seiner Dorothea wohnte, besuchten ihn und gewannen, indem sie ihm eine schöne Aussicht auf Anstellung eröffneten, bald seine Freundschaft. Er ging von Paris nach Köln 1804. Hier wohnte seine Dorothea bis 1808 beinahe beständig. In Nahrungssorgen, hatte sie oft mit bitterer Noth zu kämpfen. Die Aussicht auf bestimmte Anstellung verzögerte sich. Schlegel machte indessen Reisen nach Paris, Berlin, Dresden u. s. w. Dorothea fühlte sich in der Armuth durch die Liebe ihres Friedrich, der von Zeit zu Zeit zu ihr nach Köln zurückkehrte, selig. Nicht einmal eine Magd bediente sie. Sie besuchte keinen Menschen, und wurde in ihrer einsamen Zelle von keinem aufgesucht. Nur ein alter Bürger aus Köln besorgte ihr die niedern Handleistungen. Für alle Entbehrungen entschädigte sie Friedrich's Liebe. Dieser erhielt eine Stelle in Köln, und hielt Vorlesungen daselbst. Seine Studien mittelalterlicher Kunst und Literatur, sein Umgang mit katholischen Freunden, sein Haß gegen die protestantischen Koryphäen, die nichts für ihn gethan hatten, trieben ihn nach und nach zur katholischen Kirche, welcher er längst innerlich gehörte, ehe er auch äußerlich mit Dorothea, kurz vorher, ehe er die österreichischen Dienste annahm, zu Köln um's Jahr 1808 übertrat.

In diese merkwürdige Periode des Kampfes mit Nahrungssorgen und der innern Entwicklung zu der Bestimmung, welche Friedrich in

der Literatur haben zu müssen schien, fällt eine Reihe der anziehendsten und wichtigsten Briefe desselben und seiner Dorothea an Paulus und seine Frau. Wir theilen einige derselben in Auszügen mit.

Friedrich v. Schlegel schrieb aus Paris 1803 an Paulus: „Ich sage Ihnen meinen ergebensten Dank für den ersten Theil des Spinoza. Ich freue mich sehr auf den zweiten, und bitte, daß Sie die Güte haben wollen, ihn an Vermehren zu geben oder an Wilmanns in Frankfurt a. M. zu schicken. Ich werde, wenn Sie nichts dagegen haben, eine kleine Anzeige davon in einem französischen Journale machen. Ich sollte doch denken, daß sich einige Liebhaber auch hier finden müßten. Die deutsche Zeitung, wie die A. L. Z., hat man hier zwar, aber eigentlich weiß doch kein Mensch, was darin steht. Zugleich erneuere ich meine Bitte, die ich schon einmal an Sie gethan habe, um ein kleines Verzeichniß von Büchern, mit denen Sie glauben, daß ich das Studium der arabischen Sprache am besten anfangen könnte. Sollte ich länger hier bleiben, so werde ich schwerlich der Versuchung widerstehen können, den großen Schätzen, die man hier im orientalischen Fache hat, mich so viel als möglich zu nähern. Was ist wohl außer dem Werke von Ilgen der beste kritische und historische Commentar über das alte Testament? Sollten Sie in dem Fall sein, von hier aus eine Notiz zu brauchen, so können Sie der pünktlichsten Besorgung jedes literarischen Auftrags gewiß sein.

Ihr ergebenster

Friedrich Schlegel."

Aus Köln 1804 von demselben: „Mit großer Theilnahme und Freude hatte ich die Nachricht vernommen, daß Schleiermacher zu Ihnen nach Würzburg ginge, und sehr zuwider ist's mir, daß die preußische Regierung, um ihn nicht fahren zu lassen, ihn nach dem kothigen Halle verbannen darf. Würzburg, dacht' ich, würd' ihn allmählich ganz in das Gebiet der Speculation gezogen haben, das für ihn das eigentlich passende wäre, wie ich wähne, und nicht nur für ihn möcht' es vortheilhaft gewesen sein, sondern auch für die Philosophie selbst, die solcher dialektischen Talente um so mehr bedarf, je mehr sie, so weit ich aus der Ferne beurtheilen kann, in den Brentano'schen Geschmack und Aberwitz zu versinken droht."

„Was mich betrifft, so hab' ich in Paris mich fast ausschließend mit der persischen und indischen Sprache beschäftigt, eigentlich mit der letztern; denn das Persische hab' ich mehr vernachläßigt, da ich vor 5/4 Jahren durch einen lange in Indien unter den Braminen gelebten Freund

die so seltene Gelegenheit, Sanscrit zu lernen, erhielt, in welcher Literatur die Pariser-Bibliothek ganz besonders reich ist“ .... „Seit meinen Bruder, ich weiß nicht, welcher, hoffentlich ein guter Geist, mit der Frau von Staël zusammengeführt hat, bin ich vollends verloffen und entdeutscht. Ich bin jetzt zwar schon wieder auf deutschem Boden, aber doch unter französischem Kaiserjoch. Paris liegt mir, so dünkt mich, noch ganz hart am Rücken, und, so wenig ich es sonst liebe, muß ich doch des Sanscrit wegen wieder hin.

Ihr

Fr. Schlegel.“

An Frau Paulus aus Köln am 19. Juni 1804: .... „Woher glauben Sie nur, vortreffliche, kleine Frau, daß ich in Paris faul gewesen? Meine Frau könnte Ihnen das Gegentheil bezeugen; doch dies bei Seite, so habe ich daselbst wohl eben so viel und mehr gearbeitet, als der beste Würzburger in Baiern“ .... „Auch Sie scheinen der gewohnten Lustigkeit noch immer treu zu sein. So gut ist es uns lange nicht geworden. Die Gallier sind eine traurige Raçe. Kommen Sie nur vor allen Dingen hieher an den Rhein. Die Weinlese ist die schönste Zeit dazu. Sehen wir uns nur einmal wieder, so könnten wir Alles recht besprechen, auch den Wunsch, den Sie äußern, uns ganz in Ihrer Nähe zu haben. Ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich darüber denke. Schon seit geraumer Zeit würde ich jeden soliden Ruf angenommen haben, weil ich nichts so sehnlich und einzig wünsche, als eine sichere und ruhige Existenz für meine Frau. Unter recht tüchtigen Bedingungen wäre ich selbst nach Moskau und Dorpat gegangen. Wie viel mehr nach Würzburg in das schöne Land, wo Alles thätig ist, in Ihre Nähe! Das Einzige, was mir dabei Besorgniß einflößt, ist die Abneigung gegen alle Kriege, die ich durch den Genuß des Friedens eingesogen habe, besonders, da dort die kriegführenden Mächte sich so nahe sind. Einige literarische Todschläge in der Ferne — das geht noch an, aber in Haus, Küche, Keller und Schlafkammer habe ich gerne meine vollkommene Ruhe.“

„Hier befinden wir uns vor der Hand sehr wohl im Genuß jener dreifachen Ruhe. Auch scheinen die Leute uns gerne zu sehen. Ob wir aber länger, als bis gegen den Herbst, hier bleiben werden, weiß ich noch durchaus nicht. So lange dauert nämlich die Vorlesung, die ich zu halten versprochen, und an der die halbe Stadt mithören will.“

„Sie haben ganz und gar Unrecht, wenn Sie glauben, ich sei auch in dieser Rücksicht faul. Allgemeine und specielle Literatur und Geschichte

so oft und so viel, als man es nur verlangt (nämlich gut bezahlt), zu lesen, ist eine Arbeit, zu der ich immer mehr Lust fühle, und die mir auch mit jedem Versuch leichter wird. Hab' ich doch selbst in Paris mehre Vorlesungen gehalten!" .... „Sie sehen aus Allem dem, daß ich immer noch, wie bisher, nichts bin, nämlich nichts Rechtes oder von Rechtswegen. Was ich bin, bin ich auf meine eigene Hand" .... „Vor allen Dingen kommen Sie an den Rhein, wo es doch in mancher Rücksicht noch schöner ist, als in Franken. Der Lachs ist hier unvergleichlich, so auch die Krebse, wie nicht minder der Wein.

Unveränderlich der Ihrige

Friedrich Schlegel."

Aus Köln von 1804 an dieselbe: „Sie verlangen, daß ich Ihnen auch schreiben soll; aber lieber wäre es mir doch, ein Stündchen mit Ihnen plaudern zu können. Das Schreiben ist doch ein trauriger Nothbehelf."

„Was in aller Welt haben Sie nur gegen Paris? Hätten Sie nur einmal mit uns bei Naudet Schildkrötensuppe gegessen, hätten Sie nur einmal auf dem Theater St. Martin sehr schöne Pferde in Haarbeuteln mit halbnakten Actricen durcheinander spielen sehen, hätten Sie nur die ganze tolle Wirthschaft einmal gesehen, gewiß Sie würden kaum wieder weg wollen, sich wenigstens einigemal todt lachen müssen. Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese im Ganzen dort schlecht behandelt, und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selbst, so daß sich ein ehrlicher Mann gar nicht einmal mehr die Mühe zu nehmen braucht, es noch außerdem zu thun. Nun wollen sie gar auch noch den Voß nach Würzburg bringen. Das wird einen gehörigen Lärm geben. Das Schmiedegeklapper seines Wesens zu dem Gerassel und Geklingel der Deduktionen! Sie verlangen mein Urtheil über Schelling's Religion u. s. w.? Ich kann Ihnen dies aber nicht geben, aus dem einfachen Grunde, weil ich es nicht gelesen habe, und auch bis jetzt noch nicht die Absicht dazu habe. Die Bücher, die er schreibt, sind ohnehin etwas von der langweiligen Art; besonders aber, was Religionsmeinung betrifft, so sind mir die des Dey von Marokko oder des türkischen Kaisers viel interessanter, als die Schelling's. Es muß wohl in Baiern viele andere Leute geben, die von Religion reden, daß er glaubt, seinen Pfennig auch darüber einlegen zu müssen .... Behalten Sie uns lieb, liebe, gute Freundin, aber schreiben Sie künftig in größern Buchstaben.

Ihr Friedrich Schlegel."

Aus Köln am 27. März 1805 an dieselbe: .... „Könnt' ich Ihnen doch wenigstens die Frau auf einige Wochen zuschicken, auf so viele etwa, als ich Monate habe abwesend sein müssen. Ich sehe jetzt gleich noch nicht recht ein, wie und wann das geschehen soll. Doch, da wir immer noch dem Landstreichen ergeben sind, so kann es sich leicht und eher, als man denkt, begeben. Wer weiß, ob es nicht gar das Glück so wunderlich fügt, daß wir im Herbste am Ende des französischen Jahres Gold haben, und, wenn das sich zutrüge, so würden wir leicht der Einladung folgen."

„Hier sind wir auch nur vor der Hand, und nichts ist gewiß, so viel Freunde ich auch hier habe, und so sehr gut unsere Herrn in Paris gegen mich sich gezeigt haben. Aber alles Gallische ist doch nur, wie auf leichten Sand gebaut. Man glaubt nicht daran, selbst, wenn es schon gethan ist, und die Leute hier wissen auch gar nicht, wie man sich gegen die Franzosen benehmen muß. Ueberdem kündigt man uns ein Lager von Franzosen ganz nahe hier an, so daß nun die Furcht des Krieges sehr groß ist."

„Sie haben aber doch Unrecht, zu glauben, daß ich französisch denke. Ich war niemals halsstarriger und stupider deutsch, als jetzt, und muß alle Tage von meiner Frau Vorwürfe leiden. Aber mit Unterschied. Die alten Deutschen, als Allemannier, Vandalen, Cherusker, Gothen, Germanier u. dgl. liebe ich mehr, als Alles, weiß mir nichts Besseres, und lebe nur darin. Was aber unsere jetzigen Deutschen betrifft, da zu der alten Uneinigkeit der Brentanoismus in allen Gestalten unter die Gelehrten gefahren ist, in Schillern, Schellen, Richtern und andern Kinderkrankheiten, da Göthe bis zur Eugenie dumm geworden, Fichte in Berlin bleiben kann, [3]) da Alles mit den Franzosen in Niederträchtigkeit und Schmeichelsucht gegen den großen Allerweltsbrentano wetteifert, die Könige aber immerfort ihre hunderttausend Männerchen füttern, ohne sie einmal herausrücken zu wollen, so — sehe ich nicht ein, was ich an diesen Deutschen Besonderes hätte, die, wenn sie nur den hundertsten Theil so deutsch wären, als ich, wohl ganz anders handeln würden. Nicht einmal der kleine Kurfürst von Aschaffenburg kümmert sich um mich!"

---

[3]) Merkwürdig ist gewiß die absprechende Art, mit welcher der Romantiker über die größten Geister unserer Literatur urtheilt.

„Doch genug davon! Daß ich bitter werde, wie meine Frau bisweilen gemeint, ist eben keine Gefahr; wohl aber ist mir Leben und Welt und vorzüglich ich selbst meistens so gleichgültig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an etwas Antheil zu nehmen."

„Doch meinen Freunden bin ich treu, den alten vorzüglich, so diese nicht selbst abfallen. Der Teufel mag aber diejenigen Freunde holen, die nichts für einander thun wollen! Ihr philosophischer Brentano soll ja, sagt man, hieher kommen wollen. Es wird wohl nur ein Wollen sein, oder denkt er wirklich, daß er auch hier sein A = A predigen möchte? In manche gute deutsche Stadt bin ich gekommen, wo man von dieser philosophischen Grippe noch gar nichts leidet. Auch in Paris spricht man weit mehr von einem gewissen Fichtianer, der das „Ich bin Ich und setze mich selber" sehr originell auf die Politik angewandt hat" .... „Ueberhaupt ist das mit dem Berühmtsein jetzt nur so zu verstehen, daß einer auf einen Büchsenschuß in die Runde ein großer Mann genannt und von allen Straßenjungen gerühmt wird."

„Daß wir gerne mit und bei Ihnen leben würden, wissen Sie" .... „Sonderbar genug ist's freilich, daß man, da man doch fast, wie bei der Hochzeit im Evangelio, auf die Landstraßen und an die Hecken geschickt hat, um Professoren und Akademiker zu laden nach Würzburg und München, noch niemals auf mich gefallen ist? Vielleicht aber doch, daß, wenn mein Indisches Werk erschienen sein wird, man endlich auf die Idee geräth, ich besäße allerlei nützliche Sprachkenntnisse und mich dann, nicht zwar um selbst mitzusprechen, aber doch um andere sprechen zu lassen, zu Ihnen beruft."

„Fast möcht' ich Sie bitten, zur vorläufigen Ausposaunung meiner Indischen Arbeit etwas beitragen zu wollen. Mit dieser einzigen Sache in der Welt ist's mir eigentlich unter allen übrigen Späßen ganz völliger Ernst."

„Man könnte in eine Zeitung setzen, daß ich jetzt beschäftigt sei, was ich seit einigen Jahren in Paris im Studio der indischen Sprache und Literatur eingesammelt, für das deutsche Publikum auszuarbeiten. Ich habe außer der Grammatik und zwei Wörterbüchern sieben Manuscripte, von mir in der Originalsprache abgeschrieben und lateinisch commentirt, aus Paris mitgebracht. Von einigen Gedichten werden nur metrische Uebersetzungen gegeben. Ueber die indische Sprache werde ich Aufschlüsse geben, die auf dem Continent noch völlig neu und unbekannt sind" u. s. w.

„Alles dieses ist, mit Erlaubniß zu reden, ganz wahr und richtig" u. s. w. „Die Data, die ich Ihnen da geschrieben, ist wohl der Vater (Paulus) so gütig, in eine glückliche Anzeige umzubilden, oder, wenn dieser etwa gar keine Zeit hätte, der dicke Meier, der sonst Interesse für diese Dinge hatte. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß ich meine Kenntniß der indischen Sprache dem Sir Alexander Hamilton verdanke, einem Mitgliede der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, der eilf Jahre in Indien sich mit diesem Studio beschäftigte. Nun leben Sie wohl, geehrte Freundin; ich habe der menschlichen Unart gemäß, jedoch unverhohlen, nur von mir und für mich mit Ihnen gesprochen, jedoch nicht ohne herzlichen Antheil an Ihnen und den Ihrigen. Ich hätte Ihnen recht viel zu erzählen von meinen Wanderschaften; aber es ist zu viel. Gegen die Staël haben Sie nur nichts, eitel ist sie freilich; aber sie ist es auf eine so natürliche Weise; das ist sehr lobenswerth. Und die Narrheit liegt bei ihr nur obenauf. Im Grunde ist es eine rechtschaffen tüchtige Frau. Meine besten, herzlichsten Empfehlungen an Paulus.

Ihr Friedrich Schlegel."

Auch später, als Friedrich Schlegel nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche 1809 in Folge seiner mit Metternich zu Paris gemachten Bekanntschaft kaiserlicher Hoffekretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl wurde, und 1815 als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage zu Frankfurt am Main wirkte, auch seit 1818, nachdem er vorher mit seiner Dorothea Rom besucht hatte, in Wien ein sorgenfreies und behagliches Leben, abwechselnd zwischen Vorlesungen, schriftstellerischer Thätigkeit und einer heitern Geselligkeit führte, dauerten noch Verbindungen mit Paulus und dessen Frau fort.

Am 1. September 1816 schrieb Friedrich Schlegel unter Anderm an Paulus: „Mit dem größten Interesse habe ich in dem neuesten Hefte „der Verhandlungen" Alles gelesen, was sich auf das Recht der Stände bezieht, den Beitritt des Regenten zum deutschen Bunde zu verlangen und ihn förmlich dazu aufzufordern. Möge man nur diesen Punkt recht fest halten! Dann ist der Sieg der guten Sache gewiß, und die Stände haben vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung ihre Sache dann entschieden gewonnen."

„Erhalten Sie uns Ihr freundschaftliches Andenken, und empfehlen mich und die Meinigen Ihrer lieben Frau und Tochter.

Ihr ganz ergebener

Fr. v. Schlegel."

Als Friedrich von der Vermählung seines Bruders mit der Tochter seiner Freunde hörte, schrieb er an diese am 27. August 1818:

„Schönste Sophie! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dem heutigen Tage, als meiner guten Schwester, und hoffe, daß wir rechte Freundschaft zusammenhalten werden unter uns und vorzüglich auch für den trefflichen Wilhelm, als dessen treuen Freund und Bruder Sie mich immer zu aller Theilnahme, redlichem Rath und gemeinsamer Wirksamkeit bereit und rüstig finden werden."

„Sie sind nun seine Frau, und müssen also nun unverzüglich im Rathe der Männer Sitz und Stimme einnehmen, und zwar, wie billig, die erste" .... „Ich bin ganz entschieden dagegen, daß Wilhelm einen so überaus ehrenvollen und gewiß auch vortheilhaften Ruf [4]) ausschlagen sollte. Ich glaube, er kann und darf das durchaus nicht, und alle, die an Wilhelm Antheil nehmen, die ihn ehren und lieben — und deren sind in Deutschland viele — würden ihm ganz entschieden Unrecht geben und ihn sehr tadeln. Wenn Sie übrigens Bonn vorziehen, so wird sich das gewiß noch leicht ändern und machen lassen" .... „Und dann ist ja Bonn und Heidelberg gar nicht in so entfernten Himmelsstrichen gelegen, daß man thut, als ob es aus der Welt wäre. Für jetzt ist nichts nothwendiger, als daß Wilhelm den Fürsten Hardenberg und seine Räthe selbst spricht. Wenn es Wilhelm zu schwer wird, sich gleich wieder von Ihnen zu trennen, so kommen Sie selbst mit, liebe Sophie! Wohnen könnt Ihr zwar nicht bei mir, weil ich keine Betten mehr habe. „A Schüsserl un a Rainerl ist all' mein Kuchelg'schirr!" Indessen wollen wir doch recht vergnügt zusammen sein. Wer hätte das gedacht? Als ich Sie vor 2½ Jahren von Neuem als nun fertige Sophie kennen lernte, betrachtete ich Sie mit rechter Theilnahme, und dachte oft, wie es wohl mit Ihnen als einem so vortrefflichen Geschöpf Gottes werden würde, sprach auch oft mit meiner Frau davon. Und nun sind Sie uns so nah' geworden! Schönste Sophie! Sein Sie mir nochmals als meine liebe Schwester gegrüßt!

Ihr Bruder

Friedrich."

Als August Wilhelm, nachdem er seine Geschäfte in Bonn besorgt hatte, im November zur Familie Paulus zurückkehrte, um seine Frau Sophie abzuholen, schrieb dieser von Wien der Bruder Friedrich

---

[4]) Die besprochene Berufung nach Berlin.

am 18. November 1818: „Geliebte Schwester! Recht oft habe ich noch an den frohen Tag bei Ihnen und den Abschied von Ihnen, meine gute Sophie, gedacht, der mir schmerzlich, doch auch süß war, weil es mir vorkam, als schaute ich noch etwas heller, als gewöhnlich, in Ihr schönes Herz" . . . . „Recht ausführlich müssen Sie mir schreiben, wie es der Mutter geht, und wie sie jetzt die Trennung erträgt, die ihr bevorsteht. Eigentlich nehmt ihr das Leiden und Scheiden doch ein wenig zu schwer, als ob Bonn aus der Welt, oder Heidelberg und Bonn durch das Weltmeer geschieden wären, oder etwa durch die Alpen, wie ich von meiner Frau. Wie glücklich würde ich sein, wenn mich von ihr und von Euch nur eine so leichte, so heitere Reise trennte" . . . . „Grüßen Sie mir übrigens beide Eltern auf's Beste, und schreiben Sie mir, wenn Ihnen etwas an mir und meiner Freundschaft liegt" . . . . „Wie sind Sie mit Wilhelm noch zufrieden? Leiden Sie nicht, daß er einen Hofmeisterton gegen Sie annimmt. Dies ist nicht Scherz, sondern ganz mein Ernst. Es ist vielleicht die einzige üble Gewohnheit, die er hat; aber es ist allerdings eine; denn die Weiber lieben das gar nicht, und haben Recht darin, wenn sie es nur auf eine sanfte und kluge Art abwehren. Sie müssen ihm aber auch nicht wieder sagen, daß ich Ihnen das schrieb; denn das würde ihn nur gegen mich stimmen. Wir wollen nun sehen, ob Sophie auch schweigen kann. Nennt er Dich noch Sie? Mir ist immer, als sollte ich Sie Du nennen. Liebe Schwester, ich gebe Ihnen in Gedanken einen Kuß, und bitte nicht zu vergessen

Ihren Bruder

Friedrich."

Wir haben oben die kurze Dauer dieser unglückseligen Verbindung geschildert. [5]) Als Sophie Paulus einen Ehescheidungsproceß gegen ihren Mann einleitete, schrieb die Mutter an August Wilhelms Bruder, Friedrich. Dieser antwortete aus Wien den 24. Febr. 1819:

„Geehrteste Freundin! Ich kann nicht sagen, wie schmerzlich mir der Inhalt Ihres und des den Ihrigen begleitenden Briefes von Sophie war. Das Zutrauen, welches Sie und die gute Sophie mir gönnen, ist mir sehr werth" . . . . „Sehr beklagen, ja tadeln muß ich es, daß Sie eine solche Sache sogleich den Händen des Advokaten preisgegeben haben. Bedenken Sie, daß nicht blos die Ehre des Mannes, sondern auch das Glück Ihrer einzigen Tochter dabei auf dem Spiele steht, und welcher, so liebens-

---

[5]) M. s. §. 7, S. 196, ff.

würdigen, vortrefflichen, liebevollen Tochter!“ .... „Erfolgt eine Aussöhnung, wie ich es so sehnlich wünsche, so wird gewiß bald auch das Andenken an diese ganze leidenschaftliche Verstimmung und unglückliche Geschichte verschwunden sein!“ .... „Eins muß ich noch zur Rechtfertigung meines Bruders anführen. Er hat Sie und Sophie selbst oft genug an sein Alter erinnert“ .... „Ich bitte Sie, geehrte Freundin, mir Ihr Vertrauen zu erhalten, und würde mich sehr freuen, wenn Sie mir nochmals schreiben wollten. Addressiren Sie den Brief nach Rom in die Wohnung meiner Frau: Dorothea di Schlegel, via sistina, Nr. 72, secondo Piano. [6]) Ich hoffe, daß Sie diese Bitte erfüllen werden, und wünsche von ganzem Herzen, daß sich noch Alles wieder zum Guten lenken mag.

Ihr Freund

Friedr. v. Schlegel.“

Noch anziehender und merkwürdiger sind die zärtlichen und tiefer eingehenden Briefe seiner geistreichen Frau Dorothea, geb. Mendelsohn, von denen wir einige im Auszuge folgen lassen. Sie zeigen die Einseitigkeit ihrer reich begabten Gefühlsnatur im vollsten Lichte, und bieten tiefe Blicke in die den Uebertritt zum Katholicismus vorbereitende Zeit und in die Auffassung des Katholicismus und Protestantismus durch sie und ihren geliebten Friedrich v. Schlegel. Wir lassen einige von ihren, zur Charakteristik der Zeit wichtigen, aus Köln an ihre Freundin, Karoline Paulus gerichteten Briefen in Auszügen folgen. Dorothea schrieb am 19. Juni 1804: .... „Friedrich hatte, noch ehe Dein Brief kam, sich schon zu einer Vorlesung hier verstanden, wozu ihn die vornehmsten und geehrtesten Männer hier einluden. Diese muß er nun halten, so wie noch eine philosophische, die vor einem engern Ausschuß, unsern eigentlichen Freunden hier, zugesagt worden ist“ .... „Wir leben hier unter lauter Freunden, Anhängern und Verehrern von Friedrich“ .... „Die Aufnahme, welche uns wiederfährt, ist so ausnehmend ehrenvoll und gutmüthig, wie ich Dir gar nicht genug beschreiben kann“ .... „Man hat dieser Stadt in den aufgeklärten Reisebeschreibungen sehr Unrecht gethan. Freilich lassen diese Leute nichts drucken, und machen kein Geschrei von sich, sind aber nur um desto mehr werth. Man lebt hier sehr gut und fröhlich ungeachtet des französischen

---

[6]) Friedrich Schlegel stand im Begriffe, zu seiner Frau nach Rom zu reisen.

Drucks, der härter ist, als man auswärts wohl denkt" .... „Daß der Schleiermacher nicht nach Würzburg gehen kann, ist recht betrübt; denn nun wird er vollends ganz verpreußt; es ist auch euertwegen sehr Schade; er ist ein vortrefflicher Mann und ein wahrer, aufrichtiger Freund, wo er es einmal ist, und, daß er ganz der eurige geworden wäre, daran ist kein Zweifel. Hast Du von Wilhelm [7]) nicht erfahren, was er eigentlich gegen mich hat? Denn, wenn er mit seiner cidevant Frau nicht gut steht, [8]) so weiß ich vollends nicht, was er von mir haben will" ....

Am 20. September 1804: „Gestern ist unser Friedrich auf ein Paar Monate verreist. Er geht nach Genf, um seinen Bruder zu sehen und um die Bekanntschaft der Madame Staël zu machen. Dann geht er nach Paris, und im November hofft er wieder hier zu sein" .... „Die Franzosen lieben überhaupt den Friedrich sehr. Wer von ihnen ihn kennen lernte, der wird ihm gleich gut und gefällig. Man thut das Aeußerste, ihn hier (in Köln) zu fixiren. Sie wollen ihn zum Professor an der hiesigen Sekundärschule machen. Gestern, als er eben in den Wagen steigen wollte, bekam er noch ein Billet vom Präsidenten der Schulcommission, der ihm meldete, sie hätten ihn dem Minister in Paris (Fourcroy) vorgeschlagen, unterdessen hätten sie aber einen Brief vom Minister erhalten, worin er der Schulcommission schrieb, sie möchten ihm Schlegel vorschlagen" .... „Auf jeden Fall nimmt er es nur provisorisch an, daß man ihn nämlich, wenn eine Specialschule errichtet wird, zum Professor an dieser Anstalt macht, bei welcher der Gehalt sich auf 6000 Livres beläuft. Bekömmt er diese Stelle, so bleiben wir allerdings, und das wird sich zwischen hier und einem halben Jahr entscheiden" .... „Jetzt bin ich etwas griesgram und eisgrau geworden; ich fürchte, Du wirst Deinen Schimmel lieber haben, als mich, wenn Du mich sähest. Wüßt' ich, daß Du in Mainz bist, um den Napoleon zu sehen, und Du kömmst nicht ein Bischen den Rhein heruntergeschwommen, ich würde Dir auf ewig gram. Da sei Gott vor, daß Du der heiligen Philosophie entsagtest, und ihr feindselig würdest um der Afterphilosophie willen. Sie, die Göttliche, ist ewig, und war von Ewigkeit her; aber glaube ja nur nicht, daß unter dem hochmüthigen, streitsüchtigen Pöbel der Messias

---

[7]) August Wilhelm, Friedrich's Bruder.

[8]) August Wilhelm's erste Frau, welche sich nach ihrer Trennung von ihm mit Schelling vermählte.

erwachen wird" .... „Es gibt keine Weisheit, die nicht schon längst verkündigt worden wäre" .... „Wer Dir sagt, er habe ein neues System erfunden, oder dergleichen, den darfst Du dreist auslachen. Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in andere Formen gießen; aber etwas Neues lehren sie nimmermehr" .... „Was in aller Welt will denn euer Wagner von Friedrich? Wir hörten hier, er habe ihn ganz grob angegriffen. — Weißt Du nicht, was er will?" ....

Am 16. Okt. 1804: „Wie danke ich Dir, geliebte, liebende Seele, daß Du mir Deine Empfindung für mich mittheiltest! Ja, ich fühle es und wiederhole es mit Freuden: — Du bist meine erwählte, gefundene Schwester, und so, wie Du, so fühl' auch ich, daß wir im Geiste unzertrennlich sind" .... „Außer Friedrich's Schwester, Charlotte Ernst, habe ich nie eine Frau geliebt, wie Dich. Sie ist eine vortreffliche Frau, aber freilich so verliebt in Dich, wie ich bin, würde sie vielleicht nicht sein; ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen sehnen, nach dem Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter" .... „Von unserm Friedrich hab' ich erst einen Brief aus Coppet. Von der Staël schreibt er Gutes. Er meint, sie sei zwar ganz und gar Französin, aber doch von der besten Gattung, die ihm noch vorgekommen sei, sie schiene sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Coquetterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist. Im letztern, glaube ich, irrt der liebe Friedrich. Der Delphine nach zu urtheilen, gehört sie zu den eitelsten der Eiteln. Sie scheint den Wilhelm noch sehr zu lieben, fährt Friedrich fort, obgleich sie in Meinungen und Grundsätzen sehr verschieden von den seinigen ist; denn sie soll voll von französischen Vorurtheilen stecken. Wilhelm soll sanfter geworden sein. Die Staël schreibt dies ihrer Erziehung zu. Friedrich meint aber, es sei weit richtiger dem angenehmen Gefühl seiner günstigen Lage zuzuschreiben. Ist es Dir nicht auch verhaßt, wenn die Frauen sich so viel auf die Erziehung ihrer Liebhaber einbilden? Mich dünkt, darin thut die allerunbefangenste Frau das Beste. Die Liebe, die nicht an und durch sich selber den Mann bildet, die wird es mit der prächtigsten Absicht gewiß nicht thun. Wie viel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf, oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander. Im November wird Friedrich in Paris sein. Oeffentlich Mittheilbares habe ich Dir

noch gar nichts zu sagen. Noch ist Alles über die Schulen hier und über Friedrich's Anstellung ungewiß. In Paris wird er erst die gewisse Bestimmung von Allem erfahren. Es geht mit französischen Anstalten nicht so schnell. Herzlich wünschen wir beide, daß es erst entschieden wäre. Wir sehnen uns nach nichts so sehr, als nach einem ruhigen und gewissen Auskommen. Besonders wäre es für Friedrich's Geist und seine Werke sehr erwünscht. Glaube doch nicht, lieber Engel, als ob ich vor dem Werth und der Würde des Goldes keinen Respekt hätte. Kein Mensch in der Welt hat es mehr erkannt, als ich, da es mir beständig daran mangelt; aber, wenn ich mein auserwähltes Glück, wornach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen, oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne?" .... „Das Nothwendige, Speis und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt" .... „In der That, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Noth bei irgend einem Bedürfniß plötzlich eine Hülfe kam" .... „Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Dritttheile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Theil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge werth?" ....

Am 8. December 1804: „Unser Friedrich ist noch in Paris; ich kann ihn erst in einigen Wochen wieder erwarten. Ueber seine Beförderung ist noch immer nichts entschieden, da er keine andere Stelle hier annehmen will, als wenn eine große Specialschule oder Universität hier errichtet wird, woran er eben in Paris arbeitet, daß es geschehe. Willst Du indessen in Deine Zeitung einrücken lassen, daß Friedrich Schlegel nach einer Reise an den Rhein, durch einen großen Theil der Schweiz und einige Provinzen Frankreichs wieder in Paris ist, wo er sich mit dem Studium der morgenländischen Sprachen und besonders mit dem Sanscrit beschäftigt?" .... „Friedrich hat sein Urtheil über die Staël doch hernach sehr modificirt, und kann ihr die viel zu großen Prätensionen nicht absprechen; jedoch hat er viel Freundschaft für sie, und kann ihr vortreffliches Betragen gegen Wilhelm nicht genug rühmen. Man soll sehr angenehm bei ihr im Hause leben" .... „Die Lehrstühle sind in unserer Zeit wahre Marktschreierbuden geworden, und wie unwürdig es ist, von Buchhändlern abzuhängen, das haben wir erfahren" .... „Ich habe, seitdem ich Göthe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen

ihn gehabt. Man darf ja auch nur den Meister recht aufmerksam lesen, und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen, als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen auszuführen im Stande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität, wie sein Theater und die Professoren, wie seine Schauspieler, die er dressirt, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, daß ein Jeder für sich eben nicht viel, aber alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. Daß er den Mittelmäßigen jetzt schmeichelt, das muß er nun wohl thun, weil er keine bessern hat. Aber warum er die Guten hat gehen lassen? — Das ist es, was wenige verstehen werden, und was mir ganz natürlich bei ihm dünkt. So ist es ihm eben recht. Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die Eugenie nicht dichten können; aber nicht Alle, welche alt werden, sind deßhalb so veraltet, als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh', er hat kein Gemüth und keine Liebe, und, wenn es damit nicht richtig ist, kann Alles auf die Länge nicht gut werden" [9]) .... „Daß Clemens Brentano nach Berlin zieht, um alte romantische Dichtung zu suchen, ist ein luminöser Gedanke; ich glaube aber, Du hast das erfunden; es ist viel zu excellent, als daß es wirklich geschehen sollte. Das ist ungefähr so, als wenn Jemand nach Grönland reisen wollte, um Ananas wachsen zu sehen. Was Du von Fichte's Zweifelssystem sagst, ist sehr gut; es scheint freilich, als ob Zweifel und System einander nicht allein widersprechen, sondern eins das andere aufzuheben" .... „Wenn Du sehen könntest, in welcher Einsamkeit und Einförmigkeit ich lebe!" .... „Es ist nichts, was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt, als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden, wie die Liebe zur Gesellschaft" .... „Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich darnach" .... „Ich kann es wohl sagen, daß ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, überschwenglich glücklich zu werden" .... „Will es das Schicksal, daß ich noch der äußern Sorge enthoben werde, so habe ich dann nichts mehr zu

---

[9]) Wir haben das einseitige und ungerechte Urtheil zur Charakteristik der damaligen Romantiker ganz mitgetheilt, und überlassen dem sachverständigen Leser die Beurtheilung.

thun, als meine Seligkeit recht inne zu werden und zu sterben" .... „Auch habe ich gehört, euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum heil. Nikolaus bescheeren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp [10]) sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus bescheert gekriegt, weil es hier nun einmal so Gebrauch ist — und das Schlimmste ist, er hat sich gefreut damit. Es ist ein unglückliches Kind! Was soll daraus werden? Lebe wohl, geliebte, liebe Seele.

Deine alte

Dorothea."

Am 4. Februar 1805: „Wohl war es eine schwere Ahnung, die mich neulich drückte, als ich Dir schrieb. Anstatt Friedrich, den ich erwartete, kam die Nachricht, daß er zum zweitenmale krank geworden und in große Noth gerathen sei, und all' sein Reisegeld habe aufzehren müssen. Ich schickte sogleich Alles, was ich hatte, und was ich habhaft werden konnte; er ist wieder hergestellt und von Paris abgereist. Der Himmel weiß, wie ich ihn wieder sehen werde. Die lange Kränklichkeit, Gram, Noth, die Reise, der harte Winter! Ach Gott, wie wird das werden? Die Sachen stehen übrigens hier vortrefflich. Die Schule wird eingerichtet, die Stellen sind vortrefflich und Friedrich hier in so großem Ansehen, daß sie beinahe Alles auf ihn ankommen lassen" .... „Ich habe mich so rein ausgeplündert für Friedrich, daß ich nun hier in die bitterste Verlegenheit gerathe. Es kann sein, er bringt wieder etwas mit zurück, aber vielleicht auch nicht" .... „Jetzt nehme ich also meine Zuflucht zu Dir, Du hast mir ja so manchesmal aus der Noth geholfen!" .... „Und noch dazu bedarf der arme Friedrich Pflege, da er sich, wie ich erfahren, in Paris jämmerlich gequält hat. Hier bin ich allein, kenne keinen Menschen" .... „Schicke mir, so viel Du kannst, oder so wenig Du willst!" .... „Muß man nicht weinen, daß ein Mensch, wie Friedrich, sich so jämmerlich quälen muß?" ....

Am 13. Februar 1805: „Geliebte Paula! [11]) Wie thut es mir in der Seele leid, daß ich Dir wahrscheinlich eine sehr unangenehme Empfindung durch meinen letzten Brief und meine Bitte gemacht. Hast Du

---

[10]) Philipp Veit, Dorothea's Sohn aus erster Ehe, später zu einem ausgezeichneten Künstler in Rom gebildet.

[11]) So nennt Dorothea in ihren Briefen sehr oft Paulus' Frau.

etwa noch nichts abgeschickt, so wäre es mir sehr lieb; denn ich habe es nicht nöthig. Es hat sich einer der Buchhändler raisonnabel aufgeführt, und ich bin wieder aus der Verlegenheit gezogen. Sei ja nicht böse, daß ich mich in der Bedrängniß so geradezu an Dich wandte, und schreibe mir recht bald, daß Du nicht böse bist. Friedrich erwarte ich nun jeden Tag. Gott im Himmel weiß, wie ich ihn nur sehen werde" .... "Wäre nur Friedrich wieder erst hier!" .... "Liest Du denn die Europa nicht, und wie gefällt sie Dir? [12]) Schreib' doch! Auf welche Art in der Welt schimpft man jetzt auf Friedrich's Schriften? Hier am Rhein lebt man, wie jenseits des Styx die abgeschiedenen Seelen. Von der Oberwelt ist keine Kunde" .... "Ist es wahr, daß der célèbre Jacobi in München als Direktor der Akademie angestellt ist?" .... "An der Einrichtung der Schule hier wird nun in Paris gearbeitet. Kömmt sie nach unserm Wunsch zu Stande, so sind wir trefflich versorgt; wo aber nicht, so — ist der Himmel noch weiter blau" .... "Ich liebe Dich unendlich und ewig.

Dorothea."

Am 24. März 1805: "Seit 14 Tagen ist Friedrich wieder hier" .... "Wie froh ich bin, ihn endlich nun wieder hier zu sehen, kannst Du denken. So können wir doch wenigstens zusammen erwarten, was uns ein gutes oder ein böses Geschick bringen will, und haben nicht außer der Bangigkeit einer ungewissen Zukunft auch noch die Schmerzen der Trennung zu tragen" .... "Mit der Schule hier ist Alles noch im weiten, weiten Felde. Der Himmel weiß noch, wie Alles kommen wird; besonders, da sich wieder ein so schwerer Krieg zusammenzieht, darf man wohl kaum hoffen, daß man für die Errichtung einer Schule sorgen wird! Uebrigens wäre das Leben hier in der alten, merkwürdigen, alterthumsreichen, katholischen Stadt Köln, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich, und ich für mich finde mein Schicksal, meine Bestimmung und mein Glück in Friedrich und nur allein in ihm. Wenn es ihm nur erst besser gehen wollte! Aber nie hat sich wohl im Leben dergleichen widersinniges Schicksal zusammengefunden. Wie kann man so hülflos sein und so geliebt, so berühmt und so gehaßt?" ....

28. April 1805: "Gestern erst kam Dein Brief vom 19. Es ist herrlich, daß Du dich so unser annimmst. Friedrich ist ganz Willens,

---

[12]) Die von Friedrich v. Schlegel herausgegebene Zeitschrift.

eurem Rathe zu folgen und an den Minister Zentner zu schreiben" [13]) ... "Das muß bald geschehen, noch, ehe Jacobi in München ist, der, wie wir gehört haben, sehr bald hinreist. Du kannst wohl denken, daß, wenn der erst da ist, so wird er Himmel und Hölle bewegen, daß man den Friedrich nicht anstellt. Auch soll ein gewisser S. mächtig in München sein, der ein großer Gönner Jacobi's und dem zu Folge wohl auch ein Feind von Schlegel ist" .... "Friedrich's Buch über Lessing müßte ihn eigentlich in Baiern sehr empfehlen, weil in den Commentaren und in den Zusätzen, die von ihm selber darin sind, seine Ansicht von dem jetzigen Zustande der Philosophie und der Literatur in Deutschland bestimmt genug entwickelt ist, daß man wohl daraus ersieht, wie ganz anders seine eigene Philosophie und wie er so gar nicht Schellingisch ist" .... "Da sie mit aller Macht seinem literarischen Ruhme nichts anhaben können, so suchen sie jetzt heimlich seiner bürgerlichen Existenz zu schaden, und dieses gelingt den Blindschleichen weit besser, wie es scheint. Sage mir doch aufrichtig, liebe Elisabeth, ob es dem Friedrich nicht in der Welt viel Schaden bringt, daß er mit mir verheirathet ist? Oder meint man etwa noch immer, wir lebten blos zusammen, und wären nicht verheirathet? Und schadet ihm diese Meinung in der Welt? Sage mir etwas hierüber, Liebe, aber aufrichtig!" .... "Ich glaubte, in diesen Tagen schon eine Summe verdient zu haben, [14]) wodurch ich meinem Wunsche, Dich zu besuchen, um einige Schritte näher gekommen wäre; aber so gut wird es unser einem nicht so leicht. Jedoch, ich gebe es noch nicht auf. Mein Muth hat etwas von der Spargelnatur an sich. Je öfter er abgeschnitten wird, desto dicker wächst er nach" .... "Es kommt kein Buch in meine Hände, das nicht ein Paar Jahrhunderte alt ist, und darüber komme ich mir selber so alt vor, wie das tausendjährige Reich" ....

Am zweiten Pfingsttage 1805: "Ja, ja, Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen, und wir sitzen noch immer hinter dem warmen Ofen! Das ist doch zu viel! Sag' mir nur, ob es in Baiern auch so kalt ist, wie hier und wie in der übrigen Welt! Ein Gespräch vom Wetter gehört zu unserer Zeit ganz und gar nicht mehr zu den gleichgültigen oder überflüssigen.

---

[13]) Paulus hatte Schlegel den Rath gegeben, sich um die Stelle eines Akademikers in München zu bewerben. Dorothea erkundigt sich in diesem Briefe nach der Titulatur des Ministers.

[14]) Friedrich's Frau lebte, wie er, von literarischen Erzeugnissen.

Am Ende kömmt der jüngste Tag in allem Ernst, und zwar nicht, wie man geglaubt, mit Feuer, sondern tout au contraire mit Frieren und Zähnklappern" .... "An den Minister wird so eben geschrieben. Daß es nicht eher geschehen, daran sind Friedrich's überhäufte Geschäfte Schuld. Er ist fleißiger, als je. Er hält zwei Vorlesungen, arbeitet an seinem indischen Werke, und hat dieser Tage viel gedichtet zu einem Almanach, der dieses Jahr von ihm erscheint. Er hat zu unserer großen Freude ungemein an Leichtigkeit im Arbeiten gewonnen, und wären wir nicht in der äußern Lage so bedrängt, so daß die Nahrungssorgen uns so manche Stunde, so manchen Tag verderben, und zu aller Arbeit unfähig machen, so wäre es noch ganz anders. Er könnte, so wie er jetzt arbeitet, innerhalb zwei Jahren alle Fragen beantworten, alle Rückstände ausarbeiten, die er der Welt und der Wissenschaft schuldig ist, und seinen Ruhm auf immer befestigen; aber freilich gehörten zwei Jahre der Ruhe und der Befreiung von Sorgen dazu. Ich denke oft, ich müßte ein Mittel ersinnen, ihm diese zu verschaffen, und dann ist es, als wollte ich mit dem Kopf durch ein dickes Brett rennen" .... "Was sagst Du zu Schillers Tod? Was wird der arme Göthe anfangen? Ich bedauere jeden, der in diesem Alter einen Freund verliert. Friedrich meint, Voß würde jetzt wohl zu Schiller avanciren, bei Göthe nämlich" ....

13. Juli 1805: "Ich wollte Dir nicht eher schreiben, als bis wir Antwort vom Minister haben würden; aber diese Antwort bleibt noch immer aus" .... "An Graf Thürheim ist auch geschrieben, aber von diesem kann noch keine Antwort hier sein. Ich will es Dir nicht verbergen, Geliebte, daß wir hier nun recht sehr unruhig und ungeduldig wegen des Erfolges sind. Möchte es doch gelingen!" .... "Der französische Gesandte in Hamburg, Reinhart, war mit seiner Frau einige Tage hier auf der Durchreise. Wir machten eine kleine Reise über Land in ihrer Gesellschaft, und haben uns gegenseitig recht gut gefallen. Besonders schienen sie von Friedrich sehr eingenommen zu sein, von dem sie sich wohl eine ganz andere Idee mögen gemacht haben. Er betreibt es auch in Aachen, daß Schlegel hier bleiben soll. Schlegel würde auf jeden Fall Deutschland, um sich zu fixiren, vorziehen" .... "Den Winkelmann von Göthe habt ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem Sächsisch-Weimarischen Heidenthume? Ich gestehe Dir, mir kömmt das Ganze sehr flach, ja gemein, Göthe's Styl unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos

vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber, wenn man sich so gewaltsam versteinert, und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt. Die Briefe selber sind recht interessant; aber mich dünkt, es ist nicht recht, sie drucken zu lassen; denn sie sind ursprünglich gar nicht dazu geschrieben" .... "Uebrigens habe ich den Florentin [15]) wieder vorgenommen" .... "Schreib' doch, Geliebte, was das Buch von Göthe in Deutschland für eine Art von Wirkung hat?" .... "Sind die Katholiken damit zufrieden oder nicht?" .... "Ist Schelling nicht in aller Eil' wieder zum Hegelthum bekehrt? Nach unserer Berechnung predigt er jetzt den Mahmud. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr seiner Zeit und ohne Sorgen, er sollte ihnen das Verständniß eröffnen!" ....

5. August 1805: "Geliebte Elisabeth! Ich schrieb Dir am 14. Juli" .... "Vom Minister ist noch keine Antwort da. Vom Grafen Thürheim erhielten wir aber schon einige Tage nach Abgang unseres Briefes an Dich eine recht höfliche, recht verbindliche Antwort. Er versichert darin, den Friedrich sogleich in München vorschlagen zu wollen und ihm den Erfolg sogleich zu melden. Aus München haben wir schon früher unter der Hand erfahren, daß Friedrich angenommen würde, sobald Thürheim ihn vorschlägt" .... "Man rüstet sich stark zum Kriege. Das Hoffen und Fürchten und Parteinehmen ist hier zu Lande recht interessant, weil es ganz allgemein durch alle Klassen der Einwohner mit gleichem Eifer getrieben wird. Gebe der Himmel, daß unser Loos noch entschieden wird, ehe es recht losbricht, damit wir am Ende nicht in eine noch ärgere Klemme gerathen!" ....

12. Oktober 1805: .... "Schreib mir ausführlicher, geliebtes Kind, ob es einer bloßen Wirkung der öffentlichen Angelegenheiten oder wohl auch einer Einwirkung der persönlichen Feinde von uns zuzuschreiben ist, daß Friedrich einen förmlichen refus bekommen hat? Denn, daß noch vor Ausbruch des Krieges Graf T. diesen refus aus München an Friedrich gemeldet hat, wird euch doch bekannt sein? Das kam, wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Wir hofften schon so gewiß einen glücklichen Erfolg. Jetzt freilich kann es uns eigentlich lieb sein, nicht in die allgemeine Verwirrung mitgezogen zu werden; jedoch unsere Lage ist jetzt sehr drü-

---

[15]) Ein nach Göthe's Meister in geistreicher Weise durchgeführter Roman der Dorothea.

ckend, da auch die französischen Plane und Aussichten durch den Krieg zertrümmert sind" .... „Es fehlt mir so ganz an weiblichem Umgang; ja nicht einmal einen weiblichen Domestiken haben wir, sondern blos ein alter kölnischer Bürger ist unser Aufwärter. Da mein Mann nächstens eine Reise nach Deutschland macht, würde ich, wie eine verzauberte Prinzessin, hier mit dem alten Mann zusammen leben müssen" ....

1. December 1805: .... „Wir bleiben diesen Winter noch hier. Es ist hier wenigstens noch ruhig und wohlfeiler zu leben, als sonst wo. Zu Ostern wird Friedrich nach Deutschland reisen und sich zunächst in Berlin etwas aufhalten; unterdessen bleibe ich hier, und, nach dem die Sachen sich wenden, kömmt er entweder wieder her, oder ich reise ihm nach. Diese Zeit wird betrübt für mich sein; denn er nimmt den Philipp mit, so daß ich dann ganz einsam und verödet leben werde. Doch auch dieser Plan hängt noch ganz von der Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ab; es kann auch recht gut noch so kommen, daß die ganze Reise unmöglich wird. Hol' der Teufel die öffentlichen Angelegenheiten, möcht' ich sagen, wenn er sie nicht bereits lieber schon geholt hätte! Man kann also nur sagen: Gott erbarme sich ihrer! Was macht der Vater (Paulus)? Er wird doch nicht im Ernste krank sein? Die Nachricht von seinem Unwohlsein hat uns sehr betrübt" .... „Daß Tiek katholisch geworden sei, haben wir auch durch das Gerücht erfahren, officiell aber noch nichts. Die öffentliche Handlung, dünkt mich, wäre hier nicht wichtig, im Herzen war er es schon längst und viele Andere mit ihm. S. B.'s Katholicismus wird eben nicht weit her sein; sie gehört nun einmal zu den Zugvögeln, und muß eben hin, wo der Wind hingeht" .... „Auch Florentin soll ich dichten? Was verlangst Du noch Alles von mir in dieser miserabeln Zeit? Soll ich etwa auch eine Armee kommandiren?" ....

Einer der merkwürdigsten Briefe Dorothea's ist der von Weihnachten 1805, in welchem die ersten Spuren zu dem später erfolgten Uebertritte Schlegel's zur katholischen Kirche zu finden sind. Sie schreibt in demselben: „Allem Anschein nach werden wir uns wohl hier fixiren. Bonaparte hat der Stadt Köln ihre Schulfonds zugesichert. Das Decret ist zu St. Pölten ausgefertigt worden. Es wird nun hier eine Schule organisirt werden. Wenn die Bedingungen annehmlich sind, so wird Friedrich die Professur annehmen. Diese Organisation hat aber wohl noch ein halbes Jahr Zeit. Unterdessen hält er provisorisch eine Vorlesung, die

ihm recht gut bezahlt wird“ .... „Dein antichristlicher Eifer hat mich ganz außerordentlich ergötzt! Der Tausend! Du disputirst ja, wie ein Doctor! Nein, einer solchen Ueberlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachsen. Ich habe überhaupt keine Gründe für meine Meinung; ich bekenne mich überwunden und geschlagen, wie die Russen bei Austerlitz. Eine Stelle in Deinem Brief hierüber hat mich aber lange beschäftigt. Es waren die unterstrichenen Worte: Daß ich mich von der modernen, katholischen Wuth hinreißen ließe“.... „Wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf eine Linie setzen, so habe ich nichts dagegen; denn sie gehen mich nichts an. Wenn aber eine so geistreiche Frau, wie Du, dies nicht zu unterscheiden weiß, und nicht unterscheiden will, was denkende Männer, wie Friedrich und wie Tiek, thun, und was jene albernen Nachbeter treiben, dann steht es schlimm mit der Welt“ .... „Liebe Elisabeth! Es ist eben so sündlich, Friedrich's Streben (denn von ihm ist eigentlich die Rede, da ich selbst nichts Anderes will, als mich ihm anschließen), es ist also eben so sündlich, sein Streben, sein Verlangen nach der Wiederherstellung des ächt christlichen Glaubens mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luthers mit dem faden Geschwätz, das uns von unsern protestantischen Kanzeln ertönt“ .... „Es ist hier von etwas ganz Anderm die Rede, als von Rosenkranz, von fetten Mönchen und von S. B. Da Du doch die Briefe in dem Almanach gerne liesest, so verweise ich Dich auf die Stelle darin, S. 351. Was da von den alten Denkmälern gesagt wird, kann man füglich auf manche andere Mißbräuche anwenden“ .... „Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu diesem gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott! Sie ist so gut, als Deine gegen den Katholicismus! Herrenhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens eben so geschmacklos, als die Katholiken. Ich meinte, das Beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, Alles

im griechischen Kostüm — das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!" .... „Göthe's neue Sachen lesen wir nicht. Erst die Eugenie, dann der Winkelmann! Das ist zu arg!" .... „Ich habe einen Roman aus dem Altfranzösischen (Merlin), einen aus dem Altdeutschen, Luther und Meller genannt" .... „Besonders hab' ich es im Spanischen so weit gebracht, Calderon und Cervantes lesen zu können. Dies sind zwar alberne, dumme, gotteslästerliche, geschmacklose Katholiken, aber doch keine übeln Dichter".... „Wilhelm lebt noch immer bei der Staël. Hast Du seine Elegie von Rom gelesen? Wie gefällt sie Dir? Mir ist sie zu gelehrt; es soll aber ein Meisterstück der Versifikation sein. Die Staël schreibt einen neuen Roman über Italien, der aber vielleicht erst in einem Jahr erscheinen wird. Ich bin recht begierig, was der Umgang mit Wilhelm für Einfluß auf ihre Dichtkunst haben wird. Ich fürchte nur, sie wird am Ende mehr Einfluß auf ihn, als er auf sie haben. Wir kennen ja seine liebenswürdige Weichheit!" .... „Wenn Du die hiesigen Geistlichen sehen würdest, so würdest Du doch eine ganz andere Ansicht vom Katholicismus erhalten!" ....

In dem nachfolgenden Briefe aus Köln vom 23. Februar 1806 wird der angedeutete Gegenstand noch genauer behandelt: .... „Vorigen Sonntag war Carneval, der in hiesiger Gegend sehr lustig und ein Volksfest im eigentlichsten Sinne ist" .... „In zwei, drei Tagen war an keine vernünftige Lebensart zu denken. Man hat immer so viel von der Finsterniß und Traurigkeit in Köln zu erzählen gewußt. Ich muß Dir aber sagen, — daß wir das Volk nirgend so fröhlich, ja ausgelassen lustig gefunden haben, als eben zu Köln".... „Wie es mit uns werden wird, wissen wir so eigentlich noch nicht. Es geht Alles hier unerträglich langsam." .... „Diese unentschiedene Lage ist für Jemand, der nicht reich ist, etwas sehr Peinliches, und hat besonders eine ruinirende Unordnung in der Haushaltung zur Folge. Anstatt englische Geduld müßte man billig kölnische sagen; denn die Engel selber würden hier ungeduldig werden!" .... „Welche wunderbare Zeit ist dies! Diese ewige Austauschung und Verwechslung der Staaten! Wie ist es möglich, daß der Landesherr sich an seine Staaten, daß die Bürger sich an ihren Herrn attachiren! Die nächste Woche gehören sie einem Andern an. Die Kriege sind nicht mehr ein tiefsinniges Schachspiel, sie sind ein Kartenspiel geworden. Nach dem Spiele werden die Bilder und Matadore wieder frisch umgetheilt, und jeder benützt sie in der Schnelligkeit, nach dem er zu spielen weiß.

„Unterdessen häufen sich die Beete, und einer muß sie am Ende bezahlen. Diesesmal hat das arme, betrogene Oesterreich herhalten müssen; doch ist das Spiel noch nicht ganz zu Ende. Es sieht wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, und die Wünsche der entgegengesetzten Parteien vereinigen sich darin, daß der neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme!" .... „Daß die Würzburger sich an den wieder hergestellten Heiligenbildern freuen, ist nicht allein verzeihlich, sondern auch natürlich! Warum hat man sie ihnen mit Gewalt genommen? Diese erzwungene Aufklärung kann keine bessern Folgen haben. Wir haben so lange von der Gewissensfreiheit, von der Duldung gesprochen. Nun es aber dazu kömmt, so zeigt es sich, daß wir sie nur für uns forderten, keineswegs aber geneigt sind, sie den Andersdenkenden angedeihen zu lassen. Die Protestanten forderten Freiheit für ihren Gottesdienst. Sie erhielten sie, und nun gönnen sie den Katholiken die ihrige nicht, und hassen sie, weil sie auch ihre Freiheit behaupten. Laß' uns billig sein, liebe Elisa!" .... „Ob ich glaube, fragst Du, daß die ewige Jugend im katholischen Glauben stäcke? Freilich glaube ich das, und darum wäre es eben so erwünscht, daß Du katholisch wärest, damit Du bis in Dein neunzigstes Jahr so lustig und liebenswürdig bliebest, wie Du jetzt bist. Aber in allem Ernst, es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon ist über 80 Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von seinen Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war so alt, als jetzt Göthe ist, als er den ersten Theil des Don Quixote schrieb; seine andern Sachen sind noch viel später. Dagegen ist in Shakespeare, dem ersten der protestantischen Dichter, sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstechen" [16]) .... „Man muß katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammengewachsen sein, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. [17]) Aber warum sollte es deßhalb einem Gemüthe

---

[16]) Was man nicht Alles sieht, wenn man aus nur subjectiven Gründen an etwas glaubt! Warum fiel der begeisterten Dorothea nicht ein, daß alle Dichter ersten Ranges in Deutschland, wie Göthe, Lessing, Schiller, Jean Paul, Herder, Wieland, Klopstock u. s. w. ohne Ausnahme Protestanten waren, warum nicht, daß Shakespeare, der Protestant, der größte Dichter der Neuzeit ist?

[17]) Demnach hätte der Katholicismus bei Schlegel als Dichter nicht mehr die rechte Kraft haben können?

nicht erlaubt sein, das sich von der Erscheinung angezogen fühlt, sich ihr hinzugeben?" .... Behüte uns Gott, daß wir in die Melodie mit einstimmen, die Göthe und Voß damals über Stolbergs Uebertritt zur katholischen Confession anstimmten, wo Göthe in der Recension von Vossens Gedichten sagt, daß „Voß einen Freund bedaure, den er auf ewig verloren habe." Weißt Du, was dies heißt? Ist das Aufklärung? Heißt das etwas Anderes, als daß Stolberg auf ewig von seinem Freund losgerissen, d. h. verdammt sei? Sieh! Liebe! In ganz Köln, dem verrufenen Köln, ist nur ein einziger, unbedeutender Geistlicher, der im vergangenen Jahre ein einzigesmal in einer Rede sagte: „Die Protestanten könnten nicht selig werden," und dieser Mann ist seitdem bei Allen lächerlich geworden".... „Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes, nein nichts (!!!) von ihr hergekommen. Schon, weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor.[18]) Alles Neue taugt nichts (!). Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser die Confession noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen" ....[19]) „Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten, und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut.[20]) Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht, und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit[21]) erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt" .... „Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen, sogenannten Aufklärer."[22])

---

[18]) Kann etwas urälter sein, als das Urchristenthum des Protestantismus?

[19]) Warum so lange warten, bis man das Glaubensbekenntniß fordert? Wenn es gut und wahr ist, so muß man es auch ungefordert ablegen.

[20]) Bei solchen Grundsätzen war dies ganz natürlich.

[21]) Seine Ansichten und Lehren waren, wie die der Dorothea, schon vor dem Uebertritte katholisch! Natürlich hatten also die orthodoxen Untersucher nichts gegen sie.

[22]) Ganz einfach deßhalb, weil Schlegel immer über sie schimpfte.

.... „Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholicismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken (!), so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem (!), ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin (!!), als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht auf's Wort glauben, so lies die alten Geschichten" .... „Hätte ich nur Dein und Deines Wilhelm's [23]) Bild, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter Gottes habe. [24]) Man hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt" .... „Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen, meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben. Man macht keine neue Religion. Hat er von Religion gesprochen und von Poësie, so war es immer die alte und zwar die allerälteste, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die ganze Welt wieder neue. [25]) Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existiren denn jetzt nicht noch große Dichter unter den Katholiken, wenn es blos diese Religion macht? Es ist wahr! Das Zeitalter der Poësie und aller Künste scheint erloschen (??); aber es ist erst seit dem fürchterlichen Aufruhr [26]) der Reformation erloschen. Allenthalben hat dieser Aufruhr zerstört (!)" .... „Ist nicht Klopstock's großes Werk kalt, und hat seine Absicht, Volkspoësie zu werden, verfehlt, weil es protestantisch ist?" .... „Unsere Gegner haben die Europa beschimpft, den Lessing, dieses herrliche Werk!, und über meine romantischen Dichtungen, die freilich unter Friedrich's Namen herauskamen, sind sie, wie die Harpyen, hergefallen" [27]) ....

---

[23]) Paulus' Sohn.

[24]) Das war doch offenbar noch nicht die rechte Andacht.

[25]) War die uralte nicht zur Zeit des Tezel'schen Ablaßkrames beinahe ganz vergessen, und haben sie nicht Luther, Zwingli, Calvin u. A. wieder aufgeweckt?

[26]) Klingt dies nicht, wie eine Identificirung von Reformation und Revolution?

[27]) Wie kann ein großes Werk kalt lassen, blos, weil es protestantisch ist? Gerade mit der Abnahme des Glaubens verminderte sich die Begeisterung für dieses Werk. Oder schien vielleicht deßhalb „das Zeitalter der Poësie und aller Künste erloschen," weil man über Schlegel's Europa und seinen Lessing loszog?

Friedrich v. Schlegel fügte diesem Schreiben folgenden, merkwürdigen Brief bei:

„Schließlich grüße ich hiedurch Euch noch herzlich. In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben! Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch Eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dies zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. [28]) Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen, sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt ....

Ihr Friedrich."

30. Juni 1806: .... „Liebe Seele! Wie lieb hab' ich Dich! Du kleine Hexe! Wie wirst Du es machen, um so viel Liebe zu verdienen? Schön, daß der Vater (Paulus) wieder hergestellt ist, und daß ihr eine so angenehme Reise gemacht habt!" .... „Wir freuen uns, daß ihr in Würzburg noch geblieben seid. Es ist doch ein Beweis, daß ihr vor der Hand keine Ursache zur Unzufriedenheit weder gegeben, noch selbst habt. Möchte es nur Oesterreichisch bleiben! Ich sage Dir, es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil, als unter dem Hause Oesterreich! Möchte es doch wieder einmal glücklich werden! Hätten die Deutschen sich doch nie von ihrem Kaiser losgesagt und alle, unter einem Oberhaupt vereinigt, jedem frechen Ausländer Trotz geboten!"

.... „Unsere Lage ist hier noch immer dieselbe ungewisse, unsere Ungeduld wächst oft bis zur Pein" .... „Jetzt haben wir wieder einen neuen Präfecten bekommen, den dritten, seit wir hier sind" .... „Die alten Patrizier hier sind froh, ihren Schulfond vom Kaiser zugesichert zu haben, die Schule ist ihnen nicht Hauptzweck, sondern nur eine fatale Zugabe" .... „Sobald Friedrich sein Collegium geendigt und Reisegeld hat, so reist er von hier ab, und erwartet in Unter-

---

[28]) Zufällig aufgefundene Freundschaften können Denker unmöglich zur Annahme einer Confession bestimmen.

zell bei Hardenberg das Resultat der hiesigen Sache" .... "Hast Du Fichte's neue Schriften gelesen? Mein Volk hier liest sie, und erzählt mir daraus. Ich lese nichts Neues selber. Welch' teuflischer Hochmuth steckt darin, und wie kann man sich so verpreußen! [29]) Jetzt weiß ich, warum die Berliner jetzt hochmüthiger und eitler sind, als sie es je waren. Wie der geblendete Simson, stürzt er die Säulen des Hochmuths über sich und die Philister." [30])

Noch einen Brief schrieb sie aus Köln am 8. Juni 1807: .... "Seit einem Monat ist Friedrich wieder in Köln, nachdem er ganze 6 Monate mit seinem Bruder im innern Frankreich bei der Frau von Staël zugebracht hat, während der Zeit ich hier die Einsamkeit studirt und es bis zu einer ziemlichen Fertigkeit darin gebracht habe. Jetzt bin ich von Morgen bis Abend beschäftigt, den neuen Roman der Frau v. Staël zu übersetzen, und Friedrich schreibt an seinem indischen Werk" .... "Die Stelle zu Köln hat Friedrich bestimmt ausgeschlagen. Die ganze Anstalt ist zu schlecht eingerichtet, als daß ein Mann, wie er, mit Ehre etwas damit zu thun haben könnte. Wir sind also wieder vogelfrei. Diesen Sommer bleiben wir noch zu Köln. Man trennt sich nicht so schnell von dem lieben Rhein" .... "Ich habe bis jetzt noch kein Land gesehen, das ich lieber mein Vaterland nennen möchte. Um meines asiatischen Ursprungs willen [31]) wird man es mir wohl verzeihen, daß ich zu meinem angebornen Vaterlande keinen allzugroßen Trieb in mir spüre. Aber es wird doch nichts helfen. Im Herbst denken wir wieder anderswohin zu ziehen" ....

Inzwischen war Schlegel in Paris 1808 mit Metternich näher bekannt geworden. Er trat zu Köln mit Dorothea in die katholische Kirche über, und erhielt 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl eine Stelle; endlich wurde er 1815 nach Vertreibung Napoleons zum Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M. ernannt. Im Jahre 1818 kehrte er nach Wien zurück, und lebte daselbst seit 1819, von allen Staatsgeschäften frei, der schriftstellerischen und Lehrthätigkeit. Dorothea, die fünf Jahre mit ihm im Hause der

---

[29]) Wie kann man eine Schrift, die man nicht gelesen hat, beurtheilen?

[30]) Das sollen nämlich in Dorotheas Sprache die Preußen sein, weil sie nur bei Oesterreich Heil findet.

[31]) Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelsohn, war ursprünglich Jüdin.

Karoline Pichler wohnte, war ungeachtet ihrer überspannt romantischen Richtung eine musterhafte Hausfrau. [32])

Doch bewahrte sie in der Ferne noch immer die alte Liebe zu Karoline Paulus. Dies beweisen ihre Briefe aus späterer Zeit.

Dorothea schrieb an diese aus Wien am 10. April 1813: „Mein liebes, gutes, herziges Weib, sei mir recht von Grund der Seele gegrüßt!" .... „Was sprichst Du von vergessen und dergleichen? Kannst Du mich denn vergessen? Nun, siehst Du, eben so wenig kann ich Dich vergessen! So wie ich Dich liebte, so habe ich seitdem keine andere Frau gefunden, mit keiner in solch wahrhaft kindlicher Vertraulichkeit gelebt" .... „Was uns trennt, liegt ja nicht in uns, sondern außer uns, und wann und wo einmal diese äußere Trennung aufhört, und wir uns wieder finden, da geht die alte Zeit wieder für uns an, wenn auch erst in einem andern Leben. Die Zeiten der Wunder werden jetzt wieder wach. Wer weiß, was noch mit uns kommen kann, und wie bald wir uns vielleicht wieder umarmen?" .... „Uebrigens, liebe Elisabeth, sind die Zeiten überall jetzt trübe, und, wenn Du dich vielleicht aus dem schönen, aber engherzigen Heidelberg oft fortsehntest, so ist es uns hier in der weiten, aber dickköpfigen Hauptstadt oft nicht besser ergangen. Für mich ist jede Hauptstadt ein fataler Aufenthalt auf die Dauer" .... „Alle eigentlichen Genüsse sind hier nur für die Reichen, Privilegirten. Unser eins hat das Zusehen und den geheimen Neid" .... „Wien ist allerdings in mancher Hinsicht jeder andern Stadt in Deutschland vorzuziehen; nur möcht' ich von Zeit zu Zeit draußen einen freien Athemzug thun, und, wo möglich, mit denen, die ich liebe, die mir in der Erinnerung ewig theuer bleiben!" .... „Vollends jetzt! Wer wird brav und gefühlvoll, wie Du, sich von dem Gottlob jetzt allgemein werdenden Chor ausschließen wollen? [33]) Liebste Elisabeth! Auch wir haben unser Opfer gebracht. Gott nehme es gnädig auf und beschütze es. Vorigen Dienstag ist unser Philipp von hier abgegangen, er folgt dem Ruf seiner Landsleute. Er ist nach Breslau, seine nähere Bestimmung zu erfahren. Er hat Alles aufgegeben, sein ruhiges, freundliches Leben mit uns, dessen schönste Zierde er war, seine Kunst, die er mit Eifer trieb, worin er gute Fortschritte machte" .... „Von meinem Johann aus Rom habe

---

[32]) Friedr. v. Schlegel's sämmtliche Werke, zweite Originalausgabe, Wien, 1846, Bd. 15, S. 276, ff.

[33]) Sie meint die Vereinigung gegen Napoleon.

ich gute Nachrichten. Mir ahnet aber, daß, wenn diese Geschichten bis zu ihm dringen, er eines schönen Morgens gerüstet und gestiefelt zu uns hereintritt, und seinem Bruder folgt; denn so etwas ist ansteckend" . . . . „Friedrich läßt Dich und den Vater (Paulus) und die schöne Karoline (Paulus' Tochter, Sophie) herzlich grüßen" . . . . „Friedrich wird hübsch dick. Du würdest ihn wohl schwerlich wieder erkennen, und ich bin in Wien erschrecklich alt geworden. Das hat man vom Leben" . . . . „Wilhelm (Friedrich's Bruder) ist in Stockholm. Man wird sehr bald von ihm hören" . . . . „Wenn Wien nicht ein so rasend theurer Ort wäre, so würde es uns gut gehen, aber so — ist es noch immer, wie ehedem" . . . .

Von Frankfurt schrieb Dorothea am 9. Oktober 1816: . . . . „Der Verdruß, Dich dieses Frühjahr nicht anzutreffen, war auch die Schuld, daß ich Heidelberg so bald verließ. Ich hatte mich so herzlich gefreut, Dich zu sehen, und nun mußte mir das so vereitelt werden. Ja, und was noch toller ist, ich glaube, wir sind uns vorbeigefahren, ohne uns zu erkennen. Wenigstens sah ich auf halbem Wege nach Stuttgart in einem Posthause, wo mehrere Reisende ausgestiegen waren, einen Mann vor einem Wagen vorüber in's Haus gehen, der dem Vater (Paulus) erstaunlich ähnlich sah, so daß ich noch bei mir selbst die Bemerkung davon machte, ohne aber nur im Geringsten darauf zu kommen, daß er es vielleicht gar selbst sein könnte! Siehst Du, wie schön dumm ich immer noch bin? An dieser Verdutztheit wirst Du mich lebelang wieder erkennen!" . . . . Willst Du zu uns nach Frankfurt kommen, so wollen wir Dich auf Händen tragen" . . . . „Eben ist Conferenz beim Bund. Ich habe Lust einzukommen, daß künftig in ganz Deutschland einer jeden ordentlichen Frau die Postpferde gratis gegeben werden, damit sie ungehindert reisen kann, wohin sie will. Gott mit Dir, liebe Seele!

Ich bleibe Deine treu ergebene

Dorothea."

Am 15. April 1817 aus Frankfurt: . . . . „Friedrich läßt Dich recht freundlich grüßen. Er hat gewiß nichts vergessen. Verlaß Dich darauf. Diesen Sommer, wenn wir einen kriegen, seh' ich Dich in Heidelberg wieder. Lebe wohl, meine Liebste, und gedenke Deiner Dorothea. Recht viele freundliche Grüße an Paulus und meine liebe Karoline."

Inzwischen folgte zu Anfange des Jahres 1819 die Ehescheidungsklage gegen Friedrich's Bruder. Noch einmal schrieb Friedrich

v. Schlegel aus Wien am 24. Februar 1819 den oben mitgetheilten Brief. Von da an hörte der Briefwechsel auf. Friedrich starb am Schlagflusse am 12. Jänner 1829 in Dresden, wohin er sich in Familienangelegenheiten begeben hatte. Dorothea lebte im Hause ihres von Rom als Direktor des Städel'schen Museums berufenen Sohnes, Philipp Veit zu Frankfurt a. M., wo sie am 3. August 1839 starb. Oft und gerne erinnerte sich Paulus und seine Frau an die schöne Zeit, die sie mit dem hoch begabten Freundespaare im vertraut geselligen Vereine zugebracht hatten.

§. 14.

Das Jubiläum im Jahre 1839. Die Facultätsadressen. Ungedruckte Originalschreiben von Paulus, Neander und den evangelisch-protestantischen Facultäten zu Berlin, Bern und Bonn. Das Ehrenbürgerrecht. Glückwunsch aus der baierischen Pfalz.

Schon zu Anfange des Jahres 1838 wurde Paulus von seinem Collegen Ullmann, dem damaligen Dekane der theologischen Facultät, auf seine bald herannahende Jubelfeier aufmerksam gemacht. Im Jahre 1839 nämlich beging unser Gottesgelehrter ein doppeltes fünfzigjähriges Jubelfest. Am 15. April waren es 50 Jahre, seit dieser an Eichhorn's Stelle die ordentliche Professur der orientalischen Sprachen zu Jena erhalten hatte, und im nämlichen Jahre feierte er am 2. Juni seine fünfzigjährige Verbindung mit seiner geliebten Karoline. Ein solches Doppelfest gehörte schon an und für sich zu den seltensten Ereignissen; es wird aber noch bedeutender, wenn es nach einem so verdienstvollen und segensreichen Wirken begangen wird. Es erweckte die Theilnahme nicht nur der Einwohner Heidelbergs, sondern des badischen Landes, ja selbst des ganzen deutschen Vaterlandes und vieler Gebildeter und Denkender außerhalb der Gränzen desselben. Die Mitternachtsstunde des 15. Aprils 1839, mit welchem der erste Jubeltag dieses seltenen Doppelfestes begann, wurde durch eine Anzahl edelgesinnter Bewohner der Stadt aus verschiedenen Ständen und Confessionen mit schönen vierstimmigen Choralgesängen begrüßt. Die Sänger hatten sich mit Paulus' Freunden vor dessen dem Kaufmann Landfried gehörenden Wohnhause in der Friedrichsstraße versammelt. Am ergreifendsten und bedeutungsvollsten war das von dem akademischen Musikdirektor Hetsch in Musik gesetzte Lied von Paulus' kräftigem, längst dahingeschiedenen Freunde, Johann Heinrich Voß: „Die

Kirche." Begeisternd klang besonders die dritte, sich auf den herrlichen Luther beziehende Strophe, welche von dem 78jährigen Greise, der sich seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht an's Fenster wagen durfte, deutlich und mit Rührung vernommen wurde. Es waren die Worte:

„Da rief, vom hehren Traum erwacht,
Ein Mann in seiner Zelle:
Ihr Völker! Auf, aus träger Nacht!
Schon dämmert Morgenhelle!
Ja blinzt und tobt ihr Eulenzunft!
Das Wort soll leuchten und Vernunft!"

Ohne Paulus' Wissen hatte die theologische Facultät in Heidelberg den Beschluß gefaßt, die Universität seines württembergischen Geburtslandes, Tübingen, die evangelisch-protestantischen Facultäten Deutschlands, die evangelisch-protestantische Geistlichkeit und das vereinigte Lyceum der Stadt zur Theilnahme an diesem Feste einzuladen.

Kaum hatte der schöne Tag begonnen, als die gesammte evangelisch-protestantische Geistlichkeit der Stadt den Jubelgreis in rührender Weise begrüßte. An der Spitze derselben stand der ehrwürdige und biedere, von Grund aus freisinnige Kirchenrath und Dekan Dr. Th. Wolf, der in der letzten Zeit ebenfalls sein Jubelfest unter der allgemeinsten Theilnahme gefeiert hatte. Ergreifend war die Rede, die er im Namen der gesammten Geistlichkeit hielt. „Auch wir," schloß dieselbe, „die evangelischen Geistlichen dieser Stadt, in welcher Sie nun eine so lange Reihe von Jahren hindurch gelebt und als Universitätslehrer gewirkt haben, und welche in Ihnen nicht allein den ausgezeichneten Gelehrten, sondern auch, bei so lange näherer Beobachtung und Erfahrung, den stillen, ruhigen, stets heitern und menschenfreundlichen und selbst gegen öfters rauhe Gegner milden und sanften Mann und Gemeindegenossen wahrhaft verehren, theilen heute die Empfindungen so Vieler, und fühlen uns gedrungen, uns Ihnen, verehrungswürdiger Jubelgreis! ehrerbietig zu nahen und aus vollem Herzen den Wunsch gemeinschaftlich darzulegen, daß Gott Ihre Tage immer noch mehren und Ihnen dieselben durch die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und Kraft Ihrer treuen und sorgsamen und allgemein verehrten Gattin und Ihrer, mit kindlicher Zärtlichkeit ergebenen, einzigen Tochter versüßen und verschönern möge! Möge Gott unsern Wunsch erfüllen!"

Bald darauf folgten die Abgeordneten der Universität, der damalige

Proreftor, geheimer Hofrath Muncke, mit den Dekanen der theologischen, juristischen und medicinischen Facultät, Umbreit, Zachariä und Chelius, und übergaben im Namen der hohen Schule unter feierlicher Beglückwünschung das zu dieser Feier von Paulus' vieljährigem Freunde, dem Theologen Lewald, verfertigte Programm. Das gedruckte lateinische Festprogramm der Universität enthält prüfende, literarische Notizen über Abälards Schriften. [1]) Er wird in dieser schön ausgestatteten, im Namen der ganzen Hochschule geschriebenen Beglückwünschungsschrift ein „sehr geistreicher und sehr gelehrter, historisch-kritischer Ausleger der heiligen Bücher, ein sehr scharfsinniger Forscher, Beurtheiler und eben so aufrichtiger, als geistesfreier Würdiger der kirchlichen Ereignisse, ein das Wahre und Rechte auf das Höchste liebender, zudem mit der reichsten Fülle allseitiger Gelehrsamkeit ausgerüsteter Theologe" genannt. [2]) Das großherzogliche Ministerium des Innern hatte den Druck des Programm's im Namen der Universität genehmigt.

Nun erschienen die sämmtlichen Facultätscollegen. Ihre herzlichen Wünsche rührten den trefflichen, in so seltener Geistes- und Körperfrische dem achtzigsten Jahre nahe stehenden Greis; besonders, als er den kaum genesenen, ehrwürdigen Kirchenrath Abegg mit seinen Silberhaaren vor sich sah, der die Kälte der Jahreszeit nicht scheute, den verehrten Collegen bei einem so seltenen Feste zu begrüßen. Ergreifend war es für unsern Paulus, als der Greis Abegg mit einem festen Händedrucke ihn versicherte, daß sie beide sich immer zuversichtlich „als überzeugungstreu" geachtet hätten. Mit tiefinnigem Gefühle dachte Paulus an die vor ihm dahingegangenen Collegen, Daub und Schwarz, deren er auch hier, wie nie anders, mit Hochachtung und Liebe erwähnte. Eine schöne Festgabe überreichte dem würdigen Greise der damalige Dekan der theologischen Facultät, Umbreit. Er hatte in dieser die von Paulus als erste gelehrte

---

[1]) Der Titel ist: Summe reverendo et perillustri Henr. Eberh. Gottl. Paulus, etc. viro longe celeberrimo, de re literaria, de ecclesia, de civitate optime merito, die XV mensis Aprilis 1839 memoriam ante hos quinquaginta annos suscepti muneris linguarum orientalium apud Jenenses professoris recolenti gratulatur universitas literarum Ruperto-Carola. Jnest commentatio de operibus Petri Abaelardi, quae e codicibus manu scriptis Victor Cousin edidit, auctore Antonio Lewald. Heidelbergae, typis Georgii Reichard, 1839, 14 S. 4.

[2]) Das angeführte Programm, S. 13.

Jugendschrift in Eichhorns Repertorium für biblische und morgenländische Literatur 1785 herausgegebene Abhandlung über das hohe Lied [3]) wieder durch den Druck bekannt gemacht und mit eigenen, erläuternden Anmerkungen versehen. So enthielt das sinnige Geschenk auch zugleich die Erinnerung an jene, vor mehr als fünfzig Jahren geschriebene Schrift unseres Jubelgreises, welche ihn auf Eichhorn's Lehrstuhl und in Herder's örtliche und geistige Nähe führte. [4]) Wie schön sind in dieser Schrift die an jene Jugendarbeit erinnernden Worte, wie mächtig bewegend mußten sie auf den liebenswürdigen Jubilar wirken: „Erlauben Sie mir, diese Erinnerung heute wissenschaftlich aufzufrischen, und, indem ich Sie aus dem Winter des Lebens in den Frühlingsgarten der Jugend und Liebe zurückversetze, wünsche ich, daß Ihnen der würzige Wohlgeruch desselben die lieblichste Erquickung gewähren möge!“ Die Ehrengabe sollte die Stelle des erneuerten Doktordiploms vertreten. „Und, wie es eine schöne, alte Sitte ist, einem Doctor bei seiner Jubelfeier sein Diplom zu erneuern, so scheint es mir nicht unpassend, da unsere Facultät außer Stande sich findet, Euer Hochwürden solche Ehrenbezeugung darzubringen, [5]) wenn ich Ihren weitverbreiteten Freunden in und außer Deutschland die Hauptstücke aus einer Ihrer ersten Schriften, durch welche Sie sich selbst das Diplom einer vielversprechenden Autorschaft ausgestellt, in einem neuen und treuen Abdruck unter die Augen lege.“ Durch die Schrift sollte der Herausgeber auch „seinerseits öffentlich ein Zeugniß ablegen,“ wie „ihm aus seiner collegialischen Gemeinschaft“ mit Paulus „seit einer langen Reihe von Jahren bei einer verschiedenen theologischen Richtung die sichere Erfahrung sich kundgegeben,“ daß diesem „selbstständige Forschung über Alles gelte, und jenes berühmte Grundwort seines Systems — Ueberzeugungstreue — zur wirklichen That des Lebens geworden sei.“ [6])

Die beiden alternirenden Vorsteher des vereinigten Lyceums und der

---

[3]) Repertorium, Thl. 17, S. 108—183.

[4]) Umbreits Erinnerung an das hohe Lied, Sendschreiben an H. E. G. Paulus u. s. w., bei seinem fünfzigjährigen Professorjubiläum. Heidelberg, 1839, S. 3.

[5]) Es waren noch nicht fünfzig Jahre verflossen, seit Paulus in Jena die theologische Doctorwürde erhalten hatte; die philosophische empfing er in Tübingen.

[6]) Umbreit's angeführte Schrift, S. 3 u. 4. M. vgl. §. 8, S. 237 u. 238.

Direktor der Bürger- und Gewerbsschule bewillkommten hierauf den Jubelgreis. Abgeordnete des Predigerseminars und der Theologie Studirenden überreichten besondere Glückwünschungsschreiben. Eine lange Reihe von glückwünschenden Freunden folgte. Thränen rollten über die Wangen des 78jährigen Greises, als er seines, damals schon seit beinahe fünfzig Jahren verstorbenen Vaters gedachte, und den Umstand erwähnte, daß er, bei der Nachricht seiner Krankheit von Jena herbeieilend, zu spät kam, um die Verzeihung und den Segen des Theuren zu empfangen. [7])

Der Senat und die evangelisch-protestantische Facultät der Universität Tübingen und die evangelisch-protestantischen Facultäten der Hochschulen zu Breslau, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Halle, Jena, Königsberg, Kiel, Leipzig, Marburg und Rostock schickten dem hochverehrten Manne besondere Glückwünschungsurkunden theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache.

Die evangelisch-protestantische, theologische Facultät zu Tübingen erkennt in ihrer Glückwünschungsurkunde vom 11. April in Paulus „den jetzt Aeltesten unter der schönen Zahl berühmter vaterländischer Namen," den „Sohn des Vaterlandes, der bis in's Greisenalter ein Herz für das Vaterland bewahrt," den „württembergischen Theologen." Sie findet den „württembergischen Theologen" in Paulus' Grundsatze," daß „eine gedeihliche Fortentwicklung der theologischen Wissenschaft durch fortschreitende Erforschung der h. Schrift bedingt ist," in dem „Grundsatze der Freiheit des Glaubens und des Gewissens, der wissenschaftlichen Forschung und Mittheilung," in dem „warmen Eifer für das Besserwerden in allen Zweigen des öffentlichen Lebens," in der „Beharrlichkeit," mit welcher Paulus „der selbstständig erworbenen Ueberzeugung treu geblieben," und in der „Offenheit," mit welcher er „sich zu derselben bekannt hat." Sie erklärt sich „in diesen Grundsätzen mit ihm einig."

Die theologische Facultät von Breslau sagt in ihrem lateinischen Schreiben vom 22. März: . . . . „Du hast als Schriftsteller und Lehrer jeden Aberglauben bekämpft, aber jenen entgegen, welche ihre ruchlosen und frevelnden Hände an die Religion legten, Dich als einen tapfern und eifrigen Verfechter und Wächter der Religion gezeigt!" . . . .

---

[7]) M. s. Bd. I, S. 232.

Die theologische Facultät zu Gießen schrieb am 15. April: .... „Immer war es Ihnen ja die ernstlichste und heiligste Angelegenheit, die theologische Wissenschaft zu fördern und mit dem Glauben das Denken und Forschen in inniger Verbindung zu erhalten“ ....

Die theologische Facultät zu Greifswalde sagt am 1. April in einem lateinischen Schreiben, daß Paulus durch sein Studium in der heiligen Schrift „nicht nur die Einsicht derer, welche seiner Denk- und Glaubensweise folgten, sondern auch derjenigen, welche seine heftigsten Gegner waren, unterstützt und vermehrt habe“ ....

Die Hallenser-Facultät äußerte sich am 6. April in einer lateinischen Urkunde: .... „Dir war es wegen Deiner edeln und weder an Heuchelei noch an Verstellung gewöhnten Seele nicht nur ganz und gar nothwendig, frei zu bekennen, was Du als Wahrheit einsahst, wenn es auch von den Formeln und beliebten Sätzen der Schule abwich; sondern es war Dir auch wegen dem seltenen Glücke der Zeit, solches zu thun, vergönnt,“ — und in einer andern Stelle: „Ja sogar diejenigen, welche, wie wir sehen, häufig von Dir in theologischen Dingen abweichen, gestehen, daß in allen, von Dir verfaßten Büchern vortreffliche Dinge gelehrt, Vieles sehr gelehrt, sehr Vieles fein, alles scharfsinnig behandelt werde, daß eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, eine edle, unerschrockene, muthige, den geschäftigen Müßiggängern, den Lichtscheuen, Mystikern und Fanatikern feindselige Seele aus allen Deinen Werken hervorleuchte, daß endlich aus allen viel und sogar sehr viel gelernt werden könne“ ....

In gleicher Weise schrieben auch die Facultäten zu Jena am 6. April und zu Kiel an demselben Tage. „Wer, sagt die letztere in ihrem lateinischen Schreiben, sollte nicht in Dir den Sophronizon erkennen und anerkennen, der Du mitten unter den Kriegen und dem Geräusche der Waffen die Billigkeit auch gegen die feindlich Angreifenden behieltest, und, mitten auf dem Wege einhergehend, fest in Deinem Vorsatze, nicht von Zorn entbrannt, Dich nie von dem ablenken ließest, was Du als wahr erkanntest?“ ....

Die Facultät von Königsberg bemerkte in gleicher Weise am 6. April: .... „Wer aber es weiß und erwägt, welche Mannigfaltigkeit der Ansichten die Erkenntniß der geschichtlichen, wie der geistigen Wahrheit

in sich schließt, und daß gerade die gediegene und consequente Verfolgung der daraus sich bildenden Gegensätze durch ausgezeichnete Geister für ihren eigenen Tempelbau förderlicher ist, als die uniforme Abgeschlossenheit, in welche zu allen Zeiten wissenschaftlicher, wie religiöser Egoismus jene Gegensätze zu bannen gesucht hat, der wird, selbst bei abweichender Richtung der wissenschaftlichen Principien und Studien, nicht verkennen, daß die genannten Eigenschaften der eigentliche und unentbehrliche, schöpferische Geist für Alles sind, was der Wissenschaft, dem Staate und der Kirche wahrhaft Gedeihen und Fortgang bringen kann und dem Greise, dessen Stirne mit dem Lorbeerkranz solchen Ruhmes geschmückt ist, seine herzliche Ehrenhuldigung mit Freuden darbringen" ....

Vom 10. April äußerte sich die Facultät zu Leipzig in ihrer lateinischen Urkunde: .... „Weder durch die Künste einer unreifen Philosophie, noch durch die Täuschungen einer grämlichen Frömmigkeit ließest Du dich abziehen und abwendig machen von dem edeln Bekenntnisse und der thatkräftigen und beredten Vertheidigung dessen, was Dir wahr, mit der göttlichen Lehre übereinstimmend und der evangelischen Freiheit würdig schien" ....

Die Rostocker-Facultät schreibt in ihrer lateinischen Beglückwünschung: .... „So lange den Wissenschaften ihre Ehre bleiben wird, so lange wird Dein Name blühen. Aber dieser Ruhm scheint uns noch ausgezeichneter, daß Du in Wort, Schrift, endlich in Deinem ganzen Leben Dich als einen rechtschaffenen und der Wissenschaften, die Du in wunderbarer Weise bereichertest, würdigen Mann bewährtest! Ein Gottesgelehrter muß gerade, wahr und offen sein, wie wir Dich stets kennen gelernt und verehrt haben!" ....

Am 1. Mai erfolgte das Schreiben der evangelisch-protestantischen Facultät zu Straßburg, am 23. April das derselben Facultät zu Basel, und am 4. Mai das der juristischen Facultät zu Freiburg im Breisgau, von welcher er im Jahre 1823 als Vertheidiger der Fonkschen Sache[8]) die Würde eines Doktors der beiden Rechte empfangen hatte. Am 1. Mai erhielt Paulus auch die schöne Beglückwünschungsurkunde der Zürcher theologischen Facultät.

Die Erinnerung an das fünfzigjährige Amtsjubiläum gab diesem

---

[8]) M. s. §. 5, S. 155 u. 156.

Veranlassung, genauer in die Vergangenheit zu blicken und seine „Bildungs- und Lebensskizzen" zu schreiben. [9])

Schon waren diese Skizzen gedruckt, als von der theologischen Facultät zu Bern ein Beglückwünschungsschreiben ankam. Es könnte somit nicht mehr, wie die übrigen, dem Drucke übergeben werden, war vom 1. Juli 1839 datirt, in lateinischer Sprache abgefaßt und von Schneckenburger, Lutz, Zyro, Gelpke, Hundeshagen und Studer unterzeichnet. Wir theilen aus diesem ungedruckten Facultätsschreiben folgende Stelle mit: . . . . „Wie sehr durch Deinen Fleiß und Deinen Geist die Wissenschaften ausgerüstet, vermehrt und erleuchtet worden sind, wie Vieles besonders die historische Erklärung des neuen Testamentes hinsichtlich der geschickten Benützung derjenigen Denkmale, durch welche des jüdischen Volkes Ereignisse und Lehrmeinungen in dem Zeitalter Christi und der Apostel aufbewahrt worden sind, Dir verdanke, ist nicht nur in unserer Zeit keiner so unwissend oder so ungerecht, nicht anzuerkennen oder mit dem gebührenden Lobe zu würdigen, sondern diese Wissenschaften selbst werden es der Nachwelt verkünden, wenn, nicht von einer Seite nur, ihre Fortschritte mit Deinem Namen bezeichnet worden sind" . . . .

So waren es also siebzehn evangelisch-protestantische Facultäten Deutschlands und des Auslandes, welche ihre innige Theilnahme in theils mit den Gesinnungen und Ansichten des Jubelgreises übereinstimmenden, theils dessen Leistungen im reichsten Maaße anerkennenden Glückwunschschreiben ausgesprochen hatten.

Von Berlin und Bonn erhielt Paulus keine Adressen. Von der Berliner theologischen Facultät las man unter dem 22. März in mehreren Zeitungen, daß Marheineke, in der dortigen Facultät um so eher einen Antrag auf die gewöhnliche collegialische Theilnahme an diesem Ereignisse machen zu können, geglaubt habe, als mehrere Mitglieder dieser Facultät dereinst in Heidelberg Collegen von Paulus gewesen waren, daß aber indessen Marheineke an dem entschiedenen Widerspruche zweier Professoren scheiterte.

---

[9]) Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein fünfzigjähriges Jubiläum. Den Theilnehmenden gewidmet von Dr. H. E. G. Paulus, Heidelberg und Leipzig, Karl Groos, 1839, 199 S. gr. 8.

Inzwischen war bei Gelegenheit der Strauß'schen Händel in Zürich von Paulus eine neue Schrift über theologische Lehrfreiheit [10]) herausgegeben worden. Er übersendete dieselbe nicht nur den Facultäten, welche ihn mit Adressen beehrt, sondern auch denen zu Bonn und Berlin, welche dieses unterlassen hatten.

Er schrieb unter Uebersendung seiner Schrift über theologische Lehrfreiheit an die evangelisch-protestantische, theologische Facultät zu Bonn im Mai 1839:

„Die hiesige, evangelisch-protestantische Facultät hat die Güte für mich gehabt, auch Sie, Hochwürdige, wie alle Ihre Mitschwestern in Deutschland, zur Mitfreude oder Theilnahme wegen der Feier meiner fünfzigjährigen wissenschaftlichen Amtsthätigkeit ohne mein Vorwissen freundschaftlich zu veranlassen."

„Sie (die hiesige Facultät) hat (von Ihnen) keine Erwiederung erhalten."

„Ich meine nichts desto weniger, es nicht unterlassen zu dürfen, daß ich die wenigen, nach einer andern Richtung über theologische Lehrfreiheit geschriebenen Blätter gleichsam als ein Glaubensbekenntniß auch der theologischen Facultät zu Bonn, wie andern protestantisch-evangelischen Facultäten, die an mir und jener Feier anerkennenden Antheil genommen haben, achtungsvoll vorlege. Es kann mir nicht zweifelhaft sein, daß wenigstens mehrere Mitglieder derselben aus keinem Bade fliehen würden, wenn sie hörten, daß auch ich dort rein zu werden versuchte." [11])

„Mögen wir alle im Christuswürdigen, das ganze Gemüth umfassenden Gesinnungsglauben desto einiger, thätiger und beseligter sein, während der nur die Intelligenz und Meinung beschäftigende Dogmenglaube von jeher alsdann am unsichersten und veränderlichsten war, wenn er am meisten durch äußere Schutzmittel sich herrschend zu machen strebte. Die Ueberzeugungstreue, welche nach dem Apostel den Abraham, wie die Römerchristen, rechtschaffen machte, ist allermeist eine Pflichtangelegenheit des nicht durch Zeitrücksichten verkehrten Willens" u. s. w.

Die evangelisch-protestantische Facultät zu Bonn erwiederte am 27. Mai in einem, von ihren damaligen Mitgliedern unterzeichneten Schreiben:

---

[10]) M. s. §. 4, S. 118—121.

[11]) Anspielung auf jene Sage vom Apostel Johannes, der aus dem Bade floh, weil dort der Ketzer Cerinth war.

„Euer Hochwürden sagt die unterzeichnete Facultät aufrichtigen Dank für die Mittheilung der interessanten Schrift über theologische Lehrfreiheit, welche Sie selbst gleichsam als ein Glaubensbekenntniß bezeichnen, noch mehr für die herzliche Offenheit der das Geschenk begleitenden Zeilen, welche wir uns verpflichtet fühlen, mit derselben, unumwundenen Offenheit zu erwiedern."

„Zuvörderst können wir Euer Hochwürden die Versicherung geben, daß es in unserer Facultät, wie sie dermalen in den Unterzeichneten besteht, nicht blos einzelne Mitglieder sind, welche nicht deßhalb aus einem Bade fliehen würden, weil auch Sie versuchten, dort rein zu werden."

„Wie wir Alle uns der fortwährenden Reinigung bedürftig fühlen und zu Gott hoffen, des rechten Bades zur Theilhaftwerdung derselben nicht zu verfehlen, so würde es uns nur zu inniger Freude gereichen, uns in dessen Aufsuchung und Anerkennung mit einem Manne vereinigt zu sehen, den wir Alle nicht blos wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner ausgezeichneten Geistesgaben und seiner mannigfaltigen literarischen Verdienste hochstellen, sondern auch wegen seiner unermüdlichen Thätigkeit in der Erforschung der Wahrheit und in der offenen, tapfern, rücksichtslosen Geltendmachung dessen, was sich ihm als solche darstellt, und zum Theil aus persönlicher Bekanntschaft von Herzen lieben."

„Es ist daher auch Keiner unter uns, der nicht mit herzlicher Freude gehört hätte, zuerst durch Anzeige der dortigen, hochwürdigen theologischen Facultät, daß Sie, hochwürdiger Mann, im Begriffe seien, Ihr Jubiläum als ordentlicher Professor zu feiern, und darnach durch öffentliche Blätter, so wie durch Ihre eigene gütige Mittheilung, daß Sie dieses Fest froh und heiter und mit anerkennender Theilnahme von nahe und ferne begangen haben. Wir würden auch nicht unterlassen haben, unsere freudige Theilnahme, jeder einzeln, persönlich, wenn sich uns Gelegenheit dargeboten und es sich überhaupt darum gehandelt hätte, auch thätig auszudrücken."

„Um so mehr mag es Euer Hochwürden vielleicht befremden, daß wir Anstand genommen haben, dasselbe auch als Facultät zu thun. Was uns aber abgehalten hat, ist dieses, daß wir meinten, wenn wir als theologische Facultät Euer Hochwürden an einem solchen Tag beglückwünschten, nicht sowohl Ihre Persönlichkeit und unser persönliches Verhältniß zu Ihnen,

sondern unsere beiderseitige Stellung zur evangelischen Kirche in's Auge fassen und dabei die Verschiedenheit, ja den Gegensatz der Richtung, zu der wir uns bekennen, gegen diejenige, in der Sie eine solche Reihe von Jahren hindurch Ihrer Ueberzeugung gemäß gewirkt haben, nicht zurücktreten lassen zu müssen. [12]) Denn, wie verschieden auch wir, die einzelnen Mitglieder der hiesigen Facultät, selbst unter einander in den Ansichten über manche und nicht unwichtige Gegenstände des christlichen Glaubens und der evangelischen Kirche sind, so finden wir uns doch in der Grundüberzeugung vereinigt, daß das Christenthum und die christliche Kirche nicht ohne den historischen Christus bestehen können, den uns die evangelischen und apostolischen Schriften des neuen Testamentes vorführen, daß die Läugnung und Aufhebung der evangelischen Geschichte auch eine Aufhebung des Christenthums sein würde, daß der zur Seligkeit führende, ja die Seligkeit in sich schließende, christliche Glaube zwar nichts weniger, als ein passives Annehmen gewisser positiver Dogmen ist, aber sich eben so wenig auf gewisse allgemeine, auch vor Christo oder von Christo zuerst vorgetragene, religiöse und sittliche Wahrheiten beschränkt, sondern sich gerade auf Christi Person bezieht, und daß ohne diese Richtung des Glaubens eine förderunde, segensreiche Wirksamkeit für die evangelische Kirche nicht stattfinden kann."

„Daß Euer Hochwürden hierin ganz entgegengesetzter Ueberzeugung sind, haben Sie niemals verhehlt, und auch noch in der jüngsten, uns gütigst mitgetheilten Schrift offen dargelegt. Indem wir uns in unserm Gewissen würden gefühlt haben, diesen Gegensatz in seiner ganzen Wichtigkeit mit hervorzuheben, besorgten wir, vielleicht ohne hinreichenden Grund, [13]) es möchte unser Schreiben nicht dem Charakter entsprechen, welchen man von einem Glückwunschschreiben für einen solchen Tag zu erwarten pflegt. Nichts destoweniger freuen wir uns von Herzen, daß Euer

---

[12]) Gewiß hatten die Mitglieder mehrerer der gedruckt vorliegenden Facultätsadressen von Paulus selbst in den Principien abweichende, theologische Ansichten, und doch sprachen sie, ohne dogmatische Differenzpunkte zu berühren, ihre Hochachtung gegen dessen wissenschaftliche Leistungen aus. Wenn andere die Berührung verschiedener Meinungen dennoch nicht unterließen, so geschah dies in einer achtungsvollen, die gelehrte und freie Forschung anerkennenden Weise.

[13]) Gewiß! Denn dem Freunde der Lehrfreiheit mußte eine freie Aeußerung entgegengesetzter Glaubenslehren in nicht verletzender Weise bei sonstiger Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste nur willkommen sein!

Hochwürden durch Ihre biedere Offenherzigkeit uns Gelegenheit gegeben haben, uns jetzt noch gegen Sie nach beiden Seiten hin ohne Rückhalt auszusprechen, in der Ueberzeugung, daß Sie uns nicht darüber verkennen werden, daß wir es nicht früher gethan haben" (das Nachfolgende bezieht sich auf die Strauß'sche Angelegenheit) .... „Euer Hochwürden aber geben wir nochmals die Versicherung unserer herzlichen Mitfreude über die Rüstigkeit, womit Gott Sie Ihr seltenes Fest hat heiter begehen lassen, so wie unserer aufrichtigen Hochachtung, und empfehlen uns auch zu fernerem, wohlwollenden und geneigten Andenken."

Dr. Friedr. Bleek, d. Z. Dekan.
Dr. Augusti.
Dr. Nitzsch.
Dr. Sack.

Darauf antwortete Paulus in einem ausführlichen Schreiben vom 12. August, 1839:

„In Wahrheit weiß ich Ihnen, Hochzuverehrende! nicht genug für die biedere, offene, wohlwollendste, berichtigende Antwort zu danken, womit Sie mich unter dem 27. Mai 1839 beehrt haben! Ich würde auch schon längst meinen herzlichsten Dank Ihnen ausgedrückt haben, hätte ich nicht allzulange auf Vollendung des Abdrucks der hier beigelegten Skizzen warten müssen, durch welche ich mit dem Andenken an mein Jubiläum eine doch etwas bleibendere Schilderung meines Gemüths und besonders meiner Dankgefühle verbinden zu können hoffte" .... „Erlauben Sie mir noch die einzige Bitte, daß Sie nie glauben möchten, wie wenn ich jemals von der Grundüberzeugung entfernt wäre, oder gewesen wäre, daß das Christenthum und die christliche Kirche nicht ohne den historischen Christus bestehen können, den uns die evangelischen und apostolischen Schriften des neuen Testamentes vorführen. Nur davor suchte ich mich und Andere zu warnen, daß nichts in diesen historisch-erweislichen Christus hineingelegt würde, was historisch über ihn nicht zu erweisen ist, und was also nur aus irgend einem alten oder neuen Lehrmeinungssystem in ihn hineingetragen würde oder werden soll, was daher oft nur zum Glauben des Nichtglaublichen, bisweilen sogar zu moralisch nachtheiligen Folgerungen Anlaß gäbe."

„Ich hätte wahrhaftig nie gedacht, daß ich in den Verdacht kommen könnte, die evangelische Geschichte läugnen und aufheben

zu wollen, um dadurch den beseligenden Christusglauben selbst aufzuheben."

„Habe ich doch mir (und dies zuvörderst um meiner eigenen Ueberzeugung willen) längst und immer so viele Mühe gegeben, mich und Andere durch die in meinem exegetischen Handbuch und sonst (vielleicht allzuvollständig) befolgte, philologisch = kritische Interpretation in die volle Vergegenwärtigung und durchdringende Anschauung aller überlieferten Bruchstücke dieser welthistorisch unvergeßlichen Geschichte hineinzuversetzen, um sie, so viel möglich, wie ein Gleichzeitiger, aber Vorurtheilsfreier, betrachten zu können."

„Habe ich doch die Evangelien aus ihnen selbst als uralt streng kritisch anzuerkennen die Freude gehabt, weil, wenn ich das Gegentheil mit so vielen andern Kritikern hätte finden können, ich dadurch in meiner, in sich selbst gegründeten, durch das Christenthum aber geweckten und genährten, pflichtgetreuen Religiosität mich doch durchaus nicht hätte stören lassen müssen. Je historischer aber ich seit 60 Jahren mit allen meinen Mitteln frei prüfte, desto weniger fand ich Grund, irgend eine bedeutende, dort überlieferte Thatsache zu bezweifeln. Nur, was manche Menschen damals darüber nach Kräften und Vorkenntnissen urtheilten und daraus folgerten, dies erschien mir menschlich und gerade deswegen oft der Berichtigung bedürftig, damit die Thatsache desto glaublicher und glaubwürdiger bleiben könnte."

„Auch von der Aechtheit der apostolischen Schriften und zwar meistens gerade so, wie die ältere Tradition sie behauptet, bin ich, ohne es wegen einiger übervernünftiger Dogmen zu bedürfen, zuverläßiger überzeugt, als viele. Sie sind uranfänglich sichere Ueberlieferungen dessen, was ihre Verfasser redlich glaubten, das ist, aus Vertrauen auf Nebenbeweise oder auf eigene oder von Andern mitgetheilte Empfindungen als wahr achteten, doch aber mehr nur glaubten, als wußten."

„Nur zweierlei war mir nothwendig. Ich fand auch vieles Unglaubliche in sie nur später aus jüdisch und heidnisch patristischer Dogmatik hineingedacht, was sie (zum Glücke) selbst nicht gedacht, nicht geglaubt, nicht geschrieben haben. Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus z. B. ist mir als eine an sich wahre Grundlehre deutlich geworden, gerade, weil sie nicht die Augustinische, nicht die Anselmische, nicht eine auf irgend eine (unmögliche) Stellvertretung gegründete war" .... „So ist

mir das einfach religiöse, neue Testament immer weit christlicher und vernünftiger, als manche Theile der traditionellen und theologischen Christenlehre, die, je speculativer oder auch dialektischer sie wird, desto unchristlicher werden müßte" . . . .

„Vornehmlich ist mir auch die Person Christi wichtig, und dies nicht blos, insofern sie moralisch = richtiger und gotteswürdiger, als ihre Zeitgenossen, lehrte, und so große, weltumbildende Wirkungen verursachte."

„Seine Person ist mir freilich schon deswegen bewunderungswürdig und erhaben, je vollständiger ich einsehe, wie schwer es für ihn sein mußte, sich über die unrichtigen messianischen Hoffnungen der Propheten von einem Gewaltreich Gottes für das jüdische Gottesvolk und dessen Opferkultus zu einem besser messianischen Ideal eines durch treue Ueberzeugung zu stiftenden, für alle Menschen möglichen Gottesreichs der geistigen Rechtschaffenheit zu erheben. Sie ist mir bewunderungswürdig, weil sie trotz jenen Zeit- und Ortsverhältnissen auch die dogmatische Religionslehre von allen antimoralischen Glaubenssätzen der damaligen Umgebung für den Hauptzweck, für das praktische Leben rein zu machen suchte, ohne daß sie von theoretischen Eigenmeinungen, z. B. vom Teufel, von Dämonen, von der Wiederkunft des Messias u. s. w. abhängt."

„Sie, die Person Jesu Christi, ist mir aber auch noch weit erhabener, weil sie nicht blos praktisch richtig lehrte, und nichts Religiöses auf das Theoretisch = Unrichtige baute, sondern hauptsächlich, weil dieser unser Jesus nicht nur die reinere Messiasidee erreichte, sondern auch auf eine fast übermenschliche Weise seiner Ueberzeugungslehre getreu handelte," . . . . „also auf's Aeußerste faktisch bewies, was einem Menschengeiste durch kunstloses, reines, selbstkräftiges Wollen in der Lebenswirklichkeit möglich sei, und was also das Wahrhaft-Christliche ist, oder in uns werden soll. Eben deswegen aber habe ich mir dann in die in sich selbst moralisch hoch erhabene Person Jesu nichts hineinrücken lassen können, was, wenn unser Christus es gehabt hätte, nur zeigen würde, daß er das Rechte wollen und thun und das Aeußerste dafür leiden konnte und mußte wegen einer wesentlichen Beschaffenheit, die kein anderer Mensch hat und haben kann" u. s. w.

Auch an die theologische Facultät zu Berlin übersandte Paulus seine Schrift über „theologische Lehrfreiheit" mit einem Einbegleitungsschreiben vom 9. Mai 1839. Dieses Schreiben enthielt unter Andern Folgendes: „Unmöglich kann ich glauben, daß die in sich selbst nach so

verschiedenartigen Talenten zusammenwirkende, theologische Facultät unserer größten, evangelischen Haupt- und Universitätsstadt an mir ein Exempel von Ausschließlichkeit oder von einem aus heiliger Scheu abstoßenden Zurückziehen habe geben wollen, wie dadurch der neu evangelische Pietismus sich hie und da dem Donatismus zu nähern scheint. Ein solches Zurückweisen aus der Communion, wie es in der alten Principalstadt ein Victor, der gegen Irenäus und die Johanneer doch nicht siegte, erst unter dem ausgearteten Antoniner, Commodus, zu verwirklichen versucht hat, vermeidet sogar Gregorius XVI. gegen die Hermesianer, wie gegen Boutain" u. s. w.

Darauf kam nachstehender Erlaß der theologischen Facultät zu Berlin vom 5. Juni 1839:

„Mit Bedauern hat die hiesige theologische Facultät aus der Zuschrift, womit Euer Hochwürden dieselbe beehrt haben, die Mißdeutung erfahren, die es ihr zugezogen hat, daß sie unterlassen, bei Ihrem kürzlich gefeierten Amtsjubiläum Sie ausdrücklich zu beglückwünschen. Auf diese Mißdeutung konnte sie um so weniger gefaßt sein, da es bei ihr keineswegs das Gewöhnliche ist, die Jubiläen verdienter deutscher Theologen anders, als durch die stille Theilnahme der ihnen befreundeten Mitglieder zu feiern. Doch begreifen wir den Ursprung jener Mißdeutung aus den von Euer Hochwürden angeführten Zeitungsartikeln, nach denen ein auf einen öffentlichen Beweis unserer Hochachtung gerichteter Antrag von der Facultät ausdrücklich verworfen sein soll. Diese Erzählungen sind aber völlig falsch. Die Nachricht von Ihrem bevorstehenden Jubelfeste, welche wir der Gefälligkeit der theologischen Facultät in Heidelberg verdanken, ist von dem Dekane den übrigen Mitgliedern unserer Facultät vorgelegt und von denselben nach dem Maaße, als Sie Euer Hochwürden kennen und hochachten zu lernen das Glück gehabt haben, mit persönlicher Freude und Theilnahme aufgenommen worden. Was aber die Facultät betrifft, so ist darüber weder ein Antrag an sie gerichtet, noch ein conclusum von ihr gefaßt worden, so daß von Ansichten oder Absichten, die sie als Facultät gehabt, bei dieser Gelegenheit gar nicht die Rede sein kann."

„Sollten Euer Hochwürden aber fragen, weßhalb nicht Einzelne unter uns einen bezüglichen Antrag an die Facultät zu richten Veranlassung genommen, so wollen wir mit derselben Offenheit, mit der Sie uns entgegen kommen, nicht verhehlen, daß ein Hauptgrund in der Ver-

legenheit lag, in der die Facultät gewesen wäre, die wesentliche Differenz Ihrer Grundsätze über die wichtigsten Fragen der theoretischen und praktischen Theologie von denen, welche Euer Hochwürden von jeher gehegt und vertreten haben, entweder hinter allgemeine Redensarten oder Aeußerungen einer blos persönlichen Theilnahme zu verstecken, oder auf eine Weise zu äußern, die auch ohne und wider ihre Absicht nur zu leicht anstoßend und verletzend hätte scheinen können. [14]) Das Eine ziemte nicht der Würde und dem Charakter der Facultät, das Andere nicht der Veranlassung und dem Zwecke eines Glückwünschungsschreibens. Aus demselben Grunde bittet auch die Facultät, ihr das Eingehen auf den Inhalt der ihr von Euer Hochwürden gütigst übersendeten, kleinen Schrift zu erlassen und ihr zu erlauben, daß sie sich darauf beschränkt, Ihnen für den ihr gegebenen Beweis Ihrer Anerkennung und Ihrer Aufrichtigkeit ihren ergebensten Dank zu sagen.

Hengstenberg,
d. Z. Dekan."

In der herzlichsten, seine edle Seele so offen und rein bekundenden Weise schrieb in dieser Sache der berühmte Neander, Paulus' Freund und ehemaliger College, an denselben. Wir lassen seinen Brief aus Berlin vom 8. Juni 1839 anmit wörtlich folgen:

„Es drängt mich schon längst, zumal, seitdem ich die durch den Hamburger-Correspondenten verbreiteten und mir erst später bekannt gewordenen Unwahrheiten gelesen, mich bei Ihnen gegen eine mir sehr schmerzliche Mißdeutung meines Schweigens an dem seltenen Feste, das die Gnade Gottes Ihnen gegeben, bei Ihnen zu verwahren. Da nun ein Antwortschreiben unserer Facultät an Sie abgegangen, fühle ich mich gedrungen, was ich in diesem gemeinsamen Schreiben nicht konnte, mich nach meinen persönlichen Verhältnissen zu Ihnen offen gegen Sie auszusprechen."

„Ich werde nie vergessen, welchen Dank ich der Liebe schuldig bin, mit der Sie sich meiner bei dem ersten Anfang meiner aka-

---

[14]) Eine Hindeutung auf abweichende, theologische Ansichten konnte in einem den Charakter und die wissenschaftlichen Leistungen des gefeierten Jubilars anerkennenden Schreiben einen Mann, wie Paulus, unmöglich verletzen. Die Verschiedenheit der sich wechselseitig ergänzenden und berichtigenden, theologischen Lehrbehauptungen kann für die Entwicklung ächt protestantischer Wissenschaftlichkeit und religiös sittlicher Ueberzeugungstreue, die Paulus immer als das Höchste seines Lebens galten, nur förderlich sein.

demischen Laufbahn angenommen haben, obgleich Ihnen schon damals die Verschiedenheit meiner theologischen Richtung und Ueberzeugung bekannt war. Stets, wenn ich die Freude hatte, Sie wieder zu sehen, hatte ich Ursache, Ihres mir theuren Wohlwollens mich zu erfreuen, und manche unserer theologischen Disputationen in frühern Jahren endeten mit herzlichem Abschiedsgruße.“ [15])

„Bei manchen bedeutenden theologischen Differenzen hatten wir auch manchen Einigungspunkt in dem Glauben an einen persönlichen Gott, persönliche Unsterblichkeit, moralische Freiheit, in dem Gegensatze gegen das Hegelsche pantheistische Treiben unserer Zeit, gegen das inhaltsleere Hegel'sche Formelwesen, das armselige wissenschaftliche Vornehmthun, in dem Hasse gegen den alten Geistesdespotismus und alten Glaubenszwang.“

„Das schöne Fest Ihres Jubiläums mußte mein Herz besonders mit Theilnahme erfüllen, mich an das, was ich Ihnen in so mancher Hinsicht verdanke, erinnern.“

„Ich hätte gewünscht, daß unsere Facultät an den allgemeinen Glückwünschungen Theil genommen, ohne die obwaltenden Differenzen, die Ihnen von selbst bekannt sind, zu verläugnen. [16]) Aber besondere Rücksichten hielten mich ab, in unserer Facultät darauf anzutragen. Es kam mir oft der Gedanke, Ihnen für mich allein zu schreiben; aber ich fürchtete das Alles verdrehende Geklatsche der Zeitungsartikel, das nun doch nicht ausgeblieben [17]) ist, zumal ich von meinem Standpunkt aus unter den damaligen traurigen Zerwürfnissen eine solche öffent-

---

[15]) Welch' ein treffliches Vorbild für in Religionssachen verschieden Denkende!

[16]) Gewiß! Dies wäre auch das Beste gewesen, da eine Andeutung auf andere Ansichten Paulus nie verletzt hat, und im vorliegenden Falle um so weniger verletzen konnte, als die Facultätsmitglieder jedenfalls in der Verehrung des Charakters und der wissenschaftlichen Verdienste des Jubilars übereingestimmt hätten.

[17]) Eben, weil man voraussehen konnte, daß es nicht ausbleiben würde, wäre es besser gewesen, ein Glückwünschungsschreiben mit allen andern Facultäten sogleich abgehen zu lassen. Uebrigens soll die Furcht vor Zeitungsartikeln nie Einfluß auf unsere Handlungsweise haben.

liche Mißdeutung besonders zu fürchten Ursache hatte. So blieb mir nichts anderes übrig, [18]) als stille, herzliche Theilnahme."

"Gott stärke Ihr Alter, und erfülle es mit dem reichsten Segen, und führe uns einst durch seine Gnade in den hellen Sonnenschein des himmlischen Vaterlandes, wo alle Finsternisse und Nebel schwinden, in den ewigen Frieden zusammen."

"Mit inniger Verehrung und Liebe

Ihr treu ergebener

Neander."

Beide große und reine Seelen, Paulus und Neander, sind indessen hinübergegangen in das Land des "hellen Sonnenscheins" und "Friedens," wo "die Finsternisse und Nebel schwinden," wo eben darum auch religiöser Hader und Meinungskampf aufhören.

Ein zweiter Jubeltag brach in demselben Jahre, 1839, für Paulus an, der zweite Juni, an dem er vor fünfzig Jahren mit seiner liebenswürdigen Karoline in der Pfarrkirche zu Schorndorf getraut worden war. [19]) Wie vieles Schöne, Große, Herrliche hatte er mit ihr erlebt, wie tief empfand er mit ihr in einem vielbewegten Leben die Freuden und Schmerzen, die beiden die Weltfügung bot! Wie glücklich, wie gehoben mußte sich das innig liebende und geliebte Jubelpaar im Hinblicke auf die schöne, freudenvolle Gegenwart, auf die ihren Hoffnungen für die Zukunft einzig übrig gebliebene, geist- und gemüthvolle Tochter, Sophie fühlen! Es war ein schönes, doppeltes, goldenes Jubelfest, das Fest der ein halbes Jahrhundert hindurch im öffentlichen Leben und in der stillen Wirksamkeit des Hauses treu erfüllten Pflicht!

Abermals begrüßten die Mitternachtsstunde des 2. Juni treue, liebende Freunde mit schönen Choralgesängen. Ein sinniges Hoch rief dem verehrten Jubelpaare der vieljährige Freund des Hauses, C. Fr. Winter. Ein heiterer Tag, würdig des schönen Festes, mit hellscheinender Sonne und reinem Aetherblau brach heran. Am Vormittage desselben überreichten der Bürgermeister der Stadt Heidelberg und zwei Abgeordnete des Gemeinderathes und Bürgerausschusses, Porta und Landfried, dem verehrten Jubelgreise eine schön ausgestattete Urkunde, in welcher demselben auf ein-

---

[18]) Und warum? Kann uns Furcht vor Zeitungsartikeln und vor Mißdeutung abhalten, einen Act der Pietät gegen einen, die Wahrheit redlich wollenden, verehrten und geliebten, in religiösen Ueberzeugungen abweichenden Freund und Amtsgenossen öffentlich auszusprechen?

[19]) M. s. Bd. I, S. 153.

stimmigen Beschluß der Bürgerschaft das Ehrenbürgerrecht der Stadt ertheilt wurde. Die Urkunde war mit einer geschmackvoll verzierten, rothen, das Wappen der Stadt enthaltenden, silbernen und vergoldeten Kapsel versehen und in einem schön geschmückten Futerale verwahrt. Sie lautet:

„Wir, Bürgermeister, Gemeinderath und Bürgerausschuß der Stadt Heidelberg, ertheilen hiermit nach einstimmigem Beschluß dem Herrn geheimen Kirchenrath, Dr. H. E. G. Paulus in Anerkennung seiner hohen Verdienste um hiesige Stadt und Universität aus Hochachtung und Verehrung das Gemeindebürgerrecht der Stadt, und beurkunden diese Verleihung durch unsere eigenhändigen Unterschriften und beigedrucktes, größeres, städtisches Insiegel.

So geschehen, Heidelberg, den 21. Mai 1839."

Hier folgen die Unterschriften der sämmtlichen, damaligen Mitglieder des Gemeinderathes und Bürgerausschusses. [20])

Fast 500 der ehrenwerthesten Bürger Heidelbergs hatten schon früher den schriftlichen Wunsch bei dem Gemeinderathe übergeben, man möge den schönen Anlaß ergreifen, und „unserm Paulus," (so nannten ihn die Bürger Heidelbergs) „diesem unermüdeten Kämpfer für Licht und Recht und für die höchsten Interessen der Menschheit," das Ehrenbürgerrecht ertheilen. [21])

Einige Wochen nachher (am 2. Juli) sendeten hundert, zwei und achtzig, theils Geistliche, theils aus den Notabeln gewählte, weltliche Mitglieder der zwölf Diöcesen der baierischen Rheinpfalz, Frankenthal, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Lauterecken, Neustadt, Obermoschel, Landau, Zweibrücken, Pirmasens, Bergzabern, Cusel und Speier nach freier Verabredung zwei Weltliche und zwei Geistliche als Abgeordnete, um Paulus „als einem alten Vertheidiger des evangelischen Protestantismus" ihre Theilnahme an dem fünfzigjährigen Doppeljubiläum auszusprechen und eine Glückwünschungsurkunde zu überreichen. [22]) Die Committenten und Abgeordneten der baierischen Rheinpfalz erkennen in dieser schönen Urkunde „mit innig gefühltem Danke die ausgezeichneten Verdienste," welche Paulus „um die Erweiterung und Läuterung der theo-

---

[20]) Die Namen sind in den Skizzen, S. 193 abgedruckt.

[21]) Die mit den Unterschriften versehene, ungedruckte Urkunde liegt dem Darsteller dieses Lebens vor.

[22]) Sie ist in den Skizzen, S. 195 u. 196 abgedruckt.

logischen Wissenschaften im Kampfe für die heilige Sache der Wahrheit, des Lichtes und Rechtes sich erworben hat." Die Geistlichen, welche diese Urkunde unterschrieben, Mitglieder mehrerer Diöcesansynoden, sind „stolz darauf," Paulus' Schüler gewesen zu sein. Die Unterzeichner nennen sich „Freunde und Verehrer des evangelischen Lichtes."

Seine Freude, seinen Dank für die vielen, aus wahrer, innerer Theilnahme entstandenen Ehrenbezeugungen und Anerkennungen an seinem doppelten Jubelfeste sprach derselbe in den gedruckten Skizzen, in denen er einen kurzen Rückblick auf sein früheres Leben gibt, in ansprechendster, jugendlich kräftiger Weise aus. Er konnte diese öffentliche Dankesschrift unmöglich schöner und würdiger schließen, als mit den Worten: „Heil! Heil uns Allen, wenn in der Christusreligion nichts zum bloßen Staunen, aber auch nichts für die Streitsucht und dagegen alles zum Rechtwollen Förderliche übrig bliebe und zusammenwirkte!" [23])

§. 15.

Schriftstellerische Thätigkeit seit dem Jahre 1839. Sachsen-Altenburgerstreit. Ungedruckte Originalbriefe von Paulus an Reizenstein und von J. Schuderoff an Paulus. Pietistenhändel in Rheinbaiern. Neuer Sophronizon. Ueber Schelling's Offenbarungsphilosophie. Ungedruckte Originalbriefe von Paulus an Kolb und von Chr. Schlosser an Paulus. Werk über die Sache der Deutschkatholiken. Ungedruckte Originalbriefe von v. Reizenstein an Paulus.

Am 1. September des Jubeljahres (1839) vollendete Paulus das 78. Lebensjahr. Er hatte somit ein Alter erreicht, in dem die meisten Gelehrten nicht nur zu schreiben, sondern auch für das irdische Leben zu existiren aufhören. Um so bewundernswürdiger war in dem betagten Greise die Kraft des Geistes, mit welcher er jedem bedeutenden, kirchlichen oder religiösen Ereignisse des Tages seine Aufmerksamkeit zuwandte. Gerade in seinem Jubeljahre hatte er Gelegenheit, die Vielseitigkeit und Tiefe seiner gedachten Bildung in merkwürdiger Weise durch eine Reihe von literarischen Werken zu bethätigen. Die schon oben besprochenen Streitigkeiten der

---

[23]) Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte, zum Andenken an mein fünfzigjähriges Jubiläum von H. E. G. Paulus, S. 199.

Erzbischöfe v. Droste-Vischering und von Dunin [1]) mit der preußischen Regierung gaben ihm Veranlassung zur Fortsetzung seines wichtigen „Principienkampfes," welche noch vor dem Beginne des Jubelfestes, im März 1839 ausgegeben wurde. [2]) Zu gleicher Zeit wendete er sein Auge nach Süden, da der mythische Auffasser des Christenthums, der berühmte Dr. David Strauß, nach Zürich als Professor der Theologie berufen wurde. [3]) Er vertheidigte die Strauß'sche Berufung, so wenig er sonst in allen Stücken mit diesem Gottesgelehrten einverstanden war, vom Standpunkte der theologischen Lehrfreiheit in einer ausgezeichnet geschriebenen Schrift, welche ebenfalls schon vor dem Jubeltage (15. April 1839) verfaßt wurde. [4])

Außer den beiden genannten erschien eine dritte Schrift von unserm Paulus in dessen Jubeljahre. Den Grund zur Abfassung dieses vorzüglichen Buches boten die pietistischen Streitigkeiten in Sachsen-Altenburg und ein sich auf diese beziehendes Consistorialrescript.

Martin Stephan, ein berühmter Separatist, geb. 1780 in Mähren, war seit 1810 Pfarrer der kleinen böhmischen Gemeinde zu Dresden. Lutherische Ueberrechtgläubigkeit hatte ihn zum Abhalten nächtlicher Conventikel geführt, in Folge derer er 1837 vom Amte suspendirt ward. Schon 1821 hatte er als Schwärmer und Sectirer viele Anhänger, welche sich durch die gegen ihn eingeleiteten Untersuchungen bedeutend vermehrten. Im November 1838 wanderte er mit seinen Anhängern, den sogenannten Altlutheranern oder Stephanisten, nach Amerika aus. Untersuchungen gegen ihn vor seinem Abzuge und sein späteres Benehmen in der amerikanischen Kolonie bestätigten die Wahrheit der Behauptung derjenigen, welche ihm ein sinnlich-genußsüchtiges und habgieriges Wesen vorgeworfen hatten. Er soll später (1846) zur katholischen Kirche übergetreten sein.

Stephan fand auch in einzelnen Theilen von Sachsen-Altenburg unter Geistlichen und Weltlichen aus den niedern Ständen viele Anhänger. Sie folgten ihm 1838 und 1839 nach dem neuen Erdtheile. In dieser Zeit erschien das von dem Generalsuperintendenten Hesekiel

---

[1]) M. s. §. 5, S. 162, ff.

[2]) Zweite, strengere Beleuchtung des immer lauter werdenden Principienkampfes zwischen römischer Hierokratie und deutscher Staatsrechtlichkeit von H. E. G. Paulus, Heidelberg und Leipzig, Karl Groos, 1839.

[3]) M. s. §. 4, S. 118–121.

[4]) Ueber theologische Lehrfreiheit v. H. E. G. Paulus, Zürich, 1839.

veranlaßte Altenburger=Consistorialrescript vom 13. Nov. 1838. Man warf den Geistlichen die Auswanderung der Stephanisten vor, und befahl ihnen, sich mehr an die rechtgläubig lutherischen Unterscheidungsdogmen zu halten. Das Reskript sollte sich hauptsächlich auf die Rationalisten, denen diese Vorwürfe gemacht wurden, beziehen, und hatte daher am meisten die Geistlichen der Diöcese Ronneburg im Auge. Hier (in Ronneburg) war ein treuer Schüler und Verehrer unseres Paulus, J. Schuderoff, Superintendent (seit 1806, später geheimer Consistorialrath daselbst). Geb. zu Gotha 1766, hatte er in den achtziger Jahren Theologie unter Paulus in Jena studirt, und zeigte in allen seinen vielen Schriften die zunächst von jenem erhaltene, rationalistische Richtung. Das blos an die Geistlichen gerichtete Consistorialrescript wurde sogleich in Zeitungen veröffentlicht, und veranlaßte eine große Aufregung. Schuderoff schrieb zwei heftige Schriften, von denen besonders das Sendschreiben an Hesekiel Aufsehen machte. Vier theologische Facultäten von Berlin, Göttingen, Jena und Heidelberg mußten Gutachten in dieser die Gemüther aufreizenden Sache abgeben. Schuderoff wurde suspendirt, doch bald in Folge einer von allen seinen Pfarrangehörigen unterschriebenen Eingabe in sein Amt wieder eingesetzt.

Ueber diesen Streit schrieb Paulus am 18. August 1839 an seinen Freund v. Reizenstein in Karlsruhe:

....„Da jetzt zu dem endlosen Proceß über die Mucker auch noch das Skandal von den nach Neuwittenberg in Amerika emigrirten Stephanisten aus Dresden und Altenburg hinzukommt, so wird, hoffe ich, das deutsche Publikum doch sich die Frage machen, ob man eben so schweigsam dergleichen Früchte der Sectenmacherei hinnehmen würde, wenn sie vom Rationalismus ausgingen. Dies ist aber, wenn gleich auch der Rationalismus keine Engel schaffen kann, zum Glück schon deswegen nicht zu befürchten, weil der christliche Rationalismus nach seiner Natur keine Parteien, Secten, Conventikel, Tractätchensmissionen u. s. w. hervorbringt. Im Altenburgischen galt es einen Versuch, ob nicht die Pietisterei per indirectum einen dogmatischen Kirchenzwang bereiten könnte“ ....

Ueber das Altenburger=Consistorialrescript sagt Paulus in demselben Schreiben an v. Reizenstein: „Die Hauptstelle in dem Referat ist so gefaßt, daß der ächtreligiöse Rationalist sie sehr billigen könnte. Durch die Nebenstellen aber sollte dann doch insinuirt

werden, daß man Alles so auslegen sollte, wie es die Pietisten gerne hörten, und, damit sie nicht zum Separatismus veranlaßt würden. Dies wurde im Altenburger-Publikum schnell entdeckt, und erweckte lauten Widerspruch."

Hinsichtlich der von den vier oben genannten Facultäten gegebenen Gutachten äußert sich jener in demselben Briefe: „Das Ministerium wählte als Beruhigungsmittel das Begehren von Facultätsgutachten aus Jena, Berlin, Göttingen, Heidelberg. Das Berlinische spricht, vom Decan Hengstenberg verfaßt, zum Glück die übertriebenste Symbololatrie aus. Unbegreiflich ist es, wie Neander, Marheinecke, Twesten es unterzeichnen konnten. Das Jenaische von Hase ist das freimüthigste. Das Göttingische von Lücke will dadurch in die Mitte treten, daß es beiden Seiten zum Theil Unrecht gibt. Das unsrige zeigt, worin das Rescript Recht hatte; doch will es gegen Unterdrückung schützen."

Paulus wollte in dieser Sache nicht nur gegen Unterdrückung schützen, sondern auch positiv für den Rationalismus auftreten. Dies veranlaßte die Herausgabe eines besonderen Votums in der Altenburger Angelegenheit. [5])

Selbst diejenigen, welche mit den religiösen Grundanschauungen des Verfassers nicht einverstanden sind, müssen die Schärfe des Verstandes, die Freimüthigkeit der Gesinnung und die religiöse Duldsamkeit des Charakters, mit welchen diese Schrift über die Altenburger-Streitigkeit geschrieben ist, bewundern. Die Bewunderung wird gewiß steigen, wenn sie bedenken, daß sie von einem 78jährigen Greise verfaßt wurde, der in dem nämlichen Jahre noch zwei andere, bedeutende Schriften herausgab. Der Gesinnungs- oder Pflichtenglaube soll über den Dogmenglauben herrschen — das ist der Grundton, die Tendenz der ganzen Abhandlung.

„Die Wurzel des Uebels, sagt er S. IX der Vorrede, des bald geradezu, bald durch Umwege binden wollenden Lehrzwangs, liegt bei allen irgendwo in der Menschheit erschienenen Religionen darin, daß unter denen,

---

[5]) Motivirtes Votum über die wegen eines Altenburgischen Consistorialrescripts zwischen biblischem Rationalismus, Pietismus und Separatismus entstandenen Streitigkeiten. Nebst einem Friedensantrag, wie — durch Erhebung der christlichen Pflichtenlehre über das Dogmatische aller Dogmenstreit gehoben werden könnte und sollte. Dem hohen Ministerium zu Altenburg ehrerbietigst dargelegt von Dr. H. E. G. Paulus. Mannheim, Verlag von Heinr. Hoff, 1839. XXXI und 164 S., gr. 8.

die das an sich infallible Göttliche auslegen wollen, und die doch auch nur fallible Mitmenschen sind, leicht priesterartige, überredende Lehrgebieter sich hervorthun," welche „das selbstsüchtige Vorurtheil zu verbreiten wissen, als ob die Gottheit irgend einem um des Glaubens an Dogmen oder Lehrmeinungen willen und nicht vielmehr wegen dessen, was von dem Rechtwollen des Menschen abhängt, Gnade und Seligkeit gewähre. Beruht nicht der Papismus einzig auf dieser Voraussetzung, daß man nur durch den infalliblen Dogmenglauben selig werden könne? Und wäre dies wahr, so würde die darauf gebaute Folgerung streng consequent sein, daß eben deßwegen Gott und Christus für alle Zeiten einen infallibeln Ausleger und Bewahrer jenes allein seligmachenden Dogmenglaubens in der Kirche .... aufgestellt haben müssen. Wo dieser infallible Ausleger fehlt, und dennoch ein Dogmenglaube als das Seligmachende vorausgesetzt wird, da ist Dogmenstreit unvermeidlich. Und, welche der an Gottes Statt den Gottessinn auslegenden Parteien die Machthaber für sich zu gewinnen hoffen kann, diese wird in naher Gefahr sein, Dogmenzwang ausüben zu wollen. Sie will die reine Christlichkeit durch bloße Lehrmeinungen oder Dogmen beleben, während sie das Einzigwahre, die Ueberzeugungskraft, tödtet, oder theils in Heuchelei, theils in indifferente Unbekümmertheit umwandelt."

Wie schön und wie wahr ist, was Paulus in dieser Schrift über die Einheit des religiösen Elementes und die Verschiedenartigkeit der subjectiven Auffassungen desselben im Menschengeiste sagt: [6])

„O, wie sehr erfreulich war es allerdings, daß vor 24 u. 23 Jahren beim angestrengtesten Aufgebot gegen die durch den Moskauerbrand und Winterfrost besiegbar erschienene Fremdendespotie endlich auch lauter, als während der langen Revolutionskriege, an den Helfer von Oben gedacht wurde, und daß daher zuletzt damals selbst die Politik auch die gewiß große Macht der allgemein möglichen, christlichen Religiosität in den so verschiedenartigen Heeren und besonders bei den vielen, enthusiasmirten Freiwilligen zur Mitwirkung gegen den Formidabeln aufregte!"

„Es mußte gewiß herzerhebend und zur christlichsten, aber zu einer parteilosen Religiosität begeisternd sein, als Fürsten und Völker von den verschiedensten Confessionen, jeder Theil die gewohnten Formen des

---

[6]) Das angeführte Werk, S. 67, ff.

andern, dem wesentlichen Zweck der Gottes- und Christusverehrung untergeordnet, gelten ließen, als unter dem gemeinschaftlichen freien Dach des Himmels zugleich vor griechischen, römisch-katholischen und protestantischen Altären dem ewigen, alleinigen Vater Aller Alle sich Hülfe flehend hingaben, als jeder zuvor die ihm mögliche, beste Ueberzeugung von den übermenschlichen Lehrbehauptungen sich vorbehielt, jeder aber nach der Auslegung seines Gemüthes das an sich richtige, tief gefühlte, flehentlich aufsteigende Vertrauen, diesen Gesinnungsglauben, bezeugte, daß Gott, der Rechtwollendste, unfehlbar das Gegentheil der fremden, unerträglichen Knechtschaft wolle, und dem Rechte als eine Basis des Reiches Gottes den Muth und die Einmüthigkeit zum Siege verleihe."

„Wer es erlebt hat, und, wer es in den Folgezeiten genießen wird, sollte nie vergessen, daß mit dieser parteilosen, christlichen Religiosität im Herzen Kosaken und Kärntner, Berliner und Baiern u. s. w. vor Gott vereinigt, von der Monstranz und dem Abendmahlstische vorwärts und immer vorwärts in grause Schlachten rückten, weil vor ihren Augen mit unbedecktem Haupte Franz und Friedrich Wilhelm und Alexander das — Wir glauben All' an einen Gott — faktisch bezeugten, und in diesem Sinn einen Jeden den Segen des tonsurirten oder nicht tonsurirten Popen, Priesters oder Predigers nach seinem Gewissen mitnehmen ließen."

„Dadurch ist nicht aufgehoben, daß Jeder der Gottandächtig-Gerührten in seine Religiosität auch ihm eigene, aber wie vielfach verschiedene! Religionsauslegungen oder Dogmen hineingelegt behielt! Aber das Ansichwahre wurde hier mit einemmal eine europäische Erfahrung, daß die Religiosität und Christlichkeit nicht von den niemals allgemein gleich gedachten Lehrbestimmungen abhange, nicht auf Dogmen gebaut zu werden bedürfe. Das „christliche Element," wovon jetzt so oft gesprochen wird, in den seitdem erst blos durch dialektische Grübler und alleinseligmachende Kirchenbeherrscher allmählich geoffenbarten Dogmen zu suchen, ist geradezu das Umgekehrte von dem damals von Regenten und Völkern zugleich gegebenen, großen, europäischen Beispiel, daß die im Leben wirksamste Gottandächtigkeit Jedem seine Lehrüberzeugung freilassen, aber eben deswegen ächte Frömmigkeit nie auf Dogmen bauen solle."

Das Wort wirkte. Der eine Zeit lang suspendirte, verdienstvolle Greis, Schuderoff wurde wieder in sein Amt eingesetzt. Paulus schreibt an v. Reizenstein in dem oben erwähnten Briefe: „Ich bin so frei, Ihnen

das Original der Antwort des Consistorialpräsidenten und Geheimenraths v. W. beizulegen. Sie zeigt, daß der Antirationalismus nicht majora hatte. Auch hat man sich zum Calmiren bewegen lassen. Die Maulwürfe werden also subterranisch in ihren Gängen fortwühlen."

Beide Greise, Schuderoff und Paulus, blieben auch nach der Altenburgerstreitigkeit im innigsten Verkehre. Die beiden hochbetagten Rationalisten bewiesen durch die Reinheit und den Edelsinn ihres ehrwürdigen Charakters, daß eine auf die reine, vernünftige Auffassung des Christenthums gestützte Religiosität die edelsten Früchte tragen könne. Und „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," sagte der Meister, zu dessen Lehre sie sich aus ganzem Herzen bekannten. Schuderoff feierte unter allgemeinster Theilnahme im Jahre 1840 sein Amtsjubiläum. Er schickte noch seinen Sohn und Enkel zu Paulus nach Heidelberg.

Am 14. April 1843 schrieb er an Paulus: .... „Möge es Gott gefallen, Sie der Welt noch lange bei rüstiger Kraft zu erhalten! Sie haben unaussprechlich viel Gutes gewirkt, und tausend und aber tausend Jünglinge und Männer vor Irrthum bewahrt und auf den richtigen Weg geleitet! Bewundernswerther Rückblick auf Ihre gesegnete Laufbahn! Mein Herz fließt über von Dankbarkeit und hoher Achtung" .... „Altersinfirmitäten mahnen mich doch zuweilen an den Abschied."

Am 3. Juni 1843 schrieb er seinen letzten Brief an den verehrten Freund. Er sagte unter Anderm in demselben: .... „Wie müssen nicht die Jesuiten in's Fäustchen lachen, daß ihnen so emsig in die Hände gearbeitet wird, und weit genug haben sie auch bei manchen Fürsten ihre Posten vorzuschieben gewußt! Inzwischen gibt es der wackern Kämpen gegen den Ultramontanismus noch genug, um Muth und Hoffnung nicht zu verlieren. Sie, Ehrwürdigster, trugen den Deutschen schon seit vielen Jahren die Fahne vor, und bei jeder Vertheidigung der Wahrheit, des Rechtes und der Denkfreiheit hab' ich Ihnen im Geiste die Hand gedrückt, daß er Ihnen Leben und Thatkraft so lange ungeschwächt erhalten hat. Hoffentlich ist's meinem Enkel so wohl geworden, Ihr Angesicht zu schauen und Ihnen einen Brief von mir zu überreichen. Nicht selten übt der Anblick eines würdigen Mannes, namentlich eines Greises, mit freier Stirn' und klarem Auge einen wohlthätigen Zauber auf ein jugendliches Ge-

müth. Möge er sich der Ehre, einen der Koryphäen des Zeitalters persönlich kennen gelernt zu haben, nie unwerth machen! Dem edlen Greise weiht Huldigung und aus dem tiefsten Innern quellende Verehrung der greise

J. Schuderoff."

Einige Monate nachher starb der Edle im 77. Jahre seines thatkräftigen Lebens. Paulus weihte ihm immer ein freundschaftliches Andenken.

Außer diesen drei Schriften gab er im nämlichen Jahre noch eine vierte heraus, welche zur Erkenntniß seines innern Entwicklungsganges, wie seines intellectuellen und moralischen Charakters, von höchster Bedeutung und aus Anlaß seines Jubiläums verfaßt ist. [7])

Wir haben auf dieses anziehende Buch schon oben hingewiesen. [8])

Im folgenden Jahre (1840) wurde Paulus durch die religiösen Streitigkeiten in Rheinbaiern zur Herausgabe eines für die Specialkirchengeschichte sehr wichtigen Werkes veranlaßt. [9])

Das schöne, fruchtbare und reiche Rheinbaiern, die sogenannte baierische Pfalz, zählt 300,000 Lutheraner und Reformirte, welche am 10. Oktober 1818 sich zu einer unirten, evangelisch-protestantischen Kirche verbanden. Eine Generalsynode wachte über Lehre und Verfassung dieser Kirche. Die von der Generalsynode stammende Vereinigungsurkunde war in rationellem Sinne abgefaßt. So lautete der §. 3 derselben, daß „die symbolischen Bücher abgeschafft sein sollen," und daß „Kirchenagenden und Religionsbücher," selbst, wenn „sie die jetzigen Grundsätze der protestantischen Kirche aussprechen," deßhalb „der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm dienen und die Gewissensfreiheit" auf keinen Fall beschränken dürften. Zwar ward dieser Artikel von dem königlichen Oberconsistorium in München abgeschafft, und die symbolischen Bücher wurden nach dieser Abänderung als „Lehrnorm" festgestellt. Allein auf den Widerspruch der Generalsynode setzte man diese Abänderung abermals außer Kraft, und gab

---

[7]) Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte von H. E. G. Paulus, Heidelberg, 1839, 8.

[8]) M. s. §. 14, S. 363.

[9]) Die protestantisch-evangelische, unirte Kirche in der baierischen Pfalz. Eine Sammlung von Actenstücken mit staatsrechtlichen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Beleuchtungen des Herausgebers zur neuesten Geschichte des Betragens mystischer Symbolisten gegen den protestantischen Evangelismus von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, 1840, akademische Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter, XXXVI und 397 S., gr. 8.

im Juni 1822 in Folge königlicher Bestätigung die Bestimmung dahin, daß man die symbolischen Bücher „in gebührender Achtung" halten wolle, jedoch „keinen andern Glaubensgrund, noch Lehrnorm, als allein die heilige Schrift" anerkenne. Mit dieser Bestimmung ließen sich freie, rationelle Grundsätze der Theologie vereinigen, und die Mehrzahl unter den Geistlichen und Laien war auch einer rein vernünftigen Auffassung des Christenthums zugethan. Viele derselben waren Schüler, Freunde und Verehrer unseres Paulus. Sie sprachen dieses auch im Jahre 1839 an desselben Jubelfeste durch Abgeordnete einer großen Anzahl von Committenten aus. Das Consistorium in Speier legte den Bestimmungen weder der Generalsynode noch der Provinzialsynoden, welche nur Beschlüsse im Sinne des Rationalismus faßten, irgend etwas in den Weg. Seit dem Jahre 1833 begann ein Kampf gegen diese rationalistischen Elemente. Damals wurden drei Räthe, zwei weltliche und ein geistlicher, aus dem königlichen Consistorium zu Speier entfernt und an ihre Stelle ein lutherisches Mitglied, das also nicht einmal zur unirten Kirche gehörte, als Vorstand des Consistoriums gesetzt. Auch hielt sich das neu eingetretene, geistliche Mitglied dieser Oberbehörde, R., früher dem Rationalismus entschieden zugethan, jetzt durchaus auf supernaturalistischem Boden, in seinen Maßnahmen an dasjenige, worin die Bekenntnißschriften der beiden getrennten protestantischen Kirchen übereinstimmten. Kommissäre des Oberconsistoriums in München, G. u. F., welche mit den eingeschlagenen Maßregeln harmonirten, stellten unter den zur religiösen Verwaltung der Kirche gelten sollenden Grundsätzen auch die These 5 auf, welche dahin lautete: „Eine neue Kirche, in dogmatischer Bedeutung genommen, ist durch die Wiedervereinigung der zwei protestantischen Kirchen nicht gestiftet, und eben darum ist auch durch diese Vereinigung keine Lossagung von den übrigen, übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Konfession ausgesprochen." Allein an der beharrlichen Kraft der rheinbaierischen Protestanten scheiterten die Versuche einer altlutherischen Umänderung unter Zugrundlegung der symbolischen Bücher. Den von dem Consistorialrathe R. im antirationalen Sinne ausgearbeiteten Agendenentwurf verwarf die von Kaiserslautern nach Speier verlegte Generalsynode mit einer Mehrheit von 36 gegen 4 Stimmen (1839); dagegen wurde einstimmig beschlossen, einen Ausschuß von 6 Mitgliedern aus der Generalsynode zu wählen, welcher einen neuen Agendenentwurf vorlegen sollte. Sie hatte sich nach denselben Grundsätzen auch einen biblisch-rationellen Katechismus gegeben. Die sämmtlichen, protestantischen Abgeordneten Rheinbaierns

machten bei der Ständeversammlung in München die Sache der rheinbaierischen Protestanten zu der ihrigen. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung der oben erwähnten Schrift unseres Paulus für die Freiheiten und Rechte der evangelisch-protestantischen Kirche Rheinbaierns, welche im Jahre 1840 erschien. Sie ist sehr wichtig, weil sie alle Urkunden, über zwanzig an Zahl, mit sämmtlichen Beweisbeilagen gibt, und zugleich die historische Entwicklung der Rechtsverhältnisse mit diesen in eine passende Parallele stellt. Er wendet sich mit einer Schlußeingabe für Erhaltung dieser Rechte an das königliche Oberconsistorium in München, und schließt dieses, im Geiste der evangelischen Glaubens- und Kirchenfreiheit geschriebene Buch mit den Worten: „Nichts ist aus dem Rückblick auf die verflossenen 18 Jahrhunderte gewisser, als daß die für Staaten und Kirchen heilbringende Lehre und das Vorbild der höchsten, gottgetreuen Aufopferung Jesu Christi viel weiter ausgebreitet und also das Christenthum für Sittenverbesserung und göttlich gewollte Rechtschaffenheit viel wirksamer geworden sein würde, wenn nicht unverständliche, unbiblische, für den Pflichtenglauben unfruchtbare Lehrmeinungen damit, wie unentbehrlich, in ein erkünsteltes Dogmensystem zusammengepreßt worden wären.“ [10])

Paulus nahm von dem Verleger für diese Schrift zur Beförderung des Absatzes kein Honorar. Er schrieb am 15. Juli 1840 an seinen Freund, Dr. Kolb in Speier: „Von meiner baierisch-pfälzischen Schrift habe ich gar kein Honorar genommen, damit der Verleger sie desto wohlfeiler geben sollte.“ Das Buch verschaffte ihm viele Freunde und Feinde, jene unter den Rationalisten, diese unter den Altrechtgläubigen. Wie sehr diese ihn haßten, geht aus der naiven Bemerkung eines rechtgläubigen, frommen Geistlichen gegen den Verleger des Paulus'schen Lebens Jesu hervor. Der Geistliche nämlich meinte, man sollte den ganzen Verlag verbrennen. „Da müssen Sie schnell dazu thun, meinte der Verleger, denn Sie werden nur wenige Exemplare mehr in meinem Buchladen finden.“

In dem darauf folgenden Jahre (1841) erschien eine neue Ausgabe des exegetischen Handbuches. [11])

In demselben Jahre erschien von ihm der erste Band eines neuen

---

[10]) Paulus, die protest. unirte Kirche in der baierischen Pfalz, S. 397.

[11]) Exegetisches Handbuch der drei ersten Evangelien von H. E. G. Paulus, 3 Bände (in 4 Lieferungen.) Wohlfeile Ausgabe, Heidelberg, Winter 1841, Lex. 8.

umfassenden und wichtigen Werkes, des neuen Sophronizon. [12]) Der jetzt achtzigjährige Greis, noch immer im Besitze der ungeschwächtesten Geisteskraft, wollte jene verdienstvolle Zeitschrift, die er 13 Jahre hindurch für den vernünftigen Fortschritt im politischen und religiösen Leben herausgegeben hatte, auf's Neue erscheinen lassen. Alle Arbeiten, welche diese neue Zeitschrift enthält, sind von ihm selbst.

Paulus ist mit der neueren Journalistik nicht zufrieden. Vortrefflich zeichnete er ihr Treiben in der Vorrede zum neuen Sophronizon. „Gegen den Einfluß der Journalistik, heißt es daselbst, scheint seit einiger Zeit eine geheime Kunst unberufener Correspondenzen wirken zu wollen. Sie überrascht die mit ihrem Tagewerke zu eilen genöthigten Redactionen mit den pikantesten Notizen, die aber allernächst als Phantome widerrufen werden müssen" .... „Die Lesewelt soll alles Aufmerkens auf die Zeitumgebungen, die ihr Wohl und Wehe bestimmen, durch die verfälschten Zuträgereien überdrüßig werden. Die Presse soll sich selbst tödten. Sorglos soll sich die jüngere Mitwelt gewöhnen, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen blos dem Materiellen nachzujagen und in der zerstreuendsten Geselligkeit des vorbeifliegenden Augenblicks selbstvergessen sich einer Alles lenkenden Nothwendigkeit zu überlassen. Abgewendet haben sich deswegen so viele Unterhaltungsblätter von aller Wirklichkeit. Sie führen in's weite romantische Land, allzuoft aber nicht einmal so, daß das Gedichtete als möglich und motivirt, der Geschichte verähnlicht, die Stelle der auch oft nur romanhaften Geschichtlichkeit vertretend und der Menschenkunde förderlich werden könnte" .... „Gedichte sind ausgeschlossen, oder erklingen als gedankenleerer Klingklang. In Reimen klimpern kann Jeder, je naiver, desto romantischer. Angehängt werden desto lieber die absprechendsten Aburtheilungen, nicht aber über die Schriften durch prüfende Sachgründe. Persönlichkeiten werden auf die Scene gebracht, und, wie in den andalusischen Stiergefechten, mit Neckereien zu Tode gehetzt, zur Augenweide der Schaulustigen, die ihrer Zeit (der um keinen Preis wiederkehrenden Lebensstunden) nicht anders los zu werden wissen. Die eigentliche Recensentenkritik, diese sonst so streng und mächtig gewesene Wächterin und Pflegerin aller wissenschaftlichen

---

[12]) Neuer Sophronizon oder Reflexionen und Miscellen über wissenschaftliche, kirchliche und allgemeine Zeiterscheinungen und Denkaufgaben von H. E. G. Paulus. Erster Band. Erste, zweite, dritte Mittheilung, Darmstadt, C. W. Leske, 1841, X und 366 S., gr. 8.

Thätigkeit, sitzt meist auf Richterstühlen, die nur, weil sie einmal stehen, besetzt bleiben. Der Sentenzen werden viele gesprochen. Aber man will entdeckt haben, wie die Orakel oft hinterwärts inspirirt werden. Man erhält Recensenteninstitute, nur damit man furchtbar bleibe wegen der Waffe, die man schwingen könnte. Uebrigens ergießt man seine Launen auch in Recensionen, welche ausdrücklich versichern, daß man nichts von dem Gegenstande verstehe, nichts davon verstehen wolle. Schriften, welche studirt werden müssen, werden, sagt man, ad acta gelegt und in die Polterkammer der sogenannten Uebersichten geworfen, wo sie nach einigen Stichworten übersehen werden mögen. Wollen doch auch die, welche mit der Literatur fortschreiten zu wollen versuchen, nichts, als einen schnellen Ueberblick. Man muß sich über das Cursirende geschwinde orientiren. Orientiren nämlich heißt hier schnell die Richtung ausfinden, in welcher eine Schrift gegen die Hauptwinde des Zeitmoments stehen mag. Der Ocean der Literatur wird immer ausgedehnter. Was oben schwimmt, wird oben abgeschöpft."

"Tiefer und immer tiefer soll man sich hinabsenken, rufen nur die Mystiker, weil dort unten in ihrem tiefsten, ja bodenlosen Gewässer nichts zu sehen, nur ein geheimnißvolles Rauschen zu hören ist, das den Kopf wirbeln macht, alsdann aber für die Wortglaubigen in die tönendsten Wortformeln übersetzt und den blos passiven Seelen gemüthlich eingetrichtert werden kann." [19])

Paulus will im neuen Sophronizon politische, religiöse, kirchliche, kirchen- und staatsrechtliche, auch philosophische Gegenstände der Zeit besprechen. Er lebte, wie er in der Vorrede sagt, in "tagtäglicher, heiter nachsinnender Theilnahme an den Zeitentwicklungen." Er war von jeher mehr geneigt "zum Fragen nach Wie und Warum," immer eher "zur Skepsis (Umsicht) und Kritik, als zum Leichtglauben." In der Politik suchte er "in den Kampf des öffentlichen Rechts mit dem geheimgehaltenen Spiel des intrikirenden Unrechts hineinzublicken." In der Theologie stellt er "die Selbstverpflichtungslehren den wechselnden Glaubensmeinungen oder Dogmen" voran. Es handelt sich, wie er meint, im Streite "zwischen den Frömmlern und Frommen" nicht "um das Wort Gottes," sondern um die "Auslegungen" desselben, welche "um bestehender Auc-

---

[13]) Neuer Sophronizon, Bd. I, Vorrede, S. III—V.

toritäten, Präpotenzen und Convenienzen willen für Gotteswort gehalten werden müssen."

Es ist erhebend, ja rührend, was der damals achtzigjährige Greis von seiner innern, geistigen Thätigkeit spricht. „Jung gewohnt! Alt gethan! Auch jetzt noch besuchen mich in meinem kleinen, aber sonnigen Bücherzimmer Betrachtungen von gar mancherlei Art und Inhalt. Etwas Agathodämonisches, das den Rechtwollenden nicht ferne zu sein pflegt, erheitert öfters mein Ahnungsvermögen, die Fäden des Zeitengewebes zu verfolgen und an einander zu knüpfen, einige Räthsel mir zu lösen, durch ein gemüthliches Ueberdenken möglicher Verbesserungen mich in der Stille zu erfreuen. Wird man es mir übel deuten, daß ich an solchem, nicht ganz unnützen Gedankenspiel auch andere Gleichgesinnte als Theilnehmer wünsche? Der Schriftsteller darf ohnehin nichts Anderes hoffen, als daß Saiten von gleicher Stimmung durch seine Accorde bewegt werden."

Mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit spricht sich der Hochbetagte über seinen neuen Sophronizon aus!

„Indem ich noch einmal als Sophronizon zu reden versuche, und dabei, wie immer, das Besserwerden in mancherlei Richtungen und zwar nach meinem Motto „das Besserwerden durch Selbstbesserung" zum Zwecke habe, erbitte ich mir nur die Erlaubniß, auf jenem, mir etwas bekannten Felde einige Aehren zu lesen, einige Saamenkörner auszustreuen."

Die Tendenz des neuen Sophronizon soll dieselbe sein, wie die des alten. Nur kürzer, zusammengedrängter sollen die Gegenstände behandelt werden.

„Von dem früheren Sophronizon wird der spätere hauptsächlich dadurch verschieden sein, daß jener noch Zeit genug zu haben dachte, um in vollständigeren Abhandlungen seine Materien durchzuführen. Das Alter mahnt, überall kürzer, gedrängter sein zu wollen, ohne Umwege und Voreingänge jedesmal bald in die Mitte der Sache hineinzuführen. War ich gleich immer gerne Zeitsparend, so sind doch, wo die Jahre über das Zeitmaß des mosaischen Psalms schon hinausrücken, die guten Stunden wohl zu zählen und zu Rath zu halten, welche zu der Zuversicht, nicht vergeblich gelebt zu haben, noch Einiges beitragen mögen." [14]) Das Motto „Werden wir nur

[14]) A. a. O. S. VI—VIII.

selbst besser, wie bald wird Alles besser werden!" stimmt mit dem des alten Sophronizon überein. Jeder Band soll drei Mittheilungen oder Hefte, jedes zu 8 Druckbogen, enthalten. Der erste Band behandelt in drei Heften den vorasiatischen Orient, die politische Stellung Frankreichs, Preußens Stellung und Aufgabe, Beziehungen zum ältern Fichte, das Verbot der Gedankenmittheilung, die Consistorialpflichten in der Rheinpfalz, Zeitansichten, Rußland's und England's Stellung, die Behandlungsart theologischer Meinungsstreitigkeiten, Galiläis Verurtheilung, die Unentbehrlichkeit des Rationalismus, selbst für den römischen Censor u. s. w. Wir begegnen in diesen Arbeiten der alten Gedankenfülle und Gedankenschärfe, dem alten Freimuthe und der alten Wahrheitsliebe, der alten Mäßigung und der alten Besonnenheit. Die Klugheit des Mannes geht in die Weisheit des Greises über, der, erhaben über den Parteiungen des Tages, nur die Wahrheit und das Recht will. Der Styl ist selbst gedrängter, vollkommener, als in den frühern Werken.

Zu Ende des Jahres 1841 erschien noch die erste, im Jahre 1842 folgten die zwei andern Mittheilungen des zweiten Bandes. Dieser untersucht die Politik Louis Philipps und den Zweck der pompösen Zurückführung der Reliquien Napoleons, den Mysticismus und Rationalismus in einem besondern Ausbruche in Bremen, das allgemeine Resultat des Glaubens an Infallibilität oder Rationalität, den durch Bischof Dräseke veranlaßten Magdeburgergebetstreit, die Kniebeugung der evangelischen Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche, die Stellung des evangelischen Bischofs zu Jerusalem, Actenstücke zum Magdeburgergebetstreit, Predigten von Sintenis, allgemeine und anwendbare Resultate, Miscellen.[15]) Wir heben aus dem zweiten, in Tendenz und Form dem ersten gleichstehenden Bande nur die so passende Entwicklung des Unterschiedes des Mysticismus und Rationalismus hervor. „Das griechische Verbum μυειν, sagt Paulus,[16]) bedeutet zusammendrücken, halbschließen (die Augen, die

---

[15]) Neuer Sophronizon von H. E. G. Paulus. Zweiter Band. Erste, zweite, dritte Mittheilung, Darmstadt, C. W. Leske, 1841 und 1842, 409 S., gr. 8.

[16]) Neuer Sophronizon, Bd. II, S. 97.

Lippen). Daher Mysterien, wie Festus das Wort umschreibt, seclusa sacra. Das Halbverschlossene wird nur Eingeleiteten (Instruirten) und Geweihten geöffnet, doch immer, wie ein Halbdunkel, wo man nur durch Vertrauen auf das Gegebene etwas erfährt. Daher ist jeder ein Mystiker, welcher meint, entweder er selbst oder ein Anderer sei für ihn der Träger und Mittheiler geheimer, irrthumsloser Wahrheit, und zwar dies blos dadurch, daß entweder er selbst oder irgend ein Anderer zu solchem, unfehlbaren, geheimnißvollen Ausschließen des Wahren besonders geweiht sei. Daher spricht der Mystificirte immer so, wie wenn Alles ihm, nur ihm gegeben, geschenkt, von oben verliehen und aus Gnaden zugetheilt wäre."

"Der Rationalismus dagegen dringt auf das den Gernglaubigen so Beschwerliche: Nil sine ratione sufficiente! Er fordert, selbst der Weihungsglaube (d. i. das Vertrauen, daß man selbst, oder daß ein Anderer von Gott zum infallibeln Wahrheitsträger gemacht worden sei,) müßte erst durch hinreichenden Grund sich begründen und beweisen. Der Mystiker dagegen sagt: Dies fühle ich! oder er glaubt einem Andern, der eben so voll vom Gefühle der unfehlbaren Wahrheitserkenntniß war, oder zu sein behauptete."

Die erste Mittheilung des dritten Bandes folgte noch zu Ende des Jahres 1842. Im Jahre 1843 wurde die zweite ausgegeben. Beide ziemlich große Mittheilungen bilden den dritten und letzten Band des neuen Sophronizon. Er behandelt die anglikanische Staatskirche und Bischöflichkeit, Versuche zur Union mit der bischöflichen Hofkirche, den Puseyismus, die christlichen Ehegesetze und die gerichtlichen Ehescheidungen, Begriff der Ehe, Unterscheidung des Moralischen und Rechtlichen in derselben und Miscellen. [17]) Mehrere der Abhandlungen im neuen Sophronizon waren so zeitgemäß, daß sie besonders abgedruckt ausgegeben werden mußten. [18])

---

[17]) Neuer Sophronizon von H. E. G. Paulus. Dritter Band. Erste, zweite Mittheilung, Darmstadt, C. W. Leske, 1842 und 1843, 312 S. gr. 8.

[18]) Dahin gehören 1) die Actenstücke über den Gebetstreit zu Magdeburg und über die kirchliche Lehrnorm. Nebst Schrifterklärung und Miscellen, Darmstadt, Leske, 1842; 2) Bemerkungen, den evangelischen Herrn Bischof zu Magdeburg und den anglikanischen zu Jerusalem betreffend. Nebst mehreren Beilagen, ebend. 1842; 3) Zur Berichtigung der

Ungeachtet dessen war die Theilnahme nicht groß genug, um an eine Fortführung der Zeitschrift denken zu können. Paulus schrieb am 5. Jan. 1844 an Kolb in Speier: „Den neuen Sophronizon empfehle ich Ihnen. Er wird aufhören; denn er hat nicht Absatz genug. Die Freunde lassen gern für die gute Sache schreiben und kämpfen. Aber sie denken nicht, daß auch Mittel von ihnen kommen müßten."

Die weitere Fortführung dieser neuen, wichtigen Zeitschrift verhinderte ferner die Herausgabe eines umfangreichen, einen bedeutenden Philosophen unserer Zeit betreffenden Werkes. [19])

Wilh. Jos. Schelling, 1775, also vierzehn Jahre vor Paulus nicht nur in demselben Orte, Leonberg, sondern in demselben Hause, der dortigen Diakonatswohnung geboren, hatte den Sinn für eine Anwendung der Naturwissenschaften auf die Philosophie zuerst bei Platner in Leipzig gefaßt und dann in Jena, wo er Doctor der Medicin (1802) wurde, weiter zur Entwicklung gebracht. Anfangs Fichtianer, dann in der Periode eines innern Kampfes s. 1796 bald zwischen Idealismus und Realismus schwankend, glaubte er zuletzt, wie in seinem Bruno und seiner Zeitschrift für speculative Physik, den Stein der Weisen oder den Schlüssel zu aller philosophischen Wahrheit in dem Satze seiner Naturphilosophie oder der Identitätslehre, daß das Denken und Sein im Absoluten oder All = Gott identisch seien, gefunden zu haben. Die rauschähnliche Begeisterung, welche die Anhänger der Identitätslehre ergriff, besonders, als sie durch die Kunststücke und Kunstterminologien der Hegel'schen Schule einen noch geheimnißvolleren Nimbus erhielt, ist größtentheils vorüber, und hat einem philosophischen Stillstande Platz gemacht, der, da indessen die Naturwissenschaften die wunderbarsten Erfolge herbeigeführt haben, vielleicht zu einer bessern Entwicklung führen kann. Sehr frühe, im neunzehnten Jahre, hatte Schelling als Schriftsteller begonnen und sehr frühe, im 34 Jahre, aufgehört. Nur eine kleine Schrift über die Gottheiten von

---

Ehescheidungsgesetze nach biblischen, altrömischen und staatsrechtlichen Grundideen. Nebst einer Zuschrift an den königl. preußischen Minister v. Savigny, ebend. 1843.

[19]) Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung oder Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. Schelling'schen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christenthums im Berliner-Winterkursus 1841—1842. Der allgemeinen Prüfung vorgelegt von Dr. H. E. G. Paulus, Darmstadt, C. W. Leske, 1843, LXVI u. 736 S., gr. 8.

Samothrake (1815) fällt in den Zeitraum dieses mehr, als 30jährigen Stillschweigens. Damals sprach er von Zeit zu Zeit von seiner demnächst erscheinen sollenden „Offenbarungsphilosophie." Schelling änderte, seit er in baierische Dienste getreten war, nach und nach seine philosophischen Grundsätze und Ansichten. Der Inbegriff dieser geänderten Grundsätze und Ansichten, die schnurgerade der Philosophie, die ihn berühmt gemacht hat, entgegen stehen, ist seine sogenannte Offenbarungsphilosophie. Leise Andeutungen einer solchen Umänderung zeigten sich in seiner, in der Sammlung seiner kleinen, philosophischen Schriften herausgegebenen Abhandlung über die moralische Freiheit (1809) und über die Gottheiten von Samothrake (1815). Immer wurde die Herausgabe der Offenbarungsphilosophie versprochen, welche seit 1827 zu München, seit 1841 zu Berlin gelehrt wurde. Sie erschien nicht. Man sprach Vieles und Sonderbares von ihr. Nichts wurde von Schelling selbst über diesen Gegenstand herausgegeben, als dessen erste, zu Berlin im Winter $18^{41}/_{42}$ gehaltene Vorlesung. [20]) Diese Schrift enthielt von der neuen Offenbarungsphilosophie nichts. Er sprach in ihr davon, daß es ihm vor vierzig Jahren „gelungen sei, ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufzuschlagen," das „jetzt voll geschrieben sei;" keiner habe „das Blatt umgewendet" und eine „neue Seite angefangen." [21]) Er nannte Berlin die „Metropole der deutschen Philosophie," wo „jedenfalls die Geschicke derselben sich entscheiden müssen." [22]) Er sprach davon, daß er „das Seinige in der Philosophie gethan und für geziemend erachtet habe, nun auch Andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen." [23]) Er versicherte, daß er „eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft der seitherigen Philosophie hinzufügen wolle, um sie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befestigen." [24]) Ueber den Inhalt dieser neuen, bis jetzt für unmöglich gehaltenen Philosophie wurde kein Wort gesprochen. Desto gespannter mußte man auf diese Offenbarungsphilosophie werden, die immer nicht

---

[20]) Schelling's erste Vorlesung in Berlin, 15. Nov. 1841, Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung, 1841, 22 S., 8. M. vgl. Sendschreiben an Herrn Geheimenrath v. Schelling wegen seiner ersten Vorlesung zu Berlin, Stuttgart, Cast'sche Buchhandlung, 1843.

[21]) A. a. O. S. 4 u. 5.

[22]) A. a. O. S. 8.

[23]) A. a. O. S. 6.

[24]) A. a. O. S. 18.

erschien. Zwar erschienen Auszüge aus Schelling's Vorlesungen in Berlin über diesen Gegenstand, unter denen die von Dr. Frauenstädt, wie spätere Vergleichungen nachwiesen, die besten sind. Aber man konnte immer entgegnen, daß es nur aus dem Zusammenhange gerissene, den eigentlichen Sinn der neuen Philosophie nicht gebende Auszüge seien. Da erhielt Paulus ein von ihm bezahltes, wörtlich nachgeschriebenes Collegienheft der von Schelling in Berlin im Winter $18^{41}/_{42}$ vorgetragenen „Offenbarungsphilosophie." Ohne sich einen Augenblick über die etwa möglichen Folgen einer solchen Bekanntmachung zu täuschen, hielt er sich zu derselben nicht nur für berechtigt, sondern selbst für verpflichtet. Das neue, oben angedeutete Werk sollte diese neue Philosophie bis in ihre innersten Tiefen nach ihren Principien und Consequenzen beleuchten, sollte den ganzen, philosophischen Entwicklungsgang des Verfassers darstellen, sollte die theologischen und philosophischen Ueberzeugungen des Beleuchters und Beurtheilers der neuen Offenbarungsphilosophie entgegensetzen. Diese That hielt er für Pflicht, die Welt mochte darüber urtheilen, wie sie wollte; sie gehörte, nach seiner eigenen Ueberzeugung, als ein wichtiges Stück mit zu einem, dem unermüdeten, selbstaufopfernden Kampfe für Licht und Recht geweihten Leben. Ein Vorwort und eine historische Einleitung wurden vorausgeschickt, Schelling's Vorlesungen in Abtheilungen gegeben und zwischen diesen beurtheilende und beleuchtende Erklärungen, Bekämpfungen, Berichtigungen mitgetheilt, ein Schlußresultat zusammengefaßt.

In der That erfuhr man Dinge in diesem neuen Buche, an deren Möglichkeit man kaum geglaubt hatte. Nicht nur erhielt in demselben in alt scholastischer Weise die Philosophie ihren Stoff von der positiven Offenbarung, sondern es wurde, weil das „Sein" ein „Seinkönnen" voraussetzt, von Potenzen gesprochen, welche man auf die Dreiheit zurückführte. Hier wurden in allem Ernste ein blindes, nothwendiges, unvordenkliches Seinkönnen als die erste Potenz oder die Potenz des Vaters von dem Andersseinkönnen des blinden, nothwendigen, unvordenklichen Seins unterschieden, ja selbst ein Seinkönnen und Nichtseinkönnen angenommen; endlich nannte man die drei aufgefundenen Potenzen die des Vaters, Sohnes und Geistes. Mit einer Spannung dieser Potenzen und mit einer Hebung dieser Spannung wollte man die Weltschöpfung, Erlösung und Weltheiligung erklären. Ja, man ging sogar so weit, die Ausspannung Christi am Kreuze als ein Symbol der Spannung zu betrachten, in der er als Mensch mit dem Vater gelebt habe. Man nannte die katholische Kirche die Kirche der Vergangenheit oder die Kirche des Apostels Petrus, die pro-

testantische Kirche die Kirche der Gegenwart oder die des Apostels Paulus, und stellte eine Johanniskirche der Zukunft in Aussicht. Man hätte erwarten können, daß der Urheber dieser neuen Philosophie oder einer seiner Freunde gegen dieses Werk als Mißverständniß, Mißdeutung oder Verdächtigung öffentlich protestiren würde, wie gegen die früher herausgegebenen Auszüge bereits in vielen Zeitungen Widerspruch erhoben wurde. Allein das Erwartete geschah nicht. Schelling klagte bei drei Gerichtshöfen auf literarischen Diebstahl, und gab durch diese Klage deutlich zu verstehen, daß das bekannt gemachte Collegienheft seine Offenbarungsphilosophie enthalte. Die Beschlagnahme gegen das Buch wurde ausgesprochen, doch später in Folge von Paulus' kräftiger und unermüdet wiederholter Vertheidigung wieder aufgehoben. Gleich, nachdem die allgemeine preußische Zeitung unter dem 3. August 1843 die Nachricht gegeben hatte, daß die von Paulus herausgegebene Offenbarungsphilosophie „als Nachdruck in vorläufigen, polizeilichen Beschlag genommen sei," ließ jener eine Vertheidigungsschrift im Drucke erscheinen. [25]) Paulus hob darin hervor, daß „zur Ueberweisung der gänzlichen Untüchtigkeit nicht nur des Inhaltes, sondern auch der Methode" allerdings „ein wörtlicher Abdruck" der Schelling'schen Vorlesungen nothwendig geworden sei. Er meinte, daß man einen solchen „Abdruck" eher einen „Vordruck," als einen „Nachdruck" nennen könne. Er erklärt ferner, daß sein Buch durch die Entstehungsgeschichte der verschiedenen philosophischen Ansichten Schelling's, durch zwischen den einzelnen Vorlesungen eingeschobene Beleuchtungen, Berichtigungen u. s. w. in der That „in seinen negativen und positiven Bestandtheilen sein Geisteseigenthum sei." Er gibt als Zweck der Abfassung seines Buches an, er habe durch Schelling's Beispiel auf's Neue darthun wollen, wie „unrichtig und verderblich" das „Bestreben" sei, „die einfachen religiösen Wahrheiten durch die erdichteten Ergebnisse philosophischer, d. i. sich, wie absolute Philosopheme, gebärdender Deductionen ersetzen zu wollen." [26])

In jener Zeit schrieb er an Kolb in Speier: „Ein Mann, den nur seine vorurtheilsfreien, philosophischen und pädagogischen Studien auf das

---

[25]) Dr. Paulus' vorläufige Appellation an das wahrheitliebende Publikum contra des Philosophen, F. W. Joseph v. Schelling Versuch, mittelst der Polizei sich unwiderlegbar zu machen. Darmstadt, Leske, 1843, 16 S., gr. 8.

[26]) A. a. O. S. 6.

Offenbarungsbuch von Paulus aufmerksam machten, und der sonst nie mit ihm in Verbindung war, schreibt: „Ich bin jetzt mit meiner Kenntniß in Ihrem Buche ziemlich zu Hause. Es ist eine heilige Sache! Heilig, sage ich. Vielleicht hätte ich vor fünf Wochen dies Beiwort als zu stark noch nicht gebraucht, während ich es jetzt ohne Uebertreibung — denn ich bin mit der Lectüre Ihres Buches ganz zu Ende gekommen — als das bezeichnendste niederschreibe. Es ist ein herrliches Werk, von dem man fast sagen möchte, daß sein nächster und in's Auge fallender Zweck, der polemische, noch einen höhern über sich habe, nämlich den der Eröffnung Ihres eigenen, durch ausgebreitetes Studium, durch redlichste Forschung und Wahrheitsliebe und durch vieljährige Lebensbeobachtungen gesammelten Gedankenschatzes über philosophisches und theologisches Wissen. Als ich gestern im Frankfurter-Journal ein Artikelchen aus Speier fand, das etwa so anfängt: Man muß Paulus' Buch nicht lesen, sondern studiren u. s. w., kam mir's vor, als hätt' ich diese Worte diktirt; so sind sie mir aus der Seele geschrieben! Ja! Ja! Ehrwürdiger, alter Herr! Wer Ihr Werk wirklich kennen lernt, der drückt Ihnen im Stillen die Hand, wie ich es thue. Und deren sind gewiß nicht Wenige. Und wenn nicht in diesem Jahre, doch in dem künftigen! Die Zahl wird wachsen trotz Göthe's Ausspruch, daß das Vernünftige nicht leicht populär wird" ....

Derselbe schrieb über denselben Gegenstand an denselben am 14. Juni 1843: .... „Das einzige Mittel, der Täuschung ein Ende zu machen, war, daß ich mir eine das, was er (Schelling) aus seinen Heften vorlas, zuverläßig enthaltende Nachschrift verschaffte, und es mit den gehörigen, besonders biographischen Erläuterungen wörtlich abdrucken ließ. Jetzt urtheile Jeder, was der Welt Unentbehrliches der Speculant indeß, wie den Stein der Weisen, im Alleinbesitz festgehalten hatte."

„Man wird mir vorwerfen, Vorlesungen drucken zu lassen, sei Nachdruck. Schelling hat sich so lange nur durch Nachsprechen aus seinen Vorlesungen theils bekannt, theils verkannt gemacht. Jetzt hat er in Berlin selbst erklärt, daß er seine positive Philosophie als die wesentlich letzte für alle Welt offenbar mache. Es ist also nur nöthig, daß auch alle Welt wie zuhörend und dann prüfend werde. Dies ist um so nöthiger, weil das jetzt sich Offenbarende doch in Hauptpunkten weder mit den orthodoxen noch heterodoxen Systemen harmonirt, also eine neue theologische Offenbarung her-

vorzutreten scheint. Uebrigens sind diese Vorlesungen nicht mit andern akademischen gleich zu stellen, da Sch. sie für das ganze Publikum gehalten hat, und auch jetzt noch das, was alle Welt zu erfahren wünscht, auf den Hörsaal beschränkt" ....

Als der Proceß gegen ihn begonnen hatte, schrieb er am 10. Oktober 1843 an denselben: .... „Der Proceß muß um des allgemeinen Besten willen auf das Aeußerste getrieben werden. Ich bereite weitern Kampf wider den Inhalt. Me tenuit, tenet et — dum spiro, spero, tenebit sic veri studium, sic pietatis amor.

Als die gegen Paulus' Buch ausgesprochene Beschlagnahme 1844 aufgehoben wurde, schrieb Schlosser an seinen Freund Paulus: „Reichlin Meldegg [27]) hat Ihre Sache recht kurz und klar dargestellt. Ich gratulire Ihnen zum Ausgange und zu dem Schriftchen.

Der Ihrige

Schlosser."

Nachdem Paulus inzwischen in seines freisinnigen und gelehrten Freundes, Paniel bremisches Magazin einen wichtigen Aufsatz über pietistische Umtriebe [28]) geliefert und eine anziehende Abhandlung über religiöse Erziehung herausgegeben hatte, [29]) schrieb er zu einem freimüthigen, religionsgeschichtlichen Werke eines pseudonym schreibenden, gelehrten Forschers ein beherzigungswürdiges Vorwort. [30] Paulus sagt in demsel-

---

[27]) Das von dem Darsteller dieses Lebens herausgegebene Mährchen von dem berühmten Abubekr Ibn Guillesch in Isfahan u. s. w. Darmstadt, Leske, 1844.

[28]) Bremisches Magazin für evangelische Wahrheit, gegenüber dem modernen Pietismus, hervorgerufen durch Krummacher's bremische Verfluchungssache, herausgegeben von Paniel, Roth, Weber. Drittes Heft: Zur Beleuchtung kirchlich wichtiger Streitfragen unserer Zeit, bes. Versuche von kirchlichen Verfluchungen und gewaltthätiger Kirchenzucht von H. E. G. Paulus, 1842.

[29]) Irenikon, oder warum und wie sind Eltern, Staaten und Kirchen zuvörderst einen selbstverpflichtenden, von Dogmen nicht abhängigen, biblisch-urchristlichen Religionsunterricht schuldig? Eine Abhandlung zum wahren Frieden zwischen Staaten und Kirchen, Darmstadt, Leske, 1843.

[30]) Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter von Dr. Hermann vom Busche. Eingeführt durch Dr. H. E. G. Paulus. Erste und zweite Abtheilung, Darmstadt, Leske, 1846, 8. Die Vorrede von Paulus hat die Aufschrift: „Die Versöhnung zwischen Wissen und Glauben" durch historisch und philosophisch gründliche Aufklärung. Ein irenisches Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus," Bd. I, S. 1—55.

ben: „Zu keiner frühern Zeit hat das Nichtglauben des Unglaublichen die deutschen Gemüther mehr, als jetzt durchdrungen. Um so nöthiger ist es, daß das Glaubwürdige aufgesucht und hervorgehoben werde.“ Er macht auf die Extreme der Zeit in religiöser Hinsicht aufmerksam. Auf der einen Seite steht „das absolute Verneinen aller Religiosität und Christlichkeit.“ Man sollte „der absoluten Verneinung“ in ihrer „Leidenschaftlichkeit“ das warnende Sprichwort entgegenhalten: „Ihr solltet euch hüten, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen.“

Auf der andern Seite stehen solche, welche, was sie „unbestimmt und unbegründet als die gute, alte, zu restaurirende Christlichkeit bezeichnen, mit aller politischen Macht und Gewandtheit geltend zu machen“ suchen. Diesen sollte man eine andere „Warnung“ entgegenhalten:

„Meinet doch nicht, gerade das, was allerdings weggereinigt werden sollte, sogar, wie die Hauptsache, festhalten zu müssen, um das Kind selbst erhalten zu können. Hütet euch, das Kind mit einem so unreinen Badewasser zu umgeben, daß die Anderen das gute, schöne Wesen selbst nicht mehr sehen, und Alles mit einander wegschütten zu müssen meinen!“

Zwischen beiden Extremen steht die „richtige Mitte.“ Sie hat „das Richtige auf beiden Seiten“ aufzusuchen. Paulus macht nun das Richtige und Unrichtige auf jeder Seite klar, und findet die Vereinigung des Richtigen für beide Seiten in der Urchristlichkeit, welche weder unbedingte Verneinung, noch starrer, übermenschlicher Dogmenglaube, sondern auf Ueberzeugungsgründe gebauter Pflicht- oder Gesinnungsglaube ist.

In dieser Zeit hatte eine mächtige, religiöse Bewegung die Gemüther in Deutschland ergriffen. Die Monate lang stattfindende Ausstellung des Leibrockes Christi zu Trier zur Verehrung der Wallfahrenden gab die nächste Veranlassung zu derselben, wie einst Tezel's Ablaßkram den nächsten Grund zur Reformation legte. Johannes Ronge (geb. 1813), ein junger, seit 1842 von seinem Amte suspendirter, katholischer Geistlicher, feurig und beredt, wenn auch nicht von gründlich gelehrter Bildung, schrieb am 1. Oktober 1844 seinen berühmten Brief an den Bischof Arnoldi von Trier. Alle Freigesinnten in der protestantischen und katholischen Kirche zeigten an dieser Schilderhebung gegen ultramontane Kirchlichkeit eine warme Theilnahme. Auch der katholische Priester, Johann Czerski in Schneidemühl, hatte seine priesterliche Stelle aufgegeben, und

wirkte für die Gründung einer von Rom's und seiner Hierarchen Einflusse freien, christlich-katholischen Gemeinde. Viele Schriften wurden geschrieben, Geldsammlungen fanden zur Unterstützung der neuen, religiösen Bewegung statt. Am 26. Januar 1845 wurde die erste deutsch-katholische Gemeinde zu Breslau gegründet. Kaum war ein Monat verflossen, als sich ähnliche Gemeinden in Leipzig, Kreuznach, Dresden bildeten. Die Verschiedenheit der religiösen Auffassung zeigte sich gleich im Anfange unter den verschiedenen, deutsch-katholischen Religionsverbindungen. Schneidemühl und nach der daselbst von Czerski gegründeten Gemeinde Berlin, Hildesheim, Elberfeld hatten das apostolische Glaubensbekenntniß, während die sächsischen Gemeinden und Magdeburg, Braunschweig, Offenbach, Kreuznach sich an das freiere, rationalistische Breslauerbekenntniß hielten.

In den Ostertagen 1845 ward eine allgemeine Kirchenversammlung zu Leipzig gehalten. Die Vertreter von mehr, als zwanzig Gemeinden, waren auf ihr versammelt. In fünf Tagen wurden die Beschlüsse gefaßt, welche der neuen Kirche zur Grundlage dienen sollten. Des Glaubens Grundlage ist nach der Bestimmung der Kirchenversammlung die heilige Schrift. Die Auslegung derselben ist für jeden frei. Die Vernunft ist das Organ der Auslegung. Das Glaubensbekenntniß spricht sich positiv für den Glauben an Gott, Christus und ein ewiges Leben aus. Es nimmt zwei Sakramente als symbolische Religionshandlungen, Taufe und Abendmahl, an. Es geht von dem Principe völliger, unbeschränkter Gewissensfreiheit in Glaubenssachen aus, und verlangt als Hauptzug des wahren Christenthums die Aeußerung desselben in thätiger Liebe. Es verwirft die Hierarchie, den Ablaß, die Ohrenbeichte, die Heiligen- und Reliquienverehrung, das Fasten und Wallfahren, so wie jeden Glaubenszwang. In ihrer höchsten Blüthezeit hatte (1845) die deutsch-katholische Kirche über 200 Gemeinden und 100,000 Mitglieder.

Eine Bewegung, wie diese, Resultate, wie diese, mußten einen Freund der religiösen Freiheit und des religiösen Fortschrittes mit Theilnahme erfüllen. Paulus hatte weniger wichtige Zeitereignisse nicht außer Acht gelassen und sie als Schriftsteller besprochen. Wie konnte er eine solche Erscheinung unbeachtet lassen? Zwar war er schon im 85. Lebensjahre; aber er fühlte sich noch immer rüstig und kräftig genug, über dieses merkwürdige Ereigniß zu schreiben. Er ergriff die Frage des Tages von

der theologischen und juristischen Seite. So entstand sein wichtiges Werk über die Sache der Deutsch-Katholiken. [31])

Kein Buch ist über diesen Gegenstand erschienen, welches denselben so allseitig und so unparteiisch beleuchtet, kein Buch, welches mit dieser Schärfe den theologischen und juristischen Punkt der Zeitfrage auffaßt und anwendet, — und doch ist vielleicht keines unter den über diesen Gegenstand erschienenen Werken weniger gelesen, weniger von den Deutsch-Katholiken benützt worden, während andere, kleinere, minder bedeutende Schriften in Zeitungen besprochen und gepriesen wurden, weil sie eben mit der Strömung des Tages gingen. Die meisten dieser kleinen Schriften sind längst vergessen, aber nach dem Paulus'schen Buche wird man vielleicht erst dann greifen, wenn die Strömung vorüber ist. Es beleuchtet allseitig den theologischen und juristischen Boden der neuen Genossenschaft, und bietet wichtige Urkunden, an deren Hand wir in das Mark des Gegenstandes eindringen.

Das Werk enthält die Veranlassung der Rechtserforschung, die Resultate und die urkundlichen Belege.

Schon, ehe dasselbe erschien, bald nach der deutsch-katholischen Bewegung, schrieb Paulus am 9. Januar 1845 an Kolb: „Allerdings muß man die von der Papisterei selbst gegebene und so recht aufgedrungene Gelegenheit, den handgreiflichen Aberglauben lächerlich zu machen, so vollständig, wie möglich, benutzen. Ich sage, so oft ich kann, deutsch-katholisch möge sein, wer im Katholicismus Einsichten wahrer Allgemeingültigkeit (Katholicität) finde, und zugleich die durch alle Friedensschlüsse anerkannte Rechtsgleichheit der beiden Confessionen respektiren wolle. Statt ultramontanisch sollte man sagen papistisch, weil nur der romanus Pontifex erklärt hat, jene pacta der Nation weder zu Osnabrück noch zu Wien anzuerkennen, und auf dieser Nichtanerkennung immer beharrt. Er versetzt sich also selbst extra Germaniam."

Wie schön schildert Paulus die frühere Zeit religiöser Duldung und Liebe unter Protestanten und Katholiken in diesem Buche! [32]) „Als ein fünf und achtzigjähriger Zeitbeobachter blicke ich noch lebhaft und mit Vergnügen in jene Jugend-Erfahrungen zurück, wo man im Um-

---

[31]) Zur Rechtfertigung der Deutschkatholischen gegen Klagen Römischgläubiger. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung von Dr. H. E. G. Paulus. Karlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot, 1846, XXIV u. 325 S., gr. 8.

[32]) A. a. O. S. 239.

gang, im Geschäftsleben, selbst bei Amtsanstellungen selten an die Vorfrage: Ob Katholik oder Akatholisch? zu denken hatte. Im Privatleben sah man einander nur in's Gesicht, und das Licht, welches aus dem Auge des Denkenden entgegenkommt, entschied über den Empfang ohne Beichtschein und Rosenkranz. Besonders bei Gelehrten, wie z. B. zwischen Freiburg und Tübingen, bei Männern, wie Riegger, Dannemayer, Sauter, Hug u. s. w. wurde ein Wetteifer vorwaltend, der nichts Anderes, als die Aufhellung des Wahren durch Wissenschaft, das Wegräumen des Irrigen auf beiden Seiten durch dogmengeschichtliche und kritische, exegetische Beleuchtung des Traditionellen bezweckte, und, das, worin dem Nichtkatholischen das freiere Forschen zum Theil minder erschwert war, durch gründliches Prüfen nach eigenen Erkenntnißmitteln und Ansichten bald benutzte, bald verbesserte."

Ueber die Deutschkatholiken sagt er: "Was seit wenigen Monaten, aufgeregt durch offenbare Uebertreibung der Reliquienverehrung und des die Moralität gefährdenden Ablasses, ohne alle Begünstigung von Oben unter mancherlei Aufopferungen bereits in mehr, als zweihundert Orten, meist bei Nichttheologen, aber verständig gebildeten Mitchristen Anklang gefunden hat, zeigt sich als ein selbstgewolltes, also desto wirksameres Mittel, dem durch Glaubenszwang, Nichtachtung der an sich wahren Moral und Mißdeutung der Wissenschaft sich verbreitenden Unglauben entgegenzuwirken. Aus Vertrauen selbstgewählte, beredte Lehrer vermögen viel. Sie unternehmen es, die christliche Religiosität durch offenes Verneinen und Nichtglauben des Unglaublichen, aber desto lebhaftere Verehrung des wesentlich Urchristlichen populärer und auf einem neuen Wege auf's Neue zur Volkssache zu machen." [33])

An einer andern Stelle: [34]) "Die Deutschkatholischen sind, was sie bis dahin waren, Katholiken, und wollen es bleiben. Sie wollen mit Hülfe der kirchlichen Tradition sowohl, als der jetzt thätigen Denkkraft und der so sehr vermehrten Erfahrungserkenntnisse das gerne annehmen, wovon sie einsehen, daß es katholisch, d. i. allgemeingültig sein kann und sein soll. Sie verneinen nur, was das Papstregiment Alles von einem selbstgemachten, infallibeln Cen-

---

[33]) A. a. O. S. 45.

[34]) A. a. O. S. 35 u. 36.

trum abhängig machend, nach dieser Anmaßung in die Katholicität der Kirche seit ungefähr 1000 Jahren eingeschoben und eingezwungen hat.“

Er bezeichnet drei Richtungen im Deutschkatholicismus. Die Deutschkatholiken verneinen 1) das Päpstlisch-Unglaubliche, 2) sie „bejahen desto fester das Wesentlich- und Deutlich-Christliche,“ 3) sie haben „den bedachtsamen Vorbehalt,“ das, „was in der Katholicität, wie sie vor der Durchbildung des Papstthums war, und zum Theil auch während desselben sich noch erhielt, nur von streitigen Schriftauslegungen und Philosophemen abhängt, erst weiter allmählich zu prüfen und die Anerkennung der gewissenhaft freien Beistimmung jedes Nachdenkenden zu überlassen.“ [35])

Er nennt den römischen Glauben „eine gewaltvolle Umbildung des Urchristenthums.“ [36])

Er sagt S. 241: „Nur, so lange eigennützige Menschen glauben, und andächtige Mitmenschen glaubend machen können, daß es göttliche Vollkommenheit sei, nach einer frei genannten Willkürlichkeit Meinungsglauben und fruchtlose Gebräuche zu Bedingungen zu erheben, für welche Gott als Gebieter selig mache, so lange wird es auch nicht an Menschen fehlen, die theils sich selbst, theils nur Andere täuschend, sich als unentbehrliche, geweihte Vermittler oben an stellen, ohne deren Auslegung die laische Menge unglücklich genug wäre, jene arbiträren Gnadenbedingungen nicht erfüllen zu können.“

Er gibt in vortrefflicher, urkundlich belegter Schilderung die Bestrebungen des Romanismus, und theilt hierüber S. 243 mit: „In der That hatte der siebenjährige Kampf nicht hauptsächlich um Schlesien gestritten. Es galt den kombinirtesten Versuch, ob nicht das wahr gemacht werden könnte, was gegen die Erhebung Preußens zum Königthum Papst Clemens XI. 1701, dem unabänderlichen Papalsystem gemäß, an fast alle Höfe als sein pontifikalisches Orakel geschrieben hatte, daß nach den heiligen Kirchenregeln (canones) ein häretischer Fürst in seinen Würden viel mehr fallen, als an neuen Ehren gewinnen solle.“

Er zeigt, daß der westphälische Friede nur die Katholiken, nicht die römischen Katholiken nenne, sich in den speciellen Glaubensinhalt nicht einlasse, also jedenfalls diejenigen, die sich Katholiken nennen, und Katho-

---

[35]) A a. O. S. 64.

[36]) A. a. O. S. 65.

liken bleiben wollen, wie die Deutschkatholischen, darunter begriffen seien, daß der westphälische Friede nie vom Papste anerkannt worden sei, daß dieser im Gegentheile gegen denselben protestirt habe, daß also schon dadurch die in den Verträgen des westphälischen Friedens genannten Katholiken auf einen andern, als den päpstlichen Standpunkt gestellt seien, daß die deutsche Bundesacte den verschiedenen, christlichen Religionsparteien, zu welchen jedenfalls die Deutschkatholiken als Katholiken und Christen gehörten, Religionsfreiheit garantirt habe. Das Werk zeichnet sich besonders durch eine Fülle von urkundlich belegten, kirchengeschichtlichen Specialitäten aus, und wird in dieser Hinsicht selbst für Andersdenkende wichtig.

Er will für die Deutschkatholiken, da sie auf dem christlichen Boden stehen, weder etwas dem Staate, noch der Sittlichkeit Nachtheiliges lehren, und alle religiösen Vertragsurkunden Deutschlands durchaus nichts einer solchen Bestimmung Zuwiderlaufendes, sondern im Gegentheile dieselbe nur Bestätigendes enthalten, gleiche Religionsfreiheit und gleiche Berechtigung mit den andern christlichen Confessionen, denen die Religionsgleichheit im westphälischen Frieden gesichert ist.

An seinen, um die gründliche Bearbeitung einzelner Theile der mittelalterlichen Kirchengeschichte rühmlichst verdienten Neffen C. U. Hahn, der Theologie Doctor und Diakonus in Bönnigheim, schrieb Paulus am 1. Oktober 1847: „Ich lege Dir ein Paar Exemplare meiner Schrift für die Deutschkatholischen bei. Ich ließ mir als ein Theil des Honorars mehre Freiexemplare geben. Ich bin sehr für diese Art von Religionsvereinen, weil durch ihr entschlossenes Lossagen Deutschland am leichtesten von dem immer schädlichen Einfluß der römischen Hierarchie befreit werden könnte, auch die Fürsten und Consistorien sich die Lehre abstrahiren mögen, daß die Kirche um der Gemeinde willen da ist, nicht aber umgekehrt. Schaffe dem Büchlein so viele nachdenkende Leser, als möglich! Daß Pius IX. sein weltliches Regiment in bessere Ordnung bringt, ist sehr zu loben und als Muster anzuerkennen. Aber, je mehr dadurch die Hierarchie, welche immer die alleingeltende sein will, materiell gesichert wird, desto mehr kann sie gegen den evangelischen Protestantismus als freie Ueberzeugungsreligion jesuitisch in der Folge gemißbraucht werden. Viele denken nur an das Kirchenthum als Mittel ihrer Gewalt, Willkür, Absolutheit, nicht aber an Religiosität und wirkliche Christlichkeit."

Reizenstein, dem er das Buch über die Deutschkatholiken

geschickt hatte, schrieb ihm am 2. Februar 1846: .... „Euer Hochwürden können nicht zweifeln, daß ich an den kirchlichen Aufrüttelungen, welche die Zeit uns sowohl protestantischer, als katholischer Seits gebracht hat, ebenfalls recht lebhaften Theil nehme, wenn gleich nur innerhalb der Räume meines Zimmers und ohne, meinen Neffen und den Arzt ausgenommen, einen Menschen zu sehen. O welcher Genuß wäre es mir, mit Ihnen, wie vor 20 Jahren, auf dem Pariserweg [37]) wandernd, über diese unendlich wichtigen Ereignisse geistig zu verkehren! Für den Augenblick scheint mir nur das Dringendste, von dem Protestantismus die gräßliche Schmach abzuwenden, daß er zu einer Verfolgung der Deutschkatholiken die Hand biete. Denn ich müßte mich in meinem Urtheil gewaltig irren, oder die Tendenz unserer Legion von Petitionen gegen die Zittel'sche Motion [38]) geht auf nichts Geringeres, als darauf, eine vorbereitende Bahn zu Verfolgungen in caritate domini zu brechen. Inzwischen hoffe ich, daß es nicht zum Schlimmsten kommen werde, und Ihre Schrift wird zuverläßig vorerst in Sachsen, ja vielleicht sogar in Preußen heilsamen Eindruck machen. Daß meine Gesinnung noch immer ungeändert und ungeschwächt die alte ist, brauche ich in meinem jetzt 82. Jahre nicht erst zu sagen" ....

Die politische Bewegung im Jahre 1848 schadete dem Deutschkatholicismus in seiner weitern Entwicklung. Er nahm in einzelnen Mitgliedern und Gemeinden theils demokratisch-communistische, theils Hegelisch-pantheistische und atheistische Elemente auf, und sank so theilweise zum Vehikel demokratischer oder atheistischer Politik herunter.

Paulus beklagte dieses, und sah den Untergang der Sache auf diesem Wege voraus. Er hielt sich immer an diejenige Entwicklung, an diejenigen Persönlichkeiten und Gemeinden, denen es um die heilige Sache der reinen und vernünftigen Christlichkeit einzig und allein zu thun war, und die darum als Katholiken mit den wahren Protestanten auf derselben Stufe der christlichen Entwicklung standen.

Schon in seinem Werke über die Deutschkatholiken hatte er als leitenden Grundsatz für dieselben aufgestellt:

---

[37]) Die neue Anlage, südlich und in westlicher Richtung von der Stadt Heidelberg.

[38]) Motion des Abgeordneten Zittel, jetzigen Stadtpfarrers in Heidelberg, für die freie Religionsübung der Deutschkatholiken.

„Nichts kann göttlich-menschlicher Glaubenssatz sein, was sich je mit dem Wohl des Staates, mit der die Pflichten und Rechte Aller schützenden Ordnung in Collision setzt." [39])

Nur von diesem Standpunkte aus vertheidigte er den Deutschkatholicismus, und verlangte für ihn gleiche, religiöse Freiheit und gleiches, kirchliches Recht. Nicht um die Menschen, nicht um menschliche Motive, deren oft Fehlerhaftes und Verkehrtes er wohl und richtig einsah, sondern um das Princip, um die Sache war es ihm zu thun. Diese Sache aber achtete er in ihrem Ursprunge und Wesen, weil er in ihr dem Schiboleth seines Lebens, der christlichen Rationalität, oder, wie er sie in diesem Werke nennt, der christlichen Verständigkeit begegnete. Hierin änderte sich Paulus nie, weil er in seinen religiösen Gesinnungen und Ansichten immer derselbe blieb, wenn er gleich Verirrungen und Abwege, die zu einem seiner Ueberzeugung entgegengesetzten Ziele führten, und führen mußten, bedauerte und entschieden mißbilligte. Das Werk über die Deutschkatholiken war sein schriftstellerischer Schwanengesang. In ihm findet man dieselben Grundsätze und Ansichten, denselben Geist, der durch alle seine Werke weht. Ueberzeugungstreue war der Anfang, Ueberzeugungstreue der Schluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

§. 16.

Spätere Auszeichnungen. Ungedruckte Originalbriefe von Louise, Großherzogin von Hessen-Darmstadt, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, Karoline, Königin von Baiern, von Fr. Illgen und Paulus.

Einem so ausgezeichneten Geiste konnten im Laufe eines so langen Lebens die gebührenden Anerkennungen nicht fehlen. Wir haben dieselben in der Darstellung dieses Lebens an den geeigneten Stellen erwähnt. [1]) Wir wollen hier nur diejenigen anführen, welche in das spätere Leben unseres Paulus fallen, mit Ausnahme der beim Jubelfeste stattgefundenen,

---

[39]) A. a. O. S. 26.

[1]) Bd. I, S. 60, S. 80, S. 151, S. 204, S. 225, S. 242, 243, 330, 331, 354, 355, 375, 381, 382, 396, 413, 415, 416, 419, 422, 423, 426, 427, Bd. II, S. 155, 156. §. 14.

die wir oben erzählten. [2]) Noch vorhandene Briefe und Erlasse bewiesen, wie hochgestellte, fürstliche Persönlichkeiten den Werth unseres Paulus und das Verdienst seiner Leistungen zu schätzen wußten. Die Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar, Carl und Louis Eugen von Württemberg, Fürst Primas, Carl v. Dalberg, Ernst von Sachsen-Gotha, Franz von Sachsen-Coburg legten bei seinem Aufenthalte in Jena, König Max Joseph I. von Baiern bei seiner Wirksamkeit in diesem Lande, die Großherzoge Leopold und Ludwig und des ersteren Bruder, Markgraf Wilhelm seit Paulus' Uebersiedlung nach Heidelberg ihre Anerkennung in der auszeichnendsten Weise an den Tag. Als dieser durch seine scharfsinnigen, wahrheitsgetreuen Beurtheilungen der Lage des von den rheinpreußischen Geschworenen zum Tode verurtheilten Kaufmannes Fonk so wesentlich zur Rettung desselben 1823 beitrug, und ihm die juristische Facultät zu Freiburg im Breisgau als Zeichen der Würdigung seiner großen Verdienste die juristische Doctorwürde ertheilte, sprachen erlauchte, fürstliche Personen in vollem Maße ihre Zufriedenheit mit dessen Leistungen aus.

Schon am 6. Februar 1822 schrieb ihm in Bezug auf den Fonkschen Proceß die tief empfindende und innig religiöse Großherzogin Louise von Hessen-Darmstadt in einem trefflichen Briefe vom 6. Februar 1822: „Indem ich Ihnen, lieber Herr geheimer Kirchenrath, für das Geschenk der Fortsetzung Ihres Sophronizon meinen Dank abstatte, und mich der schriftlichen Unterhaltung mit einem so wahren Gottesgelehrten erfreue, ist es mir auch sehr angenehm, mir vorzustellen, welche gute Meinung Sie von der Leserin Ihrer Schriften hegen. Gewiß bin ich von ganzem Herzen protestantisch, weil der Geist dieser Religion nicht allein die Ansprüche des Gemüths befriedigt, sondern auch den Forderungen der Vernunft nicht entgegenstrebt, die Gesetze der moralischen Freiheit des Menschen einigt, und weil darum seine Vertheidigung allen denen heilig sein muß, welche die Würde der Menschheit verehren, um den erhabenen Schöpfer anbeten zu können. Wie sehr müssen diese Betrachtungen Sie in der Erfüllung Ihres Berufes begeistern, und wie süß muß der Lohn sein, den das Bewußt-

---

[2]) M. s. §. 14.

sein, für das moralische Wohl gearbeitet zu haben, Ihnen gewähren muß!"

Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochschätzung.

Louise,
Großherzogin von Hessen."

Seine Majestät, der jetzt regierende König v. Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der erhabene, unermüdete Beförderer der Wissenschaft und Kunst, schrieb in tiefem Rechtsgefühle als damaliger Kronprinz an Paulus, der ihm seine Beleuchtung des Fonk'schen Processes überschickt hatte, am 8. April 1823 aus Berlin: „Mein Herr geheimer Kirchenrath! Sie haben mir mittelst Ihres Schreibens vom 20. v. M. die Gründe angezeigt, weßhalb Sie sich an Se. Majestät, den König, in der Fonk'schen Angelegenheit gewandt haben. Es gereicht Ihnen zur Ehre, daß Sie Ihre Ueberzeugung Seiner Majestät offen dargelegt haben, und, da Se. Majestät über diesen verwickelten Rechtsfall in allen Beziehungen den gewissenhaftesten Bericht erfordert haben, welcher bald eingehen wird, so ist das Resultat nächstens zu erwarten."

„Mit der Versicherung meiner Hochschätzung

Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz von Preußen."

Die so warm mitfühlende, edle Karoline, Königin von Baiern, welcher auch Feuerbach, der berühmte Kriminalist, den Fonk'schen Handel vorgetragen hatte, schickte auf die Uebersendung der Fonk betreffenden Schreiben aus Nymphenburg am 19. Juni 1823 folgenden Brief:

„Herr geheimer Kirchenrath Paulus! Je lebhafter die unglückliche Fonk'sche Proceßgeschichte jedes fühlende Herz interessiren mußte, desto willkommener war mir Ihre gründliche Beleuchtung dieser merkwürdigen und höchst verwickelten Rechtssache. Empfangen Sie daher meinen aufrichtigen Dank für die Mittheilung Ihrer Schrift, welche ihres Zweckes bei den betreffenden Behörden nicht verfehlen wird. Sie haben sich durch dieselbe ein neues Verdienst um eine der heiligsten Angelegenheiten der Völker erworben und dadurch die

wahre Hochschätzung vermehrt, welche ich Ihnen schon längst gewidmet habe, und mit welcher ich verbleibe

Ihre wohlaffectionirte

Karoline.[3])

Von den vielen Anerkennungen, die Paulus im Laufe eines so langen Lebens auch von gelehrten Celebritäten und hochgestellten Staatsmännern wurden, ist ebenfalls in dieser Darstellung gehandelt worden.

Es konnte aber auch nicht fehlen, daß gelehrte Vereine einen so anerkannt tüchtigen und berühmten Mann, wie Paulus, der schon früher Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München geworden war,[4]) zu ihrem Mitgliede ernannten. Seine vielen, gründlichen und freimüthigen Forschungen veranlaßten die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig, ihn schon im Jahre 1831 zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu ernennen. Die von ihrem Vorstande, Dr. Christian Friedrich Illgen, Paulus' vieljährigem Freunde, der mit ihm mehrfach in einem noch vorhandenen Briefwechsel stand, unterzeichnete Urkunde ist mit dem Siegel der Gesellschaft versehen und vom 15. August jenes Jahres ausgefertigt. In dem das Diplom begleitenden Briefe schrieb Illgen unter dem 13. September 1831: „Die Gesellschaft erlaubt sich, Ihnen das Gesellschaftsdiplom zuzusenden, mit der ehrerbietigsten Bitte, dasselbe als ein Zeichen ihrer innigsten Hochachtung und Liebe gegen Sie mit gütigem Wohlwollen aufzunehmen. Gewiß werden Sie sich darüber von Herzen freuen, daß unser Verein als Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Wirkens eine Zeitschrift (Zeitschrift für die historische Theologie) begründet hat, wodurch er auf geschichtlichem Wege den Zeitverwirrungen entgegenzuwirken und die Wissenschaft weiter zu fördern suchen wird“ .... „Bei der Auswahl der Aufsätze werde ich besonders auf ein gründliches und unparteiisches Forschen Rücksicht nehmen und dem mystischen Wesen und Treiben den Eingang so viel, als möglich, zu verwehren suchen“ ....

Mit gleicher Auszeichnung wurde Paulus, der schon früher mit de Sacy, Tychsen, Grotefend, J. D. Michaelis, Rosenmüller, Schnurrer und den berühmtesten englischen Orientalisten im brieflichen Verkehre gestanden war, und sich schon im Anfange seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen Namen unter den deutschen Orientalisten erwarb, zum

---

[3]) M. s. über den Fonk'schen Proceß S. 148—156.

[4]) Bd. I, S. 416.

Mitgliede der deutschen, asiatischen Gesellschaft zu Leipzig ernannt, an deren Zeitschrift er bis in die letzten Tage seines Lebens einen warmen Antheil nahm.

Außer den philosophischen und theologischen Wissenschaften hatten Paulus, der seit der Herausgabe des Sophronizon sich auch mit der Rechtswissenschaft besonders beschäftigte, und in drei Facultäten mit der größten Auszeichnung das dreifache Doctordiplom erhielt, auch die medicinischen und Naturwissenschaften so mächtig angezogen, daß er selbst mehrmals den Gedanken des Studiums der Medicin in seiner Jugend ernsthaft erfaßte, und nur durch die damalige Schwächlichkeit und Kränklichkeit seines Körpers davon abgehalten wurde.

Die Behandlung seiner ununterbrochen und bedeutend kränkelnden Frau und Tochter durch einen denkenden und praktisch gewandten, homöopathischen Arzt, Dr. Segin (jetzt in Amerika) seit 1832 und die Versicherung beider Kranken, an denen die Bemühungen der ausgezeichnetsten Aerzte fruchtlos gewesen waren, daß sie der Homöopathie allein eine sichtlich zunehmende und in den Gesundheitszustand zurückführende Linderung verdankten, führten Paulus, der damals noch keines Arztes bedurfte, zu dem Studium der Homöopathie. Theils die Erfahrung der wohlthätigen Folgen dieser Heilmethode in seinem eigenen Hause, theils die Bekanntschaft mit dem homöopathischen Hausarzte Dr. Segin, einem Manne, der Paulus wegen seines klaren und scharfen Verstandes zusagte, theils der Umstand, daß der Gründer dieser Lehre, Dr. Hahnemann, von Paulus' vieljährigem, hochgeachtetem Freunde und Collegen, dem berühmtesten, praktischen Arzte Deutschlands, Dr. Hufeland, so überaus hochgeschätzt wurde, machten ihn auf diese neue Therapeutik aufmerksam. Auf einen Denker, wie ihn, konnte der Umstand nicht nachtheilig einwirken, daß das homöopathische Heilverfahren wegen seiner verringerten Gaben von den Allöopathen und dem großen Haufen lächerlich gemacht wurde. Noch mehr aber zog ihn, den Rechts- und Wahrheitsfreund, die Prüfung desselben an, als die Medicinalbehörden Versuche machten, gewaltsam die Ausübung der als unwissenschaftlich, nachtheilig und lächerlich hingestellten Heilungsart zu unterdrücken.

Paulus las die Schriften Hahnemanns und anderer Homöopathen. Sie leuchteten ihm ein. Was ihm der Rationalismus in der Theologie war, wurde ihm die Homöopathie in der Heilkunst, der medicinische Rationalismus. Die einfachen und klaren Grundsätze, von denen die Homöopathie ausgeht, schienen ihm die wahre und eigentliche,

diätetische Philosophie des Lebens zu bilden. Im Gebiete der Naturwissenschaften, mit denen er sich selbst gerne von Zeit zu Zeit beschäftigte, war er selbst in Baiern als Volksschriftsteller aufgetreten. Bei seiner philosophischen und naturwissenschaftlichen Bildung und bei der eigenen Schärfe seines Denkens war es ihm ein Leichtes, sich in den Geist der medicinischen Schriften hineinzuarbeiten. Er schrieb kleine Abhandlungen über die Homöopathie, betrachtete aber ihre Ausübung auch von der juristischen Seite, und suchte sie in ihrem Rechte gegen den allöopathischen Alleinbesitz in Schutz zu nehmen. Das Alleinseligmachenwollen sagte ihm nie im theologischen Glauben zu; es konnte ihn unmöglich im medicinischen ansprechen. Gerade, je verketzernder und verhöhnender die Allöopathen als die Infallibeln auftraten, um so sorgfältiger prüfte er die neue, medicinische Ketzerei, vor der er gewiß deßhalb, weil sie als solche galt, am allerwenigsten zurückschrack. Als die Homöopathie nach anziehenden Verhandlungen in den badischen und hessen-darmstädtischen Ständeversammlungen endlich das Recht und die Freiheit der Ausübung erlangte, sammelte er die Reden, die Verhandlungen, Auszüge aus homöopathischen Schriften, und fügte ihnen seine eigenen, kleinen Abhandlungen über Homöopathie hinzu. Daraus entstand ein eigenes Werk, das Paulus ohne Nennung seines Namens herausgab, und „Kampf und Sieg der Homöopathie" überschrieb. [5]) Dem Werke sind rechtliche und sachkundige Vordersätze vorausgeschickt. Sie enthalten von Juristen, Nationalökonomen und Aerzten ausgesprochene Grundsätze über das Widerrechtliche einer gewaltsamen Unterdrückung einer neu gewonnenen Ansicht der Wissenschaft in ihrer praktischen Anwendung. Paulus ganz aus der Seele geschrieben ist der von ihm selbst aufgestellte Grundsatz: „Welcher Mensch sich mit seiner Meinung wie infallibel aufdrängt, ist zum Voraus in seinem ersten Hauptsatz im äußersten, schlimmsten Grad fallibel."

Er weist in der ersten, von ihm stammenden Abhandlung [6]) die „Rationalität" der Homöopathik nach. Eben so ist von ihm die eilfte

---

[5]) Kampf und Sieg der Homöopathie oder Reinarzneilehre bei den badischen und hessendarmstädtischen Ständeversammlungen. Nebst vielen Erörterungen der wohlthätigen Hauptmomente und Folgen dieser einfachen, für Menschen und Thiere wohlfeil anwendbaren, der Moralität und dem Bürgerwohl förderlichen Heilart. Bekannt gemacht zur Erweckung selbstprüfender, eklektischer Aerzte, welche das Gute beider Heilarten zu vereinbaren wünschen. Leipzig, 1834, Verlag von Ludwig Schuhmann, gr. 8., IV u. 223 S.

[6]) A. a. O. S. 1—23.

Abhandlung, welche „theoretische Gedanken" aufstellt, um „die Erfahrungsgrundsätze der Homöopathik auch rational zu beleuchten und sie in den wissenschaftlichen Zusammenhang einzuführen." Er betrachtete sie „als einen Versuch, der sich „unparteiisch philosophischer Prüfung" empfehlen sollte. [7]) Wie denkend er die medicinischen Schriften las, zeigen die von ihm gesammelten „Erfahrungsbeweise." [8]) Sehr passend ist das von ihm, dem zunftmäßig unberechtigten Laien, gewählte Motto: Non quis, sed quid? Zum Interesse an naturwissenschaftlichen Studien trug auch viel der Umgang mit dem durch seine physiologisch-pathologischen Untersuchungen in weitern Kreisen rühmlichst bekannten, ärztlichen Freunde, Professor Arnold bei, welcher, von homöopathisch-wissenschaftlichen Grundsätzen ausgehend, nach Segin's Abzuge nach Amerika Paulus' Hausarzt wurde.

Von dem homöopathischen Vereine im Großherzogthum Baden erhielt derselbe bald die Auszeichnung, unter dem 7. Januar 1834 zum Ehrenmitgliede ernannt zu werden. Die Ernennungsurkunde ist von Dr. Kramer als Direktor und von Dr. Grießelich, der als ein Opfer des Kampfes für Schleswig-Holstein fiel, unterzeichnet. An den letztern schrieb Paulus: „Die homöopathische Heilungskunst hat mir durch Herrn Dr. Segin bei Personen, die mir die nächsten und liebsten sind, so glückliche Proben ihrer Wirksamkeit gegeben, daß mir nichts angenehmer sein kann, als die mir erwiesene Ehre, unter die dankbaren Hochschätzer derselben mich auch öffentlich durch den hochachtbaren Verein für Homöopathie aufgenommen zu wissen."

„Allerdings muß auf diesem Wege eine unaufhaltsame Reformation der Heilungskunst beginnen, welche .... wesentlich nothwendig scheint, da sonst ein gewisser Schlendrian und torpor allzu habituell zu werden droht. Nach meiner tiefgewurzelten Neigung, überall, so fern ich kann, dem Wie und Warum nachzuspüren, habe ich wenigstens auch in die Grundzüge der neuen Entdeckung hineinzublicken versucht, und gebe diese anziehenden Bestrebungen noch nicht auf."

„Das Erfreulichste, aber auch zugleich das Bedenklichste scheint mir dies, daß zur wahren Ausübung dieser Methode mehr medicinisches Talent und Charakter, sowohl Ernst, als Geistesgewandtheit und rein wissenschaftliche Liebe zum Fach nöthig

---

7) A. a. O. S. 125—149.
8) A. a. O. S. 149—197.

ist, als irgend sonst, und daß dagegen zu einer blos scheinbaren Ausübung oder blinden Nachahmung leicht die geistig Unberufensten herbeieilen können."

„Mögen die vielen Beobachtungen, welche dafür noch zu machen, und die physikalischen Räthsel, welche noch zu lösen sind, recht viele der Vorbereitetsten und Selbstdenkendsten zur lebhaftesten Theilnahme an diesen wichtigen, mehr glücklich geahnten und praktisch erprobten, als theoretisch durchgeführten Aufgaben reizen!" .... „Auch als 73jähriger rufe ich wenigstens gerne den Jüngeren und Fähigeren das Plus ultra, das belebende Blücher'sche Vorwärts! zu, aber ein unkriegerisches zum Sieg des überallher vereinbaren Besseren, sine ira et invidia."

Wir haben diesen Brief deßhalb mitgetheilt, weil er uns zeigt, wie es Paulus in allen, auch ihm ferne liegenden Zweigen des Wissens nur um die Wahrheit zu thun war, und welch' richtigen Blick er, der universell Gebildete, auch in diesen Gegenständen der Wissenschaft hatte.

Schon im vorigen Jahrhunderte wurden in gelehrten Zeitschriften Bildnisse von dem berühmten Paulus mitgetheilt. Eine große Anzahl von Kupfer- und Stahlstichen und Lithographien, welche das Bild des verehrten Mannes, meist auf Veranlassung seiner Schüler und Verehrer, darstellten, wurde in diesem Jahrhunderte in Buch- und Kunsthandlungen ausgegeben. Selbst noch in seinem Todesjahre erschien eine Lithographie seines Bildes. Unter allen Bildern aber, welche uns die geistreichen Züge des Gefeierten wiedergaben, war weitaus die im Jahre 1838 von L'Allemand aus Frankfurt a. M. gelieferte Zeichnung und die von dem berühmten Maurin in Paris ausgeführte Lithographie diejenige Darstellung, welche in der feinsten Ausführung der Zeichnung die naturgetreueste Wahrheit der Gesichtszüge mit der geistigsten Auffassung derselben widergibt.

Das Bild stellt Paulus dar, wie er ein Jahr vor seinem Jubiläum, im 77. Lebensjahre war. Die autographische Unterschrift gibt seinen Wahlspruch: La raison finira par avoir raison.

Noch müssen wir auf eine als Kunstwerk vollendete, in ihrer Art einzige Arbeit des verstorbenen Roux, Professors der Zeichnungskunst und Malerei, hinweisen. Sie stellt Paulus als lebensgroßes Brustbild, Gemälde der von jenem Künstler in eigenthümlich neuer Weise behandelten Wachsmalerei, dar. Schöner, milder und freundlicher sind seine Züge wohl schwerlich jemals aufgefaßt worden.

Inzwischen stand Paulus lange nach den ehrenden Anerkennungen des Doppeljubelfestes, in der letzten Zeit seines Lebens eine seltene und

große Auszeichnung bevor, um so seltener und größer, je allgemeiner sie war.

Eine bedeutende Anzahl von Einwohnern Heidelberg's aus allen Ständen versammelte sich im Februar des Jahres 1845, um Paulus eine besondere Anerkennung seiner großen Verdienste um die Stadt, das Land und die Wissenschaft in einem besondern Denkmale verehrender Erinnerung auszusprechen. Man beschloß, eine Denkmünze zur Erinnerung an ihn und seine unsterbliche Wirksamkeit, für ihn und seine zahlreichen Freunde und Verehrer prägen zu lassen. Ein besonderes Comité zur Ausführung dieses Vorhabens wurde gebildet. Die zahlreiche Versammlung in Heidelberg wählte zu Mitgliedern dieses Ausschusses aus dem Kreise der Universitätslehrer die Professoren Dittenberger, Lewald, v. Reichlin Meldegg, Tiedemann, aus dem Kreise der andern Stände den Bankier Fries, Vater, den Rechtsanwalt Küchler, den Direktor der höhern Bürgerschule, Louis. Sie luden zu allgemeiner Theilnahme in einem Ausschreiben vom 1. März 1845 ein. Viele Mitglieder der Hochschule, unter ihnen alle Lehrer der theologischen Facultät, Geistliche und Weltliche, Gelehrte und dem bürgerlichen Stande Angehörige, Männer von allen Ständen aus allen Theilen Deutschlands und selbst jenseits der Gränzen unseres Vaterlandes nahmen an dem Unternehmen, das der Anerkennung eines überzeugungstreuen Kämpfers für Licht und Recht aus der vordersten Generation des Menschengeschlechtes galt, den wärmsten und thätigsten Antheil. Nahe an 300 unterzeichneten in kurzer Zeit auf die Denkmünze. Sie wurde von dem königl. baierischen Hofmedailleur, Neuß zu Augsburg, ausgeführt, und war im Juli 1846 vollendet. Die Vorderseite der Münze enthält des Gefeierten sehr ähnliches Brustbild mit der Umschrift: „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. den 1. September 1761.“ Die Rückseite zeigt einen Immortellenkranz und die Jahreszahl 1846 mit der Umschrift: „Von seinen Verehrern und Freunden.“

Am 10. Juli 1846 überreichten die Mitglieder des Comité's ein für Paulus geprägtes, werthvolles, goldenes Exemplar der Denkmünze dem verehrten Jubelgreise. Tiedemann, der vieljährige, berühmte Freund von Voß und Paulus, sprach als ältestes Universitätsmitglied herzlich anerkennende und erhebende Worte, in gleicher Weise im Namen der Bürgerschaft der alte, bewährte Freund des Hauses, Bankier Fries, Vater. Rechtsanwalt Küchler als Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde überreichte ein schönes, von ihm zur Feier des Tages verfaßtes Gedicht dem 85jährigen Greise, der mit der frischesten Kraft des Geistes in gewohnter, beschei-

den dankbarer und herzlicher Weise die ehrende Auszeichnung empfing. Vortrefflich schilderte das Gedicht die Wirksamkeit eines der Trefflichsten unserer Zeit in den Strophen:

„Frei der Geist, frei die Gewissen,
Dem Gedanken stets sein Recht
Auch im Glauben!" — also rufend
Stand'st Du Erster im Gefecht!

Schwangest des Gedankens Waffe
Kühn voran dem Lichtesheer,
Und es sank vor ihrem Blitze
Mancher Schild und mancher Speer.

Dir nach in die Breche stürzte
Deiner Schüler freud'ge Schaar.
Wenn ein Sieg gelang, wir wissen,
Wer des Kampfes Erster war.

D'rum nimm aus des Volkes Händen
Du dies Zeichen, greiser Held,
Der am Abend noch des Lebens
Riesen schlägt und Hydern fällt!

Blick' um Dich, und sieh' das Leben,
Das Dein Odem angefacht,
Lichtgedanken, Morgenstrahlen,
Die da kämpfen mit der Nacht!"

Die übrigen Denkmünzen in Silber und Bronze wurden bis Oktober fertig. Am 23. dieses Monats überreichte der Vorstand des Comité's, Prof. v. Reichlin-Meldegg, aus Auftrag desselben dem verehrten Freunde ein silbernes und bronzenes Exemplar mit dem auf weißem Atlas gedruckten und geschmackvoll eingerahmten, alphabetischen Verzeichnisse sämmtlicher Freunde und Verehrer des Jubelgreises im In- und Auslande, welche auf die Denkmünze unterzeichnet hatten.

§. 17.

Häusliches Leben seit dem Jubeljahre (1839). Der Tod der Frau und Tochter. Ungedruckte Originalbriefe von v. Ammon, Niethammer, Ernst Bischoff, v. Schmid, Abraham Vöß, Wolf, Paulus.

Es war ein schöner Tag, der 2. Juni 1839, an welchem Heinrich Eberh. Gottlob Paulus und seine Karoline ihre fünfzigjährige,

eheliche Verbindung feierten. Er hatte das achtundsiebenzigste, seine Gattin das 72. Jahr erreicht. Von allen ihren Freuden und Hoffnungen blieb ihnen nur noch die von ihrem Gatten, August Wilhelm v. Schlegel in Bonn, freiwillig getrennt lebende Tochter, Sophie übrig. [1]) Freilich war das eigentliche Glück Sophiens im ersten Keime zerstört; aber der Lauf der Jahre hatte Vieles verändert, und jetzt, im 48. Jahre ihres Lebens, blickte sie auf ihre einzige Hoffnung und Freude, den theuern Vater, die heißgeliebte Mutter, deren unaufhörliche Begleiterin sie im Hause und außerhalb desselben war, mit Gemüthsruhe, ja oft selbst mit stillem Vergnügen hin.

Paulus fühlte sich im Besitze dieser beiden liebenswürdigen und geliebten Wesen glücklich. Er nannte sich oft in Verbindung mit Mutter und Tochter das unzertrennliche Kleeblatt. Nirgends war er beseligter, als im stillen Glücke seines Hauses, das er mit dem geliebten Paare allein bewohnte. Freunde, an denen es nicht fehlte, waren stets willkommen. Waren auch Frau und Tochter nie ganz frei von Anfällen der Kränklichkeit, so wurden doch durch homöopathische Mittel ernsthaftere, Gefahr drohende Uebel ferne gehalten. Mitten unter den Ehrenbezeugungen seines Doppeljubelfestes machte ihn der Gedanke des Besitzes der theuren, kleinen Familie glücklich. Er lebte so sehr in beiden und für sie, daß er gerne sein Leben für beide hingegeben hätte. Damals sagte er: „Ach, wie flehend sind meine Wünsche, daß dieses Kleeblatt noch lange bestehe! Und möchten doch, wenn je Trennung eintreten muß, meine Jahre den beiden Unzertrennlichen zugelegt werden können!“ [2])

Noch fünf Jahre genoßen die Unzertrennlichen das Glück dieser innigen Vereinigung. Wer sie sah und kannte, freute sich ihres stillen, häuslichen Friedens und ihres innern Glückes. Aber alle Freuden der Sterblichen sind vergänglich, besonders im höchsten Greisenalter, in welchem alle Augenblicke der schnell verrinnenden Zeit doppelt gezählt werden. Seit Jahren kränkelte Karoline Paulus, und eine nach und nach überhand nehmende Schwäche war für diejenigen, welche sie aufmerksam beobachteten, nicht zu verkennen. Im Frühjahre 1844 nahm die Lebenskraft bedeutend ab, ein Anfall von Schwäche ergriff sie am 6. März jenes Jahres, und machte dem zarten Leben der geist- und gemüthvollen Frau nach 6tägigem Krankenlager, im 77. Jahre, am 11. März Abends ein Ende. O! es war

---

[1]) M.'s. §. 7, S. 207.

[2]) Bildungs- und Lebensskizzen, S. 192.

ein harter Schlag für den 83jährigen Greis, als er an dem Sterbebette derjenigen stand, die der Genius, der leitende Glücksstern seines Lebens war! Noch einmal schwebten alle die frohen Stunden von Schorndorf, Jena, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Ansbach und dem schönen Heidelberg, alle vorangegangenen Freunde und Freundinnen, der heimgegangene, einzige Sohn, Wilhelm, die vor ihm dahingeschiedenen, treuen Freunde, Göthe, Schiller, Schnurrer, Griesbach, der biedere Voß und seine Ernestine, vor der treuen Vater- und Freundesseele. Die über die Greisenwangen rollenden Thränen sprachen mehr, als alle Worte. Eine gedruckte Todesanzeige, in Form und Inhalt der schönste Erguß seiner edeln und großen Seele, wurde an alle seine und ihre Verwandte und Freunde geschickt. Er fühlte in dieser Beschäftigung Trost und Glück. Die Anzeige vom 13. März 1844 schließt mit den Worten:

„Ausgelitten hat sie! Dies ist tröstend! Thätig gut und denkkräftig war die Richtung und Anwendung all' ihrer vorzüglichen Anlagen! Dies ist herzerhebend, zu endlosem Dank verpflichtend. Wir blicken empor in die große, weise Ordnung des Ganzen. In dieser bleibt auch dieser Geist unerforschlich weiter wirkend. Uns aber mahnet er, alle Geistesverwandte, um das edelste Opfer des Andenkens an sie und als einen Ersatz für uns um das Wohlwollen zu bitten, das sie verdiente und von Vielen genossen hat."

Ihre Leiche wurde auf dem St. Annakirchhofe in Heidelberg, nur von einigen mitfühlenden Freunden des Hauses begleitet, still und prunklos, wie sie selbst im Leben war, bestattet.

Damals schrieb der alte Freund Ammon aus Dresden am 29. März 1844: „An dem schmerzlichen Verluste ihrer nun vollendeten Gattin habe ich den innigsten Antheil genommen. Es ist schon ein großes Unglück, wenn das Band der Ehe in den mittleren Jahren gelöst wird, aber noch bitterer ist es im Alter, einsam zu Grabe zu gehen. Der Vorhang ist gefallen. Erlauben Sie nun einem alten Zeit- und Leidensgenossen, zu sagen, wie er ihn durchzuschauen versucht hat."

„Heiliger oder unheiliger Benedictus [3]), apage! Du hast mir zuerst den Artikel von den Finalursachen gestrichen, und läßt dann mein Bewußtsein von dem Unendlichen verschlungen werden, wie der Eatua der Königin Pomaré ihre arme Seele verschlingt. Ohne eine schaffende Substanz kein Grund und ohne eine geschaffene kein Menschen-

---

[3]) Ammon meint Spinoza's pantheistische Weltanschauung.

heil. Die persönliche Freiheit aber stellt sich zwischen beide, und schon darum ist die Seele kein Tropfen, der in den Ocean zurückkehrt. Unser ganzes Leben ist nicht Extension oder Auflösung, sondern Concentrirung und geistige Belebung der Substanz. Ihre Freiheit ist Selbstthätigkeit und diese täglich erneuertes und veredeltes Bewußtsein von der ersten Abspiegelung des Geistes im innern Sinne an bis zu seiner letzten Regung der Psyche in der erstarrten Hyle, für welche nun ein neuer und besser reflectirender Spiegel zu erwarten steht. Das wird dem νοῦς, wenn er nicht durch eine morganatische Ehe des Sub- und Objectes den Familienfrieden mit der Geisterwelt selbst gestört hat. Nun regt sich in meinem Herzen eine unendliche Liebe, mit ihr eine unendliche Pflicht, und mit dieser hängt wieder die directe Verheißung eines unendlichen Lebens und Wirkens so genau zusammen, daß in mein Sein und Werden, in mein Denken und Wollen, in meine äußere und innere Welt nur Einheit, Licht und Wahrheit kommen kann, wenn mein Glaube selbst Wahrheit ist."

„So, mein Verehrter, habe ich mich bei einem ähnlichen Verluste getröstet. Mögen Sie in diesen Worten keine Zudringlichkeit des Dogmatism, aber auch keine fixe Idee finden! Es ist das meine volle, innige Ueberzeugung, an die ich von jeher und neuerlich wieder bei einem ungemein herben Verluste in meiner Familie sehr strenge Forderungen gestellt habe" .... „Erhalten Sie mir beruhigt und getröstet Ihr unschätzbares Wohlwollen, rufen Sie zugleich bei Ihrer verehrten Frau Tochter, die ich einst in Nürnberg als Cäcilie erblickte, ein freundliches Andenken meiner zurück, und glauben Sie an die treue Verehrung und Liebe Ihres alten Zeit- und Kampfgenossen

v. Ammon."

Der alte vielbewährte Freund Niethammer schrieb aus München am 28. März: .... „Ich traure mit Ihnen auch für mich selbst über diesen bittern Verlust. Er geht mir sehr nahe! — doppelt, nachdem ich noch so kurz bei meinem Besuche im letzten Herbste wohlthuende, erfreuliche Beweise erhalten hatte, daß die Verewigte aus den frühesten, schon in weiter Vergangenheit zurückliegenden Tagen unseres freundschaftlichen Zusammenlebens mir noch ein freundliches Andenken bewahrt habe. In der That hat dieser mein letzter Besuch für mich jetzt etwas besonders Tröstliches in der Erinnerung, wie das Lebewohl, das man dem Freunde beim letzten Abschiede gesagt, bei dem noch nicht an ein letztes Scheiden gedacht war, nach dem unerwarteten Hinscheiden des Freundes in der Erinnerung

ein aufrichtendes Liebeswort zum Abschied wird. Eben diese Erinnerungen legen dem alten Freunde den Wunsch sehr nahe, in solchen Leidenstagen dem verehrten Freunde zur Seite sein zu können, und so wäre es auch mir höchst erwünscht, statt dieser Zeilen vielmehr selbst bei Ihnen erscheinen zu können. Aber wir müssen wohl eines andern Wiedersehens harren!" ....

Der Naturforscher E. Bischoff schrieb aus Bonn am 27. März: .... „Menschlich gut und nothwendig wendet sich die bewegte Regung der Herzen von der theuern Entschlafenen noch bedürftiger und inniger zu Ihnen, den theuern Hinterbliebenen" .... „So wollen und werden ich und die Meinigen in unveränderlich liebevoller Gemeinschaft mit Ihnen stets der theuern Entschlafenen, ihres edeln Geistes, ihres schönen Gemüthes gedenken, während wir Alle, — zumal wir Alten, ja in der nahen Aussicht stehen, wer weiß, wie bald, mit ihr wieder vereinigt zu werden" ...

Der Hofprediger Schmid aus München sagte in seinem Briefe vom 14. April unter Anderm: .... „Ein solch' inniges Band, welches ein halbes Jahrhundert überdauerte, löst sich nicht, ohne eine unheilbare Wunde für das ganze, übrige Leben zurückzulassen, und glücklich der, welchem die Verblutung nicht die Schwingen des Geistes lähmt, und dem Leben jeden Reiz abstreift! Wenn irgend einem, so trau' ich Ihnen die Kraft zu, das aequam memento etc. auch in dieser Prüfung zu bewähren" ....

Der liebe Sohn seines alten Voß, Abraham, schreibt in seiner Erwiederung am 28. April: .... „Seit ich Ihre köstliche Nänie besitze, sind meine Gedanken und Wünsche und Hoffnungen täglich und stündlich bei unsern lieben Vorangegangenen, denen wir uns über kurz oder lang ja anreihen werden" .... „Möge ich Sie zu Pfingsten, wo ich einige Tage in Heidelberg sein werde, gesund und kräftig finden, wie immer! Mögen Sie uns noch eine gute Weile erhalten werden!" ....

Der greise Stadtpfarrer Wolf, durch Krankheit selbst an das Lager gefesselt, schrieb: „Doch, noch lebt an Ihrer Seite eine betrübte Tochter, welche der Liebe und Innigkeit der nun leider dahingegangenen Mutter, wie ein anderes Ich, entspricht" ....

Eine große Anzahl von theilnehmenden Briefen vieler anderer, edeln und wackern Freunde liegt vor uns. Sie hatten recht, die treuen Freunde, wenn sie schrieben, daß Paulus die Kraft des Trostes und der Ruhe in sich selbst trug, und daß er, der 83jährige, schwächliche Greis stark genug war, der Stützpunkt, Tröster und Pfleger seiner damals schon bedeutend

kränkelnden, seit ihrer unglücklichen Heirath auch immer mehr geistig leidenden Tochter, Sophie zu sein.

Zwar ermannte sich die unglückliche Tochter nach dem Tode der Mutter, als fühlte sie, daß sie jetzt dem Vater Alles sein müsse. Sie bemächtigte sich des Hauswesens, das früher allein in den Händen der Mutter war; sie arbeitete; sie überwand ihr sonst immer in sich gekehrtes Wesen, oder hing demselben bei der Arbeit, manchmal selbst an dem Spinnrade, nach. Aber es war äußerer Schein, während der innere Kern ihres Lebensglückes zerstöret war. Ihr fehlte die Mutter, die treue Rathgeberin und Trösterin in ihren Leiden. Das Seelenleiden hatte längst ein körperliches Siechthum vorbereitet. In jener Zeit schrieb Paulus, der Alles mit ansehen und erdulden mußte, seinem Freunde Kolb nach Speier: .... „Mein größtes Leiden ist, daß meine liebe Tochter an einer Krankheit leidet, die in Auszehrung überzugehen droht." — Es war auch wirklich eine solche, die Luftröhrenschwindsucht, an welcher die Unglückliche litt. Vergebens war ihr Aufenthalt in Kannstadt und zu Schwetzingen, um in milderer Luft das heranschleichende, immer mehr mit Macht überwältigende Uebel zu unterdrücken. Nach langen Körper- und Seelenleiden entschlief Sophie v. Schlegel, Paulus' einzig übrig gebliebenes Kind, drei Jahre nach der Mutter, im 56. Lebensjahre, Mittags den 5. Mai 1847. Noch im Tode zeigte die Leiche die schönen Züge, die ihr männlich fester Geist im Leben beseelt hatte. Dem 86jährigen Greise wurde die letzte äußere Stütze des Lebens entzogen, und doch hatten sich die Leiden der Tochter in den letzten Monaten so gesteigert, daß er sie glücklich preisen mußte, sie von einem solchen Gemüths- und Körperzustande befreit zu wissen. Mit der Ruhe, die der Weise mitten unter allen Stürmen des Lebens in sich selbst findet, theilte er die Trauerkunde allen Freunden in der Nähe und Ferne mit. Paulus nennt sie in dieser „in Wahrheit ein seltenes, talentreiches, rein für das Erhebende und das Geschmackvolle empfängliches, streng im Wollen des Rechten beharrliches, edles, aber in sich geschlossenes Gemüth." So steht der Mann, der ein so langes Leben hindurch Freude und Glück geschaffen hatte, mit dem Tode des letzten Kindes vereinzelt im Hause, in welchem ihm kein theilnehmendes Wort mehr begegnet, der letzte von dem geliebten Kleeblatte. Wir folgen ihm in diese letzte Zeit seines Lebens, die Zurückgezogenheit, in welcher wir, wie seither, die seltene Größe seiner Geistes- und Herzenskraft bewundern.

§. 18.

Die Zurückgezogenheit der letzten Jahre. Allgemeine Zustände Europa's, insbesondere Deutschlands. Paulus' schriftliche Aufzeichnungen und mündliche Mittheilungen über Staat, Staatsverfassung und die neuesten, politischen Zustände.

Nach dem Tode seiner Tochter Sophie (5. Mai 1847) hatte der greise Paulus, der nun im 86. Lebensjahre war, noch drei Monate über vier Jahre zu leben. Gerade in diesen letzten Jahren drängten sich die Ereignisse in den verschiedenen Staaten Europa's in einer Weise, die nothwendig die Aufmerksamkeit eines auch im höchsten Alter noch immer denkenden und scharfen Beobachters fesseln mußten. Wenden wir denselben vorerst einen Blick zu.

Louis Philipp's, des von den Franzosen durch die Julirevolution 1830 zum Könige Frankreichs erhobenen Herzogs von Orleans Regierung, im Rufe der Bestechlichkeit und volksfeindlicher, zweideutiger Gesinnung, wurde nach dem Verbote der Reformbankete durch einen neuen Aufstand in Paris (22—24. Febr. 1848) gestürzt, und am 24. Febr., nachdem der König sich durch Flucht nach England gerettet hatte, das Königthum abgeschafft und die Republik eingeführt. Socialisten und Communisten wollten der neu geschaffenen Republick eine Einrichtung geben, welche den Besitz und die Sicherheit des Eigenthums zu gefährden drohte, und die Anarchie in Aussicht stellte. Die Staatsarbeiter stellten durch einen erneuerten, blutigen Straßenkampf die Existenz der gewonnenen Republik (23—26. Juni 1848) in Frage. Der durch seine afrikanischen Feldzüge bekannte, tapfere General Cavaignac, seit 17. Mai Kriegsminister, unterdrückte nach hartem Kampfe die Erhebung der Arbeiter (26. Juni), und herrschte als Diktator mit Kraft. Allein er mußte nach hergestellter Ordnung dem Neffen des französischen Kaisers Buonaparte, Louis Napoleon, weichen, welcher, am 10. December 1848 durch die Wahl des Volkes zum Präsidenten der Republik bestimmt, diese Stelle am 20. December jenes Jahres übernahm.

Die Februarrevolution in Frankreich rief mehr oder minder länger dauernde, gewaltsame Erhebungen in Oesterreich, Preußen, in den kleineren, deutschen Staaten, in Italien, Polen, Böhmen, Ungarn hervor.

Auch die Kammern in den konstitutionellen Staaten Deutschlands

wurden von der neuen Bewegung mächtig ergriffen. Man verlangte Preßfreiheit, Schwurgericht, Bürgerwehr, deutsches Parlament. Metternich war aus Wien nach England geflohen (13. März 1848). Das Volk in Berlin erhob sich in einer die Regierung zwingenden und demüthigenden Weise (17—19. März). Ein Vorparlament kam in Frankfurt am Main, dem alten Sitze des Bundestages, welcher aus andern Mitgliedern zusammengesetzt wurde, und 17 Vertrauensmänner zur Seite erhalten hatte, zusammen (30. März bis 3. April 1848). Einem Ausschusse von 50 Mitgliedern übergab man die Angelegenheiten Deutschlands bis zur Versammlung eines deutschen Parlamentes. Die radikalen Republikaner, welche Permanenz der Volksversammlung wünschten, trennten sich schon hier, und sagten sich von der künftigen Reichsversammlung los. Im April 1848 wurde der von dem Mitgliede der zweiten badischen Kammer, dem Advokaten Hecker aus Mannheim, in Baden hervorgerufene, republikanische Aufstand unterdrückt. Am 18. Mai versammelte sich das Parlament in Frankfurt, welches das deutsche Reich und das deutsche Volk vorstellen sollte. Am 19. Mai wurde Heinrich v. Gagern zum Präsidenten desselben gewählt. Damals sagte dieser vom Präsidentenstuhle herab: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränetät der Nation. Diese Mitwirkung auch der Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Beruf der Versammlung“ .... „Deutschland will Eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen“ .... „Es ist die Forderung der ganzen Nation. Die Einheit will sie, die Einheit wird sie haben, sie befestigen“ u. s. w. Am 24. Juni 1848 sagte Gagern, „daß die konstituirende Nationalversammlung kraft ihres, vom Volke übergebenen, souveränen Charakters die provisorische Centralgewalt selbst schaffen müsse.“ Er that, wie er sich ausdrückte, einen „kühnen Griff,“ indem er dieses vorschlug, und einem Reichsverweser mit verantwortlichen Ministern die provisorische Reichsgewalt übergeben wollte. Am 29. Juni 1848 ward der volksfreundliche und allgemein beliebte Erzherzog Johann von Oesterreich, ein Fürst ohne Land und Macht, zum Reichsverweser gewählt. Am 11. Juli hielt dieser unter großem Jubel den Einzug in Frankfurt. Während Oesterreich und Preußen aus den Kämpfen mit den revolutionären Elementen ihrer Staaten wieder siegreich hervorgingen, und erstarkten, wurden unter einem Reichsverweser, der weder Land noch Macht besaß, die Verfassung

des deutschen Reichs und die Grundrechte des deutschen Volks in langen Reden und langwierigen Berathungen verhandelt. Die Opposition verlor in der Nationalversammlung zu Frankfurt immer mehr an Gewicht. Man übergab die Reglung der Angelegenheiten Italiens (12. August 1848) der Centralgewalt, indem man von der Ueberzeugung ausging, daß sie das Interesse der Deutschen wahren werde; man genehmigte den für die Sache Schleswig-Holsteins mit wenig ehrenvollen und nachtheiligen Bedingungen abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö (14—17. September). Die Versammlung der Demokraten auf der Pfingstweide zu Frankfurt reizte auf. Der Barikadenkampf in dieser Stadt erfolgte am 18. September. Lichnowski und Auerswald wurden in gräuelhafter Weise ermordet. Struve's gewaltsamer Angriff (September) in Baden war gleich bei seinem Ausbruche niedergeschlagen. Indessen waren die Oktobererhebungen in Wien unterdrückt und Preußen wieder mächtiger geworden.

Jetzt begannen im Januar 1849 die Verhandlungen des Frankfurterparlaments über das deutsche Reichsoberhaupt. Direktorium, Trias von Preußen, Oesterreich, Baiern, Turnus, Wahl und Erbkaiserthum wurden in bunter Mischung besprochen und bekämpft. Endlich greift man, wie früher nach einem machtlosen Reichsverweser, nun nach einem nirgends existirenden Reichsoberhaupte, dem deutschen Kaiser (23. Januar 1849). Am 27. März wurde die Erblichkeit des deutschen Kaisers ausgesprochen und zu diesem am 28. März Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, gewählt. Eine unter Jubel auf ihrer Reise empfangene Deputation bot diesem am 3. April 1849 die deutsche Kaiserwürde an. Nachdem der König die nicht ausführbare Aufgabe der Uebernahme dieser in Frankfurt gemachten Stelle zurückgewiesen hatte, ging jetzt das Bestreben der dortigen Nationalversammlung darauf hin, der deutschen, von ihr geschaffenen Reichsverfassung Geltung zu verschaffen.

Bis zum 14. April 1849 hatten 28 Regierungen zugestimmt; aber die Königreiche Baiern, Hannover, Sachsen und Württemberg zögerten. Auch das Königreich Preußen schlug den Weg der Zögerung ein, und Oesterreich verfolgte einen, der Mehrheit des Frankfurterparlamentes entgegengesetzten Plan. Am 4. Mai jenes Jahres forderte die Nationalversammlung das deutsche Volk auf, „die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“ Die Erhebung Sachsens und seine gewaltsame Unterdrückung durch Preußen war die Antwort (3—9. Mai). Am 10. Mai beschloß das Parlament, diesem „schweren Bruch des

Reichsfriedens durch alle zu Gebote stehenden Mittel" entgegenzutreten und die „Bestrebungen des Volks zur Durchführung der Reichsverfassung in Schutz zu nehmen." Die preußischen Abgeordneten wurden von Frankfurt abgerufen. Mehrere andere folgten am 20. Mai. Indessen begann zur angeblichen Durchführung der Reichsverfassung der badische Aufstand, welcher sich dem Aufstande in der baierischen Rheinpfalz anschloß (14. Mai 1849). Immer zahlreicher wurde der Austritt der Mitglieder aus dem Parlamente. Der übrig gebliebene Rest verlegte seinen Sitz in die Nähe der badischen Revolution. Dieser demokratische Bruchtheil des Frankfurterparlamentes, aus 100 und etlichen bestehend, wollte nun in seiner Versammlung zu Stuttgart das deutsche Reich, die deutsche Einheit und das deutsche Volk vorstellen (6. Juni 1849). Am 18. Juni 1849 wurde das Sitzungshaus dieses sogenannten Rumpfparlamentes, das eine eigene, sogenannte deutsche Reichsregentschaft eingesetzt hatte, durch die württembergische Regierung gesperrt. Die letzten Mitglieder flohen. Der eben so unsinnige, als verbrecherische Aufstand in Baden gegen einen Fürsten, der durch Aufopferung seiner persönlichen Interessen für Deutschland's und Baden's Wohl allen Regierungen seines Vaterlandes mit dem edelsten Beispiele vorangegangen war, wurde nach mehrwochentlicher Herrschaft einer provisorischen Regierung mit der Gewalt der preußischen und verbündeten Waffen unterdrückt. Das letzte Gefecht zu Oos war am 30. Juni, die Eroberung Rastatts erfolgte am 23. Juli 1849.

Preußen, Hannover und Sachsen einigten sich im Dreikönigsbündnisse am 26. Mai in einem neuen Verfassungsentwurfe. Ende Juni hielten Gagern's Freunde ein Nachparlament zu Gotha. Sie vereinigten sich hier abermals für die kleindeutsche Union unter Preußens Aegide, für den neuen Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses, für seine Anerkennung und Verwirklichung. Zwar fielen selbst Hannover und Sachsen ab. Dennoch wurden in Erfurt am 20. März 1850 die Sitzungen dieser, eine kleindeutsche Union unter Preußen's Scepter bezweckenden Versammlung in einem sogenannten Staats- und Volkshause gehalten. Man nahm den Verfassungsentwurf en bloc an, und die Verhandlungen erreichten am 27. April 1850 ihr Ende. Nun lud Oesterreich zur Versammlung des Bundestages nach Frankfurt in einem Rundschreiben vom 19. Juli ein. Die Dresdener Conferenzen der deutschen Regierungen wurden zu Anfange des Jahres 1851 gehalten. Preußen trat in den deutschen Bundestag ein, welcher sich wieder nach hergestellter Ruhe und Ordnung zu Frankfurt am Main versammelte,

und den Vereinigungspunkt für die gemeinsamen Bestrebungen und Einrichtungen Deutschlands bildete. Die Statthalterschaft übergab auf die Aufforderung Preußen's und Oesterreich's im Namen des deutschen Bundes das unglückliche Schleswig-Holstein. Kein Land war, in dem die Revolution nicht vollständig vernichtet wurde.

Paulus war von seinen Jünglingsjahren in Tübingen (1779) an ein unermüdet thätiger Freund und Beförderer der religiösen und seit Napoleon's Vertreibung (1815) der politischen Freiheit. Alle politischen und religiösen Ereignisse, die zum Besserwerden, dem Wahlspruche seines Lebens, führten, oder führen konnten, zogen ihn an. Die Fülle von ganz Europa erschütternden Begebenheiten, welche sich in die vier letzten Jahre seines Lebens zusammen drängte, mußte ihn daher besonders mächtig ergreifen. Durch die mannigfachen, gewaltsamen Volksbewegungen waren alle Zustände der bestehenden Ordnung in Frage gestellt. Der Buchhandel lag völlig darnieder, und an die Herausgabe eines neuen Werkes war nicht zu denken. Der hochbetagte Greis mußte sich also auf ein ruhiges Beobachten und Aufzeichnen des Beobachteten beschränken. Eine Reihe von Zeitungen wurde gehalten, und, da Paulus' Sehkraft seit dem Tode seiner Tochter weniger mehr zum Lesen, als zum Schreiben zureichte, vorgelesen. Ueber wichtige Dinge, da er noch immer mit fester Hand schrieb, machte er sich Aufzeichnungen, oder gab wohl auch seine Ansicht in mündlicher Unterhaltung mit dem Darsteller dieses Lebens. Es ist gewiß zur Charakteristik unseres Paulus und der Zeit, in welcher er lebte, nicht unwichtig, aus diesen Aufzeichnungen und Mittheilungen einige, besonders bezeichnende zu geben.

Als der Verfasser dieses Buches am 27. Februar 1848 Paulus die Nachricht von der Abschaffung des Königthums in Frankreich brachte, sagte er: „Abermals ein neues politisches Experiment! Es ist mir höchst unerwartet. Ich habe gedacht, es würde so fort gehen bis zu Louis Philipp's Tode! Das Verbot des Reformbankets und des Königs Eigensinn haben die Sache beschleunigt. Ob das neue Experiment zum Guten führt, muß erst die Folge lehren.“

Bald nach der Verkündung der Republik bemerkte er schriftlich: „Werden die Provinzen Frankreichs auch jetzt wieder vom 24. Februar 1848 die Republik, wie einen Modeartikel, aus Paris annehmen? Oder werden die verschiedenartigen Landestheile sich nach ihren Besonderheiten selbst zu regieren Anstalt machen und die constituirende Nationalversammlung immer nur als Ordnerin für das Gemeinschaftlichnöthige anerkennen? Ist

Paris die Seele, das in Departements getheilte Frankreich der dafür organisirte Leib?"

Später sagte er noch mehrmals: „Trotz aller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit darf man den Tag nicht vor dem Abend loben."

Er schrieb sich am 29. Februar nieder:

„Nur aus dem Rechten wird ein Recht mit Recht,
Doch, herrscht die Willkür allzuschlecht,
So fordert endlich auch der Knecht sein Recht."

Als in Frankreich die republikanische Entwicklung eine socialistische und communistische Richtung annahm, verfaßte er im Juni 1848 folgende Verse:

„Eigenthum nennt ihr Diebstahl, und Eigenthum wollet doch ihr auch
Eigen euch machen! Ihr seid Dieb' und Besitzer zugleich!

* * *

Antisocialismus ist, was als Socialismus
Zu Verderben und Noth jeder Gesellschaft ihr rühmt!"

Ueber denselben Gegenstand zeichnete Paulus auf: „Ist denn die Republik ihrer wohlverstandenen Beschaffenheit nach communistisch, das heißt, Alles Eigenthum unter Alle vertheilend? Antwort. Keineswegs. Jeder Mensch erscheint in dieser Erdenwelt mit mancherlei, mehr oder minder auszubildenden Kräften. Der das Wohl der Gesammtheit durch das Wohl jedes Einzelnen fördernde und beschützende Regierungszustand, d. i. die Republik, soll nur Einrichtungen gründen, in denen Jeder das zur Selbstthätigkeit Nöthige lernen und durch Verstandesübungen zum Selbsturtheilen geweckt werden kann. Die Republik kann aber nur dadurch Freistaat sein, daß darin Jeder seine Kräfte zu seinem Wohle ohne Verletzung der Rechte Anderer anwenden darf, ohne erst Concession zu bedürfen, wenn er nur von seinem Erwerb verhältnißmäßig zu den nöthigen Regierungskosten beiträgt."

In gleichem Sinne verfertigte er das Distichon:

„Communismus will Allen überall Alles gewähren.
Das Gemeinsame führt Alle mit Allen zum Streit."

Ueber die Geschichte der Franzosen schrieb er die Knittelverse nieder:

„Die große, übergroße Nation,
Sie war's allein nur durch Napoleon.
Kaum spricht man auf Kathedern noch davon.

Zum Kampf mit Ihm eint sich die deutsche Jugend,
Voll Tapferkeit, in einen Bund der Tugend.
Deutsch wird sie nach altdeutscher Art.
Wodurch? Durch einen furchtbar grausen Bart.

Wer die Gewalt hat, schafft sich selbst sein Recht,
Doch, wird es irgend allzuschlecht,
So jagt den Herrrn von Haus und Hof der Knecht.
Was ist der Herr, wenn ohne Knecht?

Wie bald nahm wiederum die große Nation
Bourbons und Orleans pour bon!

Egalités beredter, schlauer Sohn
Hüllt in den Bartschmuck sich und seinen Thron.
Flugs aber, als die rothe Republik
Mit rother Monarchie sich paart,
Flieht Louis Philipp mit dem Backenbart."

Er meinte, ohne die innere, sittliche Freiheit, die Freiheit von der Knechtschaft ihrer eigenen Leidenschaften, würden die Franzosen ihre äußere Freiheit nicht behaupten können, und machte die Verse:

„Menschengeister! Der Wille zu wollen immer das Rechte,
Schaffe sich selbst im Gemüth Freiheit von List und Gewalt."

Am meisten erhob sich Paulus dagegen, daß man in Deutschland den Franzosen die Republik nachahmen solle. Er sagte am 7. April 1848: „Dort ist es ein Anderes. Sie hatten keinen Fürsten, sie hatten keine Regierung mehr. Es war klug und weise, sich eine Centralgewalt zu schaffen! Wir haben unsere Erbregentenfamilien! Es handelt sich bei uns nicht um Nationalität, sondern um Konstitutionalität."

Er schrieb im März 1849 nieder: „Das furchtbar erschütternde Beispiel, welches zwischen dem Februar und März das vorige, so viele schnelle, andere Aenderungen umfassende Jahr aus dem westlichen Nachbarstaate herüberbrachte, stand in keiner Beziehung auf die Nationalität, auf die Macht der vielen Millionen Deutschredender; es betraf und betrifft die Konstitutionalität oder die Frage: Sind die durch die Bundesacte von 1815 allen Bundesstaaten als das Charakteristische gegebenen Constitutionen und vornehmlich die in denselben jedem Staatsgenossen zugesagten Grundrechte wirklich gegeben und hinreichend verbessert? Davon, wie die vielleicht 35 Millionen zum Deutschreden und zu den Sitten der deutschen Länder Geborenen sich in Macht und Einheit gegen andere Nationen in der Nähe oder Ferne

erheben könnten, oder sollten, kann bei zeitgemäßen Verbesserungen, die bei uns durchaus eine andere Grundlage, als in Frankreich, haben, überall keine Rede sein."

Und: „Dürfen wir nicht von der deutschen Besonnenheit, Vorsicht und Redlichkeit zuversichtlich annehmen, daß die aus langer Vorzeit überlieferten Erbregentenfamilien auf den konstitutionellen Fürstenthronen die plötzliche, politische Revolution auch für sich nicht als Umsturz auslegen? Ist es nicht offenbar das Sicherste, daß diese mit sachverständigen Volksvertretern die verantwortlichen Minister controliren, ob sie nach den konstitutionellen Gesetzen die ihnen zugetraute Regierungskunst wirklich ausüben? Soll und muß solchen Vorsätzen der von der Geburt an zum Regierenlernen durch Gottes Gnade verpflichteten Erbregentenfamilien gegenüber nicht auch auf seiner Seite jedes Volk — (der Verein der Regierbaren) keine Art von Revolution so auslegen, wie wenn seine zum Bewußtsein kommende, freie Selbstständigkeit (Volkssouveränetät genannt) durch Umsturz des Rechtlichbestehenden und durch Pflichterfüllung Bestehenwollenden nunmehr in die ihm beliebige Willkürherrschaft als republikanischen Staatszweck um- und überstürzen dürfte?"

So sehr er sich gegen die Republikanisirung Deutschlands als widerrechtlich und unsinnig aussprach, so kräftig erhob er sich auch gegen den vielfach angeregten Gedanken von einem deutschen Reiche, von der Einheit Deutschlands unter einem deutschen Kaiser.

Als vom 30. März bis 3. April 1848 das deutsche Vorparlament in Frankfurt zusammenkam, einen Fünfziger-Ausschuß wählte, und endlich im Mai das deutsche Parlament einberufen wurde, um Deutschland die neue Verfassung und das neue Recht zu geben, sprach Paulus bei verschiedenen Gelegenheiten schon über die Competenz dieser Behörden sein Bedenken aus.

Damals schrieb er in seine Aufzeichnungen nieder: „Woher mögen die 600 deutschen Vertrauensmänner der constituirenden Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche ihre Pflicht und von dieser ihr Recht, ein allgemeines Reich der Deutschen und mit diesem eine ganz neue Verfassung zu geben, ableiten?"

„Antwort: Haben nicht die Fünfziger ausgesprochen, daß einzig und allein von der Versammlung, für welche Jeder von dreißig bis fünfzig Tausend stimmberechtigten Deutschen als für eine konstituirende gewählt sein müsse, die Verfassung für ganz Deutschland geschaffen werden solle?"

„Aber, woher haben die aus freiem Privatwillen versammelten Fünfziger Pflicht und Recht, ein neues, verfassungschaffendes Recht von sich weg auf die 600 zu schieben? Etwa durch das mittelalterliche, italienische Sprichwort: Germani semper conveniunt et nunquam conveniunt? Zusammen kommen die Deutschen immer, um nie übereinzukommen? Vielleicht deßhalb, um von jeder Zusammenkunft das Wichtigste auf eine andere hinauszuschieben?"

Und bei den Verhandlungen über das Reichsoberhaupt zu Anfange des Jahres 1849:

„Haben von den 50,000, welche, einen Votanten für das constituirende Parlament zu wählen, von dem Vorparlament und den Regierungen (ohne die Stände) aufgefordert wurden, die Meisten bestimmt gewußt, was durch das Wort: Ihr sollt die deutsche Verfassung konstituiren! dem Parlament als Mandat aufgegeben wurde?"

„Kann ein konstituirendes Parlament fordern, daß jede einzelne Verfügung, die sie per majora annehmen, sogleich in allen deutschen Bundesstaaten als Gesetz publicirt werde, und solle (z. B., daß kein Mitglied ohne Genehmigung des Parlaments verhaftet und gerichtet werden dürfe?), ehe die Grundlage der Verfassung durch die Grundrechte und durch den Verfassungsentwurf als Ganzes beschlossen und publicirt ist?"

„Kann etwas, das auf Zeitfolgen hinaus unabänderliches Gesetz sein soll, durch absolute Majorität entschieden werden, wenn nicht wenigstens zwei Dritttheile (wie im Bundestage) dafür sind?"

„Hat, wer $\frac{1}{2}$ der Votirenden + 1 für sich hat, Recht?"

„Der Bundestag ließ sogar jedes einzelne Mitglied ungebunden, wenn es ein jus singulorum betraf."

„Darf ein Parlament durch eine kleine Mehrheit, Verfassungsgesetze zu machen, sich für berechtigt halten, wenn gleich, wie in einem Taubenschlage, die Votanten aus- und einfliegen? Wenn Einer einen Theil der Debatte hörte, austritt, der Stellvertreter, der nicht mit berathschlagte, und dafür und dawider zuhörte, als neu der Abtheilung eingereiht wird, in ihr bald nicht ist, bald nicht kommt, und doch abstimmt, kann der im neuen Verfassungsgesetz mitstimmen und mit seiner einzigen Stimme entscheiden?"

„Was übereilt werden muß, ist nicht haltbar, und hat den Verdacht von Nebenabsichten gegen sich."

Und später nach dem Vorschlage eines erblichen Kaisers: „Die Heidelberger freie Versammlung veranlaßte ein Vorparlament nach Frank-

furt, das aber zu Nichts, als zum Berathschlagen, Auctorität habe. Dies Vorparlament nahm sich heraus, Alles auf das Parlament selbst hinauszuschieben, aber unberechtigt zu bestimmen, daß das Parlament eine allgemeine Nationalversammlung sein solle, die überall her direkt oder indirekt gewählte Abgeordnete (1 von 50,000) zusammenfassen, aber alsdann eine neue Einrichtung des ganzen Deutschlands per majora einzig und allein als konstituirend zu bestimmen habe. Wer darf unsere legitime Konstitution dem Zufalle unterwerfen, daß von 700 Stimmen 351 für ein neues Reich statt eines Bundes votiren? Siebzehn meinen, Deutschland ist nicht gesichert gegen Frankreich, Rußland und England, nicht eine große Nation ohne einen erblichen Kaiser, der zugleich eine Hauskrone hat. Müssen es sich darum die Andern gefallen lassen, und ist es deßhalb recht und gut? Die deutsche Zeitung nennt das Frankfurterparlament „den Verfassung gebenden Reichstag.“ „So soll durch Steigerung der Namen und Titel das ungeübte, direkte Publikum in die Intrigue der Kaisermacherei hineingetäuscht werden.“

Als Dr. Ebert's Reichstagsblatt in Nr. 15 den 31. Mai 1848 die Geschäftsordnung der konstituirenden Nationalversammlung in Frankfurt gab, zeichnete sich Paulus Folgendes auf:

„Man spricht von einem Reichstagsblatt? Gibt es ein Reichstagsblatt, wo kein Reichstag ist, und einen Reichstag, wo kein Reich ist? Wo kein Reich werden kann, ohne uns alljährlich um viele Millionen ärmer zu machen? Die Frankfurter deutsche Nationalversammlung wird in diesem Blatte gelobt, daß sie ihre Geschäftsordnung in Bausch und Bogen annahm. Man preist es, daß sie dadurch das erste Beispiel gegeben habe, sich über die deutsche Gründlichkeit wegzusetzen? Wir möchten wohl fragen: Was bleibt denn den guten Deutschen, wenn sie sich auch vom Lobe der Gründlichkeit frei machen? Wird die Versammlung auch wohl das neue deutsche Universalreich, das sie zu schaffen sich von dem preußischen Verfassungsberather, Dahlmann aus Bonn, einreden lassen soll, eben so in Bausch und Bogen annehmen? Etwa, um schnell genug von dem vielen parlamentarischen „Parliren“ zu einem „Thun“ überzugehen? Aber wir haben für jetzt eine nähere und vorläufig wichtigere Frage zu machen:“

„Warum vergaß die kunstreiche Geschäftsordnung das Nothwendigste, die Vorausbestimmung, nach welcher Art von Stimmenmehrheit ihre Entscheidungen abzumessen sein sollen?“

„Wie viel vorsichtiger hat die Bundesacte von 1815 in ihrem Ar-

tikel 6 bestimmt, welche Angelegenheiten von den 17 Mitgliedern, die gewöhnlich die Versammlung ausmachen, durch absolute Majorität zu entscheiden sind: „Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes oder auf Beschlüsse, welche die Bundesacte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen oder gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, bildet die Versammlung ein Plenum von 69 Stimmen, wo nur eine auf drei Viertheilen der Abstimmung beruhende Mehrheit entscheidet?"

„Der Rechtskundige und das Rechte Wollende muß daher fragen: Kann die konstituirend genannte Versammlung in Frankfurt, welche auf gewagte, kostspielige Experimente, auf Abänderungen in den erst neulichst von allen Staatsgenossen, besonders auch vom Militär beschworenen Verfassungen der Bundesstaaten antragen will, über dergleichen Anträge entscheidende Berathungen sich erlauben, so lange sie nicht einmal das Plenum aller gewählten Abgeordneten des großen deutschen Volks, welche erscheinen können, wirklich in sich schließt?"

„Und ist dieses Plenum da, ist es legitimirt? War den Entfernteren, den weniger Orientirten eine Zeit gewährt, um über den Zusammenhang der verwickelten Verhältnisse besser, als blos durch die Winke der Parteiführer sich zu belehren? Wer entscheidet sodann, ob mehr oder weniger, als drei Viertheile, zum Beschlusse hinreichen?"

„Wie viel vorsichtiger hat die Bundesacte, über welche man so gerne „in Bausch und Bogen" oder trockenen Fußes wegschreiten möchte, ungeachtet gewiß die Meisten in dem deutschen Parlament selbst feierlich und als Ehrenmänner sie beschworen haben, — nicht blos als positives, traditionelles, historisches Recht, sondern als ächtes Vernunftrecht bestimmt, daß, „wo es auf jura singulorum (Einzelrechte) oder Religionsangelegenheiten ankomme, weder in der engern Versammlung, noch in pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt oder für die einzelnen Bundesglieder verbindlich werden könne."

„Dies betrifft nicht nur die fürstlichen Dynastien, es betrifft auch die Landstände und jeden sie wählenden, konstitutionellen Staat als Theil des gesammten, deutschen d. h. wortgetreuen Volkes."

„Es darf in dieser höchst wichtigen, unser ganzes Staatsleben umändernden Rechtsaufgabe die Sache nicht, wie man im Deutschen sagt, über's Knie abgebrochen werden. Man muß in's Klare stellen, in welchen Fällen der denkfähige Urwähler auf einen Stellvertreter

compromittiren kann, oder durch ein solches Hingeben undeutsch, das ist, unvernünftig und ungültig handeln würde."

Als in der Nationalversammlung immer mehr von der Einheit des deutschen Reiches und der Wahl eines Reichsoberhauptes die Rede war, als endlich am 23. Januar 1849 sogar die Vereinigung Deutschlands unter einem Reichsoberhaupte beschlossen wurde, zeichnete er auf:

„Einigkeit müssen wir Deutsche Alle, besonders wir, die schon in konstitutionellen Bundesstaaten Geordneten, herzlich wünschen. Daraus folgt aber gar nicht, daß wir eine Einheit der Regierungen, die Einheit eines einzigen Reichs, eines neuen Staates über unsere Staaten, die alsdann nur Provinzen des einen Reichs sein würden, und somit die Einheit eines über alle Wehrmacht und alle Staatsbeamtenmacht, also über alles Wesentliche disponirenden Reichsoberhauptes wünschen oder wünschen sollten, welches zwar ohne zwei Ständeversammlungen und ohne verantwortliche Minister nichts thun dürfte, aber die Minister, wie die Officiere, anzustellen und die Kammern aufzulösen oder zu vertagen vermocht hätte."

„Kurz, Einigkeit der Staaten entweder als Staatenbund für die konstitutionellen Bundesstaaten oder als Alliirte, d. h. durch Verträge gebundene, gute Nachbarn wollen wir, aber eine Einheit eines Großmachtreichs, das unsere Bundesstaaten um Alles, was ihre beschworenen Verfassungen Besonderes haben, bringen würde, können wir ohne Verletzung der Verfassungseide, und, was noch viel mehr ist, ohne Verläugnung der Vernunft keineswegs wollen."

„Einheit als Einigkeit wollen wir, aber nie eine Einheit, die wir durch Aufopferung unserer Freiheit erkaufen sollten."

Und: „Göthe sagt: „Unsere Zeit ist dem Wort hingegeben." „Ein Wort dieser Art ist die Nationalität, wenn dabei vorausgesetzt wird, daß, wer durch Sprache und Sitten zu einer Nation gehört, ausschließlich mit allen eben so Geborenen in ein Ganzes zusammenfallen solle, das sich über Andere zu erheben und ihnen entgegenzustellen habe. Was durch solche Aufforderung und Aussonderung der Nationalitäten hat sich nicht zu Posen, nicht an Ungarn, nicht an den Czechen in Böhmen gezeigt? Zeigte es sich nicht da, wo geglaubt wurde, daß die Nation oder das Volk Gottes über alle Andern sich erheben solle? Möchte demnach statt Nationalität vielmehr Rationalität das Losungswort unserer Zeit werden! Möge nicht allzuoft eine Beredtsamkeit als glänzend gerühmt werden,

die nur „Beredete" zu machen sucht, und wohl Alle bereden zu können, sich selbst beredet!"

Als selbst das Volk in Deutschland für die Reichsverfassung schwärmte, schrieb er im Mai 1849:

„Nicht blos nach Oben, sondern auch gegen die Mitte und nach Unten müssen Wahrheiten gesagt werden, wenn es besser werden soll."

Als die Idee eines einzigen deutschen Reichs und Alles, was an ihr hing, in groß- und kleindeutscher Form zu Grabe getragen wurde, schrieb er 1849:

„Ich verbiete meiner Phantasie, an die Fabel zu erinnern, wo ein sonst nicht unkluges Thier das, was es allernächst hatte, dadurch verlor, daß es aus der Ferne mehr erhaschen zu können meinte. Halten wir uns an die Rechtsbestimmungen unserer südlichen und westlichen, konstitutionellen Staaten in Deutschland, ohne daß wir aus der Adlerperspektive eine entfernte Unmöglichkeit als höchstes Ziel ruhmvoller, kolossalisch groß werdender Nationalität uns vorzeigen lassen."

Wie man glauben konnte, daß die in Gotha beliebte, kleindeutsche Union zu Stande kommen möchte, meinte er 1850:

„Nichts ist uns gegenwärtig nöthiger, als daß die aufrichtig konstitutionellen, west- und süddeutschen Bundesstaaten, daß also der Reihe nach Nassau, Frankfurt, Darmstadt, Kassel, Baden, Württemberg, Baiern schleunig sich in einen sich selbst bildenden, sich selbst beschützenden Staatenbund vereinigen. Jeder konstitutionelle Staat soll aber in seinen eigenen Angelegenheiten bleiben, was er ist, und nicht in einer kleinern oder größern Großmacht aufgehen!"

Er wollte einen „Staatenbund," wie er sich auch im deutschen Bunde ausspricht, keinen „Bundesstaat."

Noch schrieb er schon im Mai 1848 über die deutsche Idee einer einzigen deutschen Universalmonarchie:

„Gagern schrieb am 19. Mai 1848 nieder: „Deutschland will Eines sein, ein Reich, regiert von dem Willen des Volkes, unter Mitwirkung seiner Stämme." „Wie viel soll hiedurch der Versammlung zum Voraus in das Eins hineingeschoben werden! Was nur Entwurf der 17 ist, davon spricht der Präsident, wie von einer decidirten Thatsache. Das Eins soll sogleich sein ein Reich, wozu nur noch den Stämmen und den Regierungen eine Mitwirkung zukomme!"

Damals sagte er am 20. Mai 1848: „Zwei Leidenschaften führen

zu dieser sogenannten deutschen Kaisereinheit, der Uebermuth und die Verzweiflung. Endlich, heißt es, muß die große deutsche Nation die ihr gebührende, höchste Stelle unter den Völkern einnehmen. Gewinnt das deutsche Volk dadurch an Recht, Wohlstand und Glück, daß sein in Aussicht stehender Imperator bis China den Vorrang hat? Ist Deutschland mächtiger, so lange es doch ein Binnenland fast ohne Küsten, also auch ohne wahre Seemacht bleiben muß? Womit könnte der deutsche Universalautokrator durch seine Gesandten zu London, Lissabon, Konstantinopel drohen? Oder die Verzweiflung ist es. „Ihr seid nur auf diesem Wege sicher!“ So ruft man euch zu, um euch zu einem Reiche zu sammeln. Gibt denn dies allein die Sicherheit? Müssen denn die kleinen Staaten wirklich mit allen ihren wohlerworbenen Rechten in einer Großmacht aufgehen, um sicher zu sein?“

Ueber die Annahme eines deutschen Reichsoberhauptes zu Frankfurt am 5. Januar 1849 zeichnete er auf:

„Der erste Artikel dieses Entwurfes sagt: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen.“ Und wie? Fraget nicht ihr Alle, ihr selbstdenkenden Leser! Deutsche und Nichtdeutsche! Wähler oder Nichtwähler der 600 Repräsentanten des — so Gottes in seiner Ungnade will — schnell kommenden, einzigen, einigen, großen, übermächtigen Reiches aller der 30—50 Millionen Deutschen! Fragt Ihr hier nicht sogleich: Wie viele Monate sind es denn, daß zwischen Frankfurt und Wien lautes Jubeln wechselte, weil Heinr. v. Gagern gezeigt hatte, wie „die verfassunggebende,“ deutsche Nationalversammlung „mit einem kühnen Griff“ aus allen den deutschgebornen Fürsten und Fürstensöhnen den Einen habe „herausfinden können?“ Und jetzt? Sollte es blos Zufall, blos in Unbedachtsamkeit geschehen sein, daß nunmehr eben jener wohlbelobte und wohlbenutzte Eine durch das hinzugeschobene Machtwort „ein regierender Fürst“ zum Voraus abgewiesen und eigentlich abgedankt wird? Will etwa das deutsche Verfassungsmuster zum Voraus beweisen, daß man republikanisch genug ist, indem man, was das Sprichwort den Republiken nachsagt, sich undankbar genug ankündigt?“

Von Zeit zu Zeit schrieb Paulus politische Grundsätze in den Jahren 1849 und 1850 nieder.

Wir lassen einige derselben folgen:

„Frei, frisch, froh, fromm,
Nicht aber nach Gewohnheit dumm!

Nicht dumm durch Pfaffenthum,
Auch durch Deutschthümlerei nicht dumm,
Nicht knechtisch krumm,
Aber auch beim Hoch! Hoch! Rufen stumm,
Gelt's der Deutschthümlerei
Oder der Hofschranzerei!
Frei, fromm
Ist nicht dumm!"

* * *

„Seid klug und nicht zu sehr konservativ,
Erhalten wollend, was an sich nicht ist zu halten,
Ihr werdet sonst konservitiv,
Und mit dem Schlimmen bleibt's beim Alten.

Seid aber auch nicht gerne destructiv;
Was zu verbessern ist, das soll gebessert bleiben,
Das Menschlichste ist, immer korrectiv
Nicht mit Infallibilität ein täuschend Spiel zu treiben.

Der Infallibelste zu Rom hat lang genug
Falsch mit der Scheinuntrüglichkeit gespielt;
Jetzt, da er bessern will den alten Trug,
Ist aller Priesterglaube unterwühlt."

* * *

Was ist Majorität?
Zwei Fäuste stehen jedenfalls
Jedwedem Kopfe gegenüber!"

* * *

„Logik ist nöthiger, als Rhetorik. Setzt den Gedanken
Richtig durch Gründe! Und dann sprecht von ihm schön und beredt!
Seid nicht beredt, um euch selbst und Andere blos zu bereden,
Auch die Beredeten seh'n bald doch durch Nebel das Licht.
Setzet den Satz, der geltend soll werden, und stützt ihn auf Gründe,
Ohne Schmuck und Prunk deutlich, genügend, bestimmt!
Andere rufen: Er sprach. „Welch' eine glänzende Rede!"
Weihrauch betäubt! Nicht der Kopf winkt, nur das Händegeklatsch!"

* * *

„Was ist verkehrter, als das Einseitige aller Parteien:
Unrecht in Allem hat, wer nicht zu Unsern gehört?"

* * *

„Nach Ueberzeugung schwört Ihr zu sprechen für Schuld oder Unschuld!
Aber gibt denn der Schwur zur Ueberzeugung — Verstand?
Was ist bequemer, als meinen und Niemand Rechenschaft geben?
Was mir gefällt, ist wahr. So ist es jetzt mein Gefühl."

* * *

„Laßt Thoren streiten um Verfassungsform,
Das Wohl für Alle ist die beste Norm.
Was Jeder für die Staatsgemeinschaft kann und thut,
Das kommt ihm nach der Kräfte Maaß zu Gut!“

* * *

„Was zu Erfüllung einer Pflicht als Mittel führt,
Das suche im Verein als Recht, das dir gebührt.“

* * *

„Nicht, was die Willkür fordert, ist ein Recht,
Volkswillkür ist, wie Fürstenwillkür, schlecht!“

* * *

„Faßt Pflicht und Recht in klare, feste Sätze,
Stellt Wächter auf, damit nicht Herrschaft sie verletze.
Gebietet Stille der Parteien Hetze!“

* * *

Als man in Adressen für Schleswig-Holstein Gut und Blut zu opfern erklärte:

„Laut ruft das deutsche Volk:
Wir opfern Gut und Blut!
Doch, wenn es Noth thut, stockt das Blut,
Und dafür spart Ihr auch das Gut!“

* * *

Als die Wahl des deutschen Kaisers zu keinem Ziele führte:

„Sonst wird erst, wenn's Ei gelegt ist, auch gegakert,
Ihr habt mit eurem Reich' zu früh' geflackert!“

§. 19.

Paulus' Ansichten über Religion, Theologie, Moral, Philosophie, Kunst und Literatur nach seinen letzten ungedruckten Original-Aufzeichnungen.

Der Grundton des Lebens unseres Paulus war die religiöse Ueberzeugungstreue. Wenn daher auch die Märzereignisse von 1848 in ihm eine politische Stimmung hervorriefen, so war doch, wie immer, das überzeugungsfreie und überzeugungstreue, religiöse Element das vorherrschende. Es zeigte sich dieses auch in seinen letzten Lebensjahren.

Vor Allem verlangte Paulus Religions- und Kirchenfreiheit.

„Wenn Handelsfreiheit, bemerkte er im Mai 1848, für den Gewerbfleiß jedes Einzelnen verlangt wird, warum nicht auch Kirchenfreiheit für das Gewissen eines Jeden?“

Er schrieb im Juni 1848 nieder:

„Sie wollen Schutzzoll — wem?
Nicht selbstständigen Fabriken!
Sie sollen sich durch Kraft und Fleiß
Selbst schützen, oder in der Concurrenz ersticken.
So sollen eure Dogmen durch sich selbst besteh'n,
Wo nicht, als schlechte Fabrikate untergeh'n."

Wie scharf entwickelt und wahr ist, was er in jener Zeit über die Freiheit des Glaubens schriftlich bemerkte:

„Wer gewissenhaft frei glauben und als Religionsglauben bekennen will, was er glaublich achten kann, der darf es. Wer denken, glauben und bekennen will, was Andere glaublich finden, der darf dies auch, aber er muß nicht. Wer denkt und glaubt, weil er hofft, daß Andere richtig geglaubt und gedacht haben, der mag es versuchen, ob man glauben kann, blos, was man glauben will. Auch, wenn man glauben will, bleibt man doch insgeheim in dem Bewußtsein, daß man es nicht eigentlich glaube, sondern blos glauben möchte."

„Nicht Einer gegen Andere, also auch nicht die Mehrzahl gegen die Einzelnen oder gegen die Minderzahl und Mindermacht darf fordern, daß man glaube, was er oder sie glaubt. Das Glauben, auch das Bekennen, was man glaube, soll dem Menschengeiste frei sein. Nur, daß man einen Glauben nicht so ausübe, daß er die Pflichten und Rechte Anderer angreift, darf die rechtschützende Gemeinschaft hindern."

Ueber den Glauben zeichnete er auf: „Glauben entsteht als ein Vertrauen auf Wahrscheinlichkeiten. Was uns gewiß als nachgewiesen erscheint, das „glauben" wir nicht. Man sagt: „Wir wissen es." „Nur auf Gewisses ist sicher zu bauen. Weil aber oft das Gewisse, ob etwas so war, wie es vorgestellt wird, nicht zu erreichen ist, so befriedigt man sich mit dem Scheine, daß es so war. Nun kann ein solcher Schein etwas wirklich vom Wahren Ausgegangenes sein, welches uns dahin führt, daß ein Wahres als Ursache des Scheinens, eine Wahrerscheinung da war oder da ist. Der Schein kann aber auch ein bloßes Scheinen, das nicht das Wahre zur Ursache hat, sein. Beim Glauben sinnlicher Dinge hat man die allgemein gültige Verstandesregel, Nichts ohne hinreichende Grundeinsicht zu denken oder zu wollen. Sehr häufig vergißt man diese Regel beim Glauben übersinnlicher Gegenstände. Man gibt sich dem Ansehen eines Andern ohne Gründe hin. Sogar ein desto festeres Hangen an dem Scheine ohne Gründe, ein wahres Kleben

an dem Glauben, der vermuthlich auch nach dem Wortlaut von Kleben, Ankleben abstammt, zeigt sich häufig, je schwächer der sich Hingebende ist, oder zu sein meint. Er hängt sich an, klebt und glaubt, nur um nicht zum Prüfen und Denken sich anstrengen zu müssen. Die im Denken Ungeübten oder Denkträgen werden Denkscheue, Denkhasser, sind aber desto mehr glaublustig, weil sie ohne Mühe sich im Sonnenstrahle des Vertrauens auf fremden Lichtschein bewegen, wiegen, hin und her schwärmen und einen glaubenslustigen Schwarm um sich her versammeln können."

Ueber die Lehre des Christenthums findet sich unter seinen Aufzeichnungen vom Jahre 1848 die Stelle: „Johannes der Täufer trat auf und rief, wie eine Stimme in der Wüste:

Seid anders gesinnt; denn genähert hat sich das Reich der Himmel!" (Matth. III, 1.)

„Jesus begann in Galiläa, wie ein Herold, zu rufen: Seid anders gesinnt! denn genährt hat sich das Reich der Himmel!" (Matth. 4, 17. Vgl. Daniel 7, 13, 14—27.)

„Warum riefen sie nicht: „Flehet zu Gott in der Sündenangst, weil euch durch die Erbsünde alle gute Gesinnung unmöglich ist, und, wenn nicht Gott euch eine andere Gesinnung gibt, Ihr ewig verdammt bleiben müsset? Flehet als Verzweifelnde, daß Gott euch anders gesinnt mache, da Ihr selbst nicht anders, als böse gesinnt sein könnt!"

„Riefen etwa Johannes und Jesus: Seid anders gesinnt! Und dachten sie dabei in der Stille: Wir wissen aber wohl, daß Ihr anders gesinnt nicht sein könnet?"

Ueber Infallibilität: „In der Noth gibt man nach und nach zu, daß es nicht Pflicht sei, in dem, was gelehrte Forschung betreffe, genau so zu denken, wie die Apostel, oder die von den Evangelisten ausgesprochenen Sätze, daß Mose das Gesetz, David den 110. Psalm verfaßt habe, als entscheidend anzusehen. So etwas sei nicht als Glaubenswahrheit gegeben (de Wette, Studien, 1837, S. 950). Aber, wo sagen denn die prophetischen Männer, daß nur, was sie als Glaubenssatz sagen, bei ihnen aus „dem Gottesgeist" komme? Offenbarte Gott ganze Sätze, Reden, wie kann man der depravirten Vernunft zumuthen, zu unterscheiden, was infallibel sei, und was Gott nur so menschlich hinzukommen ließ?"

Ueber das Heidenthum und die Vielgötterei: „Das Heidenthum wird gegenwärtig, besonders von den Exclusivorthodoxen oft

mit Verachtung genannt. Was war denn aber das Wesentliche jenes Religionsglaubens? Er setzte voraus, daß alles Bewußtlose als Stoff oder Materie immer in Thätigkeit existirt habe, daß aber zugleich menschliche und übermenschliche Geister eben so ewig (anfangslos) existiren, und daß einige übermenschliche Geister den Stoff nach Gattungen gestalten und regieren, die man deswegen als Götter zu achten habe."

„Das Verwerfliche im Heidenthum als Vielgötterei kommt nur von den Priesterschaften, welche ihren Machtgöttern auch unwürdige Menschlichkeiten zuschrieben, ihre Verehrung allein zu wissen vorgaben, und dadurch Tempelherrscher wurden, doch, wo Verstand und Geschmack, wie bei den Griechen war, über den Staat wenig vermochten. Ist es nicht oft, wie, wenn einzelner Menschengeister Lebensgang dämonisch gelenkt und geleitet wäre? Wer hat entscheidende Spuren und Erfahrungen, daß es Geister gebe, die auf Menschengeister und überhaupt auf unsern Tellusplaneten unmittelbar einwirken können? Wahrscheinlich Niemand! Wer aber kann auf der andern Seite aus entscheidenden Gründen ein solches Einwirkenkönnen verneinen? Wer zeigt die Unmöglichkeit einer solchen Polydämonie? Ist's undenkbar, daß ein Dämon, ein nicht einem menschlichen Körper einverleibter Geist doch in einem jetzt als Menschengeist incorporirten Geiste einen Gedanken errege? Ist nicht die ganze Geisterwelt ein unter einem vollkommenen Geistwesen zusammenhaltendes Ganzes?"

Ueber die mystischen Auffasser der Teufelslehre verfertigte er im Februar 1849 die Knittelreime:

„Welch' dummer Teufel muß nicht euer Teufel sein!
Die Allmacht zu bekämpfen, bildet er aus Neid sich ein.
Solch' einen dummen Teufel zu erfinden
Ist wohl die dümmste eurer Sünden."

Am Charfreitag 1850 schrieb er:

„Nicht durch Büßung ward er Erlöser von Strafen der Sünde,
Von dem Sündigen lehrt er Befreiung durch Wollen des Rechten.
Inniges Wollen des Rechten, geübt im Wissen und Wirken —
Dies ist Verehrung des Gottes, den Jesus als heiligen Vater
Anrief, als es galt, daß der Sünden wegen sein Blut floß
Zum „Ablassen von Sünden" und so zur „Sündenerlassung."
Einmal noch erhob er den Blick; er dämmerte über die Schauer,
Eiskalt drang durch den sterbenden Leib die tiefste Erstarrung.

„Vater! In deine Hand empfehle ich dir meine Seele.“
Sprach's noch laut und senkte das Haupt in den Schlummer des Todes.“

Eine besondere Aufmerksamkeit wendete er auch in den letzten Lebensjahren der Wissenschaft seines Lebens, der Theologie, zu.

Da die Verneinungen in derselben durch den Einfluß einer absolut negativen Philosophie immer stärker wurden, sich dagegen aber nicht immer Gründlichkeit auf Seite der Negativen zeigte, legte Paulus schon 1847 Folgendes in die Sammlung seiner schriftlichen Bemerkungen nieder:

„Wohl möchten Zeiten kommen, wo der junge, rationalistische Nachwuchs, welcher jetzt über die gelehrten Forschungen in der Bibel- und Dogmengeschichte, wie über etwas Veraltetes und nicht mehr Nöthiges, wegfliegt, die gründlichen Schriften derer, welche sich seit Semler, Michaelis, Ernesti u. s. w. erst in's Licht herausarbeiten mußten, wieder sehr nöthig haben möchte. Mehrere der Orthodoxen studiren gegenwärtig mehr Hebräisch und neutestamentliche Sprachkunde, als manche rationalistische doctores theologiae, welchen die Resultate des Menschenverstandes genügen. Allen Respect vor diesen! Aber die Mystiker werden mit ihren Bibelinterpretationen in gelehrterer Gestalt kommen, wie Hengstenberg und Tholuck, und die schnell fertig gewordene, rationalistische progenies wird ohne die veraltete Gründlichkeit auf tausend nicht Eins zu antworten wissen. Philologisiren und Philosophiren, beides ist für gesunde, selbstüberzeugte, christliche Theologie immerfort gleich unentbehrlich. Ein Philosophiren ohne Studium dessen, was Andere vor uns gedacht und geglaubt haben, verfällt entweder in Phantasien der Speculation über das Absolute, oder wird scholastisch recidiv, um jedem irgend gebotenen Dogma einen philosophisch scheinenden Schleier umzuhängen, welcher mit allerlei, aus dem historischen Sinn herausgerissenen Biebelfragmenten gestickt und verbrämt wird, so daß ihn Calvinus und die Formula concordiae nicht undurchsichtiger wünschen können.“

Der Rationalismus blieb bis zum Ende seines Lebens das Schiboleth seines Glaubens.

Noch im März 1850 schrieb er nieder: „Der Rationalismus ist nicht blos auf das Religiöse, sondern überhaupt auf Alles anzuwenden. In Allem nämlich ist nicht aus Nebenabsichten des Vortheils, sondern aus reinem Nachdenken über das, was dem Gegenstande seiner eigenen Beschaffenheit und was unserem Verhältniß zu dem Gegenstande gemäß ist, zu wollen und zu handeln. Die innere und äußere That soll rationell

sein, aus sachverständigem Wollen dessen, was als das Rechte an der Sache (dem Gegenstande) zu verwirklichen ist, hervorgehen."

Wie die neueren protestantischen Theologen mit den Fortschritten der biblischen Kritik immer mehr das Alter und die Aechtheit einzelner Bücher des neuen Testamentes angriffen, so daß zuletzt kaum mehr eines unangetastet blieb, schrieb Paulus im August 1849 die Verse:

„Glaubet der Tradition jetzt nicht zu wenig zur Buße,
Daß Ihr an sie zu viel und auch zu lange geglaubt!"

Religion und Theologie verloren nach seiner Ueberzeugung ohne ihren gemeinschaftlichen Zweck, die Moral, alle Bedeutung. Daher beschäftigte er sich in den letzten Zeiten auch gerne mit Gedanken, die sich auf diesen Gegenstand bezogen. Er zog, je älter er wurde, immer mehr aus dem religiösen den sittlichen Keim.

So schrieb er über den Uebergang der Moral in die Gottandächtigkeit im Januar 1850:

„Gar viel begehrt der Mensch aus Noth, aus Lust.
Nur wollen soll er nichts, was Gott nicht wollen kann.
Dies ist die Ethik als Religion gedacht.
Rücksichten sind's, die oft den Blick berücken,
Stell' dir dich selbst frei, rein, klar gegenüber,
Dann hörst du Gott im menschlichen Gemüth.
So hörte einst der Vater Abraham,

Und ward, beschnitten oder unbeschnitten,
Der Vater Aller, die im Glauben leben. —
Daraus, daß du den Gott in deinem Selbst erkennst,
Kannst du nicht folgern, daß er selbst
Nicht in und außer dir ist in Vollkommenheit."

Wie edel und trefflich der sittliche Charakter dieses seltenen Mannes war, geht aus den Denkaufgaben hervor, die er sich für das sittliche Wollen und Handeln nahe am 89. Lebensjahr aufzeichnete, als er, beinahe ganz erblindet, kaum mehr zu schreiben im Stande war.

Aus jener Zeit führen wir von seinen schriftlichen Aufzeichnungen einige an.

Vom Juni 1850: „Jeder Menschengeist, wenn er sich ein Selbstbewußtsein als ein Ich, als ein Denkenkönnendes erkennt, hat die Einsicht, daß er immer das Rechte wollen sollte als das Höchste der Freiheit d. h. der Unabhängigkeit von eigener oder anderwärtig einwirkender

Willkürlichkeit. Er lebt vor Menschen und Gott, wie er soll, wenn er in dem Vorsatz lebt, nichts zu wollen, was er nicht als das Rechte weiß."

Im August 1850: „Die Hauptsache ist Einheit im Streben nach grundfester Sachkenntniß ohne selbstsüchtige Nebenrücksichten, Duldsamkeit gegen die mannigfaltigen Behauptungen des Wahrscheinlichen nach den verschiedenen Stufen des möglichen Erweisens, wirksames Wohlwollen (Liebe) im Fördern der redlichen, guten Absicht."

In derselben Zeit: Das Ganze der Pflichtenlehre.

„Menschgeborner verpflichte dich selbst: Ich will nur das Rechte,
Wie ich es wahr, gut und schön, richtig zu wissen vermag."

Im Oktober 1850: „Was soll eines Menschen wichtigste Sorge sein in diesem Leben? Wir sollen durch Wollen, Wissen und Vollbringen des Rechten für uns und Andere dieses Leben zum Anfang machen eines ewigen, seligen Lebens."

Auch mit der mit Religion und Theologie so nahe verwandten Philosophie beschäftigte sich Paulus, wie im früheren Leben, so auch in den letzten Jahren desselben.

Schon 1847 schrieb er über das philosophische Speculiren nieder: „Speculatives Philosophiren? Was ist es bei den Meisten, als das Bestreben, sich durch die Phantasie hoch in die Vogelperspective hinauf zu schwingen, um die Dinge, wie sie zum Erscheinen kommen müßten, zum Voraus von Oben herab, noch, ehe sie als Phänomene den Boden erreichen, wie Meteore, zu betrachten. Schade nur, daß so Vieles zwischen Himmel und Erde schwebt, das mehr Schein, als Erscheinung ist. Schade, daß das geschärfte Auge nur durch Gewölk und Nebel herabblicken kann. Das Wichtigste aber ist, daß der Aufschwung meist nur durch die Phantasie, diese kecke Dichterin auch der unmöglichen Möglichkeiten und nicht durch die Vernunft geschieht."

Wie scharf und tief Paulus, ein ächt philosophischer Denker, die Begriffe auch im hohen Greisenalter auffaßte und entwickelte, zeigte eine andere Aufzeichnung vom Jahre 1847:

„Jedes Denken ist ein Sein eines Seienden. Jedes einzelne Denken ist, aber nicht als Etwas in sich Bestehendes, Substantielles, sondern als ein Act, als die Aeußerung einer Thätigkeit. Die Thätigkeit aber ist nicht anders, als in einem und durch einen Seienden. Dieser wird sich selbst als der Denkende bekannt, wenn er sein Denkenkönnen auf das Denken richtet, also das Denken bedenkt. Dadurch wird verursacht, daß er das

Denken, welches er bedenkt, als seine eigene That und sofort einen Thuenden oder Seienden erkennt, der er selbst ist. Er ist sich ein Ich, weil er durch das Denken über das Denken sich als den Denkenden des Gedachten, als den Wisser dessen, was ihm bewußt wird, zu denken vermag. Das Vorgehaltene, als Gedanke objectivirt, ist in ihm so, daß er es sich selbst vorhält = das Subject des Objects ist und zwar ein thätiges Subject, ohne dessen Thätigkeit kein Object für ihn da wäre. Dennoch ist das Denken nicht allein die Ursache des gedachten Gedankens. Es ist ein Wissen von dem Ding, das gewußt wird. Auch ist jedes Denken nur ein gewisses einzelnes Sein eines Seienden, nicht das Sein überhaupt. Das Gewußte (im denkenden Sein Vorgehaltene) ist als Object nur in so weit eine Hervorbringung des Denkendseienden, als er der eine Factor (der Constructor) des Gedachten ist, der aber leer wirkte, wenn nicht der andere Factor, der Stoffgeber, wäre. Also kann man nicht sagen: Subject und Object ist Eines und Dasselbe, sondern: Das Object ist im Subject, in so fern es gedacht, im Bewußtseinszustand erfaßt ist. Aber im Subject ist Vieles, was nicht im Object ist. Was das Object und Subject noch außer dem Zustand des Vorgehaltenseins, d. h. an sich ist, weiß das Ich selbst nicht; aber es weiß, daß es nicht blos das Vorgehaltene, sondern nur als die eine Ursache des Vorgehaltenen bekannt wird."

Zur nähern Charakteristik möge hier noch Einiges von 1847 aus seiner Untersuchung über den freien Willen folgen.

„Man bezweifelt das Freisein des Wollens, weil man dabei einen unrichtigen Begriff von Freiheit voraussetzt. Man meint, das Wollen sei nicht frei, weil man nie ohne Grund wollen könne, da das nil sine ratione sufficiente zum Voraus feststehe. Man setzt also als gleichbedeutend voraus, daß das Freisein bestehe in einem Wollenkönnen ohne Grund = ohne einen Gedanken an ein Warum."

„Aber Freisein ist Gegensatz vom Gezwungensein. Gezwungen werden kann das unsichtbare, unantastbare Wollen nie. Auch, während man einen äußern Zwang, eine Mißhandlung zugibt (aus Furcht, oder Noth, oder eigenem, sinnlichem Reiz), ja, während man selbst sinnlich dazu hilft, bleibt doch der Geist in sich auf dem Punkt: Ich will es auch! oder aber: Ich will es doch nicht" u. s. w.

Derselbe schreibt über die Zeit 1847: „Das Bestehen hat irgend eine Dauer, ein Bleiben des Wirkenkönnens. Das Maaß dieser Dauer ist relativ. Einer, der sich seiner Dauer bewußt ist, nimmt als selbstbewußt einen Theil seines Bleibens gleichsam, wie eine fortfließende

Linie, und vergleicht diese seine Dauer mit der beim andern Bestehenden. Durch dieses Messen oder Erkennen, wie vielfach sich die Dauer des Andern zur eigenen Dauer verhalte, wie oft jene in dieser enthalten sei, hat der Bewußtseiende eine Zeit. Die Seienden haben Dauer, durant = sind gleichsam hart, d. i. bestehend. An sich haben sie keine Zeit. Diese hat allein der Bewußtseiende als messend, oder seine Dauer mit der des Andern vergleichend."

Ueber die Seelenwanderungen und ein jenseitiges Leben schreibt derselbe 1848:

„Rückgängige Seelenwanderungen möchten nicht unwahrscheinlich sein, wenn überhaupt der Geist mitwirkend ist, sich einen leiblichen Organismus zu suchen und zu bilden. Ein thierisch gewesener Geist, wird er nicht einen menschlich geringeren, vielleicht einen ihm anpassenden, thierischen sich anziehen, als Fuchs, Wolf, Hase, Schaaf u. s. w. wieder erscheinen?"

„Das immerwährende Wiedererscheinen in den aus den Erdelementen möglichen Organismen kann also nicht blos ein aufsteigendes, sondern auch ein kreisförmiges sein. Die Bewegung in Kreisen ist sehr naturgemäß. Vielleicht drehen sich Geister in Spirallinien?"

„In andere Planeten oder etwa mittelst der Kometen in andere Sonnensysteme übersetzt zu werden, ist nur im Schwung der Phantasie zu vermuthen. Wer heute den nicht mehr gut erregbaren Organismus verläßt, wird, wenn er sogleich eines Andern sich bemeistert, Neues genug vorfinden, wenn er im zwanzigsten Jahre ins gemeinschaftliche Leben einzuwirken anfängt. Und wie unzählbar verschiedene Verhältnisse bleiben nicht durchzumachen übrig, in denen man immerfort auf eine neue, thätige Weise wieder leben mag!"

„Nur auf das Wiederleben kommt es an, und daß man sich selbst in diesem rechtwollend und klughandelnd beselige und beglücke."

„Die Vervollkommnungsfähigkeit bleibt unendlich. Nur die Trägheit will ein Ende vor sich sehen. Sogleich, nach dem jetzigen Sterben soll Gott Alles abthun, Einige vollkommen machen, Andere der Nichtvollkommenheit ewig überlassen. Dies wäre ohnehin eher Grund zur Vernichtung. Aber auch, daß man durch die Perfectibilität endlich perfect werde, und dann stehen bleibe, um sich selbst zu bewundern und Hallelujah zu singen, ist undenkbar, schon deswegen, weil keine werdende Allvollkommenheit zu denken ist. Die Trägheit nur ist's, die nichts thun will ohne die Aussicht,

zur ganzen Ruhe zu kommen. Immer Thätigsein ist das wahre Wohlbefinden, der Genuß der Kraft, indem man sie nicht überspannt, aber auch den Bogen nicht abgespannt verschrumpfen läßt. Nicht zu viel! rufen die Meisten. Rufet auch: Nicht zu wenig! In dieser Mitte ist das Rechte."

Auch Gegenstände der Kunst und der belletristischen Literatur zogen den liebenswürdigen Greis in seiner Zurückgezogenheit an.

Ueber Kunst und Künstelei zeichnete er schon 1847 auf: "Das Wort Kunst stammt von Können, wie Gunst von gönnen. Aber was für ein Können wird dadurch gemeint? Es gibt viele dergleichen Worte, die ihrer Abstammung nach etwas Allgemeines bedeuten, aber nach dem Gebrauche nur etwas Bestimmteres anzeigen. Religion ist nach der Sprachwurzel Nachdenken, Ueberdenken, Bedachtsamkeit. Jetzt bedeutet es bestimmter, was aus Bedachtsamkeit über das Verhältniß der Menschen zu göttlichen Wirklichkeiten, was aus Reflexion über Mensch und Gott entsteht. So ist die Kunst ein Können, das Natürliche in der Darstellung zu erhöhen, dem Erscheinenden einen bessern Schein, d. i. eine Schönheit zu geben. Um kürzer zu sein, läßt man das Besondere, die bestimmtere Beziehung weg. Statt religiones deorum, d. i. die Gedanken oder Handlungen, die aus Bedachtsamkeit über die Götter entstehen, sagt man blos religiones. Weil es eine eigene Art von Können ist, das Erscheinende durch die Form besser machen zu können, nannte man dieses besondere Können kurzweg Kunst. Wird dieses Können, die Erscheinung zu vervollkommnen, gemißbraucht, nur auf Nebendinge, nur um der Sache einen Schein zu geben, angewendet, so ist's Künstelei, Verkünstelung, die das blos Scheinbare bezweckt."

Die neuesten belletristischen Werke der Literatur sagten ihm wenig zu. Er ließ sich meist aus der älteren, klassischen Weimarerzeit anerkannte Meisterwerke vorlesen. Mit Rücksicht auf die veränderte Richtung der deutschen Literatur diktirte er am 28. November 1850:

Aurea quam cito Germanos praetervolat aetas!
O si praeteritos recrearet Jupiter annos!

§. 20.

Das Testament. Die Lebensweise der letzten Zeit. Das Jahr 1851. Ungedruckte Originalbriefe von Paulus, Friedrich Groos, v. Reizenstein, Salat und v. Wessenberg. Ungedruckte Originalaufzeichnungen, Diktate und Gespräche.

Paulus war eine in sich klare und wahre Natur. Die Ordnung, die er in sich trug, wendete er auch nach Außen. Natürlich war es darum, daß er frühzeitig an die Verfügung über sein Besitzthum für den Fall seines Todes dachte. So lange seine theure Karoline und ihre Tochter Sophie lebte, war eine solche Anordnung unnöthig. Aber, als er nun Gatten- und kinderlos seit 5. Mai 1847 da stand, war es Zeit, an diese Sache zu denken, um so mehr, als auch seine Geschwister vor ihm gestorben waren. Nie sprach er mit dem Darsteller dieses Lebens, so mittheilend er sonst in Allem war, über diesen Gegenstand, bis er ihm einige Wochen vor dem Tode seine letzte Willensmeinung eröffnete. Schon im Anfange des Jahres 1848 schrieb Paulus eigenhändig sein Testament. Es besteht aus mehreren einzelnen, mit seiner Namensunterschrift versehenen Blättern und Bogen vom 11. und 14. Februar, vom 3., 10. und 12. Juli, vom 9. September und 21. Oktober 1848. Der Eingang zu diesen Blättern hat die Ueberschrift: „Eigenhändige, letztwillige Erklärungen," und beginnt mit den Worten: „Ich erbitte mir zu Executoren meiner über mein Leben hinausreichenden Willenserklärung die Herren Professor v. Reichlin-Meldegg, Rath Küchler und Doctor Segin."

Er bevollmächtigte in dieser letzten Willenserklärung „seine Executoren, ganz als seine Stellvertreter zu handeln und sofort nach seinem Tode ohne Versiegelung sich in den Besitz des ganzen Vermögens zu setzen, um bald möglichst die vom ihm gewünschte Vertheilung und Verwendung durchzuführen." Außer Legaten für einzelne namhaft gemachte Verwandte und die Executoren bestimmt er von seinem sich nicht ganz auf 20,000 Gulden belaufenden Kapitalvermögen bedeutende Vermächtnisse für die deutschkatholische Gemeinde, die höhere Bürgerschule in Heidelberg und seine beiden Dienstmädchen, von denen er besonders „seiner sorgfältigen Krankenwärterin und theilnehmenden Vorleserin," Katharine Friederike Rösler von Urach, für ihre treue und aufopfernde Pflege sich zu Dank verpflichtet fühlte. „Ich bin Ursache, schrieb er in dem Testamente, daß sie an einen bequemern Zustand gewöhnt wurde. Daher wünsche ich, daß sie auch künftig einen etwas sorgenfreiern

Zustand sich erarbeiten kann." Fünftausend Gulden bestimmte er der deutschkatholischen Gemeinde in Heidelberg „für ein einzurichtendes Andachtshaus und besonders für eine nicht confessionelle, aber die ganze Bibel als Ueberlieferung der ältesten Menschen- und Religionsgeschichte nach ihrem unkünstlichen, volksverständlichen Sinn fleißig benützende Schule."

Der höheren Bürgerschule in Heidelberg vermachte er eine Summe von 3000 Gulden nach dem Tode einer Verwandten, welche zeitlebens die Nutznießung des Kapitals erhielt. Seine Bücher sollten nicht versteigert, sondern unter seine namhaft gemachten Freunde nach Fächern und Schränken vertheilt werden. Einen großen Theil derselben erhielten die Testamentsvollstrecker. Das theologische Seminar zu Tübingen sollte aus seiner Bibliothek „alle Orientalia" erhalten. „Ich habe, fügte er in dieser Bestimmung bei, im dankbaren Andenken, und vergesse nie, daß ich dem freien Gebrauche der Stipendiumsbibliothek einen großen Theil meiner jugendlichen Selbstbildung schuldig bin. Auch hoffe ich von dem Tübingerstift die möglichst lange Fortsetzung orientalisch-biblischer Studien, ohne welche die ächt historische Kenntniß der hebräisch-jüdischen und urchristlichen Religion, wie die Jesuiten und andere Pfaffen es wünschen, aussterben wird." Dem evangelisch-protestantischen Seminare in Heidelberg wurden alle, das neue Testament betreffenden „Exegetica" bestimmt. „Ich wünsche, setzt er bei, einen fleißigen, dogmenfreien Gebrauch." Die Reformationsschriften Luthers, Melanchthons, Calvin's u. s. w. übergab er der „dogmenfreien," deutschkatholischen Gemeinde, um sie „in dem Andachtshause zum Gebrauche der Schule und der Lesegesellschaft dieses Religionsvereins aufzustellen."

Da der dritte Testamentsvollstrecker nach Amerika zog, und da eines der beiden Dienstmädchen das Paulus'sche Haus verließ, so wurde später durch einen neuen, in gerichtlicher Form abgefaßten Testamentsact eine letzte Willenserklärung gegeben, welche alle wesentlichen Punkte der frühern Bestimmungen enthält, nur die beiden Testamentsvollstrecker, v. Reichlin-Meldegg und Küchler zugleich zu Erben einsetzt, da „dieselben," wie Paulus in dieser neuen Testamentsbestimmung sagt, sonst „bei der Ausführung meiner Anordnungen und Wünsche, die sie genau kennen, auf Schwierigkeiten stoßen könnten."

Seit dem Tode seiner Tochter (5. Mai 1847) verschlimmerten sich Paulus' Gesundheitsumstände. Früher ging er im Sommer noch viel im Freien

herum, meist um die Mittagsstunde von 11—12 Uhr, auf dem Pariserwege. Oft begleiteten ihn Freunde bei diesen regelmäßigen Gängen, und es war ihm dann recht lieb, wenn er Stoff und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Gesprächen fand. Noch am 25. Mai 1844 schrieb er an Kolb in Speier: „Ich habe lange geschwiegen. Um mich etwas zu restauriren, bin ich tagtäglich kurweise viel in der Luft.“ Er konnte es jetzt nicht mehr wagen, im Mai in das Freie zu gehen. Nur an den heißesten Sommertagen und in dem Garten seines Hauses in der Friedrichsstraße konnte er frische Luft genießen. Kleine Gänge machten ihn so müde, daß man ihn, wenn er aus dem am Hause gelegenen Garten in sein Wohnzimmer im zweiten Stock zurückwollte, unterstützen mußte. Es war außer den Gebrechen des höchsten Alters eine Verschleimungskrankheit, an der er viele Jahre litt, nnd die sich jetzt sichtlich verschlimmerte. Im Anfange des Jahres 1847 schrieb er an Kolb: „Schon seit fünf Wochen leide ich sehr an einer Verschleimungskrankheit, die zwar allmählig, aber nur sehr langsam den homöopathischen Mitteln nachgibt; doch bin ich immer noch so ermattet, daß dies die ersten Buchstaben sind, die ich wieder versuche.“ Ungeachtet der sichtbar abnehmenden Kraft des Körpers behielt er die alte, bewundernswerthe Frische des Geistes; ja es schien in seinen lebhaftesten, die schwierigsten Gegenstände mit Leichtigkeit erörternden Gesprächen, als habe sie an intensiver Kraft selbst zugenommen. Alle seine Freunde betrachteten den geistig so überaus rüstigen Wunderläugner als ein wahres Wunder. Noch in späterer Zeit schrieb Paulus' vieljähriger Freund, der berühmte, psychiatrische Schriftsteller, Friedrich Groos aus Eberbach am 9. Februar 1850 an den Darsteller dieses Lebens: „Der Gruß des bald neunzigjährigen, in physischer, wie in psychischer Hinsicht wunderhaften Mannes, der er doch selbst an keine Wunder glauben will, hat mich innigst erfreut. Wie alt und schwach stehe ich da gegen ihn!“ In den letzten zwei Jahren 1850 und 1851 mußte Paulus auf die Gänge in dem Garten verzichten. Er bewohnte den ganzen mittlern Stock des Landfried'schen Hauses in der Friedrichsstraße. Er ging dann von einem Zimmer in das andere. Auf ein solches Hin- und Herwandeln beschränkten sich seine Spaziergänge. In dem obern Stocke, der ihm ebenfalls gehörte, waren fünf in einander gehende kleine Gaupzimmer, wovon das mittlere das sonnigste und freundlichste war. Hier arbeitete Paulus über zwanzig Jahre lang, von Folianten und Acten umgeben. Alle fünf Zimmer waren mit Büchern bis zur Decke hinauf, zwei und dreifach hintereinander gestellt, angefüllt. Der Eingang oder Vorplatz zu diesen Zimmern war auf allen Seiten mit

Büchern und Bücher enthaltenden Kisten umstellt. In dem mittlern Zimmer, das rechts und links zu den kleinen Nebenzimmern führt, befand sich gegenüber der Thüre ein Sopha, meist von Büchern und Schriften so bedeckt, daß man beim Besuch sich auf einem Stuhle Platz suchen mußte. Ein treffliches, seltenes Oelgemälde, Spinoza's lebensgroßes Brustbild darstellend, hing über jenem, von den Bildern seines Freundes Griesbach und Luther's umgeben. Hier arbeitete Paulus bis 1847. Die Mittagszeit ausgenommen, war er beinahe den ganzen Tag in diesem, mit zwei Kreuzstöcken nach Süden versehenen Zimmer. Die vielen Mäuse, die ruhig hin und her spazierten, abzuhalten, stellte er neben seinen Arbeitstisch ein Näpfchen mit Wasser und etwas Futter. Erst später, als es ihm die lästigen Thiere zu arg trieben, legte er ihnen Gift. Von diesem seinem lieben Zimmerchen nahm er bei dem Tode seiner Tochter Abschied. Von jetzt an ließ er sich die nöthigen Bücher in die ehemalige Wohnstube seiner Tochter, in den mittleren Stock tragen, wo er nun allein unter ihnen und seinen Schriften saß. Noch hatte er so viel Sehkraft, daß er ohne Brille schreiben konnte. Den ganzen Vormittag schrieb er, nach dem einfachen Mittagessen schlief er, und Abends ließ er sich vorlesen. Es war ein sehr großes Glück für ihn, daß ein junges und verständiges Mädchen von gefälligem Aeußern, Katharine Friederike Rösler von Urach in Württemberg, seit September 1846 im Paulus'schen Hause, bei dem Tode der Tochter die Haushaltung übernehmen konnte. Im Besitze einer angenehmen Stimme und der Gabe, leicht und richtig zu lesen, wurde sie bald Paulus bei dem abnehmenden Augenlichte unentbehrlich. Stundenlang las sie ihm am Tage und Abends noch beim Kerzenschimmer vor. Mit Verstand und treuer Sorgfalt wußte sie seine Bedürfnisse aufzufinden und ihnen schnell und ohne Geräusch abzuhelfen. Nie hätte sich Paulus an eine geistig beschränkte Umgebung gewöhnen können. Das Mädchen, anfangs zwanzig, ging in seine Ideen ein, harmonirte mit ihnen. Wenn die Zeitung vorgelesen wurde, gab er geographische, historische, politische, religiöse Notizen. Das Mädchen wurde unerwartet auf eine höhere Stufe der Bildung gehoben, und so war Paulus, der fast neunzigjährige Greis, noch im höchsten Alter, was er in der Jugend war, Lehrer der Jugend. Er war von jeher ein Freund der Ordnung und Reinlichkeit. Ueberall fand er diese, wo er im Hause hinkam. Mehrmaliges Anerbieten von weiblichen Verwandten, zu ihm zu kommen und ihn im hohen Alter zu pflegen, wies er mit Dank, aber mit Entschiedenheit zurück. Oft sagte er zu dem Darsteller dieses Lebens: „Ich könnte es nicht besser haben und besser wünschen, als

es ist.“ Außer den Zeitungen wählte er klassische Werke aus seiner reichhaltigen Büchersammlung aus, die von seiner Vorleserin gelesen werden mußten. Er suchte besonders solche, die zugleich für sie belehrend und ihr anziehend sein mußten, und es freute ihn immer im Voraus, wie ihr, der talentvollen, die schönen Stellen, die ihr zum erstenmale bekannt wurden, gefallen würden. So wählte er fast alle ausgezeichneteren Dramen Schillers, vor allem aber seine Lieblingsschriften, die Werke Göthe's, Iphigenie, Tasso, Egmont, Faust u. s. w., Wieland's Oberon, die Abderiten u. s. w., Lessing's Schriften, Bürger's Gedichte, Klopstock's Messiade, Voß's Louise, dessen Uebersetzung der Homer'schen Odyssee und Iliade, Schleiermachers Plato, die Uebersetzung Herodot's, Swift's Werke u. s. w. Ueberall wurden von ihm, so lange es ihm Stimme und Kraft erlaubten, belehrende Anmerkungen gegeben, und gewöhnlich war dann der anziehende Stoff seiner Rede mit den besuchenden Freunden von den Gegenständen dieser Lectüre hergenommen. Zwar konnte er nicht mehr in den obern Stock, wo seine fünf lieben Bücherzimmerchen waren, zurückgehen, aber noch im hohen Alter kam ihm die musterhafte Ordnung der Jugendzeit zu gut. Nicht nur das Zimmer und den Schrank, selbst die bestimmte Stelle in jedem Schranke, wo das von ihm verlangte Buch sich befand, wußte er genau anzugeben. Bisweilen, wenn die in der Literatur nicht bewanderte Vorleserin das gewünschte Buch nicht zu finden wußte, half der Darsteller dieses Lebens nach, und es war wirklich bewunderungswürdig, daß Paulus auch nicht einmal sich über die Stellung eines seiner vielen Tausende von Büchern irrte. Man konnte daher, ungeachtet er seine Büchersammlung nicht mehr selbst sah, ohne Schwierigkeit Bücher von ihm erhalten. Er gab mit Leichtigkeit auch von weniger bedeutenden, kleinern Schriften der Vorleserin die Stelle an, wo sie sich finden mußten, und hielt genau darauf, daß sie, zurückgegeben, immer wieder an denselben Platz gebracht wurden. Bei wissenschaftlichen Werken störte es ihn allein, daß seine Vorleserin ihm die griechischen Worte nicht lesen konnte. Er wollte ihr selbst Unterricht im Griechischen ertheilen, um diesen Mißstand zu beseitigen. Indessen schnell hatte sich diese bei mehrmaligem Ueberblicken des griechischen Alphabets und kleiner Nachhülfe so eingeübt, daß sie ihm zuletzt, was er wollte, die in den Büchern vorkommenden, einzelnen griechischen Worte vorlesen konnte.

Manches, was ihn von dem Vorgelesenen besonders anzog, ließ er sich auch abschreiben.

So aus Bürger:

„Klagen wagen jetzt sich zu erheben,
Daß der Großen Willkür sich im Hochmuth übt.
Wann wird mit dem Hochmuth sich es geben?
Wann erst mit der Kriecherei des Volkes es sich gibt."

und

„Vor Feuersgluth, vor Wassersnoth,
Mag sicher fort der Erdball rücken.
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er im Papier ersticken."

Besonders aber gefiel ihm Bürgers Prometheus.

Aus Gustav Schwab's Leben Schiller's, das er mit der innigsten Theilnahme sich vorlesen ließ, wurde unter Anderm der Reim Göthe's auf seinen Freund Lavater abgeschrieben:

„Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber war's Poesie, daß er erbärmlich sie fand?"

Wie ernsthaft es Paulus mit diesem Vorlesen nahm, mag folgender Umstand beweisen. Er hatte aus einer Bücherversteigerung ein Buch erhalten mit der Aufschrift: „Der Tag auf dem Lande, ein ländliches Gedicht in 8 Gesängen von J. H. Voß. Vierte Auflage, Königsberg" ꝛc. Das Buch gefiel ihm ganz besonders, und doch, je mehr hineingelesen wurde, desto mehr rief er das eine über das anderemal aus: „Es ist nicht Voßisch, es kann nicht Voßisch sein." Er wandte sich zuletzt an die Oeffentlichkeit, und diktirte seiner Vorleserin am 3. März 1851 einen Aufsatz, der in Nr. 57 des Heidelbergerjournals, am Samstag, den 8. März jenes Jahres erschien. Alle Gründe, welche gegen Voß als Urheber dieses Gedichtes sprechen, sind kurz und bündig zusammengefaßt. Er sagt in diesem kleinen, fünf Monate vor seinem Tode im Drucke erschienenen Aufsatze: „Es scheint mir fast unmöglich, daß Vater Voß ein solches Gedicht, das bis zur vierten Auflage verbreitet gewesen wäre, aus der Auswahl seiner Gedichte, Königsberg, 1825, ausgeschlossen und ihm nicht einen Platz neben der Louise eingeräumt hätte. Wie hätte ein Gedicht, welches schon durch drei Auflagen bekannt gewesen wäre, wieder ganz aus dem Andenken verschwinden können! In dem dritten Band der Voßischen, von Abraham Voß mit Erläuterungen 1832 herausgegebenen Briefe ist Seite 297 abgedruckt ein Verzeichniß der Schriften von J. H. Voß, in welchem, ungeachtet es auch einzelne kleine Aufsätze angibt, von einem ländlichen

Gedichte — ein Tag auf dem Lande — nichts angedeutet ist. Auch von Ernestine Voß sind in demselben dritten Bande S. 71 viele Notizen über das Voßische Wirken, besonders über die Louise, mitgetheilt, aber kein Moment, wo an „den Tag auf dem Lande" als Voßisch gedacht werden könnte. Das Gedicht selbst hat nicht den religiösen Ton, der in allen Voßischen Gedichten vorherrscht. Sein Plan ist gut erfunden und genau durchgeführt, der Inhalt aber freier gehalten und im Einzelnen nicht so voll gepfropft, wie die Voßischen Ausmalungen zu sein pflegen. Um so begieriger haben wir die Oeffentlichkeit zu befragen, wer es verfaßt und sich dadurch als einen vorzüglichen Dichter gezeigt und doch so sonderbar versteckt habe. Vielleicht wäre an Claudius in Wandsbeck zunächst zu denken, indem er den Schein, mit der Voßischen Louise zusammenzustoßen, vermeiden wollte. Unter den übrigen Mitgliedern des Göttinger-Hainbundes könnte man an Hölty oder an Siegwart Müller denken, außerdem auch an Baggesen."

Wie um- und scharfsichtig war diese Aufforderung abgefaßt! Sie ist auch darum merkwürdig, weil sie das letzte, von Paulus im Drucke Erschienene ist. Es zeigte sich bald darauf zu seiner Freude wirklich, daß nicht Voß, sondern ein württembergischer Pfarrer Verfasser dieses Gedichtes war. So lange Paulus' Sehkraft zureichte, bis Winter 1850 schrieb er Vormittags immer selbst. Wir haben schriftliche Aufzeichnungen aus der letzten Zeit (1847—1850) oben mitgetheilt. [1])

Mit Rücksichten auf die in zwei Jahren (1848 und 1849) in so seltener Fülle zusammengedrängten Ereignisse schrieb er in den Monaten Juli und August 1850 viele Bemerkungen eigenhändig nieder. Wir führen zur Charakteristik einige derselben an:

Ueber Revolution: „Alle menschlichen Dinge sind nicht unabänderlich. Was entstand, kann auch vergehen. Qui peut faire, peut aussi defaire, sagte Napoleon der Churfürstin von Baiern, da er sie zur Königin gemacht hatte. Aber das Umstürzen macht nur Ruinen, Fallstücke, Bruchstücke. Wer kann diese wollen? Das Starrsteife, Vieleckigte ist nur zu conserviren, in sofern darin theilweise doch das Fügsame, Runde hervorgehoben werden kann."

---

[1]) M. s. §. 18 und 19.

Ueber die Leidenschaften der Masse:

„Zwei Lustgenüsse sind die Weltbeherrscher,
Die Nahrungslust und die Begattungslust.
So ist der Unterleib der Herr der Massen.
Zweck sind die beiderlei Gelüste.
Die Mittel dafür finden — heißt Verständigkeit.
Vom Kopf aus kommt hinzu die Ruhmlust,
Zu gelten in der Meinung Anderer!"

Ueber die demokratischen Republikaner:

„Unzufriedene und Wühler, welche umstürzen wollen, suchen sich an die Stelle der Regenten zu setzen. Sie geben dem fürstlichen Beisatze: „Von Gottes Gnaden" geflissentlich die Auslegung absolutistischer Willkür. Dagegen hilft gewiß nichts besser, als wenn die wahre Auslegung verdeutlicht und verbreitet wird; denn so weit ist der bessere Theil des Volks zum Freiwerden von Willkür und Verführung reif, daß er, durch Grundeinsicht regiert, zum allgemeinen (nicht blos theologischen) Rationalismus geleitet werden kann und will."

Ueber kleindeutsche Union:

„Die deutsche Zeitung vom 23. März 1850 versucht, die drei oder vier Könige (Württemberg, Baiern, Sachsen, auch Hannover), welche nicht von Preußen als Reichsschutzmacht souveränisirt sein wollen, dadurch niederzuhalten, daß sie durch Napoleon Könige geworden seien. Durch wen wurde denn der Churfürst Friedrich von Brandenburg 1701 ermächtigt, sich zu Königsberg die Königskrone auf das Haupt zu setzen? Hauptsächlich durch Oesterreich als deutschen Wahlkaiser."

Ueber die als Parlamentsredner berühmten, deutschen Planmacher:

„Wer nicht ergreift die Zeit am Kopf,
Nicht die Gelegenheit erfaßt am Schopf,
Der bleibt doch immerfort ein Tropf,
Und hängt am großen, alten Zopf."

Der Proceß gegen Johannes Stauf, den Kammerdiener des Grafen Görlitz in Darmstadt, im April 1850, beschäftigte ihn längere Zeit. Er ließ sich alles darauf Bezügliche vorlesen, und schloß dann mit den Worten: „Es kann sein, Stauf hat die Gräfin Görlitz getödtet; es kann aber auch nicht sein! Trotz aller Wahrscheinlichkeitsgründe ist ein Justizmord möglich!" Er schrieb damals eigenhändig einen kleinen Aufsatz, welcher am 3. April jenes Jahres in Nr. 78 des Heidelbergerjour-

nals erschien. Er war „an alle Schwurgerichte und an die zum Revidiren der Verfassungen berufenen Ständeversammlungen gerichtet.“

„Das Schwurgericht in Darmstadt, sagte er in dieser Aufforderung, wegen des Todes der Gräfin Görlitz erweckt ohne Zweifel allgemeine Aufmerksamkeit. Die Geschworenen sind meist nicht in rechtlichen Untersuchungen vorgeübt. Nicht nur sehr schwer, sondern fast unmöglich muß es sein, aus einer Menge von vereinzelten Aussagen von jeder das, was sie darthut, auszuscheiden und mehrere Tage hindurch, mit allen andern zusammengefaßt, als Pro und Contra auf die schwankende Wage zu legen, um zuversichtlich ein zuverläßiges Endurtheil hervorzubringen.“ Er bedauert, daß die Geschworenen sich „nur auf zwei Aussprüche, schuldig oder nichtschuldig, beschränken müssen.“ Er meint, man sollte „bestimmt drei Aussprüche — schuldig, unschuldig und nichtschuldig unterscheiden.“ Er sagt: „Das Wort: Dies ist meine Ueberzeugung! Ich habe darüber Niemanden mich zu verantworten! führt an einen gefährlichen Abgrund, wenn dadurch ein bloßes, dunkles Meinen gerechtfertigt sein soll.“ Nicht „Gefühle“ und „vermeintliche Ahnungen,“ sondern „verdeutlichte Beweisgründe“ müssen helfen. Um das Schuldig gegen Einen auszusprechen, soll „nicht nur die That,“ sondern auch der Umstand, daß der Verurtheilte „als Thäter wußte, er thue etwas, was gesetzlich für sträflich erklärt sei,“ entscheiden. Kann man den Verbrecher weder schuldig, noch unschuldig nennen, sollte die dritte vorgeschlagene Möglichkeit „nichtschuldig“ helfen.“

Als man ihm später sagte, Johann Stauf habe selbst gestanden, äußerte er: „Das ändert die Sache nicht; denn es hätte nach der Lage der Acten auch anders sein können.“

Im Winter 1850 wurde sein Gesicht so schwach, daß er beim Schreiben nur noch einen Schein hatte. Nun ließ er sich den ganzen Tag vorlesen. Abwechselnd diktirte er auch. Wir geben hier einige dieser Diktate vom Mai und Juni 1851.

Ueber Gott:

Non nisi recte
Recta volendi
Firma voluntas
Est, homo! divae
Mentis imago
  Religiosâ
Mente colenda.

Ueber die semitischen Sprachen:

Wenn die semitischen Sprachen das Denken und Wissen bezeichnen,
Greifen sie nicht an den Kopf, deuten allein auf das Herz.
Fühlt der Semite das Denken denn immer nur in dem Herzen?
Kardia, Leb allein, sind sie ihm Sitz der Vernunft?
Ist die ganze Vernunft ihm nur zur Empfindung geworden?
Oder spricht so laut statt der Vernunft das Gefühl?

Ueber die Auffassungen der Teufelsidee:

Welch' dummer Teufel ist's, wenn, wie ihr lehrt,
Der weisen Allmacht, die durch Gutes man verehrt,
Er Böses nur, das selber sich zerstört,
Mit aller Kraft, vom Schöpfer blos gewährt,
Aus Wuth und Neid entgegenkehrt!

In diesem Hören und Diktiren fand sich Paulus in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens glücklich. Freilich hatte das Augenlicht immer mehr abgenommen, und oft saß er allein, dieses zu schonen, im Dunkeln. Aber dann arbeitete er im Innern in der Erinnerung an vergangene Tage oder im Festhalten von Gedanken, die er seiner Vorleserin diktirte. Das Gehör war immer noch so gut, daß man leicht ein Gespräch mit ihm führen konnte. Solche Gespräche erheiterten ihn. Mit der lebhaftesten Theilnahme ließ er sich die Ereignisse der Welt und Stadt erzählen, und besprach sie in der ihm eigenen Gemüthsruhe und mit der bekannten Vorurtheilslosigkeit.

Die meisten seiner ältern und jüngern Freunde waren vor ihm gestorben. Die wenigen, die ihn überlebten, besuchten ihn von Zeit zu Zeit. Der Darsteller dieses Lebens, welcher ihn am häufigsten, meist jeden Tag und oft mehrere Stunden in einem Tage, besuchte, gehörte zu seinen vertrautesten, innigsten Freunden, und führte manch belehrendes und erhebendes Gespräch mit ihm, das ihm zu den unvergeßlichsten Erinnerungen gehört. Viele dieser Gespräche zeichnete er auf, und theilt hier einige Auszüge aus denselben mit. Sie werden zeigen, daß der weise und wahrhaft freie Mann nicht in allen Dingen mit dem Strome der Zeit schwamm, sondern, immer auch in den raschesten Zeitbewegungen nur für das war, was er als wahr und recht erkannte.

Als im April 1848 die Bemerkung gemacht wurde, daß nun die äußerste Linke sehr mächtig sei, sagte er: „Ja! Ja! Wie lange! Es ist schon ein Fehler von vorneherein, daß sich die liberale Seite die linke nennt. Links liegt zwar das Herz, aber nicht der Kopf. Nennen sie sich vielleicht

deßhalb die Linken, weil sie mehr Phantasie=, als Verstandesmenschen sind? Keiner sollte der Linke, jeder der Rechte sein wollen. Die sich die Rechten nennen, glauben auch immer, die Rechten zu sein. Ueberhaupt ist es mir zuwider, wenn Abgeordnete gleich beim Betreten des Ständesaales durch das Sitzen auf eine Seite ein Glaubensbekenntniß ablegen wollen. Ich meine, man sollte es dahin bringen können, jeder Partei recht zu geben, da, wo sie recht hat. Jetzt aber machen die Parteien, jede für sich, das Dilemma: „Wer nicht zu uns gehört, ist entweder ein Dummkopf oder ein Schurke.“ So müßten ja zuletzt Alle entweder Dummköpfe oder Schurken sein.“

Als man in jener Zeit von Heckers und der Seinigen Aufzügen sprach, äußerte er sich: „Ich kenne nichts Abgeschmackteres, als, wenn man ein Glaubensbekenntniß durch einen Hut, oder Bart, oder, was dergleichen ist, ausspricht. Es ist, als wenn die Leute die Polizei auf sich durch ein eigenes Signalement aufmerksam machen wollten, damit man sie desto besser findet, wenn man sie einmal sucht.“

Ueber die Republik bemerkte er: „Keine Verfassung ist besser, wenn der Staat einen gewissen Höhepunkt von Cultur und Luxus erreicht hat, die Selbstsucht und ihre Leidenschaften zu zügeln, als die Monarchie. Damit diese nicht in Absolutismus ausarte, muß das konstitutionelle Leben zur Wahrheit werden. Ich würde mich dafür bedanken, wenn alle Heidelberger zusammen — und diese haben mich doch zu ihrem Ehrenbürger gemacht, und gehören nicht zu den schlechtesten — die Regierungsgewalt über mich hätten. Lieber würde ich mich von einem mittelmäßig guten Beamten, als von ihnen richten lassen. Die Republikaner haben ihre Sache vollends dadurch ganz verdorben, daß sie ihrer Republik den socialen und communistischen Beigeschmack geben wollten. Immer hieß es „sociale oder demokratische Republik.“ Selbst Hecker kam über diese Thorheit nicht hinweg. Wie kann man unter durch physische, geistige und moralische Kräfte ungleiche Menschen eine Gleichheit der Gewalt und des Vermögens bringen? Theilt am Montag, und ihr müßt am Dienstag wieder theilen, weil es wieder ungleich geworden ist. Und nun vollends die Mehrheit! Die Mehrheit der Fäuste ist ein Argument, unter dem jeder Zeit der gesunde Menschenverstand bald unterliegt. Es ist wahr, die Franzosen machen in ein paar Tagen Republiken, aber, so schnell sie kommen, so schnell vergehen sie auch wieder. Das Ende ist wieder eine Monarchie, ja jedesmal eine schärfere.“

Als man damals so viel von Preßfreiheit, Bürgerbewaff=

nung und Geschwornengerichten sprach, sagte er: „Schöne Worte! Aber, wenn es nicht bei Worten bleiben soll, muß man den Leuten vorerst klar machen, was man damit will. Ich glaube, daß es viele von diesen Liberalen selbst nicht wissen. Es kommt darauf an, was man damit macht. Ein vernünftiges, dem Fortschritte huldigendes Preßgesetz ist mir lieber, als das ewig vage Geschrei von Preßfreiheit. Die Hauptbestimmung müßte sein, daß jeder Verfasser sich nenne, und für das, was er sagt, einstehe. Die Freiheit der Presse ist allerdings die Grundbedingung für den Fortschritt der Wissenschaft. Allein sie allein macht es nicht, wenn die Menschen nicht sind, wie sie sein sollen. Gebt Dummköpfen, Narren oder Schurken die freie Presse! Was gewinnt ihr? Die freie Presse muß das Mittel, aber nicht der Zweck sein. Es ist trefflich, wenn der verständige und rechtliche Bürger seine Waffe führt für Gesetz und Recht. Aber Waffen in Volksversammlungen? Wird man da nicht leicht versucht, die Faust und das sie unterstützende Geschrei des Faustrechtes für Gründe gelten zu lassen? Wenn die Menschen wären, wie sie sein sollten, wären auch die Geschwornengerichte vortrefflich. Ich für meinen Theil lasse mich lieber von einem mittelmäßigen Beamten, als von Geschwornen beurtheilen. Es gehören Verstand und Kenntnisse dazu, die nicht Jeder hat. Der Census kann nicht helfen; denn er bezieht sich nur auf den Reichthum, nicht auf den Verstand. Der Richter muß doch Gründe angeben, der Geschworne urtheilt blos nach seinem Gefühle, und das Gefühlsurtheil ist immer ein sehr gefährliches."

Als man von Feuerbach's Vorlesungen der Philosophie in Heidelberg und ihrer absolut negativen Richtung sprach, rief er aus: „Daß doch die Herren immer meinen, sie müßten das Kind mit dem Bade ausschütten, um ein reines Badewasser zu erhalten! Ich für meinen Theil habe immer die Ansicht gehabt: Wenn ich von einer Sache nicht wußte, daß sie ist, so habe ich daraus noch nicht den Schluß gezogen, daß sie nicht ist. Denn Feuerbach's ganze Schlußweise ist ungefähr diese: Ich weiß nicht, daß ein Gott ist, daß eine Unsterblichkeit ist, also weiß ich, daß sie nicht sind. Er kommt in seinem Wesen des Christenthums immer wieder mit dem Satze: „Das Allgemeine ist das Wesenhafte!" Was ist aber euer Allgemeines anders, als das vom Einzelnen Abstrahirte? Anders existirt es nirgends, als in eurem Gehirn. Was ist euer sogenanntes reines Sein ohne das Seiende, von dem es abgezogen ist? Ein todtes, inhaltleeres Abstractum. Der sogenannte Menschengeist an sich, der Feuerbach's Unsterblichkeit abgeben soll, ist nichts ohne die einzelnen Menschengeister.

Es kann sich daher auch nur um die Unsterblichkeit dieser handeln. Wie kann man so räsonniren: Der Mensch bildet sich die Idee Gottes als ein Ideal in seinem Geiste; also existirt Gott außerhalb seiner nicht? Bildet sich der Mensch nicht auch die Vorstellungen der Dinge und der Welt? Hat er nicht Alles, was er denkt, nur in sich, und folgt daraus, daß es außerhalb seiner nicht existirt? Mir kommt es immer vor, als wenn die absolute Negation die beste Vorbereitung für die Jesuiten wäre. „Ihr protestirt gegen Alles, auch gegen die Vernunftreligion, auch gegen den Deismus, deßhalb ist euer Protestantismus eine gefährliche Waffe, die man beseitigen muß" — werden die schlauen Schüler des heiligen Ignatius rufen. Wenn ihr Unsinn niederreißen wollt, dürft ihr nicht allein niederreißen, ihr müßt an der Stelle des Eingerissenen etwas Vernünftiges aufbauen. Sonst wird man euch mit Recht zurufen: Es wäre besser gewesen, ihr hättet das Alte stehen lassen."

Da man im April 1849 auf die neuere Philosophie zu reden kam, sagte er: „Sonderbar, daß die Leute in der Regel glauben, der Nachfolgende müsse gescheidter, als der Vorausgegangene sein, und daß man dann immer, wie eine Heerde dem Leithammel folgt, so ohne weiteres Prüfen sich wieder an den Nachfolgenden anschließt, bis dieser wieder von einem Spätern verdrängt wird. Selbst gescheidte Leute machen es so. So war Daub Kantianer, Fichtianer, Schellingianer und Hegelianer, und wer weiß? was er noch geworden wäre, wenn sich noch Andere nachher gezeigt hätten. Die herrschende Ansicht ist jetzt diese: Fichte steht höher, als Kant, Schelling höher, als Fichte, am höchsten endlich steht Hegel. Ich meine, daß es gerade umgekehrt ist. Fichte ist weniger, als Kant, Schelling und Hegel, aber diese weniger, als Fichte. Kant hat mit Schärfe nachgewiesen, daß man das Ding an sich nicht erkennen kann. Er verwies die Denker auf das Ding in der Erscheinung. Anstatt sich nun an dieses zu halten, was man erkennen kann, und dessen Erkennen für alle Wissenschaften von so unberechenbarem Nutzen ist, wollten die Nachfolger das Unerkennbare erkennen, und verloren sich dadurch in unhaltbare Phantasien. Wenn Hegel sein reines Sein das Nichts genannt hat, hat er ganz Recht gehabt; denn es ist nichts, und bleibt nichts. Darf man sich darüber wundern, daß man aus Nichts Nichts machen kann? Es ist überhaupt ein Fehler, daß man sich unter Philosophie einzig und allein ein Grübeln über das sogenannte Welträthsel, Gott und sein Verhältniß zur Welt, denkt. Die Philosophie soll die allgemeine Methodik, der Rationalismus in allen Wissenschaften sein."

Als am 2. Mai 1850 von den Gothaern gesprochen wurde, sagte er: „Was sie wollten, war mir von ihrer ersten Rede in der Paulskirche an klar, um jeden Preis die Herstellung eines deutschen Reichs, Mediatisirung der kleinen, deutschen Fürsten und Beherrschung Deutschlands durch einen deutschen Kaiser. Und doch, wie viele Parteien, Fractionen und Unterfractionen, die oft so subtil waren, daß man ihren Unterschied kaum, höchstens nach den verschiedenen Wirthshäusern erkennen konnte, in denen sich die Parteien versammelten, über einen und denselben Gegenstand! Wahrlich, die Verhandlungen in der Paulskirche waren für uns ein vortrefflicher Spiegel der gewünschten, deutschen Einheit! Man brauchte sie nicht aufzuzehren, sie zehrten sich selbst auf. Sie wollten anfangs ein Deutschland, dann ein Kleindeutschland, während andere ein Großdeutschland wollten. Und nun sollten einige Staaten, die sich der projectirten Union anschloßen, wie die Herren in Frankfurt, Gotha und Erfurt ausmachten, in Preußen aufgehen. Wir verlieren unsere Rechte und Konstitutionen zum Vortheile Preußens! Das nennen die Herren deutsche Einheit! Ich ziehe die Freiheit und das Recht einer solchen Einheit vor. Wäre denn die größte deutsche That, die Reformation, zu Stande gekommen bei dieser vielgepriesenen Einheit? Nur die Verschiedenheit der kleinen deutschen Staaten machte ihre schnelle Verbreitung möglich. Die Habsburger hätten sie in der Geburt erstickt. Es käme vielleicht eine Zeit, wo sich die Herren Unionisten die frühere deutsche Vielheit zurückwünschten. Ich sehe nicht ein, warum wir an Macht gewinnen sollen, wenn wir mit einigen andern Staaten in Preußen aufgehen! Auf der großen Kirchenversammlung zu Konstanz sagten die versammelten Väter: Wir wollen zuerst die Einheit der Kirche herstellen und dann an die Reformation gehen. Die Einheit wurde erreicht, die Reformation blieb aus, bis sie durch die mächtige Erhebung der Geister im sechszehnten Jahrhundert auf anderem Wege entstand!"

Auch nach Außen hin, über die Gränzen der Stadt, nahm sein Verkehr mit der Welt immer mehr ab, nicht nur, weil Alter und Kränklichkeit einer häufigeren Berührung im Wege standen, sondern, weil immer mehr von seinen ältern und jüngern Freunden und Collegen auch außerhalb Heidelberg's heimgegangen waren. In den Jahren 1847—1849 schrieb übrigens Paulus seine Briefe alle noch eigenhändig. Wir haben viele seiner damaligen Aufzeichnungen oben mitgetheilt. In jener Zeit entstand seine von ihm eigenhändig geschriebene, nicht ganz vollendete Schrift „Göthe und Paulus." [2]) In den Jahren 1847 u. 1848 schrieb er noch eine feste und

[2]) M. s. Bd. I, S. 335 u. 336, und Bd. II, §. 11.

leserliche Hand. Welch' rege Theilnahme er damals noch den ernsten, wissenschaftlichen Untersuchungen schenkte, geht aus seinem Briefe vom 1. Okt. 1847 an seinen gelehrten Neffen, C. U. Hahn, hervor. Er schrieb diesem: „Die freundliche Zusendung Deines tüchtigen Werkes über die mittelalterlichen Glaubensabweichungen hat mich, mein Lieber! gar sehr erfreut. Du hast die richtige Methode gewählt, deutlich zu referiren, was und warum die Wahrheitsuchenden sich dergleichen Denkaufgaben (Probleme) machten, und — oft sonderbar genug — nach dem Maaß der Zeitkenntnisse zu lösen suchten. Dein Werk wird lange die Grundlage bleiben, wodurch jene so wenig durchschauten Häresien als Forschungsversuche der Nachdenkenden genauer bekannt werden. Deswegen ist es sehr gut, daß Du so häufig die Data aus den Quellen wörtlich vorlegst, und reiche Beilagen dieser Art gibst, nicht aber viel dazwischen räsonnirst. Mag dies Jeder nach den Voraussetzungen, die er außerdem hat, für sich versuchen."

„Da Du mehr über Innocenz III. gearbeitet hast, solltest Du da nicht manche Materialien haben, oder leicht in's Klare bringen können, wodurch Du Hurter's Werk berichtigen, oder ergänzen würdest? Mich dünkt, Hurter wählte den herrschsüchtigen und scharfsinnigen Innocenz III., weil er selbst demselben im Charakter sehr ähnlich ist."

„Ich habe in Kleinfolio eine duplex confessio Waldensium ad regem Hungariae etc. Wahrscheinlich ist der nicht paginirte Foliant rar. Wenn er Dir Freude macht, so gebe ich ihn Dir gerne, da Du ohne Zweifel eine Sammlung solcher Quellschriften besitzest."

Am 16. Oktober desselben Jahres schrieb er an denselben: „Ich war etliche Tage unwohl, wie es im Alter nur gar zu leicht eintritt. Deswegen die Verspätung der Dir, mein Lieber, zugesagten Zusendung."

„Sehr wünsche ich, daß die literarische Rarität Dir eine Freude mache. Schwerlich würde ich sie je noch benutzen können. Tempus est, sarcinas colligendi."

„Auf den dritten Theil Deines Werkes bin ich sehr begierig, besonders, was das Jüdische betrifft. Aber zum Bearbeiten mindert das Alter die Kräfte mehr, als ich zuvor dachte. Für die Papstmedaille danke ich sehr. Denkt gleich Pius IX. wahrscheinlich nur im Weltlichen sein Patrimonium Petri zu heben, so gibt er doch darin allen unsern Regenten ein wichtiges Beispiel. Auch kann es nicht extra ecclesiam heller werden, ohne daß auch Strahlen in das Dunkel der Pfafferei fallen dies- und jenseits."

Den meisten Verkehr hatte er in der letzten Zeit mit seinen alten Freunden, v. Reizenstein, Salat und v. Wessenberg.

Den letzten Brief schrieb Reizenstein an Paulus am 3. Jan. 1847. Er lautet: „Ich weiß wahrlich nicht, woher ich am besten den Stoff zu Erwiederung Ihres bewunderungswürdigen Briefes vom letzten Tage des abgewichenen Jahres herhole, von dem unumwundenen, wenn auch in einiger Hinsicht beschämenden Geständniß meiner ganz totalen Unfähigkeit zu dem Geschäft einer schriftlichen Niederlegung meiner Gedanken, oder von der freilich angenehmern Darlegung meiner Glückwünsche zu der durch eben dieses Schreiben so überschwänglich beurkundeten Frische des Geistes in moralischer und Kraft der Hand in physischer Hinsicht, deren Sie, fortunate senex, zur Freude Aller, die Ihnen anhängen, — und dieser ist wirklich keine kleine Zahl — genießen. Daß Sie Ihre frühern Bergpromenaden auf die desto emsigere Benützung des Hausgartens beschränken müssen, dürfen Sie an sich nicht beklagen. Wir beschreiben ja immer arctiores circulos, und ich selbst, obgleich um 4½ Jahr jünger, kann ohne fremde Hülfe das Bett nicht mehr verlassen, und muß mich blos von da bis zum nahen Kanape führen und dann auf letzteres heben lassen. Dieses ist in zwei Worten der gegenwärtige status rerum mearum, wenn auch nicht exoptatissimus, doch immer für mich erträglich, da ich — dem Himmel sei Dank — noch immer den Gebrauch meiner Sehkraft ohne Brille habe, und folglich zwar nicht schreiben, aber doch lesen kann" .... „Und hiemit leben Sie so wohl, als ich es in Gedanken jeden Augenblick Ihnen von der Vorsehung erbitte. Von ganzem Herzen und für immer aufrichtig ergebenst treuer Freund

Reizenstein."

Acht Wochen nachher, am 5. März 1847, verschied derselbe. Mit ihm hatte Paulus einen seiner treuesten und trefflichsten Freunde verloren.

Wie Reizenstein, so schrieb auch der bekannte philosophische und theologische Schriftsteller Salat noch im höchsten Greisenalter regelmäßig an Paulus, von welchem er eben so regelmäßig Briefe empfing.

Noch am 27. August 1850 schrieb ihm jener aus Landshut unter Anderm: „Seit dem 24. August bin ich im 85. Lebensjahre, also stehen Sie im 90sten. Das Schreiben fiel Ihnen schon vor einiger Zeit schwer. Jetzt ist es Ihnen wohl unmöglich. Sollte nicht Einer der Sie Besuchenden willig oder geneigt sein, zu schreiben, was Sie ihm diktiren möchten, nur Weniges, betreffend Sie und Tiedemann? Prof. Schulz, jener aus Wien, der mich vor drei Jahren hier in Landshut besuchte, gab mir auch von Ihrer äußern Persönlichkeit ein Bild, das

mich nimmer verlassen wird. Den Erzherzog Johann, der mich wieder auf das Freundlichste aufnahm, fand ich gesunder, blühender und heiterer, als jemals und seine Gemahlin, welch' ein Frauenbild!"

„Möge Gott Sie Ihren Freunden, Ihren Verehrern noch lange erhalten — schenken!"

Auch dieser jüngere Freund sollte bald nach diesem Briefe Paulus vorangehen. Er starb in Landshut am 11. Februar 1851.

Noch ein auswärtiger, treuer Freund, der mit Paulus im regelmäßigen, brieflichen Verkehre stand, blieb ihm übrig, der edle Heinrich Ignaz Freiherr v. Wessenberg. Dieser erfreute den alten Freund in Heidelberg von Zeit zu Zeit mit köstlichen literarischen Gaben und geist- und gemüthreichen Briefen. Viele derselben aus der frühesten Zeit bis in das späteste Alter liegen uns vor als eben so viele Beweise der freundschaftlichsten Verehrung und Liebe des erleuchteten Kirchenprälaten für den protestantischen Geistes- und Kampfesgenossen. Wenn ein Wunsch der Vereinigung der christlichen Bekenntnisse kein leerer Traum ist, Männer, wie Paulus und Wessenberg, müßten ihn verwirklichen! Keiner suchte den andern zu sich herüberzuziehen, keiner bekämpfte den andern. Jeder strebte nach Wahrheit und Recht, nach Licht und Freiheit. Jeder achtete dieses Streben im Andern. Wahrlich, ein schönes und seltenes Bild wahrhaft religiöser Duldung, gleichweit von frivolem Indifferentismus und von Verketzerungs- und Verfolgungssucht entfernt.

Am 29. December 1850 schrieb Wessenberg an Paulus: „Sie haben, hochgeehrtester Herr und Freund, meine Neujahrsblätter immer mit so viel Freundlichkeit aufgenommen, daß ich hoffen darf, daß Einiges in den hier beiliegenden Blättern für 1851 Ihnen willkommen sein dürfte. Da so Vieles in den jüngsten Zeitumständen nur Unbehagen und Besorgnisse erregte, so war es mir ein Labsal, mich zuweilen in den Himmel der idealen Welt zu flüchten. Wenn gleich die Welt mich zu den Verschollenen zählt, so ist doch mein Herz für die Sache der Menschheit nicht im Mindesten erkaltet, obschon ich nur ein unmerkliches Scherflein dafür bringen kann. Ich kann indessen Gott nicht genug danken, daß er meinen Geist aufrecht hält. Das milde Klima in der südlichen Schweiz und am Comersee hat auch mein Physisches wieder etwas gehoben. Noch kann ich acht bis zehn Stunden im Tag arbeiten, und es ist dies für mich ein wahres Bedürfniß. Freilich erfordert dies eine strenge Diät und Lebensordnung. An diese bin ich jedoch gewöhnt."

„Und wie ergeht es Ihnen in Ihrem hohen Alter? Womit beschäftigt

sich Ihr Geist? Daß er sich beschäftige, bezweifle ich nicht. Mein Herz sehnt sich aber nach Auskunft. Seine besten Wünsche begleiten Sie in's neue Jahr!

J. H. v. Wessenberg."

Die überschickten Neujahrsblätter waren die letzten, die Paulus unter den Lebenden trafen. Sie erregten noch vielfach seine lebhafte Theilnahme. Das Jahr 1851, für welches sie bestimmt waren, sollte sein Todesjahr werden. Wir wenden uns den letzten Tagen seines Lebens zu.

§. 21.

Die letzten Tage. Letzte Diktate. Tod und Begräbniß. Schluß.

Der greise v. Reizenstein hatte Recht, wenn er in seinem letzten Briefe vom 3. Januar 1847, kurz vor seinem Tode, im Gefühle der immer mehr überhand nehmenden Schwäche seinem greisen Freunde Paulus schrieb: „Wir beschreiben ja immer engere Zirkel!"

Was dieser, wenn gleich älter, damals noch nicht so körperlich fühlte, sollte er von nun an jeden Tag mehr als wahr empfinden. Die Kreise seiner körperlichen Thätigkeit wurden täglich enger, wenn gleich der Geist, von den Fesseln der Materie frei, noch ungemessene Räume in Gedanken und im Gespräche durchflog. Noch erfreute er sich damals des häufigen Aufenthaltes in dem unmittelbar hinter dem Hause gelegenen Garten. In den zwei letzten Jahren mußte er auch darauf verzichten. Drei in einander gehende, geräumige Zimmer seiner schönen Wohnung waren von jetzt an noch die Welt, in welcher sich die abnehmende Thätigkeit des Körpers zu bewegen hatte. Im letzten Jahre wurde diese auf zwei Zimmer, die blaue Wohnstube und das daran stoßende Schlafzimmer, beschränkt. Im Winter 1850 war ihm selbst unleserliches Schreiben zur Unmöglichkeit geworden. Die Sehkraft nahm, zuletzt beinahe nur noch zum schwachen Scheine herabsinkend, sichtlich und schnell ab. Das Gehör wurde im letzten Vierteljahre merklich schwächer. Der Geruch hatte schon seit einiger Zeit ganz aufgehört. Die Verschleimung und der Husten, an welchen er eine lange Reihe von Jahren periodisch gelitten hatte, nahmen zu. Sichtlich wurde das Athmen in den letzten zwei Monaten beengter, und hinderte ihn im anhaltenden und zusammenhängenden Sprechen. Die Stimme wurde auch ohne Anstrengung oft merklich heiser und belegt, und war sichtbar schwächer geworden. In gleicher Weise nahm auch die Schwäche der Muskelkraft zu. Schon im Winter 1850 war seine gewöhnliche Bewegung, auf einem durch die Länge

des Wohnzimmers ausgebreiteten Teppiche einigemal auf- und abzugehen. Er that solches allein, ohne Hülfe, und nannte dieses Auf- und Abgehen seinen Spaziergang. Oft klagte er darüber, daß seine körperliche Kraft nicht ausreiche, um sich in diesem engen Thätigkeitskreise die nöthige Bewegung zu machen. Im Jahre 1851 wurde es ihm mit jedem Tage weniger möglich, diese Bewegung, die ihm zur Herkulesarbeit ward, zu Stande zu bringen. Wenn man ihn nach dem Schlafe fragte, so antwortete er: „Ich schlafe wohl; aber der Schlaf nützt mir nichts. Denn, wenn ich aufwache, fühle ich meine Glieder viel müder und abgeschlagener, als an dem vorigen Tage.“ Er beschränkte zuletzt seine Gänge darauf, sich Morgens mühsam vom Schlafzimmer zum Sopha im Wohnzimmer und Abends von da zum Bette, von seiner Vorleserin unterstützt, zurückzuschleppen. Den Tag über ging er mit gleicher Hülfe vom Sopha, das am Fenster stand, zum alten, bequemen Lehnstuhle am Ofen und von da zurück. Die Wohnstube im mittlern Stocke des Landfried'schen Hauses in der Friedrichsstraße hatte zwei helle Fenster nach Osten, und war sonnig und geräumig. Ueber dem Sopha hingen die Bilder Christi und der Apostel Petrus und Paulus; an dem einen war die ihm von seinem Neffen Hahn geschenkte Medaille Papst Pius IX. befestigt. Auf dem Ofen befand sich eine künstlich gearbeitete Katze und daneben ein Jesuit als Lichtlöscher. Ein Tisch vor dem Sopha war mit der gewöhnlichen Lectüre bedeckt. Ein zweiter vor dem zweiten Fenster diente zum Schreiben. Dieses Zimmer, früher die Wohnung der Tochter, war die kleine Welt, in der Paulus das letzte Jahr seines Lebens hinbrachte. Oft nöthigte ihn die zunehmende Reizbarkeit der schwach gewordenen Augen, am Tage die Läden schließen zu lassen, und der Freund des Lichtes saß oft viele Stunden im Dunkeln. Und doch war er bei all' dieser sichtbaren Schwäche des höchsten Alters auch äußerlich ein liebenswürdiger Greis. Paulus hatte bis in die letzte Zeit eine frische, lebhafte Gesichtsfarbe. Seine freundlichen, heitern Züge sprachen den Geist und die Milde aus, die in seinem Innern herrschten. Die freie Stirne, die schön gebildete Nase, das starke Kinn zeichneten noch immer sein einnehmendes Gesicht aus, und, war gleich sein Auge durch das hohe Alter verschleiert, so schien es doch bisweilen, als zuckte im lebendigen Gespräche das Feuer der Jugend durch den Schleier der Greisenzeit. Die mittlere Gestalt war zur kleinen, gebogenen zusammengeschrumpft. Immer hagerer wurde der Körper, als wenn der stets noch siegreiche Geist die unterliegende Materie verzehren wollte. Das ehrwürdige Haupt war nirgends kahl, überall mit schneeweißen, sorgfältig

gekämmten Haaren bedeckt und mit einer schwarzseidenen Mütze verhüllt. Er trug einen zugeknöpften Oberrock, und die Füße waren sorgfältig in Pelzstiefeln gewickelt. Die Beschwerden des Alters fühlte er zuletzt, jedoch ohne ungeduldig zu werden, recht lebhaft. Unverkennbar war ihm, wie er schon im Juni 1851 mehrmals sagte, das bald herannahende Ende. Damals, am 10. Juni jenes Jahres, diktirte er seiner Vorleserin mit Rücksicht auf ein Schiller'sches Distichon:

„Die Organe schwinden. Der Tod ist da idealisch;
Aber das Sterben, ihr Herrn, ist so ästhetisch doch nicht."

Er wäre, sagte er oft, begierig, wie es sich mit dem Sterben verhalte, und ob man in jenem Augenblicke auch noch über das Sterben selbst denken und reflectiren könne.

Inzwischen nahmen seit dem Juni 1851 die Schwäche des Körpers und die Beengung des Athems in beängstigender Weise zu. Wenn auch sein trefflicher Arzt, Prof. Arnold, durch homöopathische Mittel merkliche Linderung gegen Verschleimung und Beengung bot, und die sichtbar abnehmende Kraft zu unterstützen versuchte; so war doch diese Hülfe nur vorübergehend und hinausschiebend, da das höchste Greisenalter selbst als die schwerste Krankheit erscheinen mußte, und der Arzt zweifelte, daß Paulus den letzten Tag des 90. Jahres (1. September) erreichen werde. Nur zu bald gingen diese Befürchtungen in Erfüllung. Seit dem Juli schwand merklich die Lust an Nahrung, der Schlaf war mehr eine theils schwächende, theils aufregende Betäubung, als wirklicher Schlummer. Das Blut verlor allmählich seine natürliche Zersetzungskraft, der Puls war intermittirend und schwach. Geschwulst zeigte sich an den Füßen, später auch an den Händen. Der Husten war weniger gelöst, und der sehr beengte Athem störte immer mehr den Gebrauch der Rede. Die Symptome einer in Folge der Altersschwäche vorhandenen Wassersucht waren unverkennbar. Mit dem Ende Juli, besonders in der Nacht vom 30. auf den 31. wurde es merklich schlimmer. Man legte ihm nach Verordnung des Nachts 1 Uhr gerufenen Arztes auf das mehr angeschwollene, rechte Bein ein Senfpflaster. In der Nacht und auch am Tage, den 31. Juli, zeigte sich geringer Blutauswurf. Die Aufregung dieser Nacht war von einem bald vorübergehenden Phantasiren begleitet. Die Anwendung des Senfpflasters hatte beruhigend gewirkt. Am Tage, den 31. Juli, war sein Geist heiter und frisch. Mit dem Verfasser dieses Buches unterhielt er sich in lebhafter Theilnahme über die Seele.

„Die Veränderungen im Körper," sagte er nach und nach, durch

Fragen und Antworten unterbrochen, „das fühle ich, concentriren sich in meinem Gehirne. Diese Concentration ist das sinnliche Selbstbewußtsein. Solche Art von Selbstbewußtsein dauert nur durch die Veränderungen im Körper, und kann mit diesen Veränderungen aufhören. Das Selbstbewußtsein ist aber auch noch etwas Anderes, das diese Concentration selbst oder den Leib und seine Veränderungen in ihrer Concentration Wissende. Dieses Wissende hat außer dem Erkennen der leiblichen Veränderungen auch Ideen, die offenbar noch ein Anderes, als bloße Veränderungen im Leibe, sind. Es ist, wenn Sie wollen, eine dualistische Anschauung von Leib und Seele, und jedenfalls kann man nur auf diese Weise sich die Möglichkeit einer Fortdauer des geistigen Selbstbewußtseins denken. In diesem Sinn ist sie allerdings sehr denkbar und möglich.“ „Der dualistische Unterschied, fuhr er später fort, zeigt sich auch deutlich darin, daß das Bewegliche der Materie ein ganz Anderes, als das Wissen des Geistes ist. Eben in diesem Unterschied scheint mir der natürlichste Grund zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zu liegen.“

An diesem Tage, Donnerstag, den 31. Juli, diktirte er seiner Vorleserin:

„Ursprung und Zusammenhang der Religion in der unantastbaren Geistesfreiheit.“

„Lebensthätiger, praktischer Glaube an die wenigen Dogmen, welche der Pflichtenlehre förderlich sind, ist dazu nothwendig, daß man nur aus Selbstüberzeugung, für das Rechtwollen zu leben, immerhin zum Voraus entschlossen sei, so daß weder List noch Gewalt diese in der Tiefe des Gemüths hervorgebrachte Stimmung zu stören vermögen. Dieses Wollen treibt alsdann zum Streben, das Rechte zu wissen, vorerst überhaupthin zur Frage: Wie wird man des Wahren gewiß? und so bei jedem Gegenstande und Fache, dem sich zu widmen der Mühe werth ist. So hängt alles wahre Wissen mit dem Rechtwollen, mit der im Geiste gegründeten Moral zusammen. Es hängt nicht von der Gewißheit des Seins Gottes ab und von den künstlichen Beweisen dafür, wohl aber von dem Streben nach Gewißheit, daß ein vollkommener Geist, das ist Gott, sei, von der Zuversicht, daß diese möglichst höchste Geistigkeit mit dem Rechtwollenden harmonire. Alle Beweise für das Dasein des menschlichen Geistes und die Wirklichkeit höherer Geisterklassen und Gottes als des höchsten Geistes können erspart werden, und sind nur für die höhere Geistesbildung unentbehrlich. Der Zusammenhang mit einer Welt von höhern Geisterklassen und einem vollkommensten Geiste wird für den Menschen erst durch dieses

Rechtwollen motivirt und begründet. Alles Wahre und Höchste hat im Menschengeiste seinen Ursprung, und steht auf einem nicht zu täuschenden Selbstbewußtsein fest, wenn der Menschengeist sich nicht selbst betrügen will."

Das Athmen war ruhiger, als an vielen vorausgegangenen Tagen, die Stimme aber schwach und nur für diejenigen, die an sie gewöhnt waren, verständlich. Der Verfasser dieses, der in der letzten Zeit jeden Tag mehre Stunden im Paulus'schen Hause zubrachte, mußte am Morgen des 31. Juli selbst der Vorleserin, die doch sonst jeden Wink ihres Herrn erkannte, Einiges deutlich machen.

Die Linderung war leider! nur vorübergehend. Am Freitag, den 1. August, wurde ihm, da die Geschwulst sich bedeutend vermehrte, und immer mehr von den Füßen nach Oben stieg, an jedes Bein ein Schröpfkopf gesetzt. Er sagte unter Hindeutung auf die Geschwulst in den Beinen und Händen, indem er zugleich merklich beengt war: „Es steigt mir in die Brust, und, wenn es noch höher hinaufsteigt, in den Kopf; dann bin ich todt. Ich will nicht früher sterben, als es nöthig ist. Die Hauptsache ist, kräftig gegen die Geschwulst zu operiren. Darum sind mir die Schröpfköpfe lieb." Als diese an jenem Tage Nachmittags an die Waden angesetzt wurden, ging, besonders an einem Beine, ziemlich reichlich Feuchtigkeit ab, und schon am Samstag, den 2. August, hatte sich Paulus auf eine bessere Nacht merklich erholt. Doch war der Athem, weil auch Wasser in der Brust war, immer sehr erschwert. Seine Gespräche bezogen sich in dieser Zeit hauptsächlich auf das neue Testament.

Am Samstag, den 3. August, diktirte er:

„Ist es nicht höchst sonderbar, daß in dem prophetisch geschriebenen, letzten Büchlein der Sammlung des neuen Testamentes von den zwei Hauptstädten der politischen und religiösen Welt, wie sie vor 70 v. Chr. bestanden, Rom und Jerusalem, ein anderes Endschicksal angenommen wird, als der geschichtliche Erfolg zeigte? Die zuerst dargestellte Stadt ist Jerusalem, die Hauptstadt der Judenschaft. Von ihr wird vorhergesagt, daß sie zwar eine Zeit lang von Heiden getreten (mißhandelt) werden würde, von ihr aber nur 10,000 umkommen, weil die übrigen sich bekehren, d. h. zum Christenthum übergehen würden. Dennoch wurde bekanntlich Jerusalem von den Römern zerstört und ganz Palästina hinweggenommen. Eben so wird prophetisch gesagt, daß Rom unter dem 7. oder 8. Kaiser durch Könige, die bis daher unter ihm standen, angegriffen und zerstört werde. Hierauf ist nicht von weitern Kriegsunternehmungen die Rede, weil der Messias selbst gegen sie kämpft, und sein Reich Gottes vom Himmel

auf die Erde, aber nicht nach Rom, vielmehr in die fortdauernde, heilige Stadt Jerusalem herabbringt. Bekanntlich ist gerade das Umgekehrte zur Wirklichkeit geworden, und über Rom's und seines Luxus völligen Untergang werden wortreiche Klagen angestimmt, so daß die völlige Vernichtung Rom's unzweifelhaft angenommen wird. Wer parteilos selbst forscht, findet sonst überall nichts Specielles von Vorhersagungen, vielmehr nur die handelnden Hauptpersonen, Gott mit einem Presbyterium und den guten Engeln, alsdann Preis dem siegenden Gottessohn, worauf der Satan und der Erzengel Michael einander kämpfend entgegengestellt werden. Der Satan wird zu den Erdbewohnern, von denen, wie wenn sie allein da wären, gesprochen ist, hinabgeworfen, die Kirche aber als eine neue Geburt in Verborgenheit gehalten. Wie stimmt dieses Alles mit der bekannten Geschichte und mit dem Apostel Johannes, als dem Verfasser, überein? Der Verfasser spricht von sich, daß man es glaublicher finden muß, es rede ein Presbyteros, als der Apostel Johannes. Winke geben die zwei kleinen Briefchen unter dem Namen des Johannes, welche auch im Styl von der Apokalypse nicht allzuweit abweichen."

Reden konnte Paulus wegen des beengten Athems und der schwachen Stimme nicht mehr viel. Desto lieber hatte er es, wenn man ihm erzählte. Er sagte damals: „Ich habe die Leute nicht gerne um mich, die bei ihren Besuchen nur kommen, um sich von mir unterhalten zu lassen. Sie wissen ja, daß ich selbst nicht sprechen kann, und nicht sprechen darf."

In jener Zeit waren Missionäre aus der Gesellschaft Jesu nach Heidelberg gekommen, um daselbst zu predigen. Man erzählte ihm Viel von diesen Predigten. Besonders erheiterte es ihn sehr, als er vernahm, es habe der berühmteste unter diesen Missionären als „Hypothese" aufgestellt, „die Hölle sei im Mittelpunkt der Erde," und „da mit dem Weiterhinabrücken in die Erde Platina ohne ein sichtbares Feuer schmelze, so wäre es wohl denkbar, daß die Seelen in der Hölle an einem unsichtbaren Feuer gebraten würden." „Das ist sehr gescheidt;" sagte er. „Die Leute, zu denen die Jesuiten predigen, wissen großentheils nicht, was eine Hypothese ist; aber, daß man nach dem Tode im Mittelpunkte der Erde gebraten wird, ist allgemein verständlich!" Einmüthig predigten seit dem 27. Juli die evangelisch-protestantischen Geistlichen der Stadt gegen die Jesuiten; selbst hochgestellte, katholische Geistliche hatten gegen ihre Zulassung in dieser alten Stadt evangelischer Glaubens- und Gewissensfreiheit sich entschieden ausgesprochen. Man erinnerte sich an jene frühern, von Loyola's Anhängern ausgegangenen Aufhetzungen zur Ver-

wüstung der gesegneten Pfalz. Ein ausgezeichneter, evangelisch=protestantischer Kanzelredner erhielt gleich nach seiner ersten Predigt gegen die Jesuitenmission zwei anonyme, tadelnde Briefe. In jener Zeit empfing Paulus ein ebenfalls anonymes Schreiben vom 26. Juli aus Miltenberg. Der Brief lautet also:

„Die Zeitungen enthalten folgende Nachricht: Zu Heidelberg starb vor einigen Tagen eine ledige Frauensperson, Christine Nahrung, von Wiesloch gebürtig, in dem hohen Alter von 104 Jahren. Nach einem noch ziemlich rüstigen Manne, Namens Apfel, der bereits das 112. Jahr zurückgelegt hat, ist nun der 90jährige, geheime Kirchenrath Dr. Paulus die älteste Person in Heidelberg. Da er eine sehr schwache Gesundheit hat, so sieht er, wie man sagt, in dieser langen Fristung seines Lebens ein deutliches Wunder Gottes.“

„Es machte einen angenehmen Eindruck auf mich, von Euer Hochwohlgeboren die erhebende, christliche Ueberzeugung ausgesprochen zu lesen, daß Gott in seiner, alle seine Kinder umfassenden Gnade Sie dieses hohe Alter habe erleben lassen. Aber es drängte sich mir der herzinnigste Wunsch zugleich auf, daß Euer Hochwohlgeborn nicht blos das Wunder der Macht, welches Gott in Ihnen wirkte, sondern auch das Wunder der Gnade, welches er noch an Ihnen wirken will, erkennen möchten! Und was wäre dieses für ein Wunder? Die Heimkehr Euer Hochwohlgeborn in die Arme der heiligen katholischen Kirche. Bedenken Euer Hochwohlgeborn, Sie haben keine Sorge mehr, als die Sorge für Ihr ewiges Heil. Welche Freude, wenn Sie, dem Zuge der göttlichen Gnade folgend, in Bälde vor Gott zur Rechenschaft stehend, Gott für seine liebreiche Gnade danken und als Ihr Verdienst vorbringen können, daß Sie die Gnade Gottes nicht umsonst empfangen und so lange genossen haben. Bedenken auch Euer Hochwohlgeborn: Protestantisch ist gut leben, katholisch gut sterben!“

„Ich werde den Allgütigen bitten, daß er das Werk, welches er an Euer Hochwohlgeborn anfing, auch vollenden möge.

L. J. Chr.“

Die Vorleserin mußte Paulus diesen Brief mittheilen. Seine einzigen Worte waren: „Schreiben Sie oben auf den Brief: Einladung zum Katholischwerden, und legen Sie ihn zu meinen andern Papieren!“ Später sprach er nie mehr davon.

Inzwischen nahm die Geschwulst an den Füßen und Händen zu. Am

Dienstag, den 5. Aug. wurden abermals beide Hände und Füße geschröpft. Aus den geschwollenen Händen floß eine nicht ganz unbedeutende Menge Wassers. Auch hier zeigte sich abermals einige Erleichterung. Noch am Donnerstag, den 7. August, diktirte er:

„Was ist evangelisch? Was ist protestantisch zu nennen?

„Die Kirche, welche unter ihrem als lehrunfehlbar gepriesenen, römischen Oberhaupt allein eine Kirche zu sein behauptet, erneuert in mehreren Gegenden mit ungewöhnlicher Heftigkeit besonders durch Missionen ihr Widersprechen gegen alle andern. Sie mißdeutet die noch selbst unter ihren Mitgliedern nach freier Untersuchung strebende Benennung: Protestantismus. Die sichere, unterscheidende Bedeutung dieses Wortes ist ohne Zweifel aus den Acten der deutschen Reichsversammlung 1529, wo sie entstanden ist, zu erkennen. Die votirenden katholischen Mitglieder der Versammlung meinten mit ihrem, vom Kaiser Karl V. ernannten Vicepräsidenten, dem Bruder des Kaisers, die in weltlichen Reichsangelegenheiten als gültig entscheidend angenommene Stimmenmehrheit auch auf die religiösen und kirchlichen Dinge ausdehnen zu dürfen. Die evangelischen Stände protestirten gegen eine solche Meinung, indem ihnen die Entscheidung nicht von der Mehrheit der Machthaber, sondern vom religiösen Bewußtsein abhängig erschien, und nach ihrer Ueberzeugung weiterer Forschung ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit vorzubehalten war.“

„Daher kam man auch im nächstfolgenden Jahre nur unter dem die Gewissensfreiheit schützenden Namen — Protestanten — zusammen. Deswegen ist auch immer diese uns sichernde Benennung fest zu halten. Noch jetzt findet der volle Inhalt dieses Wortes, das keiner Gewissens- und Glaubensfreiheit zu nahe treten darf, seine Anwendung.“

So sprach sich das letzte Diktat des mit dem Tode ringenden, fast 90jährigen Greises mit fester Beharrlichkeit für das Princip des evangelischen Protestantismus, welchem er sein ganzes Leben geweiht hatte, aus.

Die Entkräftung nahm seit dem 5. August mit schnellen Schritten zu. In der Nacht vom 7. auf den 8. August stellte sich große Beunruhigung ein, auch zeigte sich Rothlauf am linken Beine. Das Wasser floß fast nicht mehr aus den durch das Schröpfen entstandenen Wunden. Der Arzt wurde um drei Uhr in der Nacht gerufen. Die Beunruhigung dauerte am Freitag, den 8. August, mit Unterbrechungen fort. Er sprach Nachmittags viel von

seinem verstorbenen Freunde, v. Reizenstein. Bald aber zeigte sich ein sichtbar wohlthätiger Zustand. Es war, während er vorher häufig über sein körperliches Befinden geklagt hatte, wie wenn alle Beziehungen zu seinem Körper und dessen Leiden plötzlich geschwunden wären. Auch achtete er wenig auf die umstehenden und ihn besuchenden Personen. Dennoch war Alles, was er sprach, zusammenhängend und vernünftig. Vom Samstag, den 9. August, Morgens, war er beständig in einem dem Schlafe ähnlichen Zustande. Um die Mittagsstunde jenes Tages besuchte ihn die Frau seines alten, treuen Freundes Kapp, der damals gerade sich in dem Bade zu Kissingen aufhielt. Sie wünschte ihn noch einmal zu sprechen. Man mußte ihn aus der schlafähnlichen Betäubung erwecken. „Es ist Nacht, sprach er deutlich, als er von ihr hörte, ich sehe Sie nicht." Seine Sehkraft mußte ganz erloschen sein. Bald folgte wieder der schlummerähnliche Zustand. Er dauerte am Sonntag, den 10. August, fort. Man hatte ihn, weil die Beunruhigung in der Nacht zunahm, in dem Schlafzimmer vom Bette auf das Sopha gebracht. Hier lag er den ganzen Tag. Die Hände bewegten sich unruhig hin und her. Häufig zeigten sich auch unruhige Bewegungen des Kopfes. Der enge Athem wurde immer mehr ein Röcheln. Bisweilen erhob sich der Sterbende und legte sich wieder zurück. Am Vormittag des 10. August sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme: „Ich stehe rechtschaffen vor Gott durch das Wollen des Rechten." Noch einmal erhob er sich nach der Mittagsstunde. Genau Aufhorchenden waren die schwachen Laute vernehmlich: „Es gibt eine andere Welt." Dies waren die letzten Worte, die über seine Lippen gingen. Paulus war zurückgesunken, das Röcheln nahm immer mehr zu, und dauerte noch einige Stunden. Endlich wurde das Athmen schwächer, leiser und leiser. Ein sanfter Hauch wehte über die Lippen, und am Sonntag, den 10. August, Nachmittags vier Minuten vor halb vier Uhr hatte das irdische Leben eines der edelsten Menschen geendet. Noch zwanzig Tage fehlten bis zum vollendeten neunzigsten Jahre.

Da lagen die irdischen Ueberreste des Mannes, dessen ungewöhnlich langes Leben ein Wirken neuer und eigenthümlicher, wissenschaftlicher Erforschung, unausgesetzter Wahrheits- und Rechtsliebe, der vollsten Ueberzeugungstreue, des reinsten, sittlichen Charakters war. Der Augenblick eines Todes, der auf ein solches Leben folgte, war ein tief ergreifender. Die Thränen der um die Leiche stehenden Pflegerinnen und Freunde sprachen mehr, als alle Worte.

Am Dienstag, den 12. August, Nachmittags unmittelbar vor der Beerdigung, war die Leiche in dem Wohnzimmer des Verstorbenen ausge-

setzt. Sie lag, in ein weißes Sterbegewand gehüllt, das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, einen Immortellenkranz auf der Brust, im Sarge, dessen Deckel bald den trauernden Freunden für immer den Anblick des Trefflichen entziehen sollte. Viele seiner Freunde und ehemaligen Schüler sahen noch einmal in das durch die zerstörende Gewalt des Alters und des Todes entstellte Gesicht, das ihnen so oft in der gewohnten, mild freundlichen Weise zugelächelt, zu dem sie oft bewundernd in der Stunde der Belehrung hingeblickt hatten. Rührend war es, als unter seinen Freunden auch ein beinahe achtzigjähriger Greis vor der Leiche erschien, und sich eine Silberlocke von dem ehrwürdigen Haupte erbat. Kein Auge der Umstehenden blieb trocken.

Um 5 Uhr Nachmittags erfolgte die Beerdigung. Seit Thibaut's Tode hatte Heidelberg keinen zahlreicheren und feierlicheren Leichenzug gesehen. Es war, vom schönsten Wetter begünstigt, ein unübersehbarer Zug von Freunden und Verehrern aus allen Ständen und Klassen der Stadt und der Umgegend. Voran gingen zwei Universitätspedellen mit den weißumflorten Trauerstäben und der Kirchendiener. Diesen folgte Instrumentalmusik, unmittelbar darauf der von vier schwarz behängten Pferden gezogene, mit vielen schönen Kränzen geschmückte Leichenwagen. Auf beiden Seiten desselben einhergehend, begleiteten ihn mit Trauerflören versehene Seminaristen und Theologen. Voraus gingen unmittelbar hinter dem den Sarg führenden Wagen die sämmtlichen evangelisch-protestantischen Geistlichen der Stadt im Amtsornate, der deutschkatholische Prediger und die übrigen evangelisch-protestantischen Seelsorger der Umgegend, unter denen sich selbst aus der fernen Residenzstadt eingefunden hatten. Ihnen hatte sich auch der israelitische Geistliche angeschlossen. Hierauf folgten die beiden, von dem Verstorbenen mit dem Vollzuge seines letzten Willens beauftragten Executoren im Namen der abwesenden Verwandten, Se. Magnificenz, der Prorektor mit den überaus zahlreichen Mitgliedern der Universität, die sämmtlichen Beamten der Stadt, die Direktoren und Professoren des Lyceums und der höhern Bürgerschule, die übrigen Seminaristen und Studirende der verschiedenen Facultäten, so wie viele Bürger und Einwohner der Stadt, welche sich dem Zuge anschloßen, in unübersehbarer Anzahl.

Am neuen Friedhofe angelangt, wurde der Sarg von dem Leichenwagen gehoben und von den Seminaristen und Theologen, welche ihn begleitet hatten, zu Grabe getragen. Den feierlichen Zug selbst, der sich nun im weiten Kreise um das neben der letzten Ruhestätte der Tochter errichtete Grab

versammelte, empfing der daselbst aufgestellte Liederkranz mit passenden, schön ausgeführten Trauergesängen, deren Pausen Trauerstücke der Instrumentalmusik ausfüllten.

Zwei Geistliche sprachen am Grabe schöne, erhebende Worte. Der bei dem Trauerzuge functionirende Stadtpfarrer Zittel eröffnete die Trauerfeierlichkeit mit einer Rede. Wahr, schön, kräftig und freigesinnt war seine Darstellung des Lebens und Wirkens des Verewigten. Er schilderte Paulus, den Theologen, den Bürger, den Menschen. Erhebend war die Hindeutung auf den Wahlspruch des Hingeschiedenen: Wie wird Alles besser? Werden wir besser, bald wird Alles besser. Ergreifend wirkte die Schilderung des stets vom sittlichen Ernste getragenen Kampfes des Verewigten gegen die der freien Forschung der Wissenschaft und Religion Gefahr drohenden Mächte der Finsterniß und des Aberglaubens, deren Herannahen er in einer Zeit, in der man sie noch nicht ahnte, prophetisch verkündete. „Sie sind da,“ die von Paulus Vorausgesagten, rief er mit aller Kraft der Rede. Jeder der Anwesenden verstand diese inhaltsvollen Worte und ihre Bedeutung. Jeder fühlte sich ergriffen, als der Redner mit einem Blicke auf das Grab von dem überzeugungstreuen Kämpfer für Licht und Recht Abschied nahm, und sich im feierlichen Schlußworte zu Gott, der Quelle des Lichtes, wandte, der den redlichen Streiter für seine Ueberzeugung in ein besseres Sein aufgenommen hatte.

Unmittelbar darauf folgte ein Gesang des Liederkranzes. Dann redete der erste Universitätsprediger und Director des evangelisch-protestantischen Predigerseminars, Prof. Dr. Schenkel, im Namen der Universität und der theologischen Facultät. Der berühmte Redner sprach mit aller Gluth seines reichen, dichterischen Gemüthes, mit aller Fülle seiner schöpferischen Phantasie schöne, erhebende Worte, treffliche Bilder meisterhaft entwickelter Gedanken. Mit Begeisterung sprach er von dem blühenden Ehrenkranze der Ruprecht-Karls-Hochschule, in welchem Paulus ein frisches, grünes, kräftiges Blatt war, das nun verwelkt zu Grabe sinke, von seiner Kraft, von seinem Muthe, von seiner Wahrheitsliebe, von seiner Ueberzeugungstreue. Mit der entschiedensten Anerkennung hob er die hohe Bedeutung des Verblichenen um die Wissenschaft hervor, wies er auf seinen trefflichen, sittlich reinen Charakter hin. Mit Recht bezeichnete er die „Ueberzeugungstreue“ als den Grundzug in seinem wissenschaftlichen Forschen, in seinem Denken, Wollen, Leben und Wirken. Mit Recht nannte er aber auch die Ueberzeugungstreue das Höchste, was der Mensch sich im Leben erringen könne. Indem er in glücklich gewählten Zügen kurz und markig ein leben-

diges Bild des verstorbenen Edeln vor die Augen der Hörer stellte, führte er mit der besondern Macht seiner seltenen Redekraft Paulus' Worte an: „Es gibt eine andere Welt." Mit diesen letzten Worten des Verstorbenen forderte er in sittlich=religiösem, der feierlichen Stunde angemessensten Ernste die zahlreiche Versammlung der Freunde und Verehrer des Verblichenen auf, in seinem Sinne und Geiste nicht nach den wandelnden Gütern des Tages, sondern nach den unveränderlichen, geistigen Gütern des ewigen Lebens zu ringen.

Nach einem abermaligen Trauergesange des Liederkranzes schloß Stadtpfarrer Zittel in einem erhebenden Gebete, das eine sehr schön gewählte Beziehung auf die hohe Lebensdauer und die lange, verdienstvolle Wirksamkeit des Entschlummerten enthielt, die rührende Feierlichkeit.

Die Instrumentalmusik begann, und, während ihre Trauerklänge ertönten, warfen die Anwesenden die letzten Schollen der Erde auf den in das Grab eingesenkten Sarg. Acht Tage nachher feierte die deutschkatholische Gemeinde in der Providenzkirche das Andenken an ihren verstorbenen Wohlthäter in erhebender Weise.

Alle öffentlichen Blätter Deutschlands sprachen die vollste Anerkennung der hohen Verdienste des Verewigten um die Wissenschaft aus. Nur in zwei Blättern regte sich der Ketzerhaß. Ein ultramontanes Journal schämte sich nicht, bei der Nachricht vom Tode des Gelehrten, welchen selbst seine Gegner achteten, zu bemerken, daß „Prof. Paulus den Predigten der Jesuiten am 7. Tage unterlegen" und daß „dessen Aufnahme in den deutschkatholischen Heiligenkalender zu erwarten sei." Ein anderes Blatt warf in allem Ernste einem Redner am Grabe vor, daß er Paulus, den Mann der christlichen Ueberzeugungstreue, „einen Christen" genannt habe.

Wir stehen vor dem Grabeshügel, der sich über den letzten irdischen Ueberresten unseres Freundes wölbt. Werfen wir noch einmal, ehe wir scheiden, einen Blick auf ihn zurück, wie er lebte und wirkte, wie er forschte und dachte, wie er strebte und kämpfte, wie er errang, und das Gewonnene festhielt. Fassen wir die schönen, jetzt nur noch in der Erinnerung vorhandenen, oder aus seinen Werken uns entgegenkommenden Züge seines schönen Lebens zu einem wahren und lebendigen Bilde zusammen.

Der kleine Mann steht noch einmal vor uns mit dem feuerblitzenden Auge, der freien Stirne, den weißen Haaren, den frischen, milden, sprechenden Gesichtszügen. Sein Gesicht strahlet den innern Menschen wieder, der es beseelt.

Die seltensten geistigen und sittlichen Kräfte, aus welchen dieser innere Mensch hervorging, waren durch eine höhere Macht in Paulus' Seele

niedergelegt. Er besaß einen eben so scharfen, als tief eindringenden, forschenden Verstand, eine in allen Dingen die Idee aufsuchende, philosophisch-geniale Vernunft, ein wunderbares, noch im hohen Alter andauerndes Gedächtniß, das mit gleicher Kraft die Namen, wie die Sachen und die örtlichen Verhältnisse, umfaßte. Weniger stark mußte man seinen Sinn für Zahlen nennen. Er rechnete wenig. In geringerem Grade waren in ihm die ästhetischen Anlagen vorhanden. Kunstsinn, Kunsttalent und Einbildungskraft waren untergeordnet. Nichts desto weniger zeigte sich das Gemüth in reicher Fülle. Nur lag es nicht, wie bei vielen Menschen, auf der Oberfläche. Es war ein tief verborgener Lebenskeim, der erst durch das klare und besonnene Denken seine schönste und glücklichste Entwicklung empfing.

Wenden wir uns nun dem geistigen Bilde zu, das aus diesen glücklichen Anlagen und den begünstigenden Umgebungen hervorging.

Die unversiegbare Quelle, auf welche wir alle in diesen Blättern zerstreuten Züge seines geistigen Daseins zurückführen müssen, war die reine und beharrlich andauernde Liebe zur Wahrheit. Alle seine großen Anlagen, alle seine ausgezeichneten Kräfte hätten ohne diese nie das Leben, welches wir dargestellt haben, zu Tage gefördert. Paulus liebte die ganze und vollkommene Wahrheit, er scheute sich vor keinem Ergebnisse ihrer Erforschung, und wenn es auch noch so sehr vom gewöhnlichen Wege abwich. Er hatte in allen seinen Thätigkeiten keinen andern Zweck, als sie, ohne jede andere Nebenrücksicht, ohne Hoffnung eines Gewinnes, ohne Furcht eines Verlustes.

Eben, weil die heilige Flamme der Wahrheitsliebe in ihm glühte vom ersten Augenblicke, wo ihm das Leben zum Bewußtsein kam, bis zum letzten Athemzuge, trug er den Sporn zur unausgesetzten und richtigen Verwendung aller seiner sittlichen und geistigen Kräfte in sich, und alle seine geistigen und sittlichen Tugenden entquollen nur dem einen frischen Borne, der Liebe zur Wahrheit.

Weil Paulus die Wahrheit liebte, glaubte er nicht, daß er sie schon hatte. Aus Wahrheitsliebe prüfte, forschte er, strengte er sich unabläßig an, bildete er seinen Verstand aus, sammelte er sich täglich neue und die vielseitigsten Kenntnisse. Aus seiner Wahrheitsliebe floßen sein Fleiß, seine Ausdauer, die beharrliche Anstrengung aller Kräfte, der Eifer für Wissenschaft und ihre Erforschung, die vielseitigste Gelehrsamkeit.

Weil Paulus die Wahrheit liebte, zweifelte er an dem,

wofür er keine zureichenden Gründe finden konnte, war er Kritiker und Skeptiker, welcher die Wunder läugnete und diejenigen Dogmen, die über alles mögliche Denken der Vernunft hinausgehen, oder diesem geradezu widersprechen. Deßhalb achtete er aber auch die Ansichten Anderer, hörte ihrer Entwicklung und Begründung ruhig zu, erwog und betrachtete sie von allen Seiten, nahm auch vom Gegner gerne das an, was er als richtig erkannte, hielt sich immer nur an die Sache, nie an die Person, bekämpfte nur jene, niemals diese, dachte nie an sich, sondern immer nur an den höhern Zweck, zu dem er sich selbst als ein bloßes Mittel erschien. Deßhalb war ihm auch nichts mehr zuwider, als das Widerspiel der Wahrheit, die Lüge, die Heuchelei, die Zweideutigkeit, die Unentschiedenheit, die Halbheit. Darum wollte er das Sein und nicht den Schein. Sein kritisches und skeptisches Element waren die reinsten Erscheinungen der Wahrheitsliebe. Ihr entquollen die schönsten und seltensten Tugenden des Gelehrten, Duldung, Bescheidenheit, Aufmerksamkeit auf Andere, Vorsicht im Urtheile, Freiheit von Selbstsucht, Hochmuth, Anmaßung und Herrschsucht, sein Kampf gegen alle und jede Pfafferei. J. H. Fichte sagt von ihm: [1]) „Diese Toleranz im besten Sinne des Wortes, dieses Widerspiel von allem Pfäffischen machte ihn zu einem der würdigsten und gediegensten Charaktere der gegenwärtigen Zeit."

Weil Paulus die Wahrheit liebte, stellte er das Denken und seine Organe, den Verstand und die Vernunft, so hoch. Auch die Offenbarung mußte ja selbst nach dem Ausspruche des gläubigsten Theologen als eine wahre erkannt, also durch das Denken, durch Verstand und Vernunft geprüft werden. Gründe der Vernunft mußten über Annahme oder Nichtannahme entscheiden. Die Vernunftgesetze waren ihm auch die göttlichen Gesetze. Gott war ihm die höchste Vernunft. Daher wollte er in Allem vernünftig, aus für ihn zureichenden Gründen denken. Er war Rationalist in der Theologie, in der Rechtswissenschaft, Philosophie und Medicin. Er wollte den Rationalismus in allen Wissenschaften und im Leben. Dieser war ihm kein theologisches System, wie ihn Andere genommen haben, sondern die richtige Methode der Wahrheitserforschung in Allem. Sein Rationalismus hatte in der Wahrheitsliebe den schönsten und reinsten Ursprung. Das Licht der Vernunft in Allem — war das Losungszeichen eines Lebens. Hase stellt ihn an die Spitze der Rationalisten des neun-

---

[1]) Freihafen, 1840, Heft 2, S. 180. Vgl. Vorrede zu diesem Werke, S. VII.

zehnten Jahrhunderts.[2]) Karl Gutzkow[3]) sagt: „Der entschiedenste deutsche Rationalist ist Paulus in Heidelberg. Ausgestattet mit einer reichen Fülle orientalischer Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testamentes, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwicklungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen theologische Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er den Begriffen: Glaube, Gerechtigkeit, Gnade, den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun fand Paulus jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit und die Gerechtigkeit Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier die Tiefe ein wenig verallgemeint ist; aber Paulus ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt.“ Heine besang ihn als „Kirchenrath Prometheus“ in einem gelungenen Liede.

Weil Paulus die Wahrheit liebte, liebte er auch die Menschen. Was er wollte, fand er ja nicht in sich und durch sich allein, er wollte sich nicht, sondern die Wahrheit. Diese fand er nur durch Mittheilung, nur in und durch Andere. Wohlwollen, Menschenliebe, Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit stammten von seiner Wahrheitsliebe. Selten war die Familienliebe so zart, so innig, so rein ausgebildet. Was er an seinem Jubiläum von Gattin und Tochter sagte: — „Möchten doch meine Jahre den beiden Unzertrennlichen zugelegt werden!“ — ist das Schönste, was Gatten- und Elternliebe sagen kann.

Weil er die Wahrheit liebte, konnte er im religiösen Glauben das nicht verwerfen, was ihm vernünftig und zur Verbreitung des Reiches der Wahrheit dienlich schien. Darum hielt er in der Religion, was er aus

---

[2]) Kirchengeschichte, 5. Aufl., S. 513. Vgl. Vorrede, S. VI.

[3]) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, neue Ausgabe. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung, 1839, Bd. II, S. 232—234.

überzeugenden Gründen als richtig erkannte, entschieden fest, und mußte ihm sein ganzes Leben hindurch treu bleiben. Darum war er auch mit dem bloßen Erkennen nicht zufrieden, er wollte ja die ganze und vollkommene Wahrheit. Er wollte sie also auch im Begehren und im Handeln. Wahr gegen sich und gegen Andere, Wirken für das Wahre in sich und in Anderen — waren seine Lebensaufgabe. Denkglaube und Ueberzeugungstreue, eifrige Thätigkeit für Menschenbesserung und Menschenbeglückung, Rechtschaffenheit, Biederkeit und Redlichkeit, Streben nach dem Wissen und Wollen des Rechten, sie waren die Sterne, die nur von einer Sonne, der Wahrheitsliebe, ihr Licht erhielten.

Selbst die äußern Tugenden waren Ausflüsse seiner Wahrheitsliebe. Wir weisen auf seinen Ordnungssinn, seine Genauigkeit und Pünktlichkeit und seine noch im höchsten Alter vorhandene Liebe zur Reinlichkeit hin. Sie entstanden aus seiner, Ordnung, Freiheit und Genauigkeit der Gedanken liebenden Seele. Und diese innern Tugenden waren eben so viele Wegweiser zur Wahrheit.

Weil Paulus die Wahrheit liebte, liebte er auch die Freiheit, den vernünftigen, gesetzlichen Fortschritt in Staat, Kirche, Religion, Wissenschaft, Sitte und Kunst. Darum achtete und wollte er, was ihm in jeder Partei des Tages richtig erschien, hielt aber eben so kräftig das Unrichtige, Täuschende oder Unerweisbare des Parteivorurtheils von sich ab. Er war aus Liebe zur Wahrheit weder in frühern Tagen, noch in unserer Zeit ein Parteimann. Was Christus bei Johannes[4]) sagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen,“ war die Ueberzeugung seines Lebens.

Und nun, ehe wir scheiden, wenden wir den Blick noch zu einer uns, seit wir ihn verloren haben, doppelt lieb gewordenen Stelle.

Südlich von Heidelberg, außerhalb des freundlichen Neckarthales, erhebt sich von der westlichen Abdachung des Geisberges unmittelbar an dem Wege, der zu den drei Trögen führt, ein mit frischem Grün bedeckter Hügel. Zahlreiche Wege, die sich durch geschmackvolle, mit buschigen Gesträuchen, bunten Blumen und schattigen Bäumen gezierte Anlagen schlängeln, ziehen den grünenden Vorsprung des kleinen Berges hinauf. Die Höhe bedeckt eine die weite Fernsicht beherrschende, mit Kunstsinn erbaute Kapelle. Sie ladet, schon von Ferne her sichtbar, den vorüberziehenden Wanderer ein, auf dem wenig mühsamen Wege den schönen Ruhesitz zu ersteigen. Von hier und höher hinauf übersieht dieser die im Sonnenglanze schimmernden

[4]) Evang. Johannis VIII, 32.

Ströme des Rheines und Neckars. Durch das weite, sonnige, an den westlichen und östlichen Abhängen der Gebirge dies- und jenseits des Rheines mit schönen Rebhügeln bepflanzte Thal fahrt nahe an der Bergstraße in gerader Richtung der Eisenbahnzug vorüber, dessen schnaubende Dampfer bis herauf zu der mäßigen Höhe der Kapelle ertönen. Gegenüber unserm Standpunkte erscheint das blaue Gebirge der Vogesen in weiter Ferne. Ein lebensfrischer und kräftiger Menschenstamm bewohnt die von unserm Hügel aus in paradiesischer Pracht vor uns liegende Rheinebene.

Wenn das die weiten Räume der reizenden Fernsicht durcheilende Auge des Wanderes sich herab zu den nächsten Umgebungen senkt, gewahrt es in einem den Berg umziehenden Kreise Kreuze, Denksteine und mit kleinen Gittern umzäunte Erderhöhungen, mit blumenreichen Rasen umgeben. Von dem Lande des geräuschvollen Lebens senkt sich der Blick zum Lande der Ruhe und des Friedens. Der neue Friedhof von Heidelberg liegt vor dem Auge des Beschauers. Wenn dieser von der Höhe des Hügels herabgeht zu den Wohnstätten der Todten, nimmt er nicht weit vom Eingange zum Friedhofe einen länglich viereckigen, gelben Sandstein ohne äußere Verzierung wahr. Auf ihm liest er die frisch eingegrabenen Worte: Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geboren den 1. Sept. 1761, gestorben den 10. August 1851. Die Inschrift ist einfach und schmucklos, wie er selbst in seinem ganzen Leben war.

Noch manches Jahr eilt hinab in den alles Sterbliche verschlingenden Strom der Zeit. Der Stein wird stehen und den kommenden Geschlechtern die Stätte bezeichnen, unter welcher die Gebeine eines der Edelsten unserer Zeit ruhen. Aber, wenn auch einst die jetzt in hellem Golde strahlenden Züge seines Namens unter dem Hauche der Vergänglichkeit zerstöret sind, wenn der ihm von Freundeshand gesetzte Grabstein, von Moos und Regen umwittert, eine Ruine daliegt unter Trümmern; so lebet ein alle Erinnerungszeichen menschlicher Kunst überdauerndes Denkmal fort in den Werken, die sein Geist schuf, in dem Andenken aller derer, welche in ihnen eine Wahrheit erforschende, dem Wohle der Menschheit geweihte Wirksamkeit, ein glühendes Streben nach Licht und Recht erkennen, und welchen im Menschengeiste Jenes das Höchste ist, was des Dahingeschiedenen ganzes Leben war, die Ueberzeugungstreue.

Ende.

Chronologisches Verzeichniß der von Paulus herausgegebenen Werke.

---

1) Observationes philologico-criticae ad quaedam loca vaticiniorum Jesaiae, 1781. 4.

2) Exegetisch-kritische Untersuchungen, Tübingen, verlegt v. Jakob Friedrich Heerbrandt, 1784. 8.

3) Ueber das hohe Lied in den zwei letzten Theilen des Eichhorn'schen Repertoriums, Jahrg. 1787.

4) Einheit, Geistigkeit Gottes und Glauben als allgemeine Grundbegriffe der Christuslehre betrachtet. Eine Reihe von Predigten, nebst einem Anhang für gelehrte Leser, Lemgo, Meyer'sche Buchhandlung, 1788. 8.

5) Ueber einige Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. An Se. Wohlgeborn, den Herrn Prof. Schnurrer in Tübingen. Jena, akademische Buchhandlung, 1788. 8.

6) Accuratior msctorum, quibus versio N. T. Philoxeniana continetur, catalogus cum quibusdam ad viros eruditos quaestionibus. Märzheft von Christ. Aug. Günther annales literarii, 1788.

7) Abdollatiphi compendium memorab. Aegypti etc. ed. White. Praef. H. E. G. Paulus. Tubingae, 1789. 2 Thle. 8.

8) Dissertatio inauguralis de versionibus septem Pentateuchi arabicis, ex bibliotheca Bodleyana nondum editis, 1789. 4.

9) Bibliothek von Anzeigen kleiner, meist akademischer Schriften theologischen, philosophischen, mathematischen, historischen und philologischen Inhalts. Erster Band. Erstes bis viertes Stück, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben, 1790. 8.

10) Compendium grammaticae arabicae ad indolem linguarum orientalium et ad usus rudimentorum conformatum cum progymnasmatibus lectionis arabicae ex historia ortus ac progressus literarum inter Arabes decerptis. Chrestomathiae arabicae a se editae jungendum elaboravit etc. Jenae apud Christ. Henr. Cunonis haeredes, 1790. 8.

11) Neues Repertorium für biblische und morgenländische Literatur. Erster und zweiter Theil, Jena bei Christ. Heinr. Cuno's Erben, 1790. Dritter Theil, 1791. 8.

12) Memorabilien. Eine philologisch-theologische Zeitschrift der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Literatur gewidmet. Erster Band. Erstes, zweites, drittes Stück, Leipzig, Crusius, 1791, Bd. II., viertes, fünftes, sechstes Stück, 1793. Bd. III., Stück 7 und 8, 1795. 8.

13) Philologische Clavis über die Psalmen, Jena, 1791. 8.

14) R. Saadiae Phijumensis versio Jesaiae arabica cum aliis speciminibus arabico-biblicis e Ms. Bodlejano nunc primum edidit atque ad modum Chrestomathiae arabicae glossario perpetuo instruxit etc. Fasciculus I, continens cap. 1—38. Jenae apud Cunonis haeredes, 1790. Fasciculus II, continens Jesaiam Saadiae jam totum, ex 2. aliis versionibus prophetae specimina exhibens, Jenae, 1791.

15) Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. In Uebersetzungen und Auszügen mit ausgewählten Kupfern und Karten, auch mit den nöthigen Einleitungen und kollectiven Registern. Sieben Theile, gr. 8. Jena, Stahl, 1792—1804.

16) Philologischer Clavis über das alte Testament für Schulen und Akademien. Jesaias. Jena, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben, 1793. 8.

17) Michaelis J. D. zerstreute kleine Schriften, gesammelt und herausgegeben. Jena, 1793—1795. 8.

18) Commentationes theologicae, potissimum historiam Cerinthi Judaeo-Christiani ac Judaeo-Gnostici atque finem Johanneorum in N. T. libellorum illustraturae. Accedit oratiuncula de notione orthodoxiae. Institutis academicis sic volentibus scripsit etc. Jenae, bei Göpferdt, 1795. 8.

19) Neues theologisches Journal von Hänlein und Ammon. Fortgesetzt von Paulus, Jahrg. 1795—1797. Nürnberg. 8.

20) Beschreibung des alten Aegyptens nach d'Anvilles Handbuch der alten Erdbeschreibung, Nürnberg, Schneider, 1793. 8.

21) Meletemata ad historiam dogmatis de resurrectione mortuorum. Jenae in bibliopolio academico, 1796. 8.

22) Pharisaeorum de resurrectione sententia ex tribus Josephi, Archaeologi, locis explicatur, Osterprogramm von 1796.

23) Orationes academicae, quarum altera orthodoxiae theologicae notionem philosophicam, altera Lutheri et Melanchtonis judicium de vi et officiis doctoratus theologici exponit etc. Jenae, sumtibus Goepferdtii, 1799. 8.

24) Introductionis in novum testamentum capita selectiora, quibus in originem, scopum et argumentum evangeliorum et actuum apostolicorum de novo inquiritur. Jenae, sumtibus Goepferdtii, 1799. 8.

25) Von der Zeit der Abfassung des ersten Briefes an die Philipper. Lateinisches Osterprogramm, Jena, 1799.

26) Vermischte Bemerkungen zu den äußern Beweisgründen über den Ursprung der Johanneischen Apokalypse. Lateinisches Osterprogramm, Jena, 1800.

27) Handbuch der alten Erdbeschreibung zum Gebrauche der eilf größern d'Anville'schen Landkarten. Bd. IV. Afrika und Aegypten von Paulus und Bruns, Nürnberg, 1800.

28) Volney Reise nach Syrien und Aegypten 1783—1785. Aus dem Französischen von Sal. Schorcht. I. II. und Thl. III. von Paulus. Jena, 1800. 8.

29) Von dem Ursprunge des Briefes an die Römer. Lateinisches Osterprogramm, 1801.

30) Von der Frage, ob nach der Apostelgeschichte die ersten Christen die Begeisterung und Unfehlbarkeit für gleich bedeutend genommen haben. Lateinisches Osterprogramm, Jena, 1802.

31) Philologisch-kritischer Commentar über das neue Testament. Commentar über die drei ersten Evangelien. Erster Theil, der drei ersten Evangelien erste Hälfte, 1800. Zweiter Theil, der drei ersten Evangelien zweite Hälfte bis zur

Leidensgeschichte, 1801. Dritter Theil, der drei ersten Evangelien Fortsetzung und Beschluß, 1802, Lübeck, bei Bohn, gr. 8. Vierten Theiles erste Abtheilung, die erste Hälfte von dem Evangelium des Johannes enthaltend, 1804. gr. 8.

32) Desselben Werkes zweite Auflage, Lübeck bei Johann Friedrich Bohn, 1804. gr. 8.

33) Benedicti de Spinozae opera, quae supersunt, omnia. Iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris nec non notitias, quae ad historiam scriptorum pertinent, addidit etc. Volumen prius, Jenae in bibliopolio academico, 1802. Volumen posterius cum imagine auctoris, Jenae, 1803. gr. 8.

34) Zusätze und verbesserte Anmerkungen zur ersten Auflage des Commentars, Lübeck bei Bohn, 1808. gr. 8.

35) Allgemeines Lesebuch für den Bürger und Landmann, vornehmlich zum Gebrauche für Stadt- und Landschulen. Neuerdings verbessert und bearbeitet, Bamberg und Würzburg, bei Joseph Anton Göbhardt, 1808. gr. 8.

36) Elementarbuch für den Schulunterricht in der Geographie, aus dem allgemeinen Lesebuch besonders abgedruckt, Bamberg und Würzburg, bei Joseph Anton Göbhardt, mit einem vollständigen alphabetischen Sachregister, 1808. 8.

37) Desselben zweite Auflage, 1810.

38) Natalitia principis beatissimae memoriae Caroli Friderici etc. concelebrat academia Ruperto-Carolina 22. Nov. 1814. Praemissa est oratio, Mosen primum libertatis de publicis rebus publice secundum animi pie commoti sensa loquendi assertorem religiosissimum sistens. Heidelbergae, Gutmann, 1814. 4.

39) Haupturkunden der Württembergischen Landesverfassung, Bd. I, Abthl. 1 und 2, Bd. II, Abthl. 3 und 4, 1816. 8.

40) Allgemeine Grundsätze über das Vertreten der Kirche bei Ständeversammlungen, mit besonderer Beziehung auf Württemberg, Heidelberg, Oswald, 1816. 8.

41) Auch zu Heidelberg war Doctor Martin Luther. Eine Gedächtnißrede am Säkularfeste der Reformation, Heidelberg, Oswald, 1814. 4.

42) Philosophische Beurtheilung der von Wangenheim'schen Idee der Staatsverfassung u. s. w., Heidelberg, 1817. 8.

43) Beurtheilende Uebersicht der über die Ansprüche der Frankfurter-Judenschaft auf das dortige Bürgerrecht kürzlich erschienenen Hauptschriften, Heidelberg, Mohr und Winter, 1817. 8.

44) Beurtheilende Anzeigen, welche das neueste Betragen des römisch-päpstlichen Kirchenregiments, besonders gegen das Generalvikariat in Konstanz, gegen die großh. badische Regierung und gegen die Rechtsgleichheit der evangelischen Protestanten beleuchten. Heidelberg, Mohr und Winter, 1818. 8.

45) Beiträge der jüdischen und christlichen Gelehrten zur Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens, Koblenz, 1818. 8.

46) Zur Sicherung meiner Ehre. Aktenstücke als Manuscript für Freunde und unparteiische Beurtheiler. Heidelberg, Karl Groos, 1819. 8.

47) Sophronizon oder unpartheiisch freimüthige Beiträge zur neuern Geschichte, Statistik und Gesetzgebung der Staaten und Kirchen. Erster Band, 4 Hefte, Frankf. am Main, Willmanns, 1819. gr. 8. Zweiter Band, 4 Hefte, 1820. Dritter Band, 4 Hefte, 1821. Vierter Band, 4 Hefte, Heidelberg, Oswald, 1822. Fünfter bis neunter Band, jeder zu 6 Stücken, 1823—1827. Bd. X, 1828, 6 Stücke. Bd. XI—XIII, jeder Band zu 6 Stücken, 1829—1831, Heidelberg, Winter. Supplementheft, ebend. 1831. gr. 8.

48) Theologisch-exegetisches Conservatorium oder Auswahl aufbewahrungswerther Aufsätze u. s. w. Erste und zweite Lieferung, Heidelberg, 1822. 8.

49) Historisch-politische Schilderungen und Denkzeichen für Forscher und Liebhaber. Auch unter dem Titel: Historisch-politische Blicke auf mancherlei Wirkungen des absolut-monarchischen Princips im vormaligen Frankreich, Heidelberg, Groos, 1823. gr. 8.

50) Ursprung der althebräischen Literatur durch Samuels Geist und seine Prophetenschulen. Nebst Bemerkungen über das älteste Sprechfreiheitsgesetz. Heidelberg, Oswald, 1823.

51) Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonk-Hamacher'schen cause célèbre. Heidelberg, 1823.

52) Rechtserforschungen für Juristen und Nichtjuristen. Drei Hefte, Heidelberg und Leipzig, Groos, 1824 und 1825. 8.

53) Geschichtliche und rechtliche Beleuchtung und Prüfung des Jubelablaßjahres, Heidelberg und Leipzig, Groos, 1825. gr. 8.

54) Der Denkglaubige. Eine allgemeine theologische Jahresschrift. Des ersten Bandes erste Abtheilung, Heidelberg, Oswald, 1825. Zweite Abtheilung, 1829. 8.

55) Lebens- und Todeskunden von Johann Heinrich Voß. Am Begräbnißtage gesammelt für Freunde. Heidelberg, Winter, 1826. 8.

56) Spittlers Geschichte des Papstthums, nach dessen akademischen Vorlesungen mit Anmerkungen herausgegeben von J. Gurlitt, für den allgemeinen Gebrauch erneuert von Paulus. Heidelberg, 1826. 8.

57) Kirchenbeleuchtungen und Andeutungen, den gegenwärtigen Standpunkt der römisch-päpstlichen katholischen und evangelisch-protestantischen Kirchen richtiger kennen zu lernen. Heidelberg, Groos, 1827. 8.

58) Einfache Rechts- und Verstandesansichten über den Rechtsstreit wegen der Erbfähigkeit der Städel'schen Kunstanstalt. Heidelberg, Oswald, 1827.

59) Privatgutachten über die aufgegebene Frage: Kann ein deutscher Regent, wenn er römisch-katholisch wird, ein Recht haben, auf eine evangelisch-protestantische Kirche unmittelbar und persönlich als Souverän oder als oberster Bischof zu wirken? Deßau, Ackermann, 1827. gr. 8.

60) Wortregister zur philologischen Clavis über die Psalmen. Heidelberg, Winter, 1827. 8.

61) Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Erster Theil, erste und zweite Abtheilung. Zweiter Theil, erste und zweite Abtheilung. Heidelberg, Winter, 1828. gr. 8.

62) D. Christiani Friderici Schnurrer, universitatis literarum Tubingensis nuper cancellarii, orationum academicarum historiam literariam theologicam orientalem illustrantium delectus posthumus. Tubingae, apud Osiandrum, 1828. gr. 8.

63) Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstellung der akademischen Freiheit. Nebst Privatnotizen und Betrachtungen über die neuesten Anmaßungen der Duellvereine auf der Universität Heidelberg. Heidelberg, Groos, 1828. 8.

64) Aufklärende Beiträge zur Dogmen- Kirchen- und Religionsgeschichte, Bremen, Geisler, 1830 8.

65) Berichtigende Resultate aus den neuesten Versuchen des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Nationalismus, oder zeitgemäße Beleuchtung des Streites zwischen dem Eingebungsglauben und der urchristlichen Denkglaubigkeit. Wiesbaden, Schellenberg, 1830. gr. 8.

66) Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien. Des ersten

Theiles erste und zweite Hälfte. Zweiter Theil und des dritten Theiles erste und zweite Hälfte. Heidelberg, Winter, 1831—1833.

67) Des Apostels Paulus Lehrbrief an die Galater und Römer. Wortgetreu übersetzt mit erläuternden Zwischensätzen, einem Ueberblick des Lehrinhalts und Bemerkungen über schwerere Stellen. Heidelberg, Winter, 1831. gr. 8.

68) Die jüdische Nationalabsonderung nach Ursprung, Folge und Besserungsmitteln, oder über Pflichten, Rechte und Verordnungen zur Verbesserung der jüdischen Schutzbürgerschaft in Deutschland. Allen deutschen Regierungen und landständischen Versammlungen zur Erwägung gewidmet. Heidelberg, Winter, 1831. 8.

69) Ueber die Principien der Preßfreiheitsgesetzgebung als Rechtsschutz für die Wahrheitsfreiheit. Zeiterwägende Bemerkungen und Vorschläge praktischen und rechtlichen Inhalts. Heidelberg, Winter, 1831. 8.

70) Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre von Dr. Fr. K. Meier. Mit einer Abhandlung von Paulus. Heilbronn, Drechsler, 1832. 8.

71) Des Apostels Paulus Ermahnungsschreiben an die Hebräer-Christen. Wortgetreu übersetzt mit erläuternden Zwischensätzen, einer fortlaufenden Sinnerklärung, kritischen Einleitung und Bemerkungen über schwerere Stellen. Heidelberg, Winter, 1833. gr. 8.

72) Kampf und Sieg der Homöopathie oder Reinarzneilehre bei den badischen und hessendarmstädtischen Ständeversammlungen. Nebst vielen Erörterungen der wohlthätigen Hauptmomente dieser einfachen, für Menschen und Thiere wohlfeil anwendbaren, der Moralität und dem Bürgerwohl förderlichen Heilart. Bekannt gemacht zur Erweckung selbstprüfender, eklektischer Aerzte, welche das Gute beider Heilarten zu verbinden wünschen. Leipzig, Ludwig Schuhmann, 1834. gr. 8.

73) Entdeckungen über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophen. Ein Panorama in fünfthalb Akten mit einem Nachspiel. Von Magis Amica Veritas. Bremen, Geisler, 1835. 8.

74) Des großh. bad. Hofgerichts in Mannheim vollständig motivirtes Urtheil über die in dem Roman „Wally, die Zweiflerin," angeklagten Preßvergehen nebst zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epiloge des Herausgebers, Aktenstücken und Bemerkungen. Heidelberg, Groos, 1836. 8.

75) Conversationssaal und Geisterrevüe. Ein Panorama interessanter Personen, Gedanken und Zeitmaterien für Menschenkenntniß und Wissenschaft. Gedacht und gesammelt von Magis Amica Veritas. Stuttgart, Schweizerbart, 1837. gr. 8.

76) Aufklärende Beiträge zur Dogmen- Kirchen- und Religionsgeschichte. Neue, durch zwei Abhandlungen vermehrte Ausgabe. Bremen, Geisler, 1837. gr. 8.

77) Der wieder laut gewordene Principienkampf zwischen römischer Hierarchie und deutscher Staatsrechtlichkeit. Nebst unparteiischen Gedanken, wie der Streit aus der Wurzel geheilt werden könne. Heidelberg und Leipzig, Groos, 1838. gr. 8.

78) Zweite strengere Beleuchtung des immer lauter werdenden Principienkampfs zwischen römischer Hierokratie und deutscher Staatsrechtlichkeit. Heidelberg und Leipzig, Groos, 1839, gr. 8.

79) Ueber theologische Lehrfreiheit und Lehrerwahl. An alle die, welche im Kanton Zürich auch eines freisinnigen Auswärtigen geprüfte Ueberzeugungen gerne prüfen wollen. Zürich, Orell, Füßli und Compagnie, 1839, gr. 8.

80) Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein fünfzigjähriges Jubiläum. Heidelberg, Groos, 1839. 8.

81) Motivirtes Votum über die wegen eines Altenburgischen Consistorialrescripts zwischen biblischem Rationalismus, Pietismus und Separatismus entstandenen Streitigkeiten u. s. w. Mannheim, Heinrich Hoff, 1839, gr. 8.

82) Die protestantisch-evangelische unirte Kirche in der baierischen Pfalz. Eine Sammlung von Aktenstücken mit staatsrechtlichen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Beleuchtungen u. s. w. Heidelberg, Winter, 1840, gr. 8.

83) Exegetisches Handbuch der drei ersten Evangelien, 3 Bände (in 4 Lieferungen). Wohlfeile Ausgabe. Heidelberg, Winter, 1841. Lex. 8.

84) Neuer Sophronizon oder Reflexionen und Miscellen über wissenschaftliche, kirchliche und allgemeine Zeiterscheinungen und Denkaufgaben. Erster Band. Erste, zweite und dritte Mittheilung. Darmstadt, C. W. Leske, 1841. Zweiter Band. Erste, zweite und dritte Mittheilung, ebend. 1841 und 1842. Dritter Band, erste und zweite Mittheilung, ebend. 1842 und 1843, gr. 8.

85) Zur Beleuchtung kirchlich wichtiger Streitfragen unserer Zeit, bes. Versuche von kirchlichen Verfluchungen und gewaltthätiger Kirchenzucht im bremischen Magazin, Heft III, 1842.

86) Aktenstücke zu dem Gebetstreit zu Magdeburg. Darmstadt, Leske, 1842, gr. 8.

87) Bemerkungen, den evangelischen Herrn Bischof zu Magdeburg und den anglikanischen zu Jerusalem betreffend. Nebst mehreren Beilagen, ebend. 1842, gr. 8.

88) Die anglikanische Bischöflichkeit, geschichtlich und nach ihrem neuesten Anspruche, die deutsch-protestantisch-evangelische Kirche zu vervollkommnen, beleuchtet, u. s. w. ebend. 1842.

89) Zur Berichtigung der Ehescheidungsgesetze nach biblischen, altrömischen und staatsrechtlichen Grundideen. Nebst einer Zuschrift an den königlich preußischen Minister von Savigny, ebend. 1843.

90) Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung oder Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. Schelling'schen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christenthums im Berliner-Winterkursus 18$4\frac{1}{2}$. Darmstadt, Leske, 1843, gr. 8.

91) Vorläufige Appellation an das Wahrheitliebende Publicum contra des Philosophen F. W. Joseph v. Schelling Versuch, mittelst der Polizei sich unwiderlegbar zu machen. Ebend. 1843. 8.

92) Irenikon oder warum und wie sind Eltern, Staaten und Kirchen zuvörderst einen selbstverpflichtenden, von Dogmen nicht abhängigen, biblisch-urchristlichen Religionsunterricht schuldig? Eine Abhandlung zum wahren Frieden zwischen Staaten und Kirchen. Ebend. 1843. 8.

93) Die Versöhnung zwischen Wissen und Glauben durch historische und philosophische gründliche Aufklärung. Ein irenisches Vorwort zu dem Werke: Die freie, religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter von Dr. Hermann vom Busche. Ebend. 1846. 8.

94) Zur Rechtfertigung der Deutschkatholiken gegen Klagen Römischgläubiger. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung. Karlsruhe, Maklot, 1846, gr. 8.

95) Eine große Anzahl von Recensionen, Anzeigen, Abhandlungen in der Jenaischen, Halle'schen, Leipzigerliteraturzeitung, im Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon, in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie, in der Darmstädtischen Kirchenzeitung, in Pölitz' Jahrbüchern, in den Heidelbergerjahrbüchern, u. s. w.

96) Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, u. s. w., herausgegeben von Schiller, zum Schlusse besorgt von Paulus. Zweite Abtheilung, 29ter und letzter Band. Jena, 1806, gr. 8.

Alphabetisches Personen- und Sachregister zum zweiten Bande.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten des Buches.)

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.